Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

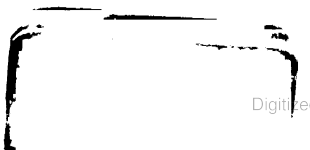
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GRI
.012



Digitized by Google

Digitized by Google

GRI
.012

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:

Prof. Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Werderstr. 24

5. Jahrgang 1931-
6. " 1932

Konkordia A.-G. für Druck und Verlag, Bühl-Baden

Digitized by Google

284721

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 5. Jahrgangs

Seite

Abhandlungen

Eugen Fehrle, Sommereinholen 1

Rud. Hindringer, Der Schimmel als Heiligen-Attribut . . . 9

Friedrich Herrgott, Die Sagen vom „Goldenen Kalb“ 14

Richard Hünnerkopf, Fasselrutschen 21

Lutz Mackensen, Die Ballade von der Rabenmutter 28

R. Hoppe, Feuersegen und Kugelsegen aus Bobstadt 47

Grete Großmann, Über die Handamulette der von Portheim-Stiftung 50

E. Christmann, Name und Alter des Christbaums in der Pfalz . 81

Albert Becker, Ein italienischer Rechtsbrauch am Rhein . . . 88

Seite

D. Neu, Aus einem Buch des J. M. Schindler aus Hohensachsen 92

Max Walter, Die Bildstöcke zum hl. Wendelin im Kirchspiel Mudau (Baden) 95

Otto Lauffer, Volkskundliches von Zwillingen 122

Heiner Heimberger, Beiträge zur Volksheilkunde 125

Rud. Kriß, Volkskundliches aus den Mirakelbüchern von Maria Eck, Traunwalchen, Kößlarn und Halbmeile 134

Kleinere Mitteilungen 27 (Hünnerkopf, Zu Hebel), 46 (Marzell, Volkskunde im Gerichtssaal), 49, 60 (Baier, Kindsfuder), 61 (Batzer, Volksbrauch; Mein Herz, das ist ein Bienenhaus), 121, 133

Bücherbesprechungen 63, 121, 151

Digitized by Google

Dem Schriftleiter stehen zur Seite:

Frau Prof. Dr. Aall, Oslo; Oberstudiendirektor Dr. A. Becker, Zweibrücken (Pfalz); Prof. Dr. K. Bohnenberger, Tübingen; Prof. Dr. Hans Fehr, Bern; Prof. Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe; Bibliotheksdirektor Dr. W. Fraenger, Mannheim; Dr. Ch. Frank, Oberpfarrer, Kaufbeuren (Bay.); Prof. Dr. V. v. Geramb, Graz; E. Gerweck, Schulrat, Mannheim; Prof. Dr. H. Güntert, Heidelberg; Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien; Prof. Dr. O. Heilig, Mannheim; Prof. Dr. Ad. Helbok, Innsbruck; Prof. Dr. R. Hünnerkopf, Heidelberg; Prof. Dr. R. Kapff, Urach (Wrttbg.); Dr. J. Künzig, Freiburg i. Br.; Konservator August Lämmle, Stuttgart; Museumsdirektor Dr. Leisching, Salzburg; Dr. Lüers, München; Prof. Dr. H. Marzell, Gunzenhausen (Bay.); Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. O. Meisinger, Heidelberg; Prof. Dr. R. Much, Wien; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Panzer, Heidelberg; Prof. Dr. A. Pfalz, Wien; Prof. Dr. Fr. Pfister, Würzburg; Prof. Dr. A. Spamer, Dresden; Domänenrat M. Walter, Amorbach (Bayern); Prof. Dr. O. Weinreich, Tübingen; Geheimrat Prof. Dr. Wolfram, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. H. Wopfner, Innsbruck.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter: Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Werderstr. 24

1. Heft 5. Jahrgang 1931

Sommereinholen.

Von Professor Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

An Sonntag Lätare oder kurz nachher sieht man in der ganzen Pfalz fröhliche Kinderumzüge (Bild 1): jedes Kind hat einen Sommertagsstecken, früher in Heidelberg eine Haselgerte, oben drauf ist ein Zweigbüschel von immergrünen Pflanzen — meist Buchsbaum, oder auch einige Veilchen — dann eine Brezel und zwischen ihr ein Ei oder ein Apfel. Der Stecken ist auf verschiedene Art geschmückt[1].

Die immergrünen Zweige sind die Hauptsache; und da, wo man einfacher ist, wie in manchen Orten des Odenwaldes, sind sie allein auf einen Stecken gebunden, alles andere ist weggelassen. Diese immergrünen Zweige, die im Vorfrühling herumgetragen werden, waren einstens für die Menschen Ausdruck tiefster Sehnsucht: man wollte jetzt, wo vielfach Krankheiten die Menschen heimsuchen und die Wintervorräte zum Essen immer knapper wurden — wir müssen uns in alte Zeiten zurückversetzen —, dem heißen Wunsche Ausdruck geben: möge doch endlich der Sommer mit seinem Segen wiederkommen; ging in den Wald oder Garten, holte grüne Zweige und zog mit ihnen durch die Gemarkung, durchs Dorf und in die Häuser. Wie durch magischen Zwang beigezogen, sollte der Sommer jetzt erscheinen. Deshalb heißt es in Sommertagsliedern der Rheinpfalz: uff der griine Wiise kummt der Summer gschliche. Wie eine Macht, die, veranlaßt durch das Lied, aus dem Wald oder hinter den Hecken vorkommen muß, zieht jetzt der Sommer ein. Was die Kinder mit dem Einbringen des grünen Zweiges ihm vorgemacht haben, muß er nachmachen. Der Sommertagszug ist also auf dieser Stufe der Entwicklung ein Vorbildzauber.

Die Wirkung, die man durch den immergrünen Zweig hervorzubringen sucht, ist verstärkt durch andere Sinnbilder des Segens. Zwischen der Brezel, die unter dem grünen Zweig am Sommertagsstecken befestigt ist, ist entweder ein Ei oder ein Apfel oder auch beides angebracht (Bild 2).

[1] Albert Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern, Kaiserslautern, 1908; Albrecht Dieterich, Kleine Schriften, 1911, 324 ff.; Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, 1927, 53 ff.

Digitized by Google

Das Ei sieht aus wie ein lebloses Ding, und doch entwickelt sich aus ihm Leben. Der Apfel enthält Frucht und Samen zusammen. So sind Ei und Apfel oft als Sinnbilder des Segens verwendet. Die Brezel ist ein altchristliches Kultgebäck und wohl von dort her in den Volksbrauch gekommen.

Betrachten wir eines dieser Sommertagslieder, wie es in Heidelberg zur Zeit üblich ist:

Strih, strah, stroh!
Der Summerdag is do!
Der Summer und der Winter,
Des sin Geschwisterkinder,
Summerdag! Staabaus,
Blos em Winter die Aage aus!
Strih, strah, stroh!
Der Summerdag is do!

Ich hör die Schlissel klinge,
Was werre se uns denn bringe?
Rote Wein un Brezl drein.
Was noch dazu? Paar neue Schuh.
Strih, strah, stroh,
Der Summerdag is do.
Heut übers Johr,
Do sin mer wider do.

O du alter Stockfisch,
Wann mer kommt do hoscht nix,
Gibscht uns alle Johr nix.
Strih, strah, stroh,
Der Summerdag is do!

Die Deutung einzelner Verse ist bisweilen schwer. Denn die Lieder haben eine lange Entwicklung durchgemacht und sind in ihrem ursprünglichen Sinn später kaum mehr verstanden; die Veränderungen, die sie mit der Zeit erfahren, beruhen daher oft auf Äußerlichkeiten. Der Sinn, der den Versen im Verlauf der Entwicklung beigelegt wurde, ist auch da und dort ein anderer als am Anfang.

Die ersten Ausrufe Strih, strah, stroh oder ri, ra, ro oder kri, kra, kro sind Aufreihungen von Lauten, wie wir sie in Lied und in Redensarten häufig haben[2]. Die Reihenfolge der Laute ist durch die Beschaffenheit unserer Sprechorgane gegeben: Die Folge i—u entsteht leichter als etwa die umgekehrte a—i. Deshalb ist sie in vielen Redewendungen zu finden: Klingklang, singen und sagen, Griesgram, Mischmasch, pitschpatsch, klipp klapp. Im Lied und Spruch erzählt man von Sichsen und Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Diese Lautreihe wird durch Zuspitzen der Lippen leicht erweitert in i—a—o oder in i—a—u: bim—bam—bum; ri, ra, rutsch, wir fahren auf der Kutsch; oder in den Hamburger Kinderversen: stripp, strapp, strull, is de Emmer nicht bald vull. In den beiden letzten Fällen ist die Lautreihe im Ausruf und in den folgenden Worten gegeben.

Im zweiten Vers begrüßen die Kinder nicht etwa den Frühling, wie wir nach unserem Empfinden heute erwarten würden, sondern den Sommer. Das erinnert an die Urzeiten indogermanischer Völker, die in der Hauptsache eine Teilung des Jahres in Winter und Sommer hatten[3].

[2] Theodor Birt, Über Mischmasch und Verwandtes: Zeitschrift für Deutschkunde, 1930, 503 ff.

[3] Tacitus, Germania, herausgegeben von Eugen Fehrle, 1929, 94.

Digitized by Google

Bild 1: Heidelberger Sommertagszug

Daß Sommer und Winter Geschwisterkinder genannt werden, ist wohl daraus zu erklären, daß sie wie Geschwister immer miteinander oder hintereinander auftreten. Zunächst sind sie Feinde. Aber schon in alten Streitversen versöhnen sie sich zum Schluß und spenden einander Lob und Anerkennung[4].

Im 5. Vers hat das Wort Staabaus der Erklärung Schwierigkeiten gemacht[5]. Man hat es auf einen alten Rechtsbrauch bezogen und auf das Ausstäupen eines Verbrechers zurückführen wollen. Die stupe, später Staupe, ist der Schandpfahl, an dem der Verbrecher festgebunden wurde, um mit Ruten geschlagen zu werden. Aber das Wort kommt, wie die dazugehörenden Bezeichnungen ausstäupen und Staupbesen aus dem Niederdeutschen und ist erst durch Luthers Bibelübersetzung weiter bekannt ge-

[4] Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530, 170 ff.
[5] Albert Becker, Pfälzer Volkskunde, 1925, 304 f.

Digitized by Google

worden. Das Wort Staabaus kann kaum darauf zurückgehen, sondern hängt zusammen mit Staub und stäuben[6]. Ausstäuben, d. h. ausstaawe bedeutet in der Pfälzer Mundart ausfegen und hinausjagen. In dem Vers wird also der Sommertag aufgefordert, auszujagen. Wen? Selbstverständlich den Winter.

Solche Befehlsformen sind mit der Zeit zu Hauptwörtern und oft zu Namen geworden, wie Trinkaus, Haltaus, Kehraus. Möglich ist hier, mindestens für die spätere Zeit, daß Staabaus als Hauptwort und Anrede an den Sommertag zu nehmen ist.

Der Sommertag bekommt die Aufforderung, dem Winter die Augen auszublasen. Hier gehen Vorstellungen vom Frühlingswind, der die Winterkälte wegfegen soll, und vom Kampf zwischen Sommer und Winter, bei dem der Winter getötet wird, ineinander. In Bad Dürkheim singen die Kinder: „Stecht dem Winter die Aage aus."

Im zweiten Absatz wird die Hoffnung der Kinder ausgesprochen, daß sie für das Einholen des Sommers eine Gabe erhalten. Sie hören die Schlüssel klingen; das erweckt die Hoffnung, daß die Hausfrau den Kasten aufschließt und eine Gabe herausholt.

Auch die Erwartung der Küchlein wird in manchen Liedern ähnlich ausgesprochen, so in Germersheim[7]:

Hör mer d' Schlüssle klingle,
Sie wollen uns ebbes bringe,
Hör mer d' Panne krache,
Sie wolle uns ebbes backe.

In Speyer heißt es[8]:

Ich hör was klinge,
Die Madam werd was bringe,
Ich hör was krache,
Die Madam werd was backe.

Ob dies die ursprüngliche Bedeutung der Schlüssel ist, bleibt vorläufig eine offene Frage. Nur darf daran erinnert werden, daß der Schlüssel in den Frühlingsbräuchen auch sonst genannt ist. Er schließt das Tor des Himmels auf und die liebe Sonne kann herauskommen[9].

Vielleicht darf man auch daran denken, daß jetzt die Bauern die Kasten öffnen und die Frühjahrssaat herausholen. In dem Sommertagslied, von dem die Pfälzerin Liselotte im Jahre 1707 und fast gleich schon 1696 schreibt, heißt es[10]:

Stru, stru, stroh, der sommer der ist do,
Wir sind nun in der fasten,
da leren die bauren die kasten,
Wenn die bauren die kasten leren,
Woll uns Gott ein gutt jahr bescheren.
Stru, stru, stroh, der sommer der ist do.

[6] E. Christmann, Vom Winterverbrennen: Bayer. Wochenschrift für Pflege von Heimat und Volkstum 6, 1928, 114ff. [7] Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern, 39. [8] Ebenda, 38. [9] Diese Vorstellung geht auf sehr alte orientalisch-griechische Anschauungen zurück. Vgl. Erwin Pfeiffer, Studien zum antiken Sternglauben, 1916, 125. [10] Becker, a. a. O., 40 f.

Digitized by Google

Bild 2: Kinder aus dem Sommertagszug in Heidelberg

Das Sommertagslied in dieſer Form war noch bis vor wenigen Jahrzehnten in Heidelberg üblich.

In manchen ſolcher Heiſchelieder iſt der Dank an die Geber ausgeſprochen, oft, wie im Heidelberger Lied, iſt er vergeſſen[11]. Alle Eltern wiſſen, daß Kinder wohl nicht müde werden zu bitten, wenn ſie etwas haben wollen, den Dank meiſt aber übergehen. Er iſt in den freudigen Blicken enthalten.

Aber das Schimpfen und Spotten auf diejenigen, die nichts geben, iſt ſelten vergeſſen. In neuerer Zeit wird es in Heidelberg etwas erweitert, dem oben mitgeteilten Lied gegenüber:

O du alter Stockfiſch,
Wann mer kummt, no hoſch nix,
Als e Schipp voll Kohle,
Der Kuckuck ſoll dich hole.

[11] Vgl. Fehrle, Deutſche Feſte und Volksbräuche, 1927, 71 f.

Digitized by Google

Der Pfälzer glaubt gerne, der Sommertagsumzug sei eine Eigenart seines schönen Landes. Das mag für heute richtig sein, für frühere Zeit nicht. Im badischen Oberland haben wir noch vereinzelte Begehungen an Sonntag Lätare oder an anderen Frühlingstagen, die eine ähnliche Bedeutung wie der pfälzische Sommertag haben und auf denselben Ursprung zurückgehen.

Auch im alten Griechenland und Italien haben die Kinder den Sommer eingeholt. Das älteste Sommertagslied, das für Europa bezeugt ist, stammt aus Griechenland und ist von dem Schriftsteller Athenaios (8,360 bcd) um 200 n. Chr. nach einer älteren Vorlage aufgezeichnet. Auf alle Fälle geht das Lied in viel ältere Zeiten zurück. Es wurde auf der Insel Rhodos von Kindern gesungen. Dabei wurde die Nachbildung einer Schwalbe mitgetragen. Die Kinder sangen:

Ἦλθ', ἦλθε χελιδών καλὰς ὥρας ἄγουσα καὶ καλοὺς ἐνιαυτούς, ἐπὶ γαστέρα λευκά κἠπὶ νῶτα μέλαινα.	Es kam, es kam eine Schwalbe, Brachte schöne Sommer Und auch schöne Jahre. Am Bauche war sie weiß, Am Rücken war sie schwarz.
παλάθαν οὐ προκυκλεῖς ἐκ πίονος οἴκου οἴνου τε δέπαστρον τυρῶν τε κάνυστρον; καὶ πύρνα χελιδών καὶ λεκιθίταν οὐκ ἀπωθεῖται.	Bringst du nicht süßes Feigenmus Aus dem reichen Hause Und einen Becher Wein Und ein Körbchen Käse? Auch Weißbrot und Kuchen Verschmäht die Schwalbe nicht.
πότερ' ἀπίωμες ἢ λαβώμεθα; εἰ μέν τι δώσεις· εἰ δὲ μή, οὐκ ἐάσομες· ἢ τὰν θύραν φέρωμες ἢ τὸ ὑπέρθυρον ἢ τὰν γυναῖκα τὰν ἔσω καθημέναν, μικρὰ μέν ἐστι, ῥᾳδίως νιν οἴσομες. ἂν δὴ φέρῃς τι μέγα δή τι φέροις. ἄνοιγ', ἄνοιγε τὰν θύραν χελιδόνι· οὐ γὰρ γέροντές ἐσμεν, ἀλλὰ παιδία.[12]	Sollen wir weggehen oder bekom- [men wirs? Gibst du etwas, ist es gut, Gibst du nichts, lassen wir nicht ab. Dann tragen wir die Türe fort, Brechen oben dran den Balken ab Oder holen die Frau, die drinnen sitzt; Sie ist ja klein, wir tragen sie leicht. Bringst du was, So bring was Großes. Mach auf, mach auf die Tür der [Schwalbe, Denn Greise sind wir nicht, wir [blüh'n in Jugendkraft.

[12] Anthologia lyrica ed. Diehl, 6, 201. Dazu vgl. vor allem A. Dieterich a. a. O. und L. Deubner, Dionysos und die Antheſterien: Jahrbuch des deutschen archäologischen Instituts 42, 1927, 172 ff.

Digitized by Google

Wir haben hier einen ähnlichen Aufbau wie in den pfälzer Liedern: Zuerst wird der Sommer eingebracht, dann heischen die Kinder Gaben; für den Fall, daß sie nichts bekommen, schimpfen und drohen sie.

Das Lied geht allerdings von anderen Vorstellungen aus als das Heidelberger Sommertagslied. Im deutschen Lied ist die Gewähr für das Kommen des Sommers gegeben durch die immergrünen Zweige: wie sie grünen, so sollen Acker und Wiesen wieder treiben und überall sonst soll frische Lebenskraft sich zeigen; in Griechenland ist die Gewähr, daß der Sommer

Bild 3: Das erste Pflügen
Felszeichnung aus Skandinavien

wieder komme, gegeben durch das Erscheinen der Schwalbe, die im Herbst immer wegzieht und deren Wiedererscheinen zeigt, daß der Winter vorbei ist und man Hoffnungen auf den Sommer haben darf.

Griechischer Volksglaube, der mit astrologischen Vorstellungen durchsetzt war, hat das Zusammentreffen der beiden Erscheinungen, des Sommers — und auch hier ist wie im deutschen Lied die Zweiteilung des Jahres vorausgesetzt — und der Schwalbe, so in ursächlichen Zusammenhang gebracht, daß die Schwalbe durch magischen Zwang den Sommer herbeiführt. Wir haben hier, wie oft im Volksglauben, die sachlich falsche ursächliche Verknüpfung, nach der ohne Rücksicht auf Möglichkeit oder Unmöglichkeit das konkrete Zeichen, das als sichere Erscheinung zuerst erblickt wird, als Ursache der Parallelerscheinung angesehen wird: die im Vorfrühling erscheinende Schwalbe bringt den Frühling, der wohl in einzelnen Zeichen auch schon sich offenbart, aber doch nicht eindeutig und bestimmt faßbar. Unzweideutig kommt er erst nach der Schwalbe. Die Philosophie hat für solche Ursachenverknüpfung früher den Satz geprägt: post hoc, ergo propter hoc, d. h. nach diesem, also wegen diesem.

Im alten Griechenland gab es ein Sprichwort: Μία χελιδὼν ἔαρ οὐ ποιεῖ, d. h.: Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Also machen die Schwalben den Sommer. Das griechische Wort ποιεῖ (macht) heißt hier: bewirkt durch Verbundensein des Erdenlebens mit der Sternenwelt, von der Jahreszeit und Wetter gebracht werden. Die Schwalbe ist gleichsam ein Bote von dort, der über das Meer kommt und den Sommer bringt.

Digitized by Google

Der Schlußvers des griechischen Liedes will besagen: wären wir alte Leute, so bestände die Sorge, daß der Sommer nicht komme oder wenigstens keinen Segen bringe. Kinder aber in der Jugendblüte sind als Vermittler des Segens besonders geeignet. Gerade Fruchtbarkeits- und Segensriten aller Art müssen von Personen ausgehen, die selbst segenerfüllt sind, von Kindern, Jungfrauen oder einer Braut[13]. Dagegen scheut man am Anfang eines Beginnens, z. B. an Neujahr, den Angang d. h. das Zusammentreffen mit alten Leuten. Ihr Zustand des Hinwelkens könnte durch Sympathie den guten Verlauf des neuen Beginnens beeinträchtigen.

Das Einholen des Sommersegens können wir noch viel weiter zurückverfolgen. Eine Felszeichnung in Skandinavien (Bild 3) etwa aus der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zeigt einen Mann, der pflügt[14]. In einer Hand hat er ein Bäumlein. Viele dieser Felszeichnungen haben religiösen Sinn. Es wird sich in unserem Bilde um das erste Pflügen handeln, bei dem heute noch Segensbräuche verschiedener Art üblich sind. Der Pflüger hat einen Maien in der Hand und will damit den Sommer herbeiführen und zugleich durch das Pflügen den Mutterschoß der Erde zum Hervorbringen neuen Lebens zwingen[15]. Wie das mitgetragene Bäumlein grünt, so wird bald überall frisches Leben sich regen: also haben wir hier einen Vorbildzauber wie im Heidelberger Sommertagszug, von dem wir ausgegangen sind.

Auf der 1. Abbildung des Heidelberger Sommertagzuges S. 3 treten die Kinder mit den Sommertagsstecken zurück vor den größeren Gestalten, die den Sommer und den Winter darstellen. Die Darsteller der beiden Jahreszeiten kämpften früher miteinander. Dabei mußte immer der Sommer siegen, damit es in der Natur auch so werde[16]. Auch hier liegt ein Vorbildzauber zugrunde, der mit dem Einholen des Sommers verbunden ist. Man sucht sich wie so oft im Volksglauben die erstrebte Wirkung durch Verdoppelung zu sichern. Heute fällt in Heidelberg der Kampf weg. Winter und Sommer, die Geschwisterkinder, ziehen in zahlreichen Gestalten friedlich nebeneinander im Zuge mit.

Wenn wir einen Brauch, wie das Sommereinholen, aus verschiedenen Zeiten und Ländern beobachten und gemeinsamen Sinn feststellen — mag auch die Art der Ausführung ganz verschieden sein —, so erhebt sich die Frage, ob wir geschichtliche Abhängigkeit annehmen sollen oder selbständiges Entstehen.

Im allgemeinen werden wir diese Frage so entscheiden: handelt es sich an verschiedenen Orten um dieselbe Reihe von Bräuchen oder Glaubensäußerungen, die nicht naturgemäß so neben- oder hintereinander stehen müssen, so werden wir Abhängigkeit annehmen. Treffen wir aber an verschiedenen Orten gleichartige Einzelvorstellungen, die aus dem Leben verständlich sind, ebenso Reihen von Vorstellungen, die sich naturgemäß

[13] Fehrle, Die kultische Keuschheit, 1910, 64.

[14] Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte 3, 207 ff., besonders Tafel 53 und die dazu angegebenen Schriften.

[15] A. Dieterich, Mutter Erde, 1925, 107 ff.

[16] H. Usener, Kleine Schriften 4, 435 ff.

Digitized by Google

ergeben, so brauchen wir nicht Abhängigkeit anzunehmen, wenn wir auch durch Prüfung der ganzen Verhältnisse und besonders auch der Nebenerscheinungen diese Frage erörtern müssen[17].

Die hier geschilderten Bräuche können unabhängig voneinander entstanden sein. Denn sie entspringen dem Sehnen und Wünschen des Menschen, das sich in jedem Frühling einstellt. Wollte man aber Abhängigkeit annehmen, so dürfte man nicht den pfälzischen Sommertagszug auf den griechischen Brauch zurückführen, sondern müßte auf gemeinsamen Ursprung dieser Bräuche in einer vorgeschichtlichen Zeit schließen.

Der Schimmel als Heiligen-Attribut.

Von **Domkapitular Dr. theol. Rudolf Hindringer** in München.

Die Darstellungen der Heiligen durch die Kunst wurden ursprünglich bloß mit dem Namen des Heiligen versehen. Die Anbringung von Heiligen-Attributen beginnt erst mit dem fortschreitenden Mittelalter. Hier dienten sie zur Veranschaulichung des Heiligen-Lebens. Es wurde also dem Heiligen entweder das Symbol seiner Würde wie die Palme dem Martyrer, die Lampe der Jungfrau oder sein Standesabzeichen (Mitra, Stab) oder auch sein Marterwerkzeug (Stephanus mit den Steinen, Laurentius mit dem Roste, Katharina mit dem Rad usw.) beigegeben. In keine dieser Kategorien gehört der Schimmel des hl. Martin.

Der hl. Martin von Tours (gest. um 400) ist der Heilige der Frankenmission, die vom 5. bis 8. Jahrhundert Mittel- und Süddeutschland für das Christentum gewann. Die zahlreichen alten Martinskirchen in diesem Gebiete sind die Wahrzeichen für die Wege, die die Mission genommen hatte. Wie aus der Vita S. Martini des Sulpicius Severus bekannt war, hatte sich der heilige Bischof von Tours und Apostel Galliens „durch erfolgreiches Wirken gegen verstecktes Heidentum“[1] ausgezeichnet. Sein Leben und seine Verehrung war bereits im früheren Mittelalter ungemein volkstümlich. Die genannte Lebensbeschreibung, die der schreibgewandte Sulpicius Severus dem hl. Martin, seinem geistlichen Vater, widmete und die vier Bücher über die Tugenden des hl. Martin, die ein anderer Landsmann des Heiligen, Gregor von Tours, geschrieben hatte, gehörten zu den beliebtesten religiösen Büchern und erfüllten das Land links und rechts des Rheins mit dem Ruhm des Heiligen. Daß hiebei den zu bekehrenden Schwaben und Franken und Bayern die aufrechte Soldatengestalt des Heiligen anziehender erschien als die des Opfer und Buße predigenden Bischofs, liegt beim Volkscharakter der süddeutschen Stämme auf der Hand. So erscheint St. Martin in der Vorstellungswelt der Bekehrten

[17] Vgl. diese Ztschr. 4, 1930, 82.

[1] Karl Künstle, Ikonographie der christlichen Kunst II (Freiburg, 1926) 439. — Über den Martinstag im Volksleben s. Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, 3. Aufl. (Leipzig, 1927) 7/10.

Digitized by Google

vor allem als „der Heilige im Kriegsgewand", als der edle Reiters- und Rittersmann, der vom Pferde herab seinen Soldatenmantel mit dem Bettler von der Straße teilt.

Mit dem Roß des hl. Martin aber hat es noch eine ganz andere Bewandtnis. Die Missionäre trafen auf ihren Wanderungen durch das germanische Land einen blühenden Roßkult an, der einen gewichtigen Ausschnitt in der religiösen Betätigung unserer Vorfahren bedeutete. Publius Cornelius Tacitus berichtet uns hierüber in Kap. 10, Abs. 3 seiner „Germania" und zwar betont er, daß die Schimmelweisung im germanischen Vorzeichenwesen an erster Stelle stehe: „Keinem Vorzeichen glaubt man mehr, nicht nur beim einfachen Volk, auch bei den oberen Schichten, auch bei den Priestern[2]." Der Grund hievon liegt, wie Tacitus weiterhin angibt, darin, daß man die Schimmel als „Mitwisser der Götter" betrachtete. Beachtenswert ist in dem Satz des Tacitus die Gegenüberstellung von Priester und Schimmel: Die Priester halten sich für die Diener der Götter, die Pferde aber sind selber göttlich! Deshalb werden die heiligen Rosse in eigenen Hainen gezüchtet und gehegt, sie sind dem menschlichen Gebrauch entzogen und dienen nur dem Kulte, indem sie bei der Umfahrt des Gottes den heiligen Wagen ziehen und dabei ihrerseits durch Wiehern und Schnauben göttliche, genau zu beachtende Weisung geben. Karl Helm[3] verneint den Rossehag als sozusagen ortsübliche Kulteinrichtung und hält „die Verallgemeinerung, die in den Worten des Tacitus steckt", für unrichtig und sagt „Regel war es sicher nicht, solche Pferde zu ziehen, dies blieb gewiß auf den Kult bestimmter Götter beschränkt, wie später weiße Pferde bei dem Freytempel in Drontheim begegnen, während bei den anderen Tempeln nichts davon verlautet." Diese These wird ohne Zweifel durch die Tatsache gestützt, daß in der Vorstellung der indogermanischen Völker alle höheren Wesen als berittten erscheinen. Auf den nächtlichen Geisterritt bezieht sich noch eine Stelle in den Predigten des Berthold von Regensburg (gest. 1272)[4]. Bei alledem muß aber der in der auffälligen Reihenfolge „Phol ende Wodan" des zweiten Merseburger Zauberspruches[5] enthaltene bedeutungsvolle Sinn in Geltung bleiben, wonach „das Roß als Inkarnation des Dämonischen ursprünglicher ist als der antropomorph gestaltete Gott neben dem Pferd"[6]. Tatsächlich erscheint der Schimmel in der angezogenen Tacitusstelle als selbständiges, mit divinatorischen Eigenschaften begabtes Wesen, dem selbst Priester und König dienen. Das Gleiche ergibt sich aus dem „Ansager von Bräuchen heidnischen Aberglaubens" (Indiculus superstitionum et paganiarum), der in Art. 13 von den

[2] Übersetzung nach E. Fehrle, P. C. Tacitus, Germania, München, 1929, S. 15; vgl. ebenda S. 81.

[3] Karl Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I, Heidelberg, 1913, 289.

[4] A. Schönbach, Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt, Wien, 1900, 18. Georg Schierghofer, Umrittsbrauch und Roßsegen, München, 1921, 78 f.

[5] Abgedruckt in E. Fehrle, Zauber und Segen, Jena, 1926, 36.

[6] Walter Steller, nach Ludolph Malten: Zeitschr. f. Volkskunde 40, neue Folge II, Berlin, 1930, 65 f.

Digitized by Google

„Augurien aus dem Roſſenieſen" ſpricht (De auguriis equorum sternutationum)[7]. Es wird alſo doch ſo geweſen ſein, daß der heilige Roſſehag eine ſelbſtändige, mit dem Götterdienſt nur mittelbar zuſammenhängende Einrichtung war. Die Tacitus-Stelle ſelbſt legt dieſe Interpretation nahe; ſie unterſcheidet deutlich zwiſchen Roſſehagen, in denen „der Prieſter und König" den heiligen Wagen begleiten, und Roſſehagen, an denen das „Oberhaupt einer Gemeinſchaft" mitgeht. Erſtere dürften Kultzentren geweſen ſein, die das ganze Land umfaßten, letztere kleinere Kultſtätten, zu denen die einzelnen Dorfgemeinſchaften wallten, wie auch heute noch die Umritte und Pferdeſegnungen als Einzelbrauch, da und dort aber wie z. B. in Weingarten, Traunſtein, Tölz, Kötzting noch als Gauangelegenheit betrachtet werden; Ruhpolding z. B. hält für ſich ſeinen Umritt, kommt aber am Oſtermontag zum Georgiritt nach Traunſtein. Die Karte der Umrittsorte[8], wie Ortsnamen „Roßhaupten", „Thierham" (795 Theorhage) und Zuſammenſetzungen mit -Hag, -Ban (Panholz) und Kay u. ä. geben heute noch ein Bild von der Verbreitung des alten heidniſchen Roßkultweſens. Darnach ſcheint jeder Sippenverband, der ja nach germaniſchem Recht zugleich die Kultusgemeinſchaft bildete[9], ſeine Roßkultſtätte gehabt zu haben. An der Kultzentrale mögen „weiße" Schimmel, Albinos, gehegt worden ſein, die ja als weiße Tiere ſchon zur Welt kommen, während ſonſt die Schimmel nie als reine weiße Tiere geboren werden, ſondern als Apfel-, Fliegen-, Eiſen-, Pfirſich- uſw. -Schimmel und erſt im Laufe der Jahre von dem ihnen anhaftenden „Schwarz" frei werden. Unter den Umritten unſerer Zeit findet ſich m. W. nur noch ein einziger Schimmelritt: am Oſtermontag im Stift Tepl. Eine eigene Schimmelzucht beſtand bis zum Weltkrieg in Kladrub, wo die Pferde für die öſterreichiſchen Staatskaroſſen gezüchtet wurden. —

Die Germania des Tacitus iſt im Jahre 98 n. Chr. erſchienen. Daß ſich im germaniſchen Kultweſen in den folgenden drei Jahrhunderten Weſentliches geändert hätte, erſcheint unwahrſcheinlich. So haben alſo die chriſtlichen Miſſionäre in der Religion der Germanen auch den Roßkult mit ſeinen heiliggehaltenen Schimmeln angetroffen. Wie ſie ihm begegnet ſind, darüber mag uns „der Schimmel als Heiligen-Attribut" Weiſung geben!

Ein Programmſatz der chriſtlichen Miſſion lautete und gilt heute noch an der römiſchen Kongregation der „Propaganda" (de fide): „Dem Volksgeiſt und den Lebensbedingungen der Völker muß man innerhalb der möglichen Grenzen bei der Evangeliſierung entgegenkommen" (Miſſionariſche Akkomodation)[10]. Den gleichen Sinn hatte für die hier zu betrachtende Zeit der Verchriſtlichung des heidniſchen Roßkultweſens der Auftrag des Papſtes Gregor des Großen vom Jahre 601 an den Abt Mellitus für die engliſche Miſſion: Die Idole der Heiden zu vernichten, nicht aber ihre Tempel und heiligen Stätten zu zerſtören. So konnten alſo auch in unſerer

[7] Mon. Germ. hist. Leg. II, 1 (1883) S. 223.

[8] Für Ober- und Niederbayern bei G. Schierghofer a. a. O.

[9] Brunner-Heymann, Grundzüge der deutſchen Rechtsgeſchichte, 7. Auflage, München und Leipzig, 1919, 9.

[10] Lexikon für Theologie und Kirche I (1930) 186.

Digitized by Google

oberdeutschen Heimat die alten Roßkultstätten bleiben, nach wie vor sollte sich das Volk an dem festlichen Aufzug von Roß und Reiter freuen und selbst die solennen Schmausereien wurden geduldet, wenn alljährlich zur Zeit der Wintersonnenwende, im Frühjahr, im Sommer und im Herbst die großen Volksfeierlichkeiten begangen wurden. Die christliche Predigt hatte inzwischen dafür gesorgt, daß diese Feste nun richtig verstanden wurden: Nicht mehr der Schimmel gab dem Feste die Weihe, sondern das Fest weihte den Schimmel und segnete die Pferde und segnete mit dem Roß den ganzen bäuerlichen Vieh- und Besitzstand. Als erster Erfolg der kirchlichen Missionstätigkeit ist dabei zu buchen, daß die Kirche das große Roßkultfest um die Wintersonnenwende nicht mit Weihnachten, das Frühjahrsfest nicht mit Ostern, das Herbstfest nicht mit einem eigenen Feiertag verchristlichte, sondern absichtlich mit Heiligenfesten patronisierte, um die Hoheitsrechte Christi, des Herrn, zu wahren. So ward der Winterpferdekult mit St. Stephan patronisiert. „Steffelsritte" gibt es heute noch da und dort. Der Stephanstag heißt heute noch im Volksmund „der große Pferdstag". Dabei ist zu beachten, daß dem hl. Stephan nicht der Schimmel als Attribut beigegeben ward; er behielt seine Steine: Der Eindruck von seinem Martyrium konnte nicht verlöscht werden[11]. Indes erscheint der hl. Stephan auch beritten; so z. B. in einem Segen in einer Trierer Handschrift des 10. Jahrhunderts[12]. Die österlichen Ritte wurden mit St. Georg, die herbstlichen mit St. Martin patronisiert. Die älteste Georgskirche findet Joh. Dorn[13] in Weltenburg an der Donau um 737, die älteste Martinskirche[14] in Malmedy aus dem Jahre 648. St. Georg und St. Martin sind die heiligen Schimmelreiter. Nun wissen wir, woher sie ihre Schimmel haben. Ihr Schimmel-Attribut hat einen realistischen und einen allegorischen Sinn: Einen realistischen in der Umkehrung der tacitеischen Nachricht von der Heiligkeit der Rosse, zu deren Dienst Priester berufen sind, in die Kunde von der Berufung des Schimmels zum Dienste des Heiligen und des Priesters — es hat also seinen tieferen Sinn, wenn nach Volksbrauch bei unseren Umritten die Geistlichkeit gerade auf Schimmeln mitreiten muß!

Der allegorische Sinn liegt in der Ausdeutung des Seltenen, das den Schimmel aus seinen Artgenossen heraushebt: der weißen Farbe. Die Ehrfurcht des Menschen vor der weißen Farbe gehört in das große Bereich der „kultischen Keuschheit"[15]. „Weiß" steht so im sechsten Brauch-

[11] Georg Schiergbofer, St. Stephan als Rosseschutzherr, in Lit. Beil. zum Klerusblatt 1 (Eichstätt, 1925) 353/362.

[12] E. Fehrle, Zauber und Segen, a. a. O., S. 57. — Über die drei Johannisreiter, die von drei weißgekleideten Jungfrauen eingeholt werden, s. E. Fehrle, der Johannistag, in „Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen", 7. Heft (1924) 15 f.

[13] Joh. Dorn Beiträge zur Partoziniumsforschung: Archiv für Kulturgeschichte 13 (1917) 231. [14] Ebenda 241.

[15] Eugen Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum, Gießen, 1910. Über „Weiß" hier S. 70 und die dort angegebene Literatur. Dazu: Karl Mayer, Die Bedeutung der weißen Farbe im Kultus der Griechen und Römer. Dissertation Freiburg i. B. 1927. 28/41.

Digitized by Google

tumskreis der sieben Schierghoferschen Grundformen[16], es gilt als Unterpfand der Berührung mit der Gottheit und als Kennzeichen der Begabung mit göttlichen Kräften. In der Symbolsprache der Kirche aber bedeutet es die moralische Makellosigkeit: „Cor mundum crea in me Deus. — lavabis me, et super nivem dealbabor" — „Ein reines Herz schaffe in mir, o Gott, — wasche mich und ich werde weißer als der Schnee" (Ps. 50, 9 bis 12). In der christlichen Missionsidee kehrt der gleiche Gedanke in der Zuteilung des Schimmels als Heiligen-Attribut wieder: Auf dem Schimmel darf nur reiten, wer rein und heilig ist; er darf das aber auch, selbst wenn er wie St. Martin und St. Georg ein harter Kriegsmann ist. Die pädagogisch-psychologische Auswertung des Gedankens für die waffenfreudigen Germanen liegt klar zu Tage. Der Schimmel steht hier neben dem (gleichfalls weißfarbigen) Einhorn, dem jungfräulichen Fabeltier, von dem u. a. Gregor der Große sagt, daß es wegen seiner übermächtigen Kraft von keinem Jäger erlegt werden könne; wenn es aber einem jungfräulichen Mädchen begegnet, so lege es alle Wildheit ab, lasse seinen Kopf im Schoße des Mägdleins ruhen und sei völlig zahm[17]. — Indes sei über dieser bedeutsamen Erhebung des Schimmels zum Heiligen-Attribut nicht die rückläufige Tendenz übersehen, die heute noch in dem für das ganze deutsche und niederfränkische Gebiet nachweisbaren Volksbrauch liegt, um die Weihnachtszeit für das Pferd des hl. Martin oder noch lieber des hl. Nikolaus[18] eine Heu- und Haferspende zu bescheren. —

Soll die Frage nach dem anderen Attribut des hl. Martin, der Gans, noch zum Thema bezogen werden? Die „Martinsgans" wird gemeinhin aus der Legende des Heiligen erklärt: Gänsegeschnatter habe ihn verraten, als er sich der Berufung zum Bischof entziehen wollte. Eine andere Erklärung verweist die Gans unter die Naturalabgaben, die um Martini, der alten bäuerlichen Zielzeit, an den Lehnsherrn zu entrichten waren. Wenn nun Zusammenhänge mit dem „kultischen Weiß" auch für das zweite Attribut des Heiligen, die Gans, bestünden, wie wir sie im Vorausgehenden für seinen Schimmel erkannt haben? —

[16] Georg Schierghofer, Grundformen im Volksbrauch: Fried. Lüers, Heimat und Volkstum 8 (1930) 271/280.

[17] Migne, P. L. 76, 589.

[18] Rosa Schömer, St. Nikolaus und sein Schimmel: J. M. Ritz, Festschrift für Maria Andree-Eysn, München, 1928, 56/58. — Zum Ganzen vgl. Rud. Hindringer, Das heidnische Roßkultwesen und seine Verchristlichung durch die römische Kirche: Theol. prakt. Quartalschrift 78 (Linz a. D., 1925) 739/755; Derſ., Schimmel und Einhorn, eine religionskundliche Studie: Lit. Beilage zum Bayerischen Kurier 4 (München, 1924) Nr. 21.

Digitized by Google

Die Sagen vom „Goldenen Kalb".

Von **Friedrich Herrgott**, Mannheim.

Die Sagen eines Landes, von denen man etwa in der Dämmerstunde hört oder liest, flößen einem Ehrfurcht ein und verlangen gebieterisch Glauben an das, was sie an Wissen aus alter Zeit bieten wollen. Im Gegensatz zu andern Zweigen der Volksüberlieferung, etwa dem Märchen, das nur in künstlerischem Sinne Anspruch auf Glauben erhebt, will die Sage in einem ganz bestimmten Sinne Geschichte geben und fordert demgemäß Glauben in historischem Sinne. Daß nicht jede Sagenart dieses Verlangen in gleicher Weise stellen darf, ist selbstverständlich.

Wenn sich irgendwo in der Natur eine sonderbare Bildung findet, sei es ein Berg, ein See oder was sonst nur immer, so weiß das Volk, das die Sage schafft und dann von ihr beherrscht wird, in einem wunderbaren Vorgang, der sich vor unerdenklichen Zeiten abgespielt haben muß, die Ursache hierfür anzugeben. Es erlebt gleichsam die Entstehung jener Erscheinung in der Sage zurückblickend mit und überliefert diesen Glauben den kommenden Geschlechtern. Derartige Sagen rechnen wir zu den „ätiologischen" oder Ursprungssagen. Häufig hat sich auch im Sagenschatz eines Volkes uralter Glaube und uraltes Wissen — sei es um geschichtliche Ereignisse, sei es um verborgene Gegenstände und anderes — bis heute erhalten, mag auch die ursprünglich reine Quelle oft sehr getrübt sein bei der Dauer und Verschiedenartigkeit mündlicher Weitergabe. So wissen wir, daß z. B. an Stellen, wo die Sage von vergrabenen Römerschätzen berichtete, wirklich Funde aus römischer Zeit gemacht wurden, daß somit die Sage Wirklichkeit erzählt hatte. Hiermit ist eine andere Sagenart gegeben, die „historischen" Sagen, die Anspruch auf Wahrheit in erhöhtem Maße stellen darf, geht sie doch auf die Zeiten der Entstehung ihres Inhaltes selbst zurück.

Betrachten wir unter diesem Blickpunkt die Schatzsagen — als solche haben wir die Sagen vom „goldenen Kalb" zuerst zu betrachten — so sind wir uns bewußt, daß in den heute vorliegenden Fassungen dieses Volksglaubens beide oben genannten Arten nebeneinander vertreten sein können. Es gilt somit, beide Teile bei einer jeden Sage möglichst scharf von einander zu trennen, wenn wir uns ein genaueres Urteil über die Entstehung und historische Glaubwürdigkeit der jeweiligen Sage erwerben wollen.

Gerade bei Schatzsagen finden wir häufig die Bezeichnung des verborgenen Gegenstandes als golden, silbern. So kündet die Sage von goldenen Särgen, Wiegen, Spinnrocken, Wagen, auch vom goldenen Kalb. Den Anlaß zu dieser Benennung gibt das Bestreben des Volkes nach Anschaulichkeit und Ausschmückung, ohne daß damit der Stoff des Gegenstandes wirklich bezeichnet werden soll. Für unseren Zweck im besonderen ist es ratsam, den Ausdruck „goldenes Kalb" aus der Sage selbst beizubehalten, um einer Verwechslung mit anderen Sagen von einem Kalb (Muhkalb, Dorfkalb, überhaupt dem gespenstigen Kalb) vorzubeugen.

Digitized by Google

Sämtliche Sagen dieser Art, die mir bekannt geworden sind, mit Text hier anzuführen, erübrigt sich, bieten manche doch für unseren Zweck belanglose Unterschiede. Einige, an denen die Abarten unserer Sagen besonders deutlich gemacht werden können, seien hierher gesetzt.

1. Zwischen dem Schmelzerberge und der Lebacher Anhöhe (Saargebiet) füllte vor undenklichen Zeiten den Kessel ein See aus. Inmitten ragte die Säule des Müllenknöpfchens hervor, bekrönt von einem prachtvollen Marmortempel, in dem das heidnische Volk ein goldenes Kalb verehrte. Später brach der See nach Süden hin Bahn, und es entstand die Prims. Die Felssäule blieb stehen, der Heidentempel zerfiel, das goldene Kalb aber versank mitten in den Rundhügel hinein.[1]

2. Droben auf dem Schwarzenbruch (bei Wolfach im Schwarzwald) steht heute noch auf dem Platz, der früher das „Moos" hieß, ein großer Bauernhof, den man den Moosbauernhof nennt. Vor mehr als tausend Jahren war dort eine ganze Ansiedlung von Menschen und Häusern. Weil ihre Bewohner aber ein ganz heidnisches Leben führten und sogar ein goldenes Kalb anbeteten, wurde diese sündhafte Gemeinde dem Untergang geweiht und durch Gottes Strafgericht in die Tiefe des Berges versenkt. 9 Tage hindurch hörte man das Jammergeschrei der Versunkenen.[2]

3. Bei einem Einfall in Deutschland kamen die Hunnen nach Schlatt (Amt Staufen), zerstörten das Frauenkloster bei dem Heilbrunnen und den größten Teil des Dorfes. Zwischen diesem und dem Rhein trafen sie das Heer der Deutschen und erlitten eine vollständige Niederlage. Ihr Fürst fiel in der Schlacht, er wurde von ihnen in einen silbernen Sarg, den 2 andere umschlossen (nach anderer Fassung in einen goldenen Sarg, den ein silberner und ein hölzerner umschlossen) gelegt und mit seinen Schätzen und einem lebensgroßen goldenen Götzenkalb in den Heidenbuck begraben.[3]

4. Die Römer beteten das goldene Kalb an. Als sie aus der hiesigen Gegend (Würzberg, Schlossau im Odenwald) vertrieben wurden, vergruben sie es irgendwo an der „Frankfurter Straße".[4]

5. Vom „Höhnehaus" und mehreren Türmen dieser Gegend (Robern im Odenwald) geht die Sage, es sei dort ein goldenes Kalb begraben.[4]

6. Im „Kaskeller" (das Amphitheater zu Trier trägt im Volksmund diesen Namen) soll sich ein goldenes Kalb aufhalten, das von einem Drachen gehütet wird.[5]

[1] K. Lohmeyer: Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes. 2. Aufl. 1924. S. 78.

[2] Mone, Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. 1837. S. 174 und B. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden, S. 85.

[3] B. Baader: a. a. O. S. 34; J. Künzig, Schwarzwald-Sagen 263.

[4] Für Mitteilung und freundliches Überlassen dieser (4) und der folgenden Sage (5), überhaupt sämtlicher Sagen aus dem Odenwald, bin ich Herrn Rentamtmann Max Walter (Amorbach) zu Dank verpflichtet.

[5] P. Zaunert (Deutscher Sagenschatz), Rheinland-Sagen II, 69; I, 9; vgl. auch Ph. Laven: Trier und seine Umgebungen in Sagen und Liedern; Trier 1851. S. 14f.

Digitized by Google

7. Unter dem südöstlichen Abhang unter dem Dörfchen Ritterstraße (Gegend Saarbrücken) in unmittelbarer Nähe von Ruinen, denen das Volk den Namen Ritterschloß beigelegt hat, quillt der Rösselbrunnen hervor. In ihm liegt ein goldenes Kalb.[6]
8. Auf der Pfeifensterzer Lei, an den Quellen der Sayn, soll die Himburg gestanden haben. Da hat der letzte Raubritter alle seine Schätze zu einem goldenen Kalb zusammengegossen und das im Keller begraben. Dort hütet er es noch.[7]
9. In Kuttenberg (Böhmen) war in der Erde ein goldenes Kalb. Solange die Bergleute von hinten das Kalb ausbeuteten, solange war Segen bei der Arbeit. Denn die Wichtlein ergänzten während der Nacht, was bei Tage ausgegraben worden war.[8]

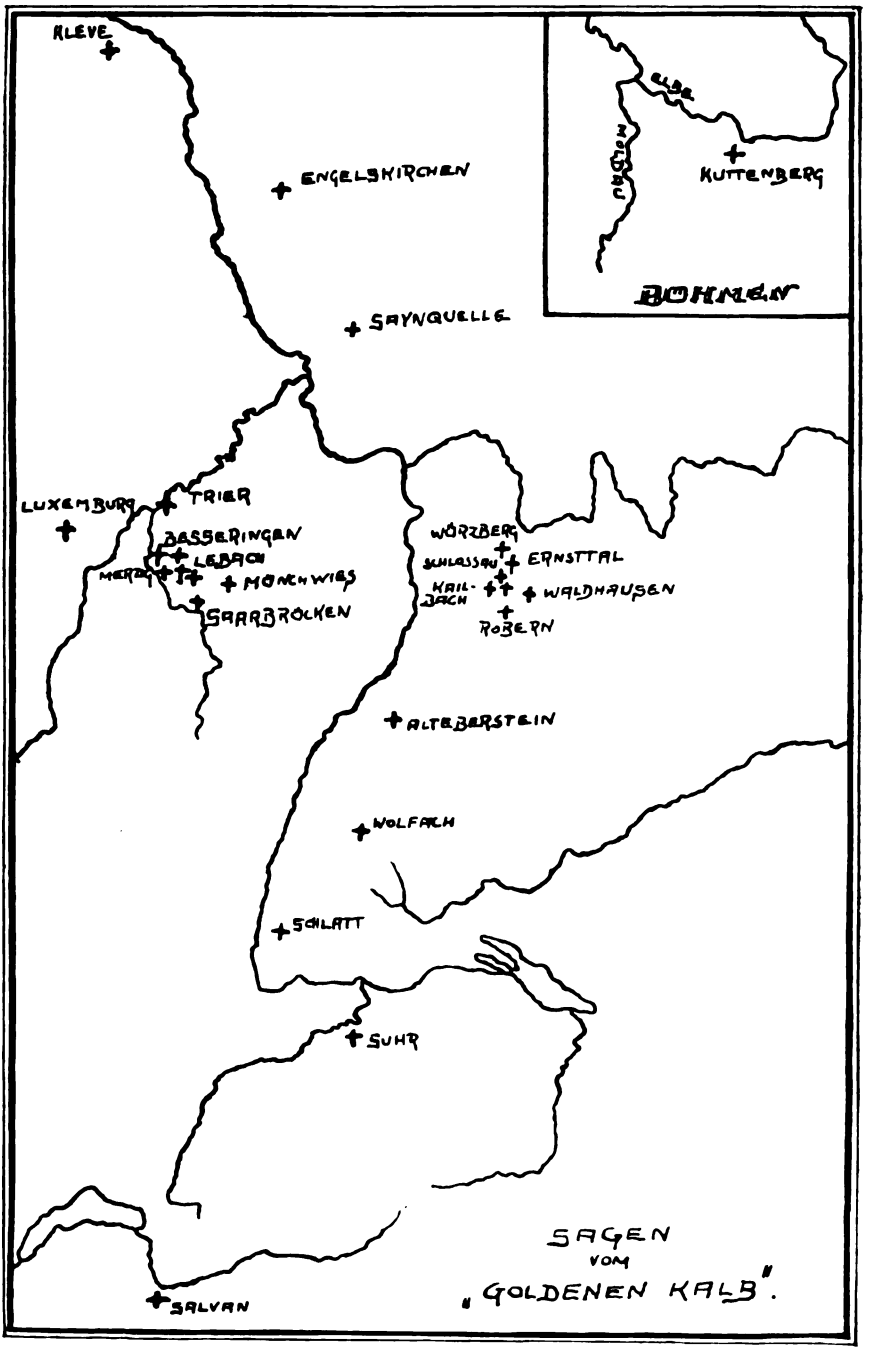
Nach beigefügter Karte findet sich derartige Volksüberlieferung in verschiedenen Fassungen im Saargebiet[9]. Ein anderer Verbreitungsbereich hat sich im Odenwald feststellen lassen.[10] Mehr vereinzelt treffen wir die Sage im südlicheren Baden, wo sie sich nur in der Burg Alt-Eberstein,[11] auf einem Berge bei Wolfach[12] und bei Schlatt[13] aufweisen läßt. Schweiz[14] und Rheinland[15] haben sie ebenfalls an einigen wenigen Orten bewahrt; sogar aus Böhmen[8] ist mir die Sage einmal bekannt geworden. Im Westfälischen soll sie sich öfters gehalten haben, wie Zaunert ohne genaue Stellenangabe berichtet.[16] Zu nennen ist noch eine Stelle in Grimms Mythologie: Schatzgräber geben vor, das goldene Kalb . . . . zu suchen,[17] eine Sage, die aus der Gegend von Bayeux (Normandie) stammt.

Was bieten uns obige Sagen für unsere Frage nach ihrer Entstehung?

Ohne Mühe werden wir die auf Erklärung einer Naturerscheinung zielenden Erzählungen als Ursprungssagen ausscheiden, wie etwa in Sage 1 die Entstehung der Prims. Wichtig ist uns nur die jeweilige Erzählung vom goldenen Kalb. In den ersten drei unserer Sagen wird immer gesprochen von dem goldenen Kalb, das Heiden oder Römer einst anbeteten, das aber später aus irgend einem Grunde vergraben wurde, wenn es nicht bei einem Naturereignis selbst in die Erde versank. Worin hat man nun den Ursprung dieser Sagenart und die gewählte Bezeichnung „Goldenes Kalb" zu suchen?

[6] K. Lohmeyer: a. a. O. S. 75.
[7] Paul Zaunert: Hessisch-Nassauische Sagen, S. 350.
[8] Grohmann: Sagen aus Böhmen. 1863. S. 191. Jetzt auch P. Zaunert. (Deutscher Sagenschatz): Böhmerwaldsagen. S. 261.
[9] K. Lohmeyer: a. a. O. S. 51, 78, 75, 87. Vgl. auch K. Lohmeyer in Bayr. Heimatschutz 1927. S. 85 f. Auf der Karte an der Saar ohne Nennung des Ortes eingezeichnet sind die Sagen aus Bergen und Rissental (Saargebiet).
[10] Festgestellt von Herrn Rentamtmann Walter. (Siehe Karte.)
[11] B. Baader, a. a. O. S. 140.
[12] B. Baader: a. a. O. S. 85.
[13] Ebd. S. 34.
[14] E. L. Rochholz: Sagen aus dem Aargau I, S. 103, 102.
[15] P. Zaunert: Rheinlandsagen, I. S. 9; O. Schell: Bergische Sagen, S. 319.
[16] P. Zaunert: Rheinlandsagen II, S. 259.
[17] Aus Pluquet: Contes populaires de Bayeux, Rouen, 1834. S. 21.

Digitized by Google



Digitized by Google

K. Lohmüller äußert a. a. O. die Ansicht, daß die Sagen vom goldenen Kalb auf den einst in jenen Gebieten — er bringt nur Sagen aus dem Saargebiet — gepflegten Mithraskult zurückgehen. Die Verehrung dieses orientalischen Sonnengottes ist gerade von römischen Soldaten eifrig betrieben und in den Provinzen des römischen Reiches weit verbreitet worden. Das Bild des Gottes, wie er gerade den Stier tötet, war in den unterirdischen Verehrungsräumen — häufig in Relief gearbeitet, doch findet sich auch statuarische Ausarbeitung des Kultbildes — an der Hinterwand des sogenannten spelaeum angebracht.[18] Der Stier des Bildes nahm darin einen sehr großen Raum ein. Wenn nun gerade in den Gegenden, wo der Mithraskult seine Herrschaft angetreten hatte, sich die Sagen vom goldenen Kalb gehalten haben, so kann die Möglichkeit der Deutung Lohmeyers nicht in Abrede gestellt werden. Es sprechen ja auch die Sagen aus jenen Gebieten durchaus nicht gegen eine Deutung des in ihnen genannten Kalbes als Kulttier, mag auch über Verehrung des Kalbes ausdrücklich kein Wort gesagt sein, was bei der oft sehr knappen Fassung der Sagen nicht auffallen kann.[19]

Der Mithraskult als Erlösungsreligion hat in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung besonders bei den niederen Schichten der Bevölkerung weite Verbreitung gefunden, sodaß das Bild des stiertötenden Gottes nicht etwa nur einzelnen oder nur kleinen Kreisen bekannt sein konnte. Eine Stärkung erfährt diese Deutung unserer Sagen, die Lohmeyer nur auf Grund ihres Vorkommens im Saargebiet machte, durch den Vergleich mit der Gegend um Kailbach, Würzberg im badischen und bayrischen Odenwald. Hier im Limesgebiet sind sehr viele Funde aus römischer Zeit gemacht worden. Ganz besonders wichtig ist die Sage aus Robern (siehe Sage 5), die einen eindeutigen Hintergrund erhält, wie mir scheint, wenn man bedenkt, daß „im Innern des Kastells (Robern) man zwei ziemlich große Hufe und ein Horn einer Stierfigur aus rotem Sandstein fand."[20] Dieser Fund geht klärlich auf ein Götterbild zurück, und welche stiergestaltige Macht ließe sich in einem Kastell römischer Soldaten anders erwarten, als eben ein Mithrasstier?

Ebenso mag eine Sage aus dem Luxemburgischen Erwähnung finden[21]. Auf dem Tossenberg (nahe der Stadt Luxemburg) berichtet die Sage sogar von einem ausgegrabenen goldenen Kalb. Auch in dieser Gegend sind viele Funde gemacht worden, die auf die Römer zurückgehen, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß sich die Sage an diesem Ort anschließt an den Fund einer Stierfigur aus Bronze, wie man mehrere in Alttrier machte.

In gleicher Weise wird ein Untergrund geschaffen für die Sage aus Trier (Sage 6). Man hat gerade in den letzten Jahren wider alle Vor-

[18] Germania Romana, 2. Aufl., IV, I. Die Weihedenkmäler, Tafel 34 ff.

[19] Daß auf den Mithrasbildern ein Stier dargestellt ist, beweist nichts gegen die Bezeichnung in der Sage als gold. Kalb, denn bei jahrhundertelanger mündlicher Überlieferung wird vieles in der Sage geändert. Der Stier der Mithrasreliefs ist immer kleiner dargestellt, als die Natur es verlangte.

[20] E. Wagner: Funde und Fundstätten im Großherzogtum Baden, 1908, 396.

[21] Publications de la Société pour la recherche et la conservation des monuments historiques dans le Grand-Duché de Luxembourg, 1849, 136.

Digitized by Google

aussage Spuren des Mithraskultes in jenen Gegenden gefunden,[22] ja in Trier selbst gab der Boden ein Relief des stiertötenden Gottes frei, wenn der Fund auch nicht im Amphitheater, das mit seinen unterirdischen Räumen die beste Stätte für Sagen bildete, gemacht wurde.

Man wird somit der Lohmeyerschen Deutung sehr große Wahrscheinlichkeit zusprechen müssen, wenigstens für einen Teil unserer Sagen, wenn man auch nicht mit Bestimmtheit sagen kann, welche Sage auf Mithras und welche auf anderen Ursprung zurückzuleiten ist.

Es wird im weiteren Verfolgen dieser Frage nicht auffällig erscheinen, wenn wir sehen, daß auch eine andere Deutung einer unserer Sagen von Trier ausgeht. Bei seinen Ausgrabungen im Altbachtal zu Trier ist S. Loeschcke auf eine in Sandstein gearbeitete Steinfigur, die etwa die Größe eines Kalbes hat, gestoßen. Er deutet dies Bild als Darstellung des Flußgottes,[23] jedenfalls keines römischen Gottes, und sagt: „dies ist das goldene Kalb, von dem die Trierer Erdarbeiter heute noch wissen, daß es in Trier begraben ist". Eine eindeutige Antwort hierauf ist insofern noch nicht zu geben, als bis jetzt nur ein einziger derartiger „Flußgott", abgesehen von einem Stein zu Paris, gefunden ist. Loeschckes Deutung läßt sich aber anzweifeln, weil eben in Trier auch das Mithrasbild gefunden ist, auf welches die dortige Sage Bezug haben kann. Wenn die Sage sonst den Spuren des Mithraskultes folgte, (Saargebiet, Odenwald) so ist es unwahrscheinlich, daß man hier dem bis jetzt ganz seltenen Flußgott trotz Vorhandenseins des Mithrasbildes den Vorzug bei der Deutung geben darf.

Wenn man die Deutung Loeschckes etwas allgemeiner faßt, läßt sich, wie mir scheint, eine andere Frage anschließen. Sollte nicht ein Gott in Stiergestalt, der von der einheimischen Bevölkerung, also nicht von Römern, Verehrung genoß, in Frage kommen?

Eine bestimmte Aussage über keltisch-germanische Gottheiten, die in Stiergestalt gedacht und dargestellt wurden, ist sehr gewagt. Doch muß erwähnt werden, daß Plutarch in der Lebensbeschreibung des C. Marius von den Cimbern berichtet:[24] sie schwuren bei einem ehernen Stier. Mag daraus der Schluß auf Stierverehrung noch nicht erlaubt sein, mag man den Schwur bei einem stiergeformten Feldzeichen annehmen, immerhin läßt sich die Erwähnung des Stieres als eines höheren, heiligen Tieres der Cimbern nicht beseitigen. Wenn wir ferner die deutschen Volkssagen durchsuchen, finden wir ganz genaue Beziehungen auf einen Stier als Flußgottheit. So erzählt die Sage[25]: Im Balksee (Amt Neuhaus an der Oste) ist eine Stadt durch den Übermut ihrer Bewohner untergegangen. Auf dem Grunde dieses Sees wohnt ein riesenhafter Stier, der Seebulle. Oder: Bei Scheunen in Hannover liegt ein Sumpfloch, die Taufe (Düpel), gewöhnlich das Stierloch genannt. Daraus steigt zu gewissen Zeiten ein wilder Stier hervor usw. Die

[22] S. Loeschcke: in Trierer Heimatbuch, 1925, 333 ff.

[23] S. Loeschcke, Die Erforschung des Tempelbezirkes im Altbachtale zu Trier. 1928. S. 14.

[24] Plutarch, Marius Kap. 23, 6.

[25]) In Fr. von der Leyen, Deutsches Sagenbuch IV: F. Ranke, die deutschen Volkssagen. S. 208.

Digitized by Google

Anschauung von Flußgöttern in Stiergestalt ist allerdings indogermanisch. Eine Beziehung unserer Sagen vom goldenen Kalb hierauf käme in Betracht, wenn sie sich auch in Gebieten nachweisen ließen, die weniger als Rheinland, Saargebiet und Odenwald zeitweisen fremden Kultureinflüssen ausgesetzt waren.

Es liegt wohl am nächsten, solange an Lohmeyers Deutung festzuhalten, bis wir auch über andere Landesteile besser unterrichtet sind, ohne die Möglichkeit einer Beziehung auf den Flußgott Loeschckes von vorne herein leugnen zu wollen.

Eine grundsätzlich anders gerichtete Sagenart, die ebenfalls vom goldenen Kalb spricht, weiß nichts von Verehrung dieses Kalbes und läßt nur den Schluß zu, daß wir es hier mit ausgesprochenen Schatzsagen zu tun haben. Die als 8 und 9 angeführten Sagen nehmen auch gar keinen Bezug mehr auf Zeiten, in denen man Stierverehrung annehmen dürfte. Wenn der Ritter in 8 seine Schätze zu einem goldenen Kalb zusammengießt, so ist eben das so entstandene Kalb nichts anderes als ein Schatz, vielleicht von besonderem Werte, wie ja auch im Schrifttum für großen Reichtum bisweilen der Ausdruck „Goldenes Kalb" vorkommt. Auch das Beispiel aus Böhmen (Sage 9) spricht deutlich von Adern edlen Erzes, die dort im Boden ruhen[26]. Das Volk weiß von verborgenen Schätzen und sucht die Benennung irgendwo anzuknüpfen. Woher nahm es aber die Bezeichnung für den Schatz? Wieso nennt es ihn goldenes Kalb?

Der Gedanke liegt nicht fern, daß hier ein Einfluß der biblischen Erzählung von jenem Kalbe vorliegt, das die Israeliten einst verehrt haben[27]. Diese Geschichte ist dem Volke, schon von der Schule her, bekannt, was man bei Gesprächen mit Leuten des Volkes immer wieder erfahren kann, und seit Jahrhunderten die geläufigste Vorstellung. Deutlich ist die Beziehung hierauf bei einer Sage aus der Eifel: „Sagen von Talerfeuerchen leben noch in vielen Gemarkungen. Meist weisen diese Talerfeuerchen auf einen verzauberten Schatz. Geld k a l b nennt man einen solchen in Dudeldorf"[28]. Gerade hierdurch scheint die Benennung aus nicht einheimischem Sprachgebrauch deutlich zu sein. Es kommt ja an einzelnen Stellen die Bezeichnung „goldner Herrgott" und „goldener Götze" vor[29], die ihrerseits doch sicher nicht von außen eingeführt ist. Bei den obigen Sagen werden wir zu Recht Einfluß vom goldenen Kalb der Juden annehmen.

Bei der bis jetzt möglichen Übersicht über die Sagen vom goldenen Kalb müssen noch viele Fragen ungelöst bleiben, wir können auch noch nicht mit unumstößlichen Ergebnissen aufwarten[30]. Noch an mancher Stelle lebt wohl

[26] Mit dieser böhmischen Sage läßt sich eine aus Reichenstein (Kreis Frankenstein) verbinden: „Hier sollte der Goldne Esel verborgen liegen, nach dem die Bergleute schon seit Jahrhunderten vergeblich gesucht hatten." Man spricht hier geradezu von „Goldner Esel-Schlacht". Richard Kühnau: Mittelschlesische Sagen geschichtlicher Art: in Th. Siebs: Schlesisches Volkstum, 1929, 351.

[27] Moses 2, 32.

[28] A. Wrede: Eifeler Volkskunde 1924, 100.

[29] Rich. Kühnau a. a. O., 229.

[30] Wir finden an vielen Ortschaften die Nachricht, daß namentlich nachts in den Straßen der Stadt oder Ortschaft ein Kalb sein Unwesen treibe, indem es

Digitized by Google

die Sage fort, ohne daß sich jemand darum kümmert, sie aufzuzeichnen. Alle Sagen dieser Art zusammenzustellen, ist nächste Aufgabe. Eine Erleichterung für den Archäologen wie den Sagenforscher wird es sein, wenn man bei Grabungen auf Sagen, die sich in der Nähe des Grabungsfeldes gehalten haben, achtet; hat dies doch schon zu den schönsten Ergebnissen geführt. Erst wenn alles, Sagenfassung, Übersichtskarte und Angabe der betreffenden Ausgrabungsstellen in der Nähe der Sage gesammelt sind, werden wir zu sicheren Deutungen schreiten können. Vorliegende Arbeit soll eine Anregung in dieser Hinsicht sein.

Fasselrutschen.

Von **Prof. Dr. Richard Hünnerkopf**, Heidelberg.

Alljährlich am 15. November, dem Leopoldstage, wallt eine ungeheure Menschenmenge aus der Stadt Wien und ihren Vororten nach Klosterneuburg an der Donau, um dort, am Kultmittelpunkt, das Fest ihres Nationalheiligen zu begehen. Vormittags findet der feierliche Gottesdienst statt; aber dann kommt neben der Frömmigkeit nach Wiener Art auch die Lustigkeit zu ihrem Recht. Aus der Kirche ergießt sich der Strom hinaus zum Marktplatz, wo nun das große Volksfest beginnt: Verkaufsbuden, Ringelspiele, Lärmwerkzeuge, Koriandolistanitzeln (anderswo sagt man: Konfettidüten) — alles, was zu einem munteren Jahrmarktstreiben gehört, ist da zu finden. Aber bald staut sich die Masse vor der sogenannten Binderei: niemand will versäumen, den herkömmlichen Brauch des Tages feierlich zu begehen, das Fasselrutschen.

1704 unter dem Kellermeister Johann Keß von dem stiftlichen Bindermeister Thomas Rettenpacher gebaut, am 12. August 1711 zum erstenmal gefüllt, stand das Fassel ursprünglich in den Kellern des Ziegelhofes; als diese nach Abtragung der Baulichkeiten zugeschüttet wurden, wanderte es 1834 herauf in das oberirdische gotische Gewölbe, wo es heute noch steht, 999 Eimer oder 56 000 Liter fassend (jetzt allerdings schon lange leer), mit zierlichen Schnitzereien geschmückt: Noe in seinem Weinberg arbeitend, Gottvater aus den Wolken herab die Reben segnend, daneben die Arche auf dem Berge Ararat; weiter finden wir dort den Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind, sowie Amsel, Eber und Uhu. Zu beiden Seiten führt je eine

vorbeigehende Menschen ängstige oder auch zu schädigen suche. Wenn wir die Verehrung einer stier- oder kuhgestaltigen Gottheit in unserer weiteren Heimat nachweisen können, so haben wir eine Quelle gefunden, aus der möglicherweise sowohl das „goldene Kalb" als auch das dämonische Muh- oder Dorfkalb stammt. Denken kann man daneben an den Ausdruck „vitulam (vetulam) aut cervolum facere", was für einige Jahrhunderte der Christianisierung Galliens und Westdeutschlands belegt ist und den Neujahrsbrauch bezeichnet, als Kalb verkleidet durch die Straßen zu ziehen, denn so wird man (vetulam) vitulam aufzufassen haben. Siehe auch E. Fehrle in dieser Zeitschrift 1, 97 ff.

Digitized by Google

Treppe hinauf bis in halbe Faßhöhe auf einen Bretterboden; links hinaufsteigend, erklettert man von da aus auf Stufen die Höhe des Fasses und rutscht auf der anderen Seite eine Strecke von etwa zwei Metern hinunter, wo der Kellermeister zum Auffangen bereitsteht. Bei großem Betrieb sollen an einem solchen Tage etwa 7000 Leute herunterrutschen, die sich nach vollbrachter Leistung in die zahlreichen Wirtshäuser zerstreuen, um den guten Klosterneuburger zu genießen.

Seit wann dieser Brauch besteht, wissen wir nicht. Ich finde ihn zum erstenmale 1835 belegt[1], aber er ist viel älter, wie schon der Fasselspruch aus dem Jahre 1834 sagt:

Einhundertdreißig Jahre alt,
Wars mir im Keller nun zu kalt,
Dort rutschten tausend übern Rücken,
Auch hier wird man mich nicht zerdrücken.

Wenn man bedenkt, daß die Leute schon seit vielen Jahrzehnten alljährlich am Leopolditage sich dazu drängen, diesen nicht gerade bequemen Brauch — „fast möchte man sagen: zu zelebrieren"[2], da taucht einem von selbst die Frage auf: Hat dieser Brauch eine besondere Bedeutung, und was könnte er bedeuten? Die Fasselrutscher selbst denken sich nicht allzuviel: sie rutschen eben runter und sind fidel dabei. Ein Artikel im Neuen Wiener Tagblatt vom 15. November 1930 (Nr. 315) sieht darin einen sinnbildlichen Ausdruck der inneren Stimmung des Wieners: in guten Jahren rutscht er aus Übermut über den Rücken des Fassels, in schlechten aus Verachtung über die schief gestellte Welt. Aber diese Erklärung befriedigt wohl kaum. Daß man aber schon früher nach einer solchen suchte, beweist eine Sage[3]: Der jungverheiratete Klosterwirt saß in lustiger Zechgesellschaft, als der alte Bindemeister behauptete, er sei ein Pantoffelheld so gut wie jeder andere: wenn seine Frau es verlange, müsse er über das große Faß rutschen, ob er wolle oder nicht. Lächelnd meinte der Wirt: „Sollte ich je ein solcher Pantoffelheld sein, müßte es zum Kellerrecht werden, daß jeder Gast mir zum Spotte über das große Faß rutscht." Die junge Wirtin, die davon erfährt, schmollt ihrem Manne so lange, bis er verspricht, ihr zu Liebe übers Faß zu rutschen, aber bei Nacht, daß es niemand erfährt. Als dies bei Laternenschein geschehen ist, erschallt hinter

[1] Adolf Schmidl, Wiens Umgebungen auf 20 Stunden im Umkreise, 1 (1835), 248. Weitere Literatur über das Fassel: Karl Drexler, Das Stift Klosterneuburg, 1894, 120 f.; Topographie von Niederösterreich, herausg. vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich, 5 (1903), 250 (Artikel „Klosterneuburg"); Paul Dähne, Der Holzbauch, 1930, 333 ff. (Drexler und Dähne berichten über das Fasselrutschen, machen aber keinen Versuch, den Brauch zu erklären.) Die literarischen Hinweise auf das Fassel verdanke ich der freundlichen Mitteilung von Fr. Dr. Adelgard Perkmann in Wien.

[2] So Prof. O. Ludwig in einem Radiovortrag über das Fasselrutschen am 15. November 1930.

[3] Anton Mailly, Niederösterreichische Sagen (Eichblatts Deutscher Sagenschatz, Bd. 12), S. 136 Nr. 273.

Digitized by Google

dem Faß Gelächter: die Zechgenossen treten hervor. Seitdem besteht in Klosterneuburg das Kellerrecht, daß jeder Gast das große Faß hinunterrutscht, wie es heute noch jeweils am Leopoldstag geschieht.

Man merkt dieser Sage zu deutlich die Absicht an, den merkwürdigen Brauch um jeden Preis zu erklären. Allenfalls könnte sie einen darauf bringen, an etwas Kellerrechtliches[4] zu denken. Aber es läßt sich kein Rechtsbrauch finden, den man mit dem Fasselrutschen zusammenstellen könnte[5].

Wenn es sich hier um einen alten Volksbrauch handeln sollte, dann müßte die körperliche Berührung des Fasses durch den Menschen eine besondere Bedeutung haben. Nun gibt es ja noch andere Faßbräuche, bei denen das Faß mit dem Körper berührt wird: das Fasselreiten. In Hall bildet das hölzerne „Fasserrößl", auf dem ein junger Faßbindergesell sitzt, den Mittelpunkt der Faschingslustbarkeit[6], und in der Schweiz ritt bei Umzügen, z. B. bei der Moosfahrt in Schwyz, Bacchus in Gestalt eines übermäßig dicken Knaben auf einem Fasse; daher bedeutet „Bâches" in der Schweiz „fetter, dicker Kerl"[7]. Ob man dabei an eine Übertragung der menschlichen Fruchtbarkeit auf das Weinfaß denken darf, steht dahin. Die Beziehung zur Fruchtbarkeit liegt ja schon in der Tatsache, daß der alte Fruchtbarkeitsgott Dionysos sich zum Weingott entwickelt hat; die Wirkung auf das Faß durch die körperliche Berührung schwingt hier allenfalls unbestimmt mit. Daß die Berührung des Fasses durch den Menschen auf den Wein wirkt, zeigt der Glaube, die Wöchnerin dürfe das Faß nicht berühren, weil der Wein sonst umstehe[8]. Im übrigen ist die Übertragung der menschlichen Fruchtbarkeit auf die Früchte des Feldes durch körperliche Berührung mehrfach bezeugt: man setzt sich auf die letzte Garbe des Feldes, auf den ersten Garbenwagen, auf die erste und letzte in Kreuzform hingestreute Handvoll Flachs[9]; Schnitter und Schnitterinnen wälzen sich am Vorabend des Erntetages, gegenseitig ihre Beine umfassend, auf dem Felde herum[10].

Es liegt nun nahe, sich nach Bräuchen umzusehen, wo umgekehrt das Faß eine Wirkung auf den Menschen ausübt, und da führt uns ein anderer Brauch weiter[11]: man schlägt gegen Zahnweh Nägel ins Faßlager (selbstverständlich nicht ins Faß selbst, das dadurch beschädigt würde). Sonst schlägt man Nägel in Bäume, um Schmerzen und Krankheiten los zu

[4] Wenn Schmidl a. a. O. der Erwähnung des Herabrutschens hinzufügt: „so will es das Kellerrecht", so scheint er durch diese Sage beeinflußt zu sein.

[5] Freundliche Mitteilung von Prof. Freiherr von Künßberg in Heidelberg, dem Herausgeber des Rechtswörterbuchs.

[6] Sartori, Sitte und Brauch 3, 97 Anm. 30.

[7] Schweizer Idiotikon 4, 964. Ich erinnere an die vielen bildlichen Darstellungen des Faßreiters Bacchus; vgl. Dähne a. a. O. Bild Nr. 5, 142, 257, 258, 272.

[8] Bohnenberger, Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg Nr. 1 (Württembergische Jahrbücher f. Statistik und Landeskunde, 1904), Seite 111.

[9] Sartori a. a. O. 2, 57; H. Jungwirth: Wiener Zeitschr. f. Volksk. 35, 17 ff.

[10] Sartori a. a. O. 76.

[11] Bohnenberger a. a. O. 115 f.

Digitized by Google

werden[12]; vielfach ist dies auch zu einem nicht mehr verstandenen Segensbrauche geworden, wenn jeder vorüberziehende Handwerksbursch oder jeder Rekrut einen Nagel in einen bestimmten Baum schlägt[13]. Anderswo wird das Zahnweh in einen Stein genagelt[14]. Wohl spielt hier die Sitte des Verpflöckens einer Krankheit mit hinein, aber das Ursprüngliche ist doch etwas anderes. Wenn junge Leute im Tale von Lunain (Seine-et-Marne) Nägel in einen Stein schlugen[15], um ihre baldige Heirat zu fördern, so kann es sich nur um einen Fruchtbarkeitsritus handeln[16]. Nicht nur der Baum, sondern auch der Stein ist nach altem Glauben fruchtbarkeitspendend, und Fruchtbarkeitsbräuche werden ganz allgemein auch zur Heilung von Krankheiten verwendet[17].

Somit stellt sich also bei diesem Brauch das Faß in eine Linie mit Stein und Baum, und da ist es für uns von größter Wichtigkeit, daß das Heruntergleiten mehrfach bei Steinen und einmal bei einem Baum belegt ist, und zwar ganz unzweideutig als Zauber zur Erlangung der menschlichen Fruchtbarkeit. In der Schweiz finden sich mehrere solche Steine mit abgeschliffener Gleitfläche, heute noch von Kindern benutzt[18]. Deutliche Beziehung zur Fruchtbarkeit zeigt ein Gleitstein bei Niederbronn im Unterelsaß, wo neben der Gleitfläche ein gallorömisches Idol eingehauen ist, die sogenannte „Liese", mit einer trichterförmigen Höhlung im Schoße anstelle der Vulva[19]. Die Ausübung des Brauches selbst bis in unsere Tage ist uns nur für Frankreich belegt. In Ille-et-Villaine, in Côtes-du-Nord und in der Bretagne besteigen die heiratslustigen Mädchen an bestimmten Tagen den Stein, heben Röcke und Hemd hoch und gleiten hinab; kommen sie unten an, ohne sich die Haut aufzureißen, so heiraten sie noch im selben Jahre. Junge Frauen, die fruchtbar werden wollen, üben den Brauch in der gleichen Weise aus[20]. Eine merkwürdige Verquickung verschiedener Anschauungen über die Kinderherkunft haben wir beim „Kindlistein" in Benzenschwyl im Aargau. Dort mußte die Hebamme den Stein auf dem bloßen Gesäß hinuntergleiten und dann an den Stein klopfen, worauf ihr

[12] Sébillot, Folklore de France, 3, 413 f.

[13] Ebd., 425. Vgl. auch den „Stock im Eisen" in Wien.

[14] Frazer, The Golden Bough 9 (3. Aufl.), 62.

[15] Sébillot a. a. O. 4, 63.

[16] Vgl. F. S. Krauß, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslawen (Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte, 2), 137: „Der Nagel wird als Symbol des membrum virile betrachtet und durch sympathetischen Zauber mit dem Manne in Verbindung gebracht."

[17] Vgl. E. F. Knuchel, Die Umwandlung in Kult, Magie und Rechtsbrauch (Schriften der Schweiz. Ges. f. Volksk. 15), 50.

[18] L. Rütimeyer, Urethnographie der Schweiz (ebd. 16), S. 377 ff.; Reber, Anzeiger f. Schweiz. Altertumsk. 28 (1895), S. 412.

[19] Abgebildet bei Rütimeyer a. a. O., 376, Nr. 192.

[20] Sébillot a. a. O., 1, 335 f. Rütimeyer sagt a. a. O., S. 377: „Reber... bemerkt einmal, daß im alten Athen die Mädchen, um heiraten zu können, auf einer solchen Gleitfläche auf dem Areopag auf bloßem Gesäß hinunterrutschten." Wo Reber das sagt und woher er das hat, gibt Rütimeyer leider nicht an; ich selbst konnte es nicht entdecken.

Digitized by Google

das Kind von unsichtbaren Händen überreicht wurde[21]. „Es ist der direkte Kontakt des weiblichen Körpers mit dem Fels oder Stein, dem man direkt oder dem im Fels wohnenden Wesen erzeugende Kräfte beimaß, der zu diesen Riten Anlaß gab"[22].

In anderen Gegenden Frankreichs findet sich die Sitte in abgeschwächter Form. In einigen Teilen von Aisne mußte die Braut am Hochzeitstag auf einem Holzschuh den Stein herunterrutschen; wenn er zerbrach, so hatte sie ihre Jungfräulichkeit verloren[23]. Sehr bemerkenswert ist für uns die Entwicklung, die der Brauch im wallonischen Belgien genommen hat bei einem Felsen mit dem bezeichnenden Namen Ride-Cul[24], wonach eine danebenstehende Kapelle Notre-Dame de Ride-Cul benannt wurde (Sébillot meint: „irrévérencieusement"; ich finde dies weniger unehrerbietig als vielmehr kindlich-harmlos). Am 25. März, dem Tage von Mariä Verkündigung, rutschen hier junge Burschen und Mädchen auf Reisigbündeln herunter; je nachdem sie unten anlangen, ob sie rechts oder links abkommen, ob sie dabei auf ihrem Bündel bleiben oder herunterrollen, knüpfen die jungen Paare scherzhafte Orakel daran, ob sie sich lieben, ob sie sich heiraten, ob sie sich treu bleiben usw. Aus dem ehemaligen Fruchtbarkeitsritus ist hier also eine Volksbelustigung geworden, die alljährlich an einem kirchlichen Feiertag stattfindet.

Daß die Gleitbräuche fast ausschließlich bei Steinen vorkommen, braucht nicht zu wundern; viele Steine fordern geradezu durch ihre Gestalt dazu heraus[25]. Nur vereinzelt gleitet man auch über anderes: heiratslustige Mädchen und unfruchtbare Frauen tun dies über die aus dem Boden herausragenden Wurzeln eines hundertjährigen Kastanienbaums bei Collabrières; der Baum hat unten einen abgebrochenen Ast mit zwei Knoten, die ihm ein phallisches Aussehen geben[26]. In Batavia rutschen die Mädchen zum gleichen Zwecke ein altes portugiesisches Kanonenrohr (phallische Form!) hinunter[27].

Anstelle des Gleitens tritt mitunter das Reiben von Körperteilen an fruchtbarmachenden Gegenständen: junge Mädchen reiben sich den entblößten Nabel an Steinen, unfruchtbare Frauen den bloßen Bauch, mitunter auch die Brüste, um Milch zu haben[28]; zum gleichen Zweck reibt man sich an Bäumen[29]; an Steinen sowohl wie an Bäumen manchmal

[21] Rütimeyer a. a. O., S. 381.

[22] Rütimeyer im Schweiz. Archiv f. Volksk. 28, 182.

[23] Sébillot a. a. O., 1, 337. Man erinnere sich an die Bedeutung des Schuhs im Hochzeitsbrauch!

[24] Ebenda S. 336 f.

[25] Selbstverständlich handelt es sich nicht bei jedem Stein, den heute die Kinder hinabrutschen, um einen Fruchtbarkeitsritus. So zeigt der Riesenstein bei Heidelberg eine glatt polierte Gleitfläche, hergestellt von herabgleitenden Kindern, ohne daß sich ein alter Brauch an den Stein knüpft.

[26] Sébillot a. a. O., 3, 425.

[27] Rütimeyer, Urethnographie, 382.

[28] Sébillot a. a. O., 4, 56 ff.; Arch. f. Religionswiss., 14, 308.

[29] Sébillot a. a. O., 3, 425.

Digitized by Google

auch für die Heilung von Krankheit[30]. Oder es genügt zur Erlangung der Fruchtbarkeit die einfache körperliche Berührung: heiratslustige Mädchen setzen sich mit dem bloßen Körper auf einen Stein[31], ebenso unfruchtbare Frauen auf einen solchen in einer Kapelle zu Saint-Fiacre[32], in Medina auf einen Stein, auf dem der Prophet gesessen sein soll[33]; in Korsika entfernen die Frauen vor dem Hochzeitsmahl die Männer und Kinder und setzen die Braut auf einen Scheffel Korn[34]. Gleiche Wirkung hatten in Frankreich Bäume, bei denen die Jugend am 1. Mai tanzte: nach jedem Tanz führte der Tänzer seine Tänzerin dorthin, und diese mußte dreimal mit dem Hintern an den Baum stoßen; in einem Fall hieß es, daß diejenige, die das nicht tue, die heilige Katharina beleidige[35].

Kehren wir nun endlich zum Fasselrutschen zurück! Sind wir nach unseren bisherigen Betrachtungen berechtigt, in dem Klosterneuburger Brauch einen ursprünglichen Fruchtbarkeitsritus zu sehen? So nahe der Schluß liegt, so vorsichtig muß man damit sein, da wir nicht wissen, wie alt der Brauch ist. Selbst wenn man annimmt, er sei gleich nach Errichtung des Fasses aufgekommen, so wären das höchstens 200 Jahre, und für einen alten Brauch ist dies natürlich viel zu wenig. Allerdings wird schon 1655 ein großes Faß im Stifte erwähnt[36]; es ist aber nichts davon bekannt, daß man über dieses bereits gerutscht ist. Sonst bliebe nur die Annahme übrig, daß der Brauch schon lange vorher bestand und in Klosterneuburg übernommen wurde. Dann möchte man aber genau wissen: handelt es sich um einen beliebigen Gleitebrauch, den man ganz zufällig auf das Fassel übertragen hat, oder gab es irgendwo schon vorher ein älteres Fasselrutschen? Denn nur im letzten Fall dürfte man ja das Fassel als Fruchtbarkeitssinnbild auffassen. Andere Fasselrutschbräuche sind mir nicht bekannt geworden[37]. Und somit verschwimmt hier alles ins Ungewisse. Vielleicht ist es aber erlaubt, eine Vermutung zu äußern: der (möglicherweise von anderswoher übernommene) ursprüngliche Fruchtbarkeitsritus mag in Kloster-

[30] Ebenda 413. Eine zusammenfassende Darstellung der Segensbräuche bei Steinen in meinem Zusatzartikel zu „Stein" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

[31] Sébillot a. a. O., 4, 56 ff.

[32] Ebenda 159.

[33] Arch. f. Religionswiss. 14, 308.

[34] Sébillot a. a. O., 3, 516.

[35] Ebenda 425 f. Auch Schläge und Stöße gegen das Gefäß bewirken die weibliche Fruchtbarkeit: vgl. den Schlag mit der Lebensrute; in Japan schlug man früher jede Frau am 18. Tage nach dem Neujahrsfest dorthin, um sie zur Geburt von Knaben zu befähigen (Sartori a. a. O. 3, 61, Anm. 30); in Waldthurn und Umgegend schlagen am Aschermittwoch die Burschen die ihnen begegnenden Mädchen mit einem Hammer hintendrauf (ebd. 101, Anm. 47). Auch sonst tritt im Volksbrauch zuweilen das Gefäß anstelle der weiblichen Scham; vgl. den Artikel „Gebärde" von Lüers im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 3, 330.

[36] Drexler a. a. O. 120, Fußn. 1.

[37] Wenn in Perchtoldsdorf bei Wien die Feuerwehr bei einem Stiftungsfest vor Jahren den Brauch geübt hat, so ist das in offenbarer Anlehnung an Klosterneuburg geschehen. An sich ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß das Fasselrutschen

Digitized by Google

neuburg von jeher als Volksbelustigung aufgefaßt worden sein, wenn vielleicht anfangs auch noch der Glaube an eine Segenswirkung im Unterton mitgeschwungen haben mag; wir hätten dann hier etwas Ähnliches wie das Rutschen auf dem Ride-Cul in Frankreich, das auch nur noch zum Vergnügen an einem kirchlichen Feiertag ausgeübt wird, ohne daß man dabei ernsthaft an seine einstige Bedeutung denkt.

Die alten Volksbräuche ändern oft ihren Inhalt oder verlieren ihn ganz, indes die Form sich zähe weiterhält, und es ist zu bedauern, wenn schließlich auch die Form in Trümmer geht. Wünschen wir daher, daß die Wiener und Wienerinnen noch recht lange am Tage ihres Heiligen das Fassel herunterrutschen und „a rechte Gaudi" dabei haben!

Nachtrag zu dem Aufsatz „Mittelalterliches Erzählgut bei Johann Peter Hebel".

(Oberd. Zeitschr. f. Volkskunde 4, 1930, 122 ff.)

Herr Professor Theod. Zachariae in Halle hatte die große Freundlichkeit, mir zu meinem Hebelaufsatz einige literarische Hinweise zur Verfügung zu stellen. Ich bin daher in der Lage, einige vorläufige Ergänzungen dazu geben zu können. Die unmittelbare Quelle zum „Klugen Richter" ist sicher die Erzählung aus dem Vademecum für lustige Leute I, 43: „Man ist oft das Opfer seiner Untreue" (siehe Behaghels Hebelausgabe II, 43 Anm.). Daneben bleibt aber zu erwägen, ob Hebel nicht doch auch die Fassung der Disciplina clericalis gekannt hat. Auffällig ist jedenfalls die Eingangsbemerkung, daß die Geschichte im Morgenlande geschehen sei; außerdem bleiben unsere Beobachtungen bestehen, daß manche Erzählungen Hebels offensichtlich im Stil durch das lateinische Predigtbuch beeinflußt sind.

Als Quelle für die isländische Geschichte „Von drei Dieben in Dänemark" und für Hebels „Drei Diebe" habe ich eine lateinische Verserzählung vermutet, und tatsächlich gibt es eine solche, in leoninischen Hexametern gegen Ende des 13. Jahrhunderts geschrieben, in der Handschrift D IV, 4 der Basler Universitätsbibliothek (veröffentlicht von J. Werner in den Studi medievali III, 509 ff.), zu der die isländische Fassung deutliche Beziehungen zeigt. Aber die Quelle für Hebel war wohl sicher das Gedicht von J. H. Voß „Die drei Diebe", zuerst veröffentlicht im Musenalmanach für 1791, S. 106 ff., das seinerseits auf die freie Übersetzung des französischen Fabliau „De Barat et de Haimet" durch Legrand d'Aussy zurückgeht (diesen Hinweis Reinhold Köhlers, Islenzk Aeventyri II, S. 220, Fußnote 1, hatte ich übersehen). Noch ungeklärt sind einstweilen einige auffallende Übereinstimmungen zwischen der isländischen Erzählung einerseits und dem Fabliau und Hebel andrerseits, die das lateinische Gedicht nicht hat. Ich behalte mir vor, noch einmal über das Verhältnis der verschiedenen Fassungen zueinander zu handeln.

Heidelberg. Dr. Richard Hünnerkopf.

---

in älterer Zeit verbreitet war, denn die großen Fässer standen meist in fürstlichen Kellern und waren der Öffentlichkeit nicht zugänglich. Sollte aber jemand doch etwas von einem solchen Brauch wissen, so wäre ich für eine Mitteilung sehr dankbar.

Digitized by Google

Die Ballade von der Rabenmutter

Versuch einer Textanalyse

von **Lutz Mackensen**, Greifswald.

Der König ist gestorben. Bruder und Schwester ziehen aus, um die Wunderblume, deren Besitz die Nachfolge auf dem Thron gewährleistet, zu finden. Die Schwester sieht sie nach langem Suchen im hohen Gras; befriedigt läßt sie sich nieder, um auszuruhen. Die Schlafende entdeckt der Bruder, sieht die Blume in ihrer Hand, erschlägt die Träumende und weist sich mit der geraubten Blüte als rechtmäßiger Thronprätendent aus. Nach vielen Jahren findet ein Hirt im Waldgras ein Knöchlein und schnitzelt sich ein Pfeifchen daraus; als er es an den Mund setzt, tönt ihm die anklagende Stimme der Gemordeten entgegen. Er zieht mit der Zauberpfeife auf deren Weisung zum Königshof und enthüllt dort durch sein klagendes Lied die Freveltat: entsetzt fliehen die Hofschranzen, einsam muß der junge, gewissensgequälte König seine Mordtat im Tode büßen.

Wir kennen das Märchen vom „klagenden Lied" alle, sei es aus der Bechsteinschen Prosafassung, sei es aus der Greifschen Balladenform; auch Geibel hat den Stoff, fußend auf schwedischem Volkslied, in seinen „Balladen von dem Pagen und der Königstochter" gestaltet[1]. Weniger bekannt dürfte es sein, daß Bechstein sein Märchen aus zwei Volksmärchen, richtiger: zwei verschiedenen Fassungen eines Volksmärchentyps, zusammengesetzt hat, daß er im Inhalt einer Aargauer, in der Formung des enthüllenden Liedes des Pfeifchens einer pommerschen Märchenüberlieferung gefolgt ist. Auch in Grimms „Kinder- und Hausmärchen" findet sich das Volksmärchen unter der Überschrift „Der singende Knochen" (KHM. 28), und nähere Überprüfung, die ich einst unter Panzers liebevoller Anleitung anstellen durfte[2], ergibt, daß hier ein weit über ganz Europa und darüber hinaus bis nach Indien und Afrika verbreiteter Märchentyp vorliegt, der in den einzelnen Landschaften die verschiedenartigsten Gestaltungen erfahren hat. In Skandinavien, England und Schottland hat das Märchen sogar Reimform, Balladenform angenommen; auch in Deutschland finden sich — unter den zahlreichen Prosafassungen — zwei augenscheinlich zu uns versprengte Balladen des gleichen Stoffes.

Es wäre nun interessant, festzustellen, wo diese Umformung zur Ballade, von der Prosa zur Reimform, stattgefunden hat. Wäre es möglich, eine

[1] Vgl. Stammler, Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde I (1924) S. 131.

[2] L. Mackensen, Der singende Knochen. FFC. 49. Helsinki, 1923. Vgl. ergänzend jetzt K. Krohn, Die folkloristische Arbeitsmethode (Oslo, 1926), der an vielen Stellen (bes. S. 133 ff.) kritisch auf meine Arbeit zu sprechen kommt. — Diese Arbeit war ursprünglich für die Panzerfestschrift bestimmt; sie sei auch heute noch dem verehrten Lehrer dankbar zugeeignet.

Digitized by Google

größere Verbreitung der Märchenballade in Deutschland zu erweisen, so könnten dadurch jene zwei seltsamen bisher bekannten deutschen Balladenfassungen, die noch dazu räumlich weit auseinanderliegen (die eine stammt vom Oberrhein, die andere aus Gottschee), sinnvoller in die Gesamtentwicklung eingeordnet werden. Dieser Wunsch bestimmte mich wohl, unter den deutschen Fassungen, die ich zu meiner Darstellung des Märchens vom singenden Knochen benutzt habe, auch ein Aargauer Volkslied[3] zu besprechen, dessen Inhalt freilich wesentlich von dem bekannten Märchen abweicht: Ein Hirt hört im Walde ein kleines Kind weinen; näher befragt, erzählt es von seiner bösen Mutter, die schon zwei Kinder gemordet und nun auch ihr drittes im Walde ausgesetzt habe, während sie selbst im grünen, jungfräulichen Kranz sich zur Hochzeit rüste. Hirt und Kind eilen ins Dorf und erscheinen in der Hochzeitsrunde, vor der das Kind die Braut der dreifachen Kindesaussetzung beschuldigt. Jene leugnet und verschwört sich beim Teufel; augenblicklich erscheint dieser, um sie zu holen.

Man sieht: nur der allgemeinste Grundgedanke (Enthüllung eines Mordes durch den „lebenden Leichnam" des Gemordeten) stimmt mit dem Märcheninhalt von KHM. 28 überein; das Grundmotiv ist zwar das gleiche, aber die Einzelzüge der Handlung weichen ab, und so stellt sich das Aargauer Lied etwa in das gleiche Verhältnis zum Märchen vom singenden Knochen wie jene Schweizer Sagen vom blutenden Knochen[4], deren Einbeziehung in den Kreis des Märchens die Kritik mit Recht widerraten hat[5]. Ich habe damals übersehen, daß das Aargauer Volkslied nicht vereinzelt ist, sondern zu einem sehr verbreiteten Volksliedtyp gehört, der bereits in „Des Knaben Wunderhorn" unter der Überschrift „Hölliſches Recht" auftaucht[6] und bei Erk-Böhme in sechs verschiedenen Fassungen vorliegt[7]. Von dieser Ballade von der Rabenmutter[8] vergleiche ich im folgenden 64 zumeist noch ungedruckte Varianten aus dem deutschen Sprachgebiet, aus Österreich, der Schweiz, Lothringen, Württemberg, Deutsch-Ungarn, Hessen, dem Rheinland und Saargebiet, Anhalt, Hannover, Brandenburg und Sachsen, Mecklenburg, Pommern, Schlesien, dem Kuhländchen und aus Ostpreußen sowie zwei offenbar aus Oberdeutschland stammende Fassungen, bei denen eine Ortsangabe fehlt[9]; in großen Zügen stimmt der Inhalt aller

[3] Bei Simrock, Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter (Bonn, 1876) S. 437 = meine Variante D_2k.

[4] Varianten D_8k — $_{14}k$.

[5] Vgl. bes. K. Krohn, Die folkloristische Arbeitsmethode (Oslo, 1926) S. 121.

[6] II 202; vgl. K. Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in „Des Knaben Wunderhorn" (Palaestra 76; Berlin, 1909) S. 163.

[7] Nr. 212 a—f = I (Leipzig, 1893) S. 632—637; S. 637 auch eine Zusammenstellung der bis 1893 gedruckten Varianten.

[8] Der Titel stammt von Erk-Böhme.

[9] Benutzte Varianten:

Oö = Österreich — 1: Steierkirchen bei Linz (= 28. Bericht des Museums Franzisko-Carolinum. Linz, 1869, S. 140 ff.). — 2: Fliegendes Blatt (Besitz des Freiburger Volksliedarchivs), Wien. — 3: St. Georgen (A 101035).

Digitized by Google

dieser Lieder mit der Aargauer Fassung überein, doch sind die Verschiedenheiten im Einzelnen so bunt und aufschlußreich, daß sich ein kurzes monographisches Eingehen auf dies Volkslied wohl lohnt. Wir stellen also fest, daß das Aargauer Lied nicht zum Märchenkreis vom singenden Knochen, sondern zu einem eigenen Balladentyp gehört.

Sw	= Schweiz	1: Aargau (A 29036). — 2: Solothurn (A 25922). — 3: Aargau (Erk-Böhme Nr. 212 f.; I S. 636).
L	= Lothringen	1: ohne nähere Ortsangabe (L. Pinck, Verklingende Weisen I, 1926, S. 65; vgl. S. 291).
W	= Württemberg	1: Ablach (A 86552).
O	= Oberdeutsch ohne nähere Angabe	1: (A 41736); 2: (A 47753).
U	= Deutsche Siedlung in Ungarn	1: Orczyfalva (Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn II, 1891, S. 201 f.).
H	= Hessen	1: Lampertheim (A 107). — 2: ohne nähere Angabe (A 41738). — 3: Darmstadt (E 12546). — 4: Oberhessen (E 6359 = E 2834 aus Oppenheim). — 5: Odenwald (E 6016). — 6: Oppenheim (Erk-Böhme Nr. 212 d; I S. 635). — 7: Alberode, Bez. Kassel (Erk-Böhme Nr. 212 e; I S. 636).
Rh	= Rheinland	1: Eichelhütte, Kr. Wittlich (A 76 921). — 2: Theisbergstegen (Heeger-Wüst I, 1909, Nr. 70 b, S. 164). — 3: Hofstetten (Heeger-Wüst I, 1909, Nr. 70 b, S. 165).
Sa	= Saargebiet	1: Kreis Saarbrücken (Köhler-Meier I, 1896, Nr. 11, S. 14).
A	= Anhalt	1: Jeßnitz (A 59 846). — 2: Bernburg (A 59 845). — 3: Natho (A 71 746). — 4: Osternienburg (A 81 718).
Ha	= Hannover	1: Dransfeld (E 18735).
B	= Brandenburg und Sachsen	1: Mittelelbe (A 41 737). — 2: Aken a. d. Elbe (A 49 549). — 3: Pechau (A 49 548). — 4: Cottbus (Erk-Böhme Nr. 212 a, I S. 632 f. = Str. 1 bis 7, 11 bis 16 bei F. Klämbt, Märkisches Liederblatt S. 7 f.).
M	= Mecklenburg	1: Walkendorf (A 88 572). — 2: Lübtheen (A 96 546).
P	= Pommern	1: Neuhoff bei Leba (A 57 467). — 2: Hohenfelde bei Köslin (A 92 927). — 3: Schivelbein (A 93 109). — 4: Kratzig b. Köslin (A 57 600 = B 16 172). — 5: Polzin (Unser Pommerland, 1930, S. 72). — 6: Koirtoph (Pommersches Volksliedarchiv Nr. 6470). 7: Kolberg (ebda. Nr. 6475). — 8: Köslin (ebda. Nr. 6426). — 9: Stralsund (ebda. Nr. 6441). — 10: Jarmen (ebda. Nr. 6450). — 11: Kordshagen (ebda. Nr. 4379). —
Sl	= Schlesien	1: ohne Ortsangabe (A 41 739). — 2: ohne Angabe (A 52 076). — 3: Kreis Chlau (A 53 251). — 4: ohne Ortsangabe (A 54 522). — 5: Kreis Namslau (E 5478). — 6: Breslau (E 5471). — 7: Oppeln (E 5469). — 8: Grabig b. Klopschen (E 6015). —

Digitized by Google

Diese Ballade von der Rabenmutter nun, die uns hier beschäftigen soll, ist in vierhebigen Reimpaaren abgefaßt; in den meisten Fassungen bildet ein Reimpaar die Strophe (α, β), und auch in den wenigen Varianten, die zur Strophenbildung zwei Reimpaare (α, β; α, β) benutzen, stellt jedes einzelne Reimpaar eine in sich abgeschlossene Sinneseinheit dar[10]. Wir

9: Waltdorf (E 3954). — 10: Michelsdorf b. Haynau (E 2833). — 11: Bunzlau (E 3955). — 12: Strien b. Winzig (E 5470). — 13: Großburg b. Strehlau (E 5473). — 14: Regensburg a. Queis (E 5472). — 15: Krummendorf b. Strehlen (E 5474). — 16: Raudten, Kreis Steinau (E 5475). — 17: Alt-Toeplitz-Budig (E 12 367). — 18: ohne Ortsangabe (Erk-Böhme Nr. 212 b, I S. 633 f.).

Ku = Kuhländchen — 1: (Erk-Böhme Nr. 212 c, I S. 634 f. = Meinert S. 164).

Op$_1$ = Ostpreußen — 1: Giebitten und Bunden (A 55 372).

Die von mir benutzten Varianten sind zum überwiegenden Teile ungedruckt; gedruckte Fassungen wurden, soweit sie nicht bei Erk-Böhme verzeichnet sind, nur gelegentlich zur Ergänzung herangezogen. Ich bin Herrn Professor Dr. John Meier und seinem Assistenten Herrn Dr. Schewe für die liebenswürdige Überlassung der reichen Schätze des deutschen Volksliedarchivs aufrichtig verbunden; die im deutschen Volksliedarchiv benützten Registernummern füge ich in der Variantenübersicht jeweils in Klammern hinzu (A = ungedrucktes Material; E = Material aus Erks Nachlaß). Die Hälfte der pommerschen Varianten (P 6—11) entstammt dem Pommerschen Volksliedarchiv. — Weitere gedruckte Varianten sind verzeichnet bei: Erk-Böhme Nr. 212 a—f, I S. 637; E. Köhler-J. Meier, Volkslieder von der Mosel und der Saar I (1896), S. 371; G. Heeger-W. Wüst, Volkslieder aus der Rheinpfalz I (1909), S. 166; K. Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in „Des Knaben Wunderhorn" (Palaestra 76; 1909), S. 163 (zu Wunderhorn II 202); Dunger-Reuschel, Größere Volkslieder aus dem Vogtlande, S. 28, 273; Einzelvarianten ferner bei: A. Wirth, Anhaltische Volkslieder (1925) Nr. 48; Das deutsche Volkslied 31 (1929), S. 8; weiterhin dänisch bei Grundtwig Nr. 529, niederländisch bei Blyau en Tasseel (nicht bei Duyse!). — Wirth, Tod und Grab in der englisch-schottischen Volksballade (Programm Bernburg, 1914, S. 10) erwähnt die Ballade, ohne sie abzudrucken. —

Die Variante Sw 3 hat L. Tobler (Schweizerische Volkslieder II, 1884, S. 182) seiner Wiederherstellung des schweizerischen Balladentextes zu Grunde gelegt; seine Rekonstruktion ist als „geglückte und vorbildliche Leistung" neuerdings bei O. v. Greyerz, Das Volkslied der deutschen Schweiz (1927), S. 98 f., wieder abgedruckt worden.

[10] In zahlreichen Fassungen, die zweizeilige Strophen aufweisen, bei denen also das Reimpaar die Strophe bildet, wird durch Wiederholung der einzelnen Zeilen das Reimpaar zur Vierzeiligkeit erweitert (also α, α, β, β); dabei geschieht es wiederholt, daß zu der 2. Zeile keine Wiederholung, sondern eine Variation gebildet wird (also α, α, β, γ).

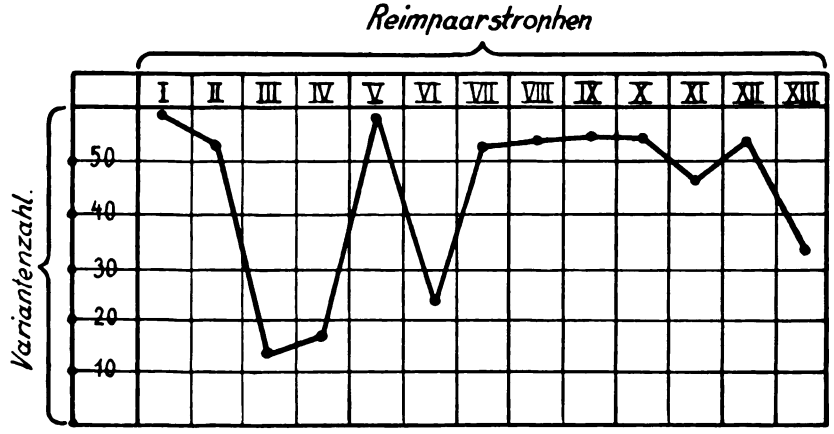
Digitized by Google

sind also berechtigt, zur besseren Übersicht den Inhalt in Sinneseinheiten = Reimpaarstrophen zu gliedern; dabei erhalten wir folgende Einteilung:

I: Die Auffindung des Kindes	
II: Das Kind gibt über sein Versteck Auskunft	Szene: im Wald
III: Das Kind gibt über seine Daseinsbedingungen Auskunft	Dialog: Finder-Kind
IV: Das Kind gibt über seine Mutter Auskunft	
V: Szenenwechsel (vom Wald ins Dorf)	
VI: Ankunft im Hochzeitshaus	
VII: Das Kind begrüßt die Gäste und bezeichnet seine Mutter	
VIII: Abwehr der Mutter	Szene: auf der Hochzeit
IX: Beschuldigung der dreifachen Mutterschaft	Dialog: Kind-Mutter
X: Beschuldigung der dreifachen Kindesaussetzung	
XI: Selbstverfluchung der Mutter	
XII: Ankunft des Teufels	
XIII: Abschied der Rabenmutter	

Einige — 13 von 64 — Varianten fügen noch weitere Strophen an, mit denen sie das Lied ausklingen lassen (XIV); doch liegen hier ganz deutliche Sonderentwicklungen vor: nicht zwei von ihnen klingen auch nur aneinander an, und im Einzelnen schwankt die Zahl der Schlußstrophen zwischen 1 und 7.

Nicht alle Fassungen weisen alle Strophen (= Inhaltseinheiten) auf; die Frage, wie weit diese Inhaltseinheiten alle ursprünglich, wie weit sie etwa nur landschaftlichen Sonderentwicklungen („Ökotypen") eigentümlich sind, wird noch zu erörtern sein. Eine Tabelle veranschauliche die Häufigkeit der Reimpaarstrophen in den Varianten:



In Worte umgesetzt: während die Strophen III, IV, auch VI nur in einem kleinen Teil aller Varianten auftauchen, fehlen I, II, V und VII—X, XII, auch XI fast nie. Es sind dies die Strophen, die die Handlung fortführen; an sie klammert sich zunächst Erinnerung und Anteilnahme des

Digitized by Google

Volkes. Daß (I) und wo (II) das Kind gefunden wird, dann der wichtige Gang vom Fundort ins Hochzeitshaus (V), der zum entscheidenden Höhepunkt hinüberleitet, schließlich das erregende Zwiegespräch zwischen Mutter und Kind (VII—XI) mit seinem grausigen Ende (XII): das sind die wesentlichen und fesselnden Punkte des Geschehens, denen das Lied Verbreitung und dauernde Beliebtheit verdankt. Neben ihnen büßt das wunderſam erhaltene Leben des ausgesetzten Kindes (III) an Interesse ein; und warum soll das Kind schon im Walde in nüchternem Bericht vorwegnehmen (IV), was durch die Konfrontierung von Mutter und Kind (VII) später unendlich viel dramatischer, packender dargestellt wird, daß nämlich die Rabenmutter gerade heute im jungfräulichen Scheine Hochzeit feiert? Welche grelle Erfindung ist das: Entdeckung dreifachen Kindesmordes ausgerechnet am Lebenshöhepunkt der Verbrecherin! Die zahlreichen Fassungen, die IV überspringen, verstärken dadurch den Eindruck von VII beträchtlich, weil sie bis dahin über die Person der Rabenmutter Dunkel breiten: nur ihre Tat ist bekannt, als das Kind ins Zimmer tritt. Welch eine Ungeheuerlichkeit, daß es gerade die Braut als Mutter in Anspruch nimmt! Umgekehrt: in den 17 Varianten, die IV aufweisen, wird die Spannung wesentlich hier schon vorweggenommen, ein Teil des Schwergewichts vom Hauptdialog des zweiten Teils (Kind—Mutter) in den des ersten (Finder—Kind) hinübergeschoben, obwohl er dort ausschlaggebend, hier jedoch nur (neben der Haupttatsache: Entdeckung der Kindesaussetzung) von akzidenteller Bedeutung ist. — Ähnlich schieben zahlreiche Varianten zwischen V und VII keine Strophe, die ausdrücklich die Ankunft am Ort der zweiten Szene, also den Erfolg von V, feststellt, ein (VI) und sparen sich dadurch eine für die Handlung hemmende Breite, indem sie rasch zum Höhepunkt voraneilen. Auch daß nicht wenige Fassungen es zu berichten verabsäumen, daß sich die bräutliche Rabenmutter selbst verschwört (XI), deutet auf diese Höhepunktstechnik volkskünstlerischen Schaffens hin, die sich keineswegs auf das Volkslied beschränkt: die Tatsache, daß man noch vom Teufel zu singen hat, daß der Rabenmutter ihr verdienter Lohn in schönster, befriedigendster Weise zuteil wird, erregt die Sänger so, daß sie es vergessen oder für unwesentlich halten, die plötzliche Teufelserscheinung zu motivieren, wie dies Strophe XI versucht. Kein Zweifel, daß XI zum ursprünglichen Bestande des Liedes gehört (eine Frage, die dagegen bei III, IV und VI noch eingehender zu prüfen sein wird), denn es bildet die notwendige Brücke zwischen X und XII — aber wie bezeichnend, daß eine immerhin nicht kleine Anzahl von Fassungen auf die Logik der Entwicklung verzichtet, um die Höhepunkte der Handlung desto greller hervorspringen zu lassen! Und als dieser letzte Trumpf ausgespielt, der Effekt der Teufelserscheinung genossen ist, flaut das Interesse der Sänger sichtlich ab: knapp die Hälfte aller Fassungen erzählen noch Näheres vom Ende der bösen Rabenmutter!

Die Anteilnahme der Sänger an den einzelnen Entwicklungsphasen der Liedhandlung ist wohl von einigem Belang für die Erkenntnis des Volksgeschmacks und des volkskünstlerischen Schaffens; für Erörterungen über die ursprüngliche Gestalt des Liedes sind diese Beobachtungen nur

Digitized by Google

mit größter Vorsicht heranzuziehen. Immerhin scheint unsere Tabelle doch wahrscheinlich zu machen, daß die Strophen I, II, V, VII—XII zum alten Liedbestand gehören (schon ihre allgemeine Verbreitung dürfte das voraussetzen), daß andrerseits III, IV, VI und XIII besonders kritisch auf diese Frage geprüft werden müssen. Näheres kann nur eine eingehendere Beobachtung der Einzelstrophen lehren; sie — soweit der bescheidene Raum es zuläßt — vorzunehmen, ist unsere Aufgabe.

I. Die Auffindung des Kindes, von allen Varianten[11] fanfarenartig an den Eingang der Ballade gestellt, läßt das Lied unmittelbar mit starker Spannung beginnen: von Anfang an geistert so der zuckende Scheinwerfer schwerer Geheimnisse über dem Ganzen. Naturgemäß muß die Szene im Freien spielen; eng mit der freien Natur verbunden ist der Beruf dessen, der das Kind findet: er ist im südwest-[12] und südostdeutschen[13] Sprachgebiet ein Hirt[14], in Mitteldeutschland[15] und Pommern[16] ein Schäfer, gelegentlich im gleichen Gebiet[17] ein Jäger[18]; nur vereinzelt sind andere Bezeichnungen wie Müller[19], Herr[20] oder Mensch[21], und der Ritter des Rheingebiets[22] entstammt wohl ortsüblicher Romantik. Bei seinem meist beruflichen Ausgang (Viehhüten) hört dieser Hirt (Schäfer) das Rufen einer Kinderstimme; fast alle Varianten[23] führen im Reimtakt der letzten Zeile dieses Erzählungsabschnittes das Wort „Kind(e)lein"[24], sehr viele[25] fügen unmittelbar anschließend einen Ausdruck wie „schrein", „greinen", „weinen" an. Die Worte Hirt (Schäfer) — hört[26] — Kindelein — schrein (greinen, weinen), die gleichzeitig die Handlung dieser Inhaltseinheit begreifen, blitzen wie Schlaglichter in so zahlreichen Fassungen des ganzen Verbreitungsgebietes auf, daß wir sie wohl unbedenklich der Urform zuweisen können[27]. Gegenüber dieser weitgehenden sachlichen Ein-

[11] D. h. 60 Varianten; die 4 Fassungen, die I entbehren, sind Fragmente, die erst in der Mitte des Liedes beginnen (L_1, P_3, $Sl_{6,10}$).

[12] $Sw_{1—3}$: W_1; $O_{1—2}$: auch H_5; der „Hirtenknab" in Rh_3 entstammt wohl literarischer Einwirkung.

[13] $Sl_{1,3—5,\ 7—9,\ 11—16,\ 18}$; dazu Ku_1.

[14] In Österreich ein „Halter": $Oö_{1—3}$.

[15] $H_{2—4,\ 6,\ 7}$; Ha_1; $A_{1,\ 3,4}$; $B_{1—4}$; auch U_1 und Sl_{17}.

[16] $P_{2—11}$.

[17] A_2; M_1; P_1; Op_1.

[18] Dadurch wird in M_2, P_1 die Assoziation an das Lied „Es wollt ein Jäger früh aufstehn" (Brommelbeerbuschballade) vollzogen.

[19] M_2. [20] Sa_1. [21] Rh_2. [22] Rh_1; H_1.

[23] Nämlich 42 von 60.

[24] Ha_1 statt dessen „Knäblein", $Oö_1$ „junger Knab".

[25] Nämlich 38 von 60; zu ihnen kommen noch 8 weitere, die Synonyma einsetzen; z. B. „Stimmelein", „Stimme entgegenschallt", „zu reden an", „ein Rufen an", „Stimme erschalln".

[26] In 45 der 60 Varianten auftauchend.

[27] Dabei sei betont, daß die wenigen Fassungen, die formal abweichen, 1. unter sich keine Einheit bilden, d. h. Ergebnisse jeweiliger Sonderentwicklungen sind, 2. inhaltlich mit den übrigen übereinstimmen.

Digitized by Google

heitlichkeit, die z. T. sogar in verbreiteten wörtlichen Übereinstimmungen gipfelt, berührt eine formale Divergenz sehr eigentümlich. Die Varianten sind nämlich in zwei große Gruppen geschieden: die eine (= a), die die Mehrzahl der ober- und mitteldeutschen Fassungen umfaßt[28], erzählt den Vorgang in einer Strophe, während die nordostdeutschen und die Mehrzahl der schlesischen Varianten[29] (=b) zwei Reimpaare (1,2) dazu benötigen. Ein Blick auf die Reime: bei a bildet in fast allen Fassungen[30] die Silbe -ein (Kind(e)lein, klein, schrein, wein(e)n, grein(e)n, Geschrei, Stimmelein) die Reimsilbe der zweiten Zeile (aβ); auf dieses — ein reimen siebzehn Varianten die erste Zeile (aα: Rhein, hinein, heim, treib(e)n), während die übrigen Varianten auf einen Reim verzichten (hüt', Holz, Berg, Tal, hinaus). Bei b taucht dieselbe Reimsilbe — ein in der zweiten Zeile der zweiten Strophe (b 2β) von 11 Varianten auf (Kindelein, klein, schrein, Geschrei), nur eine Variante (Sl[18]) reimt in der ersten Zeile (b 2α) mit einem „hinein" darauf, während die übrigen „kam" in der Reimsilbe von b 2α zu stehen haben. Mit andern Worten: der -ein-Reim, der in 32 Fassungen der a-Gruppe und 11 Fassungen der b-Gruppe[31] mit Sicherheit vorauszusetzen ist, bleibt innerhalb der a-Gruppe weit besser erhalten, während er in b 2 unmöglich wird. Trotzdem wird in vielen Fassungen von b das -ein-Reimwort beibehalten. Eine weitere Beobachtung: in allen Fassungen der b-Gruppe sind die beiden Strophen von I kettentechnisch aneinandergeknüpft, d. h. die erste Zeile der zweiten Strophe (b 2α) knüpft variierend an die zweite Zeile der ersten Strophe (b 1β) an. Ein Beispiel:

1. Es trieb ein Schäfer mit Lämmern aus;
Er trieb wohl in den grünen Wald.

2. Und als er in den Wald rein kam,
Da hörte er schrein ein Kindelein. (P_2)

Wie hier, so bildet das Wort „Wald" in allen Fassungen der b-Gruppe die Brücke zwischen den Strophen[32], in beiden Zeilen bildet dieses Stichwort gleichzeitig das Handlungszentrum: daß die erste Szene im Wald stattfindet, ist der Gedanke, den die b-Gruppe der a-Gruppe gegenüber so stark (in 2 Zeilen!) unterstreicht. Dieser Gedanke zerreißt jedoch das Reimverhältnis[33], und um dem Strophenbau eingefügt zu werden, muß er (in 1 β und 2 α) wiederholt werden. Das ist offenbar nicht ursprünglich. Wir werden der Formung der a-Gruppe den Vorzug geben: I wird in einer Strophe (Reimsilbe: — ein) so abgehandelt, daß die erste Zeile (α) die Person des Finders bei seiner Betätigung vorstellt, während die zweite Zeile (β) sein

[28] $Oö_{2—3}$; $Sw_{1—3}$; W_1; $O_{1—2}$; U_1; $Hl_{1—7}$; $Rh_{1—2}$; Sa_1; $A_{1—4}$; Ha_1; $B_{1—4}$; dazu noch $Sl_{2, 7, 13—15}$ = 33 Varianten.

[29] $M_{1—2}$; $P_{1, 2, 4—11}$; Op_1; $Sl_{1, 3—5, 8, 9, 11, 12, 16—18}$; Ku_1; dazu Rh_3 und (in allerdings entstellter Form) $Oö_1$ = 27 Varianten.

[30] Mit einer Ausnahme: Hl_1.

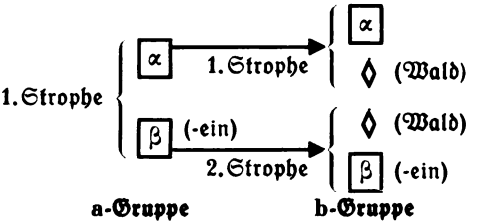
[31] Also in 43 von 60 Varianten!

[32] Es taucht auch in 13 Fassungen der a-Gruppe in I a α auf.

[33] Vgl. das obige Beispiel P_2!

Digitized by Google

akustisches Erlebnis erzählt; die b-Gruppe schiebt zwischen α und β eine genauere Bestimmung des Handlungsortes („Wald") ein, die — zur Wahrung des Reimpaarschemas — zwei Zeilen füllen muß; dadurch wird das ursprüngliche Reimpaar zerrissen:



Die ober- und mitteldeutschen Fassungen dürften also das ursprüngliche Formverhältnis besser bewahrt haben als die ostdeutschen.

II. Die Befragung des Kindes[34] rundet die Auffindungsszene ab: vom Hören der ersten Strophe schreitet die Handlung zum Sehen fort; die Stimme muß angeben, woher sie klingt. Der Hirt (Schäfer) ruft fragend in den Wald hinein; die Stimme des Kindes antwortet und bezeichnet das Versteck. Fast alle Varianten haben die erste Zeile in wörtlicher Übereinstimmung: der erstaunte Hirt beteuert, daß er zwar die Stimme vernehme, aber nichts sehen könne; die Worte „höre"[35] „sehe nicht"[36] sind die immer wiederkehrenden Angelpunkte dieser Zeile. Dann teilt sich wieder die Entwicklung in zwei große Gruppen, eine einstrophige (a) und eine zweistrophige ($b_{1,2}$), die beide über das ganze Sprachgebiet hin scheinbar regellos verteilt sind, doch tritt a im südlichen und westlichen Gebiet stark zurück[37], während es in Pommern, auch in Anhalt die Mehrzahl der Varianten umgreift. Die a-Gruppe legt jedem der beiden Sprecher (Finder, Kind) eine Zeile, die b-Gruppe ein Reimpaar in den Mund. Dabei stimmt in beiden Gruppen nicht nur, wie erwähnt, die erste Zeile ($a\alpha = b\,1a$) im wesentlichen überein, auch eine Zeile der Antwort des Kindes ($a\beta = b\,2a$) lautet in fast allen Fassungen gleich: daß es in einem Baum versteckt ist, berichten 50 Varianten übereinstimmend[38]. Damit ist ausgesprochen, daß beide Zeilen der a-Gruppe, Frage sowohl wie Antwort, den ursprünglichen Bestand bewahrt haben; um so erstaunlicher, daß gerade

[34] II ist in 52 Varianten enthalten.

[35] In 47 von 52 Varianten!

[36] In 43 von 52 Varianten; andere haben Synonyma wie „weiß nicht", „finde nicht" usw.

[37] Es fehlt in Österreich, der Schweiz, Württemberg, Deutsch-Ungarn, dem Rhein- und Saargebiet sowie in $O_{1,2}$ völlig; auch in Mecklenburg ist die a-Gruppe nicht vertreten.

[38] D. h. alle Fassungen der a-Gruppe, alle der b-Gruppe mit Ausnahme von $Oö_2$, das statt dessen das mundartliche „hohlen Stock" setzt, und von Sw_1, das die unbestimmte und nichtssagende Bestimmung „Wald" angibt. 36 Varianten beider Gruppen betonen, daß der Baum hohl sei.

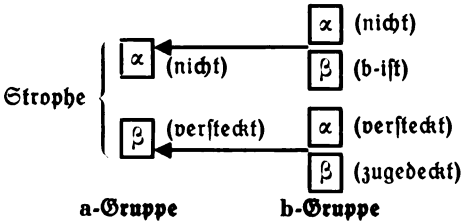
Digitized by Google

hier das Reimverhältnis völlig zerrüttet ist: auf das obligate Reimsilbenwort „nicht" der ersten Zeile reimt „versteckt"[39] in der zweiten Zeile. Das kann nicht ursprünglich sein. In der b-Gruppe reimt in allen Fassungen das „versteckt"[40] von $2a$ auf ein „zugedeckt" der zweiten Zeile; die zweite Strophe hat also durchgängig reinen Reim bewahrt, und auch die Reimverhältnisse der ersten Strophe sind ziemlich durchsichtig: auf das obligate Reimsilbenwort „nicht" von $b\,1\,a$[41] reimt meistens „ist" bzw. „bist"[42], gelegentlich[43] auch „nicht". Beide Zeilen, die b vor a voraus hat, dienen zur Erweiterung der jeweiligen ersten Strophenzeile, z. B.:

1. „Ich höre dich rufen und seh dich nicht,
   Ich weiß, daß du ein Kindlein bist."

2. Ich bin in' hohlen Baum gesteckt,
   Mit eichenen Rütlein zugedeckt. (O_1)

Es hat den Anschein, als ob hier — im Gegensatz zu I — die längere Fassung ursprünglicher sei; die a-Gruppe hat — nach Ausweis der Reime — die Zeilen 1β und 2β, die die Handlung nicht fortführen, wenn sie auch die Szene vertiefen, verloren. Die Höhepunktstechnik würde also a aus b entwickelt haben:



In wenigen Fassungen der b-Gruppe, die noch dazu landschaftlich eng begrenzt sind — sie entstammen alle dem westlichen Oberdeutschland[44] —, antwortet das Kind mit einer Altersangabe: es sei 3[45] oder 4[46] Tage, Wochen[47] oder Jahre[48] alt. Das interessiert den Frager zunächst gar nicht; was nützt ihm diese Antwort, solange er das Kind noch nicht gefunden hat? Zudem füllt die Altersangabe nur die erste Zeile; Reimwort ist in allen Fassungen „alt"; die zweite Zeile ist eine offenbare Verlegenheitserfindung: ein Hinweis darauf, daß das Kind von Gott sein Leben[50] oder die Gnade[51] erhalten (Reim alt: erhalt[52]) habe, scheint an dieser Stelle gezwungen und

[39] Nur 2 schlesische Fassungen ($Sl_{8,14}$) haben „ich".

[40] O_1: „gesteckt".

[41] = aα!

[42] In 19 Varianten; das in 4 Fassungen auftauchende Reimwort „sein" ist wohl hiervon abgeleitet.

[43] Zweimal.

[44] Sw_1; W_1; $Rh_{1,2}$; Sa_1; O_2. In Sw_1 und Rh_2 fungiert diese Strophe nur als Zusatz zu b_2, in den übrigen Fassungen als selbständige Antwort auf b_1.

[45] O_2. — [46] Sw_1; W_1; $Rh_{1.2}$; Sa. — [47] O_2. — [48] Sw_1, W_1. — [49] $Rh_{1,2}$; Sa_1.

[50] $Rh_{1,2}$; Sa_1. — [51] W_1; O_2; Sw_1.

[52] Nur O_2 hat „erlangt", zweifellos eine Entstellung.

Digitized by Google

unorganisch[53]. Diese westoberdeutschen Fassungen dürften als Ergebnisse einer örtlichen Sonderentwicklung anzusprechen sein.

III und IV. Nicht ganz die Hälfte aller Varianten[54] knüpfen an dieser Stelle, an der Finder und Kind sich gegenüberstehen, ein eingehenderes Gespräch zwischen beiden an. Das ist an sich durchaus verständlich: den Hirten (wie den Hörer des Liedes) muß es interessieren, wie sich das ausgesetzte Kind in der Waldwildnis am Leben erhalten konnte (III) und wer seine Mutter, die Täterin, ist (IV). Im einzelnen gehen jedoch die Antworten auf diese Fragen stark auseinander, und die Gruppen, die sich dadurch bilden, sind meist landschaftlich sehr eng begrenzt.

III[55] fehlt völlig im westlichen Verbreitungsgebiet. Österreich, Mittelelbe, Pommern, vereinzelt auch Schlesien und Kuhländchen stellen die verhältnismäßig wenigen hierher gehörigen Fassungen, die noch dazu in zwei Gruppen gespalten sind: eine nördliche (Pommern, Mittelelbe = a) einstrophige[56] und eine südliche (Österreich; Schlesien-Kuhländchen; Niederlausitz = b), zweistrophige[57]; der Inhalt beider Gruppen ist der gleiche: die Frage des Finders nach der Ernährung in der Wildnis und der antwortende Hinweis des Kindes auf die transzendente Hilfe (Gott[58], Gottes Sohn[59], heiliger Geist[60], Mutter Gottes[61]). Scheinbar hat auch hier die längere b-Gruppe den Vorzug vor den Fassungen der a-Gruppe[62]; a muß aus b ähnlich entstanden sein wie bei II. Ob diese Frage schon der Vorlage angehört hat, muß angesichts ihrer beschränkten Verbreitung bezweifelt werden: gerade die östlichen Varianten haben sich unsern bisherigen Beobachtungen nicht gerade als gut erhalten präsentiert! Und warum sollte in einem großen landschaftlichen Gebiet, im ganzen Westen, gerade diese Frage einheitlich verloren sein? Es handelt sich wohl um eine stofflich naheliegende Erweiterung, die der Osten an der Ballade vorgenommen hat.

IV[63] fehlt dagegen ganz in Pommern, Mecklenburg, Schlesien, Kuhländchen und Ostpreußen und ist auch in Oberdeutschland nur ganz ver-

[53] Er stammt vielleicht aus III?

[54] 27 Fassungen.

[55] Vorhanden in 14 von 63 Varianten!

[56] Mit 8 Varianten.

[57] Mit 6 Varianten.

[58] P_6; B_4: $Oö_3$.

[59] Sl_5.

[60] $B_{1.3}$; $P_{4,5,7-9}$: nur a-Gruppe!

[61] $Oö_{1,2}$: nur b-Gruppe!

[62] In der Reimsilbe der ersten Zeile steht bei 9 Fassungen beider Gruppen (a : 4, b : 5) das Stichwort „ernährt", das bei b in allen Fassungen mit „verzehrt" der 2. Zeile reimt; derselbe Reim beherrscht auch die 2. Strophe von b. Bei a reimt auf „ernährt" einmal „Gott", sonst „Geist", hierzu ist dann ein neues Reimwort „gespeist" gefunden worden, das sich auf die a-Gruppe beschränkt.

[63] Vorhanden in 17 Varianten!

Digitized by Google

einzelt anzutreffen; sein Verbreitungsgebiet ist Hessen, Anhalt, Hannover und das Elbgebiet. Fragestellung und Antwort sind sehr verschieden. Eine erste Gruppe[64] (a) läßt den Hirten nach der Täterin fragen; die Frage ist genau nach dem Muster der Antwort von II formuliert (Kettentechnik!): „Wer hat dich denn darein versteckt?"[65]. Die einzig mögliche Antwort „das hat (ja) meine Mutter getan"[66], läßt jeglichen Reim vermissen ([ge]-steckt : getan oder — lein) — Kettentechnik, Reimlosigkeit und geringe Verbreitung deuten auf späte Sonderentwicklung. — Eine andere Gruppe[67] fragt nach der Person der Mutter: „Wer soll denn deine Mutter sein?"[68]; die einzelnen zu ihr gehörigen Fassungen divergieren jedoch so völlig in der Antwort (Müllers Töchterlein[69], trägt Kränzelein[70], hat Hochzeit heut[71]), daß keine Einheitlichkeit zu konstruieren ist. — Einige hessische Varianten[72] schließlich lassen das Kind von der Hochzeit seiner bösen Mutter erzählen; sie sind unter sich zwar ziemlich einheitlich[73], aber geographisch zu eng begrenzt, als daß wir ihre Formung für die Urform in Anspruch nehmen könnten — selbst wenn ihr Inhalt nicht den dramatischen Aufbau der Ballade so empfindlich störte, wie er es tatsächlich tut[74]!

III und IV scheinen also tatsächlich Ergebnisse von Sekundärentwicklungen zu sein.

V. Der Szenenwechsel wird von allen Fassungen[75] als ungemein wesentlich empfunden und daher nicht nur beibehalten, sondern auch in buntester Weise ausgestaltet. Er wird auf zwiefache Weise erzählt, entweder so, daß das Kind den Fremden bittet, es mit in sein Dörfchen (Hochzeitshaus, Vaterland usw.) zu nehmen (Aufforderungsformel = a)[76], oder in Form eines Berichtes: der Finder führt das Kind mit sich (Berichtformel = b)[77]. Beide Formelgruppen halten sich zahlenmäßig und was ihre geographische Verbreitung anbelangt[78], die Wage; Inhalt und Länge sind beiden Gruppen gleich. Ebenso wenig lassen die sehr zerspaltenen Reimverhältnisse irgend welche Schlüsse auf das Primat der einen oder

[64] 8 mitteldeutsche Varianten.

[65] So A_2, H_7;die andern Fassungen beinah völlig entsprechend.

[66] So $A_{1,3}$; B_2; Ha_1.

[67] 6 Varianten aus allen Verbreitungsgebieten von IV.

[68] So B_1; Ha_1; H_7; die andern Fassungen fast völlig gleichlautend.

[69] $B_{1,2}$; Ha_1.

[70] A_1; H_7.

[71] $Oö_2$.

[72] $H_{2-4,6}$.

[73] Fester Reim halten : tragen!

[74] Vgl. oben S. 32 f.!

[75] Von 59 Fassungen; die 5 fehlenden Varianten — L_1; P_3; $Sl_{2,6,10}$ — sind Fragmente; einige Varianten bringen die Strophe sogar doppelt (in beiden Formulierungen).

[76] 34 Varianten.

[77] 28 Varianten.

[78] Doch ist in Anhalt und in Brandenburg-Sachsen nur die Berichtformel (b) lebendig.

Digitized by Google

anderen Formel zu[79]. Außer dem obligaten „nimm mich“[80] bzw. nahm[81] taucht das Wort „Hochzeit“, allein oder in Zusammensetzungen (-haus, -tag, -saal), in so zahlreichen Fassungen aller Gegenden[82] auf, daß man es wohl der Vorlage zuweisen kann; die Szenenwechselstrophe würde dann die doppelte Aufgabe haben, 1. die Tatsache des Szenenwechsels zu berichten, 2. den Charakter der andern Szene (Hochzeit) anzudeuten. So vereinigt sie die wesentlichen Handlungsphasen des Gesamtliedes (Findung des ausgesetzten Kindes — am Hochzeitstag der Mutter) in sich, eine lebendige Brücke zwischen den Szenen, die die beiden Auftritte erst zum einheitlichen Drama zusammenschweißt.

VI. Die Ankunft der beiden am Ort des zweiten Auftrittes wird in verhältnismäßig wenigen Fassungen[83], die indessen über das ganze Gebiet verstreut sind[84], in einer besonderen Strophe festgestellt. Diese Divergenz zwischen Häufigkeit und geographischer Verbreitung erschwert eine Entscheidung über die Ursprünglichkeit der Strophe außerordentlich, ja macht sie eigentlich unmöglich. Die Strophe ist so stark zersungen, daß die Reimverhältnisse völlig gestört erscheinen; häufiger ist nur der Reim kam[85] : an[86], der ja auch in I b_2 eine gewisse Rolle spielte[87]. Auch ein Schlagwort, das sich leitmotivartig in allen oder doch den meisten Fassungen erhalten hätte, ist kaum festzustellen. Auf Grund des vorliegenden Materials muß wohl die Frage nach der ursprünglichen Fassung wie nach der Ursprünglichkeit von VI offen bleiben.

VII. Die Begrüßungsstrophe[88] leitet das bewegte, innerlich aufs Höchste gespannte Gespräch zwischen Kind und Mutter ein; ihre Aufgabe ist es, durch die Anrede der Hochzeitsgäste das Milieu noch ein-

[79] Ziemlich häufig ist in beiden Gruppen ein Reim auf — aus (Haus: heraus u. a.); die Reimsilbe taucht in der ersten Zeile 15, in der zweiten Zeile 22 mal auf. Auch ein Reim Hand : Land ist beiden Gruppen wiederholt gemeinsam (erste Zeile 12 mal, zweite Zeile 9 mal).

[80] In 28 der 34 Varianten der a-Gruppe.

[81] In allen Varianten der b-Gruppe.

[82] In 32 Varianten beider Gruppen, dazu eine Variante (Sla) mit „Bräutlein“.

[83] In 23 Varianten.

[84] Völlig fehlt die Strophe nur in Anhalt und Brandenburg-Sachsen, d. h. dem gleichen Gebiet, das sich bei V ausnahmslos für die Bericht- und gegen die Aufforderungsformel entschieden hatte.

[85] In 12 Varianten die Reimsilbe der 1. Zeile bildend.

[86] In 9 Varianten die Reimsilbe der 2. Zeile bildend.

[87] Vgl. oben S. 35! Vielleicht stammt der Reim in I b_2 aus unserer Strophe, die fast gleich gebaut ist; Normalschema:

„Und als er ..... kam,
Da fing ..... zu reden an.“

Der Übergang von VI nach I b_2 müßte in einem Gebiet erfolgt sein, das Varianten beider Gruppen (Ia und Ib) aufweist; in Schlesien, dem einzigen Gebiet das diese Voraussetzung erfüllt, weisen tatsächlich 7 Varianten beide Strophen, sowohl I b_2 wie VI, auf.

[88] In 52 Varianten auftretend.

Digitized by Google

mal scharf zu betonen (1. Zeile), um dann sofort die Beschuldigung der Braut kurz und schroff auszusprechen (2. Zeile). Deutlich haften die Leitmotive in den meisten Varianten: in der ersten Zeile „Hochzeitsgäst“[89] oder „Hochzeitsleut“[90], in der zweiten Zeile das grell anklagende Wort „Mutter“[91], das fast alle Fassungen bewahrt haben, obwohl es nicht durch den Reim geschützt ist. Vor „Hochzeitsleut“ scheint „Hochzeitsgäst“ die Priorität für sich in Anspruch nehmen zu können, nicht nur wegen häufigerer und allgemeinerer Verbreitung, sondern auch aus Reimgründen: beide Synonyma stehen in der Reimsilbe; während aber auf — leut nur je einmal „Freud“[92] und „heu(n)t“[93] reimt, reimen 34 Varianten auf — gäst. Dabei führen alle östlichen Fassungen (Mecklenburg, Pommern, Schlesien, Ostpreußen) den festen Reim gäst : fest (oder best[94] bzw. frist[95]), während die westlichen[96] gäst : ist reimen. Beide Gruppen sind landschaftlich streng voneinander geschieden; eine Priorität der einen oder andern Fassung festzustellen, scheint unmöglich.

VIII. Die Abwehr der Anklage durch die Braut[97] spitzt den Dialog zu: die zuhörenden Gäste treten kaum, daß sie erwähnt wurden, wieder völlig in den Hintergrund; das eine Wörtchen „Mutter“ reizt zur sofortigen Gegenäußerung; spöttisch und überlegen sucht die Braut das Kind durch den Hinweis auf ihren Jungfernkranz abzutun. Ganz deutlich heben sich die Schlagworte aus der Buntheit der Varianten heraus: Wie[98] — kann[99] — deine Mutter[100] — sein[101] — trage (trägt)[102] (grüne s[103] —) Kränz(e)lein[104]; der Reim sein : Kränzelein steht durchgängig fest. Bei kaum einer anderen Strophe liegen die Verhältnisse so eindeutig, bei keiner ist die ursprüngliche Formung so klar ersichtlich.

IX—X. Die höhnische Äußerung der Braut zwingt das Kind, nähere Beweise seiner Beschuldigung beizubringen; dabei kommt die ganze Größe des mütterlichen Verbrechens zum Vorschein: drei Jungfernkinder hat sie gehabt, alle drei hat sie in mörderischer Absicht ausgesetzt. Das Kind bezichtigt die Mutter zunächst dreifacher Mutterschaft (IX) und beschuldigt sie

[89] In 32 Varianten, zu denen noch eine (B_4) mit „Gäste mein“ kommt.
[90] In 11 Varianten.
[91] In 44 Varianten.
[92] L_1.
[93] $Oö_1$.
[94] Nur P_5.
[95] Nur Sl_{17}.
[96] W_1; O_1; Rh_{1-3}; H_5; Sa_1; U_1; zu diesem Reimwort gehört wohl auch sein in O_2; $B_{1,3,4}$; $Oö_2$, und sei in H_1.
[97] In 55 Varianten auftretend.
[98] 46 Varianten.
[99] 42 Varianten.
[100] 49 Varianten.
[101] 54 Varianten.
[102] 51 Varianten.
[103] 34 Varianten.
[104] 45 Varianten; die übrigen 9 Fassungen haben „Kranz“.

Digitized by Google

sodann des dreifachen Mordes, wobei es zuerst das Schicksal der beiden älteren Halbgeschwister (X a) und dann sein eigenes (X b) erzählt; die Anklage umfaßt also drei Strophen.

Die Beschuldigung der wiederholten Mutterschaft (IX)[105] ist bei der Mehrzahl der Varianten einheitlich geformt, den Höhepunkt bringt die zweite Zeile mit dem blitzartig einschlagenden Wort „drei"[106]; die erste Zeile, an VIII β anknüpfend, lehnt den Hinweis auf den heuchlerischen Jungfernkranz ab: die Begriffe „tragen"[107] und „Kränz(e)lein"[108] werden vorwurfsvoll aufgenommen. Die Reimsilben sind stark zersungen; sehr wahrscheinlich hat ein -ein-Reim die Strophe beherrscht, etwa Kränz(e)lein : Kinde(r)lein (bzw. Knäbelein, Söhnelein)[109].

Es ist sehr bezeichnend, wie stark die einzelnen Fassungen in der Ausmalung der Greuel auseinandergehen, mit denen die Rabenmutter ihre armen Erstgeborenen ums Leben gebracht hat (X a)[110]: ersäuft hat sie sie (1), im Mist erstickt (2), verbrannt (3), lebendig eingegraben u. a. (4), und jedem hat sie in teuflischer Erfindungskraft seine individuelle Todesart ersonnen. Der Feuertod (3) ist nur sechs westoberdeutschen Fassungen eigen, ist also Erfindung eines Ökotyps und nicht ursprünglich; die zehn Varianten, die vom Lebendigbegraben zu erzählen wissen[111], sind zwar über das ganze Gebiet verstreut, aber in sich so uneinheitlich und divergierend, daß es schwer fällt, der kleinen Schar eine Priorität zuzubilligen. Dagegen berichten fast alle Fassungen[112] vom Wasser-, über die Hälfte[113] vom Erstickungstod; zahlreiche Reime dieser beiden Formulierungen korrespondieren auch mit einander (—tragen[114] : —graben[115]). Im übrigen hat die leidenschaftliche Anteilnahme der Sänger gerade diese gruselige Stelle unserer Ballade so zersingen helfen, daß über die inhaltlichen Leitmotive hinaus wortwörtliche Übereinstimmungen nirgends in einem Umfange auftreten, der irgend welche Entscheidungen zuließe.

Während das Schicksal der älteren Kinder in je einer Zeile abgefertigt wurde, berichtet das Kind sein eigenes Erleben zumeist ausführlicher in

[105] In 56 Varianten auftretend.

[106] In 56 Varianten!

[107] In 34 Varianten.

[108] In 31 Varianten, dazu 12 Fassungen mit „Kranz".

[109] Kränzelein bzw. seine Synonyme finden sich 32 mal in der Reimsilbe der ersten Zeile; 9 weitere (ostdeutsche) Varianten weisen statt dessen „sein" auf; Kindelein bzw. seine Synonyme reimen in 43 Varianten in der 2. Zeile!

[110] In 56 Varianten erzählt.

[111] M_2; P_7; $Sl_{4.11}$; W_1; $H_{2.6}$; L_1; Op_1; $Oö_2$.

[112] Nämlich 55 von 56!

[113] 32 Varianten aus allen Gebieten; vgl. jedoch Anm. 115!

[114] In 22 Fassungen von X a 1.

[115] In 25 Fassungen von X a 2: auch in 5 Varianten von X a 4 steht „graben" in der Reimsilbe. Da X a 2 und X a 4 völlig getrennten Fassungen angehören, jedoch durch das Reimwort „graben" aneinander gebunden scheinen, liegt es nahe, X a 4 aus X a 2 entstanden zu denken: der anrührige Erstickungstod im Mist (X a 2) ist durch das Eingraben im Sand (X a 4) gemildert!

Digitized by Google

ganzer Strophe (X b)[116]. Sie gleicht im Inhalt wie Form der oben besprochenen Strophe II b2; dieselben Schlagwörter halten hier wie dort Handlung und Strophenbau zusammen: Baum[117] — versteckt[118] bzw. gesteckt[119] — zugedeckt[120]. Der Reim steckt : deckt ist zweifellos[121]. Interessant ist es, wie bei solcher Einheitlichkeit in den handlungstragenden Punkten die Fassung in der Ausmalung der Dinge, mit denen das arme Kind im Walde behäuft wurde, auseinandergehen: Disteln und Dornen, Gras und Laub, Rinde der verschiedensten Waldbäume, Äste, Ruten, Holz — kaum irgendwo sind die Einzelfassungen so erfinderisch wie gerade hier!

XI.[122] Diese grausigen Beschuldigungen sind — durch das gegensätzliche Milieu noch unendlich verschärft — derart, daß die Braut zur stärksten Gegenwehr greifen muß, um sich behaupten zu können. Ihre Ruhe von vorhin (XIII) ist dahin; erregt stößt sie den gröbsten Fluch heraus, den es für sie (und die Sänger) gibt: „Der Teufel soll mich holen, wenn das stimmt!" Der Begriff „Teufel" bildet den sachlichen und formalen Höhepunkt, zu dem die ganze Strophe hindrängt[123]; er ist so stark und die Sänger so erregt, daß andere Schlagworte nicht erhalten und die Reime unwiederherstellbar zersungen sind; nur der Begriff „kommen" taucht in Wunschform in zahlreichen Varianten[124] auf.

XII.[125]. Fast automatisch erzwingt der böse, heuchlerische Wunsch seine Erfüllung; wer den Teufel an die Wand malt, hat es im Handumdrehen zu büßen. Diese Geschwindigkeit merken die meisten Varianten[126] besonders an: die erste Zeile der üblichen Teufelsankunftsstrophe (XII a) wird von den Schlagwörtern kaum[127] — Wort[128] — aus[129] getragen; die zweite, die die Tatsache der Ankunft des Bösen zu melden hat, wird wieder (wie bei XI) vom Wort „Teufel" und seinen Synonymen beherrscht. Der

[116] So 50 Varianten; nur 4 mitteldeutsche Fassungen pressen es in eine Zeile: A_1; Ha; $B_{3,4}$.

[117] In 38 Fassungen.

[118] In 31 Fassungen.

[119] In 20 Fassungen.

[120] In 49 Fassungen.

[121] Die erste Zeile hat 51 mal — steckt, die zweite 49 mal — deckt!

[122] In 45 Varianten enthalten.

[123] „Teufel" in 18 Fassungen des ganzen Gebietes, „Satan" in 13 mitteldeutschen Varianten, „Kuckuck" in Pommern (3 Varianten), „der Böse" in Pommern und Schlesien (3), „der böse Geist" in der Schweiz (1), „der böse Geist" in Schlesien (1), „Geier" im Kuhländchen (1), „Hölle" in der Schweiz (1), „Er" in Schlesien (1).

[124] In 31 Fassungen.

[125] In 53 Fassungen berichtet.

[126] 50 Varianten!

[127] In 21 Fassungen.

[128] In 36 Varianten, dazu 3 Varianten mit Deminutivbildungen „Wörtchen", „Wörtlein"; in Sl_{17} das Synonym „Rede".

[129] In 37 Fassungen.

Digitized by Google

Reim ist auch in dieser in höchstem Maße erregten und erregenden Strophe unrettbar zersungen.

Mit diesem letzten Höhepunkt bricht die Einheitlichkeit der Fassungen beinahe jäh ab. Das ursprüngliche Lied kann mit der einfachen Meldung der Teufelsankunft nicht geschlossen haben; man erwartet noch einen Bericht, wie der ungebetene Gast mit der Rabenmutter umgesprungen sei, aber die Fortsetzungen divergieren nun im Inhalt fast ebenso stark, wie die letzten Strophen (XI—XII) im Wortlaut auseinanderklaffen. Ziemlich häufig und gleichmäßig verbreitet ist die Erzählung vom Tanz des Teufels mit der schlimmen Verbrecherin (XII b)[130], der eine Ahnung von ihrem schauerlichen Ende vermittelt; er scheint fast ursprünglich zu sein (Reimwort der zweiten Zeile —tanz[131], mit dem in der ersten Zeile Hand[132], Kranz[133], Bank[134] oder Tanz[135] korrespondieren).

XIII—XIV. Dann aber klaffen die Einzelentwicklungen völlig auseinander. Schlesische[136] und einige andere östliche Fassungen[137] legen der fortwirbelnden Rabenmutter noch einige erbaulich-bürgerliche Ermahnungen in den Mund: man möge aus ihrem beklagenswerten Schicksal für die Erziehung der eigenen Kinder die nötigen Folgerungen ziehen (XIII a)! Hessische Varianten[138] lassen den Teufel höhnisch die Braut locken (XIII b). Häufiger und allgemeiner verbreitet ist eine dritte Formulierung, die berichtet, wohin der Satan die Böse geführt und was er dort mit ihr gemacht habe (XIII c)[139], aber die Darstellungen gehen im Einzelnen so völlig auseinander, daß keine Einheitlichkeit erkennbar wird, auch die Reime versagen. Wenige östliche Fassungen[140] schließlich lassen die Braut sentimental ihr Schicksal beklagen (XIII d).

Die Situation reizt sehr zur Ausmalung; nicht ganz wenige Varianten lassen sich diese Gelegenheit eines saftigen Ausklangs nicht entgehen, aber jede von ihnen geht eigene Wege dabei: ohne Zweifel liegt hier in jedem Falle Sonderentwicklung vor. Da wird die Höllenfahrt recht eingehend und anschaulich geschildert[141]; die Klage der Teufelsbraut[142], das Erstaunen ihres noch im letzten Augenblick von ihr glücklich befreiten Bräutigams[143], die Verwirrung der Gäste[144] wird dargestellt; andere lassen den Teufel locken[145], im Wirbelwind mit ihr davonsausen[146], machen ihr Vorwürfe[147] oder geben dem Kind das Wort zu erbaulicher Schlußrede[148]. Originell ist Sl_{15}, das zwei Boten des Teufels in Kavaliersgewändern die Braut zierlich fortgeleiten läßt[149]; dieselben erstatten am nächsten Tag auch Bericht über ihr Schicksal:

„Da habt ihr Schmuck und Zier —
Die Seele behalten wir!"

---

[130] In 21 Varianten, fehlend im Rheingebiet und Anhalt; zweifellos ist XII b Fortsetzung zu XII a, nicht, wie es M_2, L_1 und Sw_2 darstellen, Ersatz!

[131] In 14 Fassungen. [132] 6 Varianten. [133] 5 Varianten. [134] P_7. [135] Ku_1.

[136] $Sl_{8, 11, 15, 16, 18}$. [137] M_1; P_9. [138] $H_{2—4,6}$.

[139] 20 Varianten. — [140] $P_{4, 8}$; B_4; Ku_1. — [141] Von $Oö_3$ in 4, von Ku_1 in 7 Strophen. — [142] B_4. — [143] Rh_3. — [144] Sl_{13}; anders $Oö_1$.

[145] Sw_3; in Op_1 versucht die Braut sich zu weigern. [146] Sw_2.

[147] O_2 in 2 Strophen. [148] M_1 in 2 Strophen. [149] Insgesamt 4 Strophen.

Digitized by Google

Oö$_1$ klingt sachlich mit einer (zweistrophigen) Feststellung des Endes und einer Berufung auf den Halter (= Hirt) als Zeugen für die Wahrheit des Gesungenen aus. Alle diese Varianten verbreitern zwar den grausigen Eindruck, vertiefen ihn jedoch nicht; die dramatische Gespanntheit, die über dem Hauptteil des Ganzen liegt, zersplittert in bürgerlich-sensationslüsterne Erregung und behäbige Freude am Skandal und am Grausigen. —

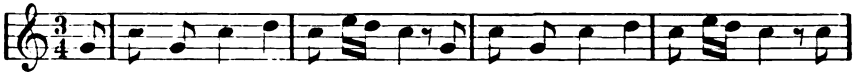
Wir fassen unsere wesentlichen Ergebnisse kurz in Form einer Tabelle zusammen. Das ursprüngliche Lied, das etwa dem 17.—18. Jahrundert angehören mag[150], muß etwa folgendes Gerippe[151] gehabt haben:

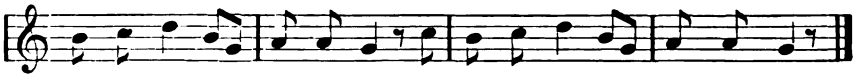
Inhaltseinheit	Zahl der Reimpaare	Reimwort	Leitmotivworte
I	1	. . . ein	Hirt — hört — Kindelein — { greinen / weinen / schrein
II	1	nicht: — ist	höre — sehe nicht — (b) ist
	1	steckt: — deckt	in Baum versteckt — zugedeckt
V	1	?	nimm (nahm) — Hochzeit
VI?	1	kam: an?	—
VII	1	— gäst': { ist / fest	Hochzeitsgäst' — Mutter
VIII	1	fein: Kränzelein	wie kann — deine Mutter — fein trage (trägt) — grünes — Kränzelein
IX	1	Kränzelein: { Kindelein / Knäbelein / Söhnelein	tragen — Kränzlein — drei
X	1	tragen: graben	Wasser (bzw. Synonyma) - Mist (bzw. Syn.)
	1	— steckt: — deckt	Baum versteckt — zugedeckt
XI	1	?	Teufel (bzw. Synon.) — [möge] kommen
XII	1	?	kaum — Wort — aus — Teufel
	1	— tanz: { Hand / Kranz / Bank / Tanz ?	tanzt — Tanz
XIII	1	?	? (= Ausklang)

[150] Vielleicht kann die Variante U$_1$, die sich merkwürdig gut in die oberdeutschen Fassungen einordnet, zur Feststellung der genaueren Chronologie benützt werden?

[151] Als Beispiel des Ganzen gebe ich im folgenden eine besonders typische schlesische Variante (Sl$_5$), die 1842 von Hofmann von Fallersleben in Welkau (Kreis Namslau) notiert wurde (aus den Sammlungen des Freiburger Volksliedarchivs):

Digitized by Google





2. Und als er ein Stückchen in' Wald rein kam,
Da fing sich ein Geschreie an.

3. Ich hör' dich schrei'n, ich seh' dich nicht,
Ich weiß, daß du ein Knäblein bist.

4. Ich bin in einem Baum versteckt,
Mit Dorn und Distel zugedeckt.

5. Wer hat dich denn im Baum ernährt,
Daß dich nicht haben die Würm' verzehrt?

6. Gottes Sohn hat mich ernährt,
Daß mich nicht haben die Würm' verzehrt.

7. Er nahm das Kind aus'm Wald heraus,
Und trug es in das Hochzeitshaus.

8. Gott grüß' euch all', ihr Hochzeitsgäst',
Dort sitzt meine Mutter im Winkel fest.

9. Wie konnt ich deine Mutter sein,
Ich trag ein grünes Kränzelein.

10. Ihr könnt schon meine Mutter sein,
Habt schon geboren drei Knäbelein.

11. Das erste habt ihr in' Mist vergraben,
Das andre habt ihr in's Meer getragen,
Und mich habt ihr in Baum versteckt,
Mit Dorn und Disteln zugedeckt.

12. Und wenn das sollte wahre sein,
So senkt' ich mich in's Meer hinein.

13. Und als die Braut das Wort aussprach,
Da kam'n drei Teufel und holten sie ab.

Volkskunde im Gerichtssaal[1]. Die ungerade Zahl.

Der uralte bereits in der Antike belegte Volksglaube, daß ungerade Zahlen von besonderer Wirkung sind, hat kürzlich in einem Schwurgerichtsprozeß, der sich am 27./28. Januar 1931 am Landgericht Traunstein (Oberbayern) abspielte, einen tragischen Niederschlag gefunden. Die Taglöhnerswitwe Magdalena Steyerer von Endorf (westlich vom Chiemsee) war angeklagt, am 5. September 1929 ihren Mann durch Tollkirschen (Früchte von Atropa Belladonna) vergiftet zu haben. Sie wollte sich ihres Mannes, der an epileptischen Anfällen litt und nicht arbeitsfähig war (die Familie hatte 11 Kinder), entledigen. Auch hatte ihr ein reicher Bauer nach dem Tode ihres Mannes die Ehe versprochen. Als der Mann der Steyerer am 5. September 1929 wieder einen Anfall bekam und in diesem Zustand die Kinder roh züchtigte, lief die Frau vor dem Mittagessen in den Wald und pflückte genau 13 Tollkirschen. Eine ungerade Zahl bringe Glück im Unglück, hat einmal eine Bekannte, die als Wahrsagerin einen Namen im Dorfe hatte, zu ihr gesagt. Unterwegs verlor sie eine Tollkirsche. Sie warf eine weitere Tollkirsche von sich, um wieder eine ungerade Zahl auf den Tisch neben dem Bett ihres Mannes legen zu können. Der Mann aß die Tollkirschen und starb um 7 Uhr abends. Nach dem Gutachten eines medizinischen Sachverständigen, der Magen- und Darminhalt des Verstorbenen untersuchte, scheint es allerdings, daß die Frau ihrem Manne mehr als 11 Tollkirschen zu essen gab. Dem Untersuchungsrichter gegenüber behauptete die Frau, daß sie ihren Mann mit den Tollkirschen nur „damisch" machen wollte, d. h. hier wohl: den Aufgeregten beruhigen wollte. Magdalena Steyerer wurde wegen Versuchs zu einem Verbrechen des Mordes zu einer Zuchthausstrafe von 8 Jahren verurteilt (nach dem Prozeßbericht in den „Münchner Neuesten Nachrichten 1931, Nr. 26 und 27). Über ungerade Zahlen in der Volksmedizin vergleiche auch Hovorka und Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin 2 (1909), 881 f.

Gunzenhausen (Bayern). Dr. Marzell.

[1] Siehe auch diese Zeitschrift 2, 1928, 31 ff.

Digitized by Google

Feuersegen und Kugelsegen aus Bobstadt.

Von Hauptlehrer R. Hoppe, Ziegelhausen.

Schon seit einigen Jahren war mir das Vorhandensein und der Gebrauch von geschriebenen Segen und gedruckten Brauchbüchern bekannt, aber niemals bekam ich solche zu Gesicht, da sie besonders vor Fremden, also dem Pfarrer und Lehrer, ängstlich gehütet werden. Nun spielte mir der Zufall zwei geschriebene Segen in die Hand. Bei der Behandlung der Buchdruckerkunst brachten die Schüler alte Bibeln in die Schule. In einer fanden sich zwei handgeschriebene Segen.

Der Feuersegen hat denselben Anfang, wie ihn Fehrle von einem aus Brandenburg erwähnt (Zauber und Segen, 9). Der vorliegende stammt aus Ostpreußen und ist mit einer Einleitung, die seinen Ursprung erzählt, versehen.

Der zweite Segen gegen Feinde war wohl als Schutzbrief in kriegerischen Zeiten gebräuchlich. Die erwähnte „Kugel, sie sei von Silber, Zinn, Eisen oder Blei" kommt auch in den Himmelsbriefen des Weltkrieges vor. (Fehrle, Zauber und Segen, 69.) Die Handschrift ist eine andere wie die des Feuersegens und verschiedentlich fehlerhaft.

Feuersegen.

Eine wahre und approbirte Kunst in Feuers-Brünsten und Pestilenz Zeit zu gebrauchen.

Dieses hat ein Christlicher Zigeunischer König aus Egipten erfunden. Anno 1714 den 10. t Juny wurden in dem Königreich Preußen 6 Zigeuner mit dem Strang gerichtet, der 7te aber ein Mann von 80 Jahren sollte den 16ten darauf mit dem Schwert gerichtet werden: Weil aber ihme zum Glück, eine unversehene Feuers-Brunst entstanden, so wurde der alte Ziegeuner losgelassen, zu dem Feuer geführt, allda seine Kunst zu probieren, welches er auch mit großer Verwunderung der Anwesenden gethan, und die Feuers-Brunst in einer halben viertel Stund, versprochen, daß solche gantz und gar ausgelöschet und aufgehöret hat, wornach ihme dann nach abgelegter Probe, weil er auch solches an Tag gegeben, das Leben geschenkt und auf freyen Fuß gestellet worden. Solches ist auch von einer Königlichen Preußischen Regierung, und dem General-Superintendenten zu Königsberg für gut erkannt und in offentlichen Druck gegeben worden. Erstlich gedruckt zu Königsberg in Preußen, bey Alexander Baumann anno 1715.

Biß willkommen du feuriger Gast,
greif nicht weiter als was du hast.
Das zehl ich dir Feuer zu einer Buß,
im Namen Gottes des Vaters, Sohns und des Heil. Geistes.

Digitized by Google

Ich gebiete dir Feuer bey Gottes Kraft,
die alles thut und alles schafft.
Du wolleſt ſtille ſtehen,
und nicht weiter gehen:
So wahr Chriſtus ſtund am Jordan
da ihn taufet Johannes der Heil. Mann.

Das zehl ich dir Feuer zu einer Buß,
im Namen der Heil. Dreyfaltigkeit.

Ich gebiete dir Feuer, bey der Kraft Gottes
du wolleſt legen deine Flammen,
ſo wahr Maria behielt ihre Jungfrauſchaft vor allen Damen,
die ſie behielt ſo keuſch und rein,
drum ſtell Feuer dein Wüten ein,

Diß zehl ich dir Feuer zu einer Buß,
im Namen der Allerheiligſten Dreyfaltigkeit.

Ich gebiete dir Feuer, du wolleſt legen deine Gluth,
bey Jeſu Chriſti theures Blut,
das Er für uns vergoſſen hat,
für unſer Sünd und Miſſethat.

Das zehl ich dir Feuer zu einer Buß,
im Nahmen Gottes des Vatters, Sohns und Heiligen Geiſtes.

Jeſus Nazarenus, ein König der Juden,
hilf uns aus dieſen Feuers-Nöthen,
und bewahr diß Land und Gränz,
für aller Seuch und Peſtilenz.

Wer dieſen Brief in ſeinem Hauſe hat, bey dem wird keine Feuersbrunſt entſtehen, oder auskommen. Imgleichen ſo eine ſchwangere Frau dieſen Brief bey ſich hat, kan weder ihr noch ihrer Frucht eine Zauberey noch Geſpenſt ſchaden. Auch ſo jemand dieſen Brief in ſeinem Hauſe hat, oder bei ſich, der iſt ſicher für der leidigen Sucht der Peſtilenz.

Abgeſchrieben von einem gedruckten Feuerſegen.
Bobſtadt, den 6ten Xbr 1835.

Gegen Feinde.

Ich ſteh mit Gott auf an dieſem Heiligen Tag, mit Chriſti Fleiſch und Blut.
O Gott ſei mein Harniſch und mein eiſerner Hut,
daß mich keine Waffe nicht ſchneidet,
und keine Kukel nicht verlötzt,
ſie ſeie von Silber, Zinn, Eiſen oder Bley.
O Gott ſei ſtets bei mir, ich geh mit Gott über die Wellen,
ich nem Chriſtus zu einem Geſellen,

Digitized by Google

ich geh mit Gott über die Straßen,
Jesus Christus wird mich nicht verlassen.
Wer stärger ist als die drei Nahm,
der kom her und greif mich an
im + + +.

Alle meine Feinde Schar die heute an diesem Heiligen Tag
auf mich gehebt oder getzielt haben, die sollen bei
ihnen behalten allen Rauch, allen Staub, allen Schwall,
wie Maria ihren Beschluß behalten hatt.
F Wer allen Namen
F Mosach
F Adriach
F Abitentus
wollen mich behiten vor allen meinen Feinden.
So nim ich die Heilige dörnerne Kron die unserm Herrn
Jesus durch sein Heiliges Haupt gebreßt ist,
so nim ich den heiligen Rohr, der unsserm Herrn Jesus
Christus sein Heiliges Herz erfreut hat,
so nim ich die Heiligen drey Nägel die unserm Herrn
Jesu Christ durch seine heiligen Hände und Füße geschlagen sind
so mach ich den Beschluß. + + +

In meiner Übersicht über die badischen volks- und heimatkundlichen Schriften im 4. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 158 ff., habe ich einige Bücher angeführt, die im Selbstverlag der Verfasser erschienen sind. Dazu sind von zwei Seiten Zuschriften an mich gerichtet worden: 1. Forscher und Bibliotheken beklagen sich, daß man von solchen Büchern kaum etwas erfahre, 2. die Verfasser beklagen sich, daß ihre Bücher zu wenig gekauft werden.

Beiden Stellen könnte, glaube ich, abgeholfen werden, wenn die Verfasser, soweit sie nicht ihre Bücher ganz einem Buchverlag übergeben, mit einer Buchhandlung vereinbaren, daß diese die Bekanntmachung und den Vertrieb der Bücher gegen entsprechende Vergütung übernehme, wie es manche Institute längst eingeführt haben (Kommissionsverlag). Fehrle.

Druckfehlerberichtigung.

Im 3. Jahrgang, S. 54 dieser Zeitschrift (Besprechung von Hans Hahne, Totenehre im alten Norden), Z. 14 von unten lies: statt „Und darin kann man ihm überall beistimmen": „Und darin kann man ihm nicht überall beistimmen." Hünnerkopf.

Wo befinden (oder befanden sich mit Sicherheit) Stein- oder Reisighaufen, die durch Hinzuwerfen durch Vorübergehende gebildet werden? Liegt diesem Brauch eine Kulthandlung zugrunde?

Antwort erbeten an Kurt Löffel, Tübingen, Wöhrstraße 12.

Digitized by Google

Über die Handamulette der von Portheim-Stiftung in Heidelberg.

Von **Grete Großmann**, Heidelberg.

Die Hand hat seit alten Zeiten wegen ihrer bejahenden und verneinenden Verwendungsmöglichkeit die allergrößte Beachtung im Glauben der Völker gefunden. Man brauchte sie zum Bösen und zum Guten, zum Verwunden und zum Heilen, zum Verfluchen und zum Segnen. In religiösen Handlungen spielt sie eine große Rolle, bei der Eidesleistung, beim Tätigen von Friedensschlüssen und Verträgen.

Es macht uns jemand einen Vorschlag, den wir nicht annehmen können, er stellt uns eine unerhörte Zumutung — wir halten unwillkürlich die Hand zur Abwehr hoch. Ist es ein Wunder, daß in früheren Jahrhunderten der Mensch sich der gleichen Bewegung bediente, um sich der von der Natur und vom Nebenmenschen ausgehenden Angriffe übersinnlicher Art zu erwehren? Ist es ein Wunder, daß, da er sich ja ständig von Gefahren umlauert sah, und doch nicht anhaltend die eigene Hand zur Abwehr hoch halten konnte, er sich ein Abbild seiner Hand fertigte, dieses ständig bei sich trug und sich damit in einen immerwährenden Verteidigungszustand gegen alle vermeintlichen Feinde, Gefahren, Zumutungen usw. versetzte? Und endlich: Ist es ein Wunder, daß im Laufe der Zeiten diese künstlichen Hände bestimmte Formen und Stellungen erhielten, die als erprobt und bewährt galten und immer wieder hergestellt wurden — ein Vorgang, dem wir oft in der Kulturgeschichte begegnen — sodaß wir es, wenn wir von Handamuletten sprechen, eigentlich nur mit drei Formen zu tun haben. Wir kennen:

1. die Hand an sich und zwar a) die gespreizte Hand und b) die Hand mit geschlossenen Fingern[1], beide mehr oder minder stilisiert (beide „Hand der Fatme");

2. die Hand, die verschiedene Bewegungen macht[2]: a) die Hand, die den Zeige- und kleinen Finger vorstreckt, also Hörnchen macht („mano cornuta"), b) die Hand, bei der der Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger durchgesteckt wird („Feige", „mano fica") und c) die Hand, die nur den Daumen nach vorn streckt[3];

3. die Amulette, bei denen die Hand nur Trägerin von Gegenständen ist. Die Hand selbst ist dabei ohne Bedeutung; sie wäre

[1] Belluci, Parallèles éthnographiques, Amulettes. Perugia, 1915, 12.

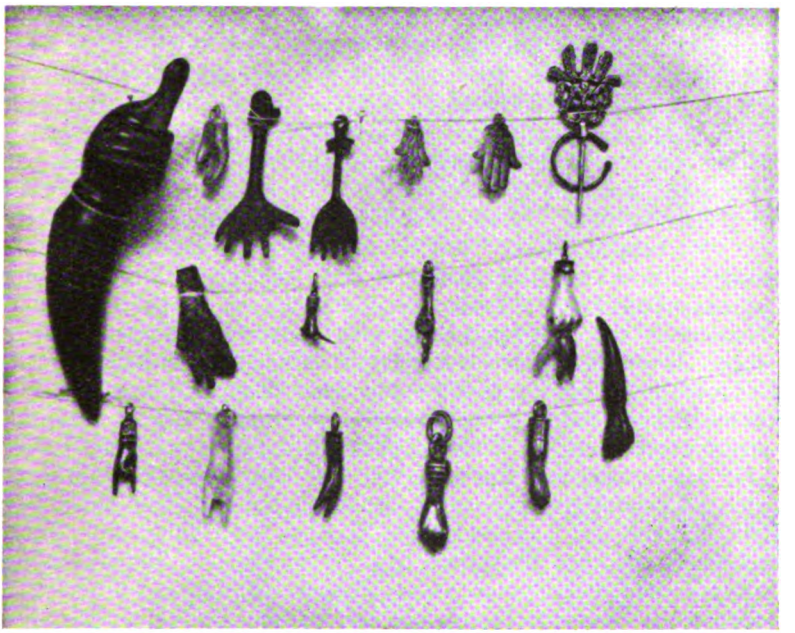
[2] Andree-Eysn: Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet, 1910, 118, Bild 85 und 86.

[3] Seligmann: Der böse Blick 2, 183.

Digitized by Google

aber vielleicht nie mit den Gegenständen abgebildet worden, wenn nicht sonst schon die Hand als Amulett Verwendung gefunden hätte.

Unter diesen Gesichtspunkten wollen wir die Handamulette betrachten, die in einer der größten Amulettensammlungen Deutschlands, in der von Portheim-Stiftung in Heidelberg vorhanden sind[4].



19 10 1 2 8 7 9
3 23 21 22
12 14 13 18 17 16

Amulette der von Portheim-Stiftung in Heidelberg
Bild 1, 2, 3, 7, 8, 9, 10, 12, 13, 14, 16, 17, 18, 19, 21, 22, 23.

Unsere Betrachtung beginnt bei den ältesten Stücken, bei den Funden aus der älteren Eisenzeit. Zwei der hier aus dem Altertum vorhandenen Ausgrabungen stammen aus den „Marken" (Italien), und zwar von Monte Giorgio (Bild 1) und von Belmonte Piceno (Bild 2), die dritte aus Latium und die vierte vom Niederrhein aus der römischen Kolonialzeit (Bild 3).

[4] Die Josephine und Eduard von Portheim-Stiftung, die neben den Amuletten auch andere volkskundliche Gegenstände enthält, ist errichtet von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Viktor Goldschmidt und seiner Gattin, geb. v. Portheim. Die Amulette stammen zum großen Teil aus der Sammlung des Herrn Geheimrats Verworn (Bonn). Andere sind nachträglich von Herrn Prof Goldschmidt geschenkt oder aus den Mitteln der Stiftung gekauft worden.

Digitized by Google

Zwei dieser Amulette — aus Belmonte Piceno und Monte Giorgio — stellen nicht nur eine Hand dar[5], sondern auch den dazu gehörigen Arm bis zum Ellenbogen, ein Brauch, von dem man später abgekommen ist[6]. Bild 1 (Monte Giorgio) zeigt eine sehr primitiv gestaltete Hand ohne Erhebung, ohne Vertiefung, weder Gelenk noch Knöchel unterbrechen die glatte Fläche, sie kann ebenso gut eine rechte als eine linke Hand darstellen. Weit gespreizt sind die sich etwas zuspitzenden Finger, der Daumen steht weit ab. Am Armende sind rechts und links nach oben gerichtete Metallreste erhalten, vermutlich die Ansätze eines Bügels oder Ringes, an dem das Amulett getragen wurde. Das Armende ist etwas verdickt und durch nach der Spitze zulaufende Einkerbungen geziert. Zwischen diesen Einkerbungen und dem Bügelansatz laufen als Ornament drei Rillen quer um den Arm. Immerhin hat das Amulett durch die zunehmende Verdickung des Armes etwas Körper, während das andere (Bild 2: Belmonte Piceno) nur eine ebene Fläche darstellt. Es ist gleichmäßig dünn. Entweder ist es primitiv einfach oder bewußt stilisiert. Die Finger stehen wie Zähne eines Kammes auseinander in einer Geraden und sind sich nur in ihrer Länge nicht ganz gleich. Das Amulett weist mehr Verzierungen als das erste auf: Auf der Handinnen- (oder Außen?)-fläche sind drei vertiefte konzentrische Kreise zu sehen. Ist dieses Ornament wohl aus ästhetischen Gründen angebracht worden oder sollte es Krankheit — und zwar allem Anschein nach Aussatz oder eine andere Hautkrankheit verhüten[7]? Damit würde es also den Amulettwert verdoppeln. Vielleicht stellt diese Hand auch eine Votivhand dar, die geweiht worden sein mag, um Gesundung von Hautübeln zu erlangen. Seligmann erwähnt dieses Ornament auf der Hand einer Brillenfibel in Gotland und hält es für ein Symbol der Sonne. Am Ende des Armes sind außer den Überresten des Rings, der zum Aufhängen diente, zu beiden Seiten Verzierungen, einer Schleife ähnlich, angebracht.

Das dritte Amulett: Quadrans von Latium um 300 v. Chr. ist eine Medaille aus Bronze von 4½ cm Durchmesser mit Darstellungen in leichtem Hochrelief auf Vorder- und Rückseite. Die Vorderseite stellt eine apotropäische Hand dar, gut geformt, mit etwas langem Daumen. Neben der Hand liegen drei kleine Halbkugeln, Verworn hält sie für Getreidekörner. Die Rückseite zeigt ebenfalls diese drei Halbkugeln und zwei längliche sich nach beiden Seiten verjüngende Gebilde. Am oberen Teil der Medaille war vielleicht einmal der Ansatz zu einer Öse oder dergleichen.

Die durch Bild 3 dargestellte Hand sollte vielleicht nicht hier aufgeführt werden. Denn es ist nicht erwiesen, ob es sich hier nicht um die ornamentale Verzierung eines Gebrauchsgegenstandes handelt. Außerdem ist die Hand, da sie ein ovales Etwas (vielleicht ein Ei?) zwischen Daumen und Zeigefinger hält, „Trägerin eines Gegenstandes" und gehört somit eigentlich in die dritte Hauptgruppe, die wir erst am Schluß betrachten werden. Anderer-

[5] Jakob Becker: Drei römische Votivhände aus den Rheinlanden mit den übrigen Bronzen verwandter Art: Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Altertumskunde. Frankfurt a. M., 1862, 6.

[6] Jakob Becker, ebenda, 19.

[7] Jakob Becker, a. a. O., 14.

Digitized by Google

seits gehört sie auch zu den Ausgrabungen, die wir als geschlossene Gruppe ansehen wollen; deshalb wird sie an dieser Stelle beschrieben. Sie stellt eine anatomisch wohlgebildete rechte Hand dar, deren kleiner Finger nicht mehr vorhanden ist. Verworn hat später seine Angabe, daß es sich um ein Amulett handelt, widerrufen und vermutete in ihm den Griff eines Schlüssels. Die Bruchstelle am Handknöchel läßt diese Vermutung zu oder aber, daß auch dieses einst ein Amulett gewesen und zum Anhängen vorgesehen war. Verworn kennt mehrere solcher Schlüsselhände, die im Kastell „Zugmantel" am Limes gefunden wurden und sich jetzt auf der Saalburg befinden. Die Vermutung, daß die Hand an einem Gebrauchsgegenstand angebracht war, ist nicht von vornherein zu bestreiten: Hofrat Pachinger in Linz sah in Steyr eine Hausklingel in Gestalt der Feige, und besitzt selbst mit der Feige gezierte Gebrauchsgegenstände: Einen Bauernlöffel aus dem 17. Jahrhundert, einen Stuhl, Riechfläschchen usw.[8] Daraus darf man wohl den Schluß ziehen, daß man das Nötige, Nützliche gern mit dem Vorbeugenden, Glück bringenden, Angenehmen verbunden hat.

Das sind die Amulette der von Portheim-Stiftung aus alter Zeit. Ein weiter Sprung ist von da bis in unsere Zeit. Die andern Amulette muten uns alle als aus der jüngsten Zeit stammend an. Manche unter ihnen mögen aber doch mindestens schon zwei oder drei Jahrhunderte lang ihren Besitzer vor Unbill verschont haben. Ihre Eigenart, über der Zeit zu stehen, kommt daher, daß sie immer wieder nach alten Vorlagen hergestellt wurden, daß keine Neuerungen Platz greifen durften da, wo das Alte als gut und wirksam erprobt worden war.

Wir kommen zum Gebiet, in dem der Islam herrscht. Hier ist der Glaube an den bösen Blick so stark ausgebreitet, daß viele h i e r die Wiege dieses Aberglaubens suchen. Das hat sich aber als irrige Annahme erwiesen[9]. Die äußerst häufige Anwendung der Handamulette in der Türkei, in Arabien und dem Norden Afrikas, wo auch selten ein Haus ohne „Hande der Fatme" zu sehen ist, kommt auch hauptsächlich daher, daß 5 — die Zahl der Finger — im Islam als heilige Zahl gilt, wie bei uns im nordischen Geschichtskreis 3 und 7. Der Glaube an die 5 war im Orient so groß, daß man zur Übelabwehr sogar nur diese Zahl an die Hausmauer malte. Der arabische Fluch: „Chamsa fi aïnek"" — „fünf in dein Auge" — ist nichts anderes als eine Abwehr gegen den bösen Blick. Daher stammt auch das arabische Sprichwort: „Chamsa fi wudsch el — a da" — „Fünf in der Feinde Gesicht"! 5 heißt also im Arabischen „Chamsa", daher bezeichnet der Araber die Handamulette, die bei ihm das Aussehen eines Kammes mit fünf gleichmäßig langen Zähnen haben, mit demselben Ausdruck[10].

Ein zweiter, aber mehr für die Hand mit zusammengezogenen Fingern gebrauchter Ausdruck ist: „Hand der Fatme". Eine spätere Deutung er-

[8] Villiers-Pachinger, Amulette und Talismane und andere geheime Dinge. Drei Maskenverlag, München, 174.

[9] Siehe unter Amulett im Handwörterbuch des Aberglaubens.

[10] Seligmann, Böser Blick 2, 168.

Digitized by Google

zählt hiervon[11]: Fatme war die Lieblingstochter Mohammeds; sie persönlich stellt den Zeigefinger dar, ihr Vater den Daumen, ihr Gatte den Mittelfinger und ihre beiden Söhne den Ring- und kleinen Finger. Außerdem sind die vier Finger ohne Daumen Symbole für Großmut, Gastfreundschaft, Macht und Güte, und die Hand[12], als Ganzes genommen, erinnert die Gläubigen an die fünf Hauptregeln des empfohlenen Lebenswandels: 1. das Fasten während des Ramadan innezuhalten, 2. die Pilgerfahrt nach Mekka auszuführen, 3. Almosen zu geben, 4. die Waschungen auszuüben und 5. gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Die Fatmehand hat vorbeugende Bedeutung, während der Hand mit gespreizten Fingern Beschwörung zugeschrieben wird: also geschlossen gilt sie als passiv, offen als aktiv. Die Hand der Fatme ist meistens stiliſiert, sodaß Daumen und kleiner Finger gleich lang sind, und ebenso Zeige- und Ringfinger. Oft wird der Braut in Tunis eine riesige Fatmehand, die mit fünf brennenden Kerzen besteckt ist, vorausgetragen[13]. Türken und Perser strecken während der Hochzeitszeremonien die Hände aus.

4 5 20

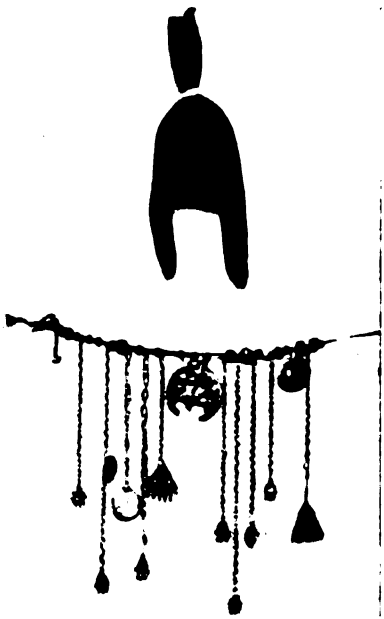
Amulette der von Portheim-Stiftung
Bild 4, 5, 20.

Die von Portheim-Stiftung besitzt aus Oasen bei Gabès-Médénine (Tunis) drei Schmuckstücke, denen bedeutender Amulettwert eigen ist. Der erste Schmuck (Bild 4) ist eine Halskette, die aus dreieckigen Ambrastücken besteht, zwischen die kleine, weiße Glasherzen mit aufgemalten roten Herzchen[14] eingefügt sind, minderwertige Ware, die ihre europäische Herkunft nicht verleugnen kann. Das Hauptstück des Schmuckes, der Anhänger, ist der Schwanz eines Tintenfisches, der mit Ambra bedeckt ist. Ambra[15] ein Produkt des Pottfisches, gilt als stark duftender Stoff in höchstem Maße für übelabwehrend. Deshalb wird es, hauptsächlich südlich vom Mittelmeer, zur Bereitung einer Essenz verwendet; man schrieb dieser

[11] Villiers-Pachinger, a. a. O., 104 f. [12] Villiers-Pachinger, a. a. O., 105.
[13] Seligmann, Magische Heil- und Schutzmittel, 127.
[14] Andree-Eysn, a. a. O., 134, und Villiers-Pachinger, a. a. O., 113.
[15] Handwörterbuch des Aberglaubens: Unter „Ambra".

Digitized by Google

Spezerei eine Haupt, Herz und Magen stärkende Wirkung zu. An diesem Anhänger wurden in das Ambra verschiedene Gegenstände eingedrückt, denen mehr oder minder Amulettwert zukommt: Kaurimuscheln[16], eine blaue Glasperle[17] in Augenform (im Orient ein nahezu unentbehrliches Amulett!), rote Korallen[18]. Außerdem dienen zur Zier: Gelbe Kügelchen und eine schwarze Glasperle in Fächerform. An der Kette selbst sind verschiedene Amulette angebracht: Zwei Hörnchen[19], zwei rote Fische[20], ein Krebs[21] und — was für uns besonders in Betracht kommt, drei Hände. Zwei sind, wie dies aus der Abbildung hervorgeht, aus Glasperlen in verschiedenen Farben hergestellt mit gleichmäßig langen Fingern (beschwörend!). Die dritte Hand ist aus Silber, stilisiert, durchbrochen; auf der Handfläche sind mehrere Blüten sichtbar (es ist eine vorbeugende Hand!). Wenn wir uns diese Häufung von Amuletten in einem Stück vergegenwärtigen, so verstehen wir, was Frau Annette von Eckardt, München, die diesen Schmuck und die beiden folgenden an Ort und Stelle erworben hat, uns darüber mitgeteilt hat: „Dieser große Halsschmuck einer Frau ist sehr selten und gilt als absolut sicheres Mittel gegen Krankheit; fast unerschwinglich für den Fremden."



15
6

Amulette der von Portheim-Stiftung
Bild 6, 15.

Das zweite Schmuckstück (Bild 5) ist für Männer. Es setzt sich aus fünf Troddeln zusammen (5 ist wohl zu beachten!) und besteht aus Ambra, zwischen dem rote Korallen und Glasperlen die Verbindung herstellen. Jede der Troddeln endigt in einem kleinen Silbergegenstand, von denen uns hier nur zwei angehen: Eines ist eine „Hand der Fatme", das zweite eine „Chamsa-Hand". Wir sehen hier wieder die beiden Pole: Prophylaxis und Therapie! Frau von Eckardt schreibt hierüber, es sei „selten".

Der dritte von ihr erworbene Schmuck ist ebenfalls für Männer bestimmt (Bild 6). An einer alten farbigen Glasperlenkette hängen 10 Silberkettchen in Troddelform, 7 dieser Ketten haben als Abschluß eine Hand und zwar ist es fünfmal die gleiche Fatmehand, die als Besonderheit auf

[16] Villiers-Pachinger, a. a. O., 165 und 117 unter „Hochvater". [17] Ebd., 193.
[18] Seligmann, Der böse Blick 2, 32. [19] Villiers-Pachinger, a. a. O., 119.
[20] Ebd., 75 ff. [21] Fehrle, Zauber und Segen, 1926, 62.

Digitized by Google

der Handfläche eine Durchbohrung von 8 Löchern in Kreisform aufweist. (Sind da wohl Beziehungen zu der Jahrtausende alten römischen Hand mit den concentrischen Kreisen?) Die 6. Hand ist kleiner, ihre Handfläche wird nur durch die Umrandung angezeigt, auch fehlt ein Finger. Die 7. Hand ist eine „Chamsa" mit reicher, durchbrochener Handfläche. Die übrigen Zutaten des Schmuckes: Ambra, Halbmond, Münzen, ein Silberplättchen und ein dreieckiges Messingstück sind für unsere Betrachtungen hier außer Belang.

Aus dieser Ansammlung und Vereinigung von Amuletten in einem Stück sehen wir, daß auch im Islam anscheinend die alte deutsche Bauernregel Geltung hat: „Viel hilft viel!" Doch noch häufiger wird eine Hand allein zur Übelabwehr getragen. Bild 7 stellt eine Fatmehand aus Gold dar, die mit türkischen Schriftzügen, mit Halbmond und Salomonssiegel bedeckt ist. Sie stammt aus Konstantinopel. Eine zweite Fatmehand (Bild 8), ebenfalls aus Konstantinopel, ist eine herrliche Silberfiligranarbeit. Zu dieser Gruppe rechnen wir auch noch ein silbernes stilisiertes Amulett der Juden aus Algier (Bild 9); die Handfläche ist durchbrochen gearbeitet, die Finger sind derartig graviert, daß sie Straußfedern gleichen. An Stelle einer Öse hat es eine lange Nadel, war also anscheinend dazu bestimmt, ins Haar gesteckt oder an der Kleidung befestigt zu werden.

Um die letzte ausgestreckte Hand kennen zu lernen, müssen wir übers Meer nach Alaska. Von den Eskimos dort stammt eine wohlgeformte Hand aus Bein (Bild 10).

Ein heller Tonkrug, aus der schon erwähnten Oase bei Gabès-Médénine (Bild 11) ist zwar kein Handamulett. Er findet hier Erwähnung, weil auf ihm in brauner Farbe neben andern Symbolen (Mann, Fisch), auch zwei Hände zur Übelabwehr gemalt sind. Ebenso findet sich rund um den Fuß des Kruges laufend siebenmal eine kleine Hand.

Je weiter wir nach dem Norden kommen, vorderhand erst nach dem südlichen Europa, desto mehr fällt uns eine neue Handstellung auf und zwar das sogenannte Hörnchen machen. Wie im alten Griechenland zur Abwehr nur der Zeigefinger vorgestreckt wurde, so verwendete man im römischen Reich zum gleichen Zweck den Zeige- und den kleinen Finger. Einen Beleg hierfür sehen wir auf einem pompejanischen Bild, das sowohl Dieterich im „Pulcinella"[22], wie auch Fehrle a. a. O. abgebildet haben; Fehrle beschreibt es folgendermaßen: „Auf einem Bilde aus Pompeji ist eine Komödienscene dargestellt. Die vordere der hier abgebildeten Frauen verzieht vor Schmerz das Gesicht. Die hinter ihr stehende sucht sie zu beruhigen und schimpft wütend auf den gegenüberstehenden, frech lachenden Sklaven. Offenbar hat er der vorderen Frau eine Ohrfeige gegeben, daß sie die Backe schmerzt; die andere schimpft nun alles Verderben auf ihn herab. Er wendet es ab und verspottet sie, indem er ihr die Hörner macht." Der Brauch des Hörnchenmachens ging in das Christentum über, wie wir in einem Mosaik

[22] A. Dieterich, Pulcinella, 1897, 139. Vgl. in dieser Ztschr. 3, 1929, 150 f., wo das Bild wiedergegeben ist.

Digitized by Google

in San Vitale in Ravenna sehen können, wo sogar Gottvater, von dem aus Wolken nur ein Arm hervorragt, diese Bewegung macht[23]!

Uns stehen 5 Hörnchenhand-Amulette zur Verfügung, vier stammen aus Neapel, eines aus Bologna. Zwei sind aus Koralle, ein Stoff, der heute in Italien viel zu Amuletten verwendet wird, eines davon ist am Handgelenk mit einem Armband mit blauem Stein verziert (Bild 12). Das dritte ist aus Silber, weist außer einem Armband einen Ring als Verzierung auf und läßt den Armelansatz erkennen (Bild 13). Das vierte stammt aus Bologna und ist aus Perlmutter (Bild 14). Für diese Stellung haben wir zwar in Deutschland den Ausdruck „Jemand einen Teufel bohren", jedoch sieht man es als Amulett höchst selten, sodaß man auch bei uns diese Handstellung mit „mano cornuta", diese Bewegung mit „far le corna" bezeichnet. Nach Villiers-Pachinger[24] ist die mano cornuta eine Übertragung des Horns oder Halbmonds der Isis und heißt jetzt im christlichen Gegensatz zu diesem älteren Glauben auch „Teufelshorn". Dieser Annahme widerspricht, daß das Hörnchenmachen auch dort heimisch war, wo nie Isiskultur geherrscht hat.

Krug aus der von Portheim-Stiftung
Bild 11.

Aber nicht nur, daß der Italiener — und wie wir wissen, bis in die höchsten Kreise hinauf — diese Art Amulett trägt — nein, er macht auch selbst diese Bewegung, wenn er einem Menschen, einem Tier, einem Unternehmen nicht recht traut. Professor Fehrle, Heidelberg, hat uns hierüber ein ergötzliches Stücklein erzählt: Als er einmal in einer italienischen Pension in Neapel wohnte, sah er über der Küchentüre einen ausgestopften Glacéhandschuh in mano cornuta-Form hängen. Die Köchin gestand ein, daß sie, wenn die Deutschen, die keine rechten Christen seien, an der Türe vorbeigingen, doch nicht ständig die Hörnchen machen könne und sich deshalb auf diese Weise zu schützen gesucht habe. Nach langem Hin und Her verkaufte sie ihn endlich an Professor Fehrle, aber erst, nachdem sie sich einen neuen Handschuh über die Tür gehängt hatte! Heute ziert dieser Handschuh die von Portheimsche Sammlung (Bild 15) und ist wohl eines der humorvollsten Stücke daraus.

[23] Seligmann, Böser Blick 1, 127; Fehrle, Deutschkundliches. Friedr. Panzer z. 60. Geburtstag überreicht, 1930, 161 ff.

[24] Villiers-Pachinger, a. a. O., 105.

Digitized by Google

Seligmann erwähnt diesen Handschuh ebenfalls, er scheint also gar nicht selten zu sein[25].

Wir wenden uns der „Feige" zu, im Mittelalter „Neidfeige" oder „Verschreifeige" genannt, italienisch „mano fica", bei der der Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger durchgesteckt wird. Sie hat ebenfalls ein hohes Alter. Schon unter den altägyptischen Amuletten findet sie sich, die Etrusker und die alten Römer wenden sie an. Sie hat sich ganz anders als die mano cornuta über viele Länder verbreitet, und ihre Bezeichnung ist mit nur geringen Änderungen in viele Sprachen übergegangen. Das Wort bedeutet im Altgriechischen und Italienischen nicht nur die Frucht, sondern auch das weibliche Sexualorgan. Ihre Bedeutung war schon im Altertum dieselbe wie heute. Sie stellt nach Andree-Eysn[26] die Vulva dar, nach Seligmann und andern die Vereinigung der beiden Geschlechter, deren Organe jedes für sich dargestellt schon als mächtiges Abwehrmittel galten. Alles Unanständige ist im höchsten Maße übelabwehrend[27]. Deshalb ist die Feige eines der kräftigsten Abwehrmittel geworden! Während des ganzen Mittelalters erhält sie sich in Italien, wofür wir in der Literatur, auch in Dantes „Inferno"[28], Belege finden:

Il ladro
Le mani alzò con ambedue le fiche,
Gridando: „Togli, Dio, ch'a te le spuadro"!

Söldnerheere brachten sie über die Alpen und nach der iberischen Halbinsel, doch ohne den ursprünglichen Sinn, weshalb man überall ahnungslos den fremden Namen beibehielt. Daß auch das Feigemachen in den südlichen Ländern heute nicht nur bildlich dargestellt, sondern immer noch selbst ausgeführt wird, auch von gebildeten Menschen, steht fest. Es gibt Gegenden, in denen sie sofort ausgeführt wird, wie das Lob eines Kindes oder einer Kuh ertönt, oder einer Hoffnung, einem frohen Gefühl Ausdruck verliehen wird. Daher besteht der alte Name „Verschreifeige" noch zu Recht. Die Feige ist im Süden wohl das verbreitetste aller Amulette und so hat auch die von Portheim-Stiftung davon 17 Stück. Portugal allein stellt davon 5. Eine Feige aus schwarzem Horn (Bild 16) hat einen Arm, der hörnchenartig ausläuft, also beinahe ein Doppelamulett darstellt. Dasselbe ist bei einer Feige aus Elfenbein der Fall. Ein drittes Amulett, ebenfalls aus Elfenbein, ist mit normalem Arm versehen. Ein viertes ist größer als die drei andern, holzgeschnitzt, in Silber gefaßt, an einer Kette hängend. Eine fünfte Feige, sowie fünf andere, die aus Santiago de Compostela (Spanien) stammen, bestehen aus Jet (Gagat), ein Stoff, den man mit Vorliebe zur Herstellung von Feigen verwendete; sie sind die kleinsten der vorhandenen Handamulette.

Wir wandern weiter nach Norden und sehen eine Feige aus Steinbockshorn, die aus Gastein (Salzburg) stammt. In den östlichen Alpen hat

[25] Seligmann, Böser Blick 1, 136.
[26] Andree-Eysn, a. a. O., 119.
[27] Siehe diese Zeitschrift 4, 1930, 123.
[28] Divina commedia, Inferno c. XXV, I.

Digitized by Google

die Feige festen Fuß gefaßt und eine zweite Bedeutung erlangt, nämlich bei Neuvermählten ist sie ein Schutz gegen Unfruchtbarkeit. Wie wir später noch sehen werden, ist durch sie ein vielgeübter Volksbrauch entstanden. Daher mag es auch kommen, daß allein vier Feigen aus Bayern in der von Portheim-Sammlung sind: Eine hängt an silberner Kette mit andern Amuletten zusammen: („Walpurgisbüchsl" aus Eichstätt[29], Eichel, Glöckchen usw.); das Ganze macht einen reichen, erfreulichen Eindruck. Die drei andern Amulette sind auf dem Trödelmarkt in Nürnberg erstanden: Eine Feige ist aus Horn in Silberfassung (Bild 17), eine zweite aus Silber, die dritte ist silbervergoldet (Bild 18).

Weit überm Meer, in Brasilien, finden wir auch noch die gleiche Handstellung, und zwar in zwei aus Holz geschnitzten Stücken, beide mit Armansatz versehen. Sie dienten den christianisierten Einwohnern aus der Umgegend von Bahia zum Schutz.

Vom gleichen Gebiet stammt eine weitere Handstellung, die uns sonst nirgends begegnet ist: Nämlich zwei Hände, die nur den Daumen vorstrecken. Beide hatten die gleichen Benutzer, sie sind ebenfalls aus Holz geschnitzt. Eines der Amulette (Bild 19) ist am Handgelenk reich geschnitzt. Bei der zweiten Hand geht der vorgestreckte Daumen in ein Kreuz über, am Gelenk befindet sich ein geschnitzter Wulst (Bild 20). Beide Amulette zeichnen sich durch ihre, die meisten Amulette um ein Dreifaches übertreffenden Größe aus. Auch Seligmann erwähnt diese brasilianischen Holzdaumen gegen den bösen Blick[30].

Doch wir kehren zurück, um die dritte und letzte große Hauptgruppe zu betrachten: Nämlich die Amulette, bei denen die Hand nur Übermittlerin, Trägerin eines Gegenstandes ist. Wir haben dieses Motiv auch schon bei Bild 3 der Ausgrabungen kennen gelernt. Im österreichischen Alpengebiet spielen diese Hände, die sogenannten „Gegengaben", eine große Rolle. M. Höfler schreibt darüber[31]: „Der Bursche schenkt der Bauerntochter als Angebinde und Anfrage zugleich eine sogenannte „Feige" aus Silber oder Bein. Schickt ihm das Mädchen die Miniaturfeige wieder zurück, so ist es aus mit allen Annäherungsversuchen; schickt es aber als Gegengabe ein silbernes Herz, dann ist die gegenseitige Zustimmung sicher; es trägt dann der Bursche das Herz an der Uhrkette, das Mädchen die Feige am Brustgeschnür." Die von Portheim-Stiftung besitzt solch ein silbernes Herz, das von einer silbernen Hand überreicht wird (Bild 21)[32]. Hier übt also die Hand eine Tätigkeit aus. Aus Neapel stammt eine Perlmutterhand, die drei hörnchenartige Gebilde trägt — aus Perlmutter, roter Koralle und schwarzem Horn (Bild 22). Die dritte der übermittelnden Hände ist aus roter Koralle und umfaßt einen kleinen goldenen Dolch (Bild 23). Sie ist ohne Ortsangabe, wir glauben aber kaum fehl zu gehen, wenn wir ihre Heimat im südlichen Italien suchen.

[29] Andree-Eysn, a. a. O. 129 ff. und Bild 97.
[30] Seligmann, Böser Blick 2, 183.
[31] Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 10, 1900, 448.
[32] Andree-Eysn, a. a. O., 119.

Digitized by Google

Wir sind zu Ende mit unserer Betrachtung der drei Hauptformen. Die durchschnittliche Größe der behandelten Amulette schwankt zwischen 2 und 5 cm. Unter den 47 beschriebenen Handamuletten sind 15 rechte, 14 linke Hände und 18, die nicht zu unterscheiden waren.

Grete Großmann †.

Die Verfasserin des vorstehenden Aufsatzes hat sein Erscheinen nicht mehr erlebt. Sie starb nach kurzer Krankheit am 9. April d. J., 41 Jahre alt, in Heidelberg.

Grete Großmann stammt aus Altkirch im Elsaß. Sie hatte sich früher mit Vorliebe der Kunstgeschichte gewidmet und Übungen und Vorlesungen darüber an den Universitäten Straßburg und Heidelberg mitgemacht. Ihr Wissen vertiefte sie durch Reisen in Deutschland und Österreich, 1929 war sie in Dalmatien, 1930 in Italien. In den letzten Jahren war sie Assistentin der völkerkundlichen und der volkskundlichen Sammlungen der von Portheim-Stiftung in Heidelberg. Dort hat sie der Völkerkunde und der Volkskunde wertvolle Dienste geleistet. Ihre fröhliche Art und die alemannische Gediegenheit machten sie überall beliebt. Mir persönlich war sie eine wertvolle Helferin. Ihr Andenken soll immer in Ehren bleiben!

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Kleinere Mitteilungen.

Das Kindsfuder.

In Watterdingen bei Engen erhielt die Wöchnerin bis zum Jahre 1814 von der Gemeinde das sog. „Kindsfutter" — so die Schreibweise in den Akten —, d. h. eine Holzgabe aus dem Gemeindewald[1]. Es handelt sich bei diesem „Kindsfutter" um eine Sache, die der Rechtsgeschichte nicht unbekannt ist, für die aber meines Wissens eine Bezeichnung bisher nicht festgestellt worden ist. Die Wöchnerin erfreute sich nach dem Rechte der Weistümer gewisser Freiheiten und Vorrechte. Belege dafür mag man in Grimms Weistümern, Band 7, S. 301, unter dem Stichwort Kindbett suchen. Der Mann darf ihr ein Essen Fische aus dem Bach holen, ohne sich strafbar zu machen. Er braucht nicht zum Gericht zu kommen oder nur dann, wenn er „klaghaftig" ist. Bei der Landfolge bleibt er zu Hause, oder er nimmt nur teil, wenn Verstärkungen aufgeboten werden, oder er zieht nur soweit mit, daß er nachts wieder zu Hause sein kann. Vielfach verbleibt der Wöchnerin das schuldige Leib- oder Schirmhuhn. Sie hat gewisse Vorrechte im Genuß der Allmende oder erwirkt sich durch die Geburt eines Kindes in gewissem Umfange Freiheit von Frondiensten oder von der Bede. Der Komtur in Bubikon muß ihr einen Kopf Wein und 4 Brote verabreichen lassen. Mancherorts hat sie, wie in Watterdingen, auch Anspruch auf Holz. Die Absicht ist, wie es im Weistum von Thalwil heißt, ihr die Möglichkeit zu geben, das Kind zu baden und warm zu halten (Grimm IV, 334), oder, wie in Büdingen, den Ehemann in die Lage zu versetzen, ihr Wein und schönes Brot zu kaufen (III, 429).

[1] Nach Akten Karlsruher Generallandesarchiv Einlieferung der Forst- und Domänendirektion 1927 Nr. 13 Fasz. 39332.

Digitized by Google

Verschiedentlich waren bei der Geburt eines Knaben die Vergünstigungen größer als bei der Geburt eines Mädchens. So wurden durch die Geburt eines Knaben 3 bzw. 2 Frontage abverdient, durch die Geburt eines Mädchens nur 2 bzw. 1 Frontag (II, 400 und 408). In Bettmaringen erhielt die Wöchnerin nur bei der Geburt eines Knaben ein Fuder Holz (I, 307). In Dornhan erhielt sie bei der Geburt eines Sohnes ein Fuder Buchenholz, bei der Geburt einer Tochter ein Fuder Tannenholz (I, 374). In Wiesendangen und Thaingen war es 1 Fuder bzw. ein Karren Holz (I, 141 f., IV, 430), in Neftenbach und Ossingen 2 bzw. 1 Karren (I, 79 und 96), in Wülflingen 2 bzw. 1 Fuder (I, 137), in Büdingen 2 bzw. 1 Wagen (III, 429). Der Knabe wurde also im allgemeinen doppelt so hoch gewertet wie das Mädchen. Ob es in Watterdingen ebenso war, wissen wir nicht[1]. Die Bezeichnung „Futter" wurde in den Akten irrtümlich gebraucht statt Fuder. Es verhält sich damit ebenso wie mit dem Brautfuder, das im Volksmund vielfach als Brautfutter bezeichnet wird. Die Bevölkerung weiß zwar genau zu scheiden zwischen d und t. So spricht sie Rueder und Lueder; Fueter sagt sie nur, weil ihr die Bezeichnung Fueder = Fuhre überhaupt nicht mehr geläufig ist, oder wenigstens nicht so geläufig wie das Wort Futter. H. Baier.

Volksbrauch?

Als ich unlängst den Zirenberg bei Niederschopfheim durchwanderte, um eine prähistorische Fliehburg festzustellen, fiel mir ein Rebstecken auf, der ziemlich dick war; in ihm ist, ungefähr mannshoch, eine kleine Nische eingeschnitten, in der ein Einsiedelnmarienbildlein steht, geschützt durch ein kleinmaschiges Drahtgitter. Der Rebstecken steht abseits des Weges, aber an der Grenze des Besitzes, umgeben nach allen Seiten von anderen Rebhalden.

Ich frug meinen Begleiter, Herrn Baumann, der über die Sitten und Gebräuche seines Heimatortes genau Bescheid weiß, was das Bildchen bedeute, und er erklärte mir, der Stecken sei ein „Ortstecken" und sei der Besitzerin des Rebberges immer gestohlen worden. Nach dem sie ihn nach allen Regeln der Kunst beschurmt (wohl aus beschirmt), beschworen hatte, und dies auch nichts nützte, habe die kluge Frau zu diesem letzten Mittel gegriffen, und seither blieb der Stecken an seinem Platz. Es ergibt sich zunächst, daß das Wort Ort noch heute im Volke erhalten ist, der Ortstecken ist der Eckstecken der Rebhalde, und zweitens die Frage, ob die Frau wirklich so klug ist, oder ob sie sich an einen alten Brauch anklammerte.

Offenburg. E. Batzer.

Mein Herz, das ist ein Bienenhaus.

Auch die Gassenhauer gehören zur Volkskunde. In ihrem Entstehen sind sie leider schwer nachweisbar, weil uns die geschichtlichen Quellen meist dazu fehlen; nur allzuleicht nimmt man an, daß sie Kinder unserer Tage sind. Durch Zufall kann ich feststellen, daß die Vorlage für das Gassenlied „Mein Herz..." schon recht weit zurückreicht: in einem Studentenalbum Heidelbergs, das im Besitz der

[1] Am häufigsten ist der Brauch, wie aus den angeführten Beispielen zu ersehen ist, im schwäbisch-alemannischen Gebiet bezeugt. Ich verweise auch auf E. H. Meyer, der in seinem Badischen Volksleben im neunzehnten Jahrhundert, Seite 390, berichtet, noch vor einiger Zeit habe der Mann einer Kindsbetterin im Frauenwald bei Todtmoos eine Tanne fällen dürfen.

Digitized by Google

Frau Baurat Amanda Schuler, Offenburg, ist, und das in den Jahren 1787 bis 1790 verfaßt ist, schreibt in Heidelberg am 31. Mai 1789 Friedrich Gottfried Steinicker aus Zweibrücken seinem Freund und Vetter: „Wann deine Doris einst mit dier diß Buch durchlißt, und dann bald Küßt, bald Fragt, wer ist denn dies und wer ist der? Und auch nach meinem Nahmen fragt, so sprich, das ist ein Freund von mier wie ich von dir." Darunter stehen als „Symbolum" die Worte:

„Die Jungfern sind mein Tauben-Hauß,
da flieg ich ein und wiedtrum aus."

Offenburg. E. Batzer.

Sammlung frühdeutscher Inschriften.

Das kürzlich in Hamburg begründete „Deutsche Bibel-Archiv" (Hamburg 1, Domstraße 7), das unter dem Protektorat der dortigen Hochschulbehörde steht, hat es sich zur besonderen Aufgabe gestellt, der nationalen Aneignung der Bibel in deutscher Literatur, Kunst, Sprache und Volksart nachzuspüren. Der Leiter, Professor D. Hans Vollmer, beginnt die Sammeltätigkeit des Archivs aus triftigem Grunde mit der Erfassung der frühdeutschen Bibelzitate in jeder Art von Inschriften: Hausprüchen, Spruchbändern, Grab- und Gerät-Inschriften und dgl. Jahraus, jahrein geht immer mehr von diesem wertvollen Gut, zum Teil ganz unbeachtet, unter; man denke jetzt auch an das Grenzdeutschtum. So sehr die Vertreter und die Liebhaber der Volkskunde zur Zeit noch durch den Atlas, die Volkslieder und anderes beschäftigt sind: mit der Sammlung der Inschriften darf nicht gewartet werden, bis das alles abgeschlossen ist; die Vorbereitung des künftigen Corpus inscriptionum Germanicarum muß jetzt gleich beginnen.

Das D. B.-A. regt nun an, damit nicht zweimal die gleiche Umfrage gemacht werden braucht (einmal für die deutschen Bibelzitate in Inschriften, sodann für deutsche Inschriften anderen Inhalts), einstweilen alles für das kommende Corpus in Betracht kommende Material an seine Adresse zu senden; den biblischen Gehalt dieser Sendungen kann es dann für seine eigenen Zwecke sofort verwerten; das übrige wird es mit treuen Händen für die künftige Bearbeitung des Corpus sammeln und aufheben.

Das Archiv beschränkt im allgemeinen seine Forschung zunächst auf die Zeit von 1200—1522. Diese Begrenzung soll indessen aus schon berührtem Grunde bei der Sammlung von Inschriften nicht gelten. Natürlich ist bei der Auswahl mit Urteil zu verfahren: nicht jeder Spruch aus der Lutherbibel oder spätere Gesangbuchvers kommt in Betracht. Wichtig dagegen sind Worte wie z. B. das von Hugo Reinhold als Danziger Inschrift aus dem 14. Jahrhundert notierte: Got wes genedich my sundere (Luc. 18, 13), oder aber eine biblische Anspielung wie in der Grabschrift Adolphs I. von der Mark vom Jahre 1488: Syn Nyn was Nyn gerechtig, Syn Ja was Ja vollmächtig (vgl. Matth. 5, 37).

Im einzelnen zeigt der angehängte Fragebogen, worauf es ankommt.

Für ganz besonders bedeutsame Stücke erbittet das Archiv photographische Wiedergabe und ist in solchem Falle selbstverständlich bereit, Unkosten zu ersetzen.

Im übrigen bittet es ebenso dringend wie herzlich alle, die dazu irgendwie in der Lage sind, um Mithilfe und dadurch Förderung unsrer Kenntnis von deutscher Art.

Digitized by Google

Fragebogen.
Die Sammlung frühdeutscher Inschriften betreffend.

Fundort (Stadt, Straße, Gebäude, Gerät usw.).
Art der Inschrift (Hausspruch, Spruchband, Grabschrift usw.).
Ausführung (Skulptur, Malerei, Aufschrift usw.).
Wortlaut? (bitte peinlichst genau, auch Akzente, Interpunktion usw).
Schriftprobe (wenn nicht photograph. Wiedergabe, dann einige Worte nachmalen!).
Entstehungszeit der Inschrift?
Wenn möglich, nähere Angaben über Stifter oder diejenigen Personen, denen die Inschrift gewidmet ist.
Sind zugehörige oder verwandte Inschriften bekannt?
Wo ist die Inschrift schon veröffentlicht?
Eventl. andere Literatur über die Inschrift.
Anschrift des Berichterstatters:

Bücherbesprechungen.

Kurt Heckscher, **Die Volkskunde der Provinz Hannover.** Band I: Die Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. Mit 32 Abbildungen. XXIV, 854 Seiten (Veröffentlichungen der Provinzialstelle für Volkskunde, Provinzial-Museum Hannover). Hamburg, 1930, Martin Riegel.

Es handelt sich nicht um ein landschaftlich begrenztes Volkskundebuch in üblicher Weise, das für jede Kapitelüberschrift einige typische Beispiele bringt und daraus die volkskundliche Wesensart des betreffenden Gebietes zu gewinnen sucht. Vielmehr haben wir hier eine umfangreiche Stoffsammlung, die nach möglichster Vollständigkeit strebt. Und es ist geradezu erstaunlich, was der Verfasser zusammengebracht hat. Die Inhaltsübersicht, die wir aus Raummangel nur in dürftigem Auszug bringen können, belehrt über ihre Reichhaltigkeit: I. Der volkstümliche Glaube (Geisterwelt, Vorzeichenschau, Temporalmagie, Zauberschutzvorschriften, Zaubermittel, Heilzaubermittel); II. Die volkstümliche Sitte (Verfall der Sitten, Lebensfeste, Jahresfeste, Arbeitsfeste, Berufssitten, Spiele, Tanz, Rechtssitten, kirchliche Sitten); III. Die sprachlichen Volksgüter (Wortkunde, volkstümliche Redensarten, volkstümliche Sprichwörter, Schwank, Sage, Märchen, Kinderdichtung, Brauchtumsdichtung, Volksrätsel, Inschriften, Albumsprüche, gelegenheitlich nicht gebundene Reime, Geselligkeitsdichtung, religiöse Volksdichtung, Berufsdichtung, Volkslieder); IV. Die volkstümlichen Sachgüter (die Sachgüter im Maschinenzeitalter, Volkstracht, Wohnbau, Gerät, Nahrung, Arbeit, kirchliche Volksgüter). Der Anhang, der einen Vortrag über das Sammeln volkskundlichen Materials aus mündlichen Quellen wiedergibt, zeigt die mühevolle, aber geschickte Art, wie der Verfasser sich den im Volksmunde lebenden Stoff geholt hat. Daneben sind natürlich auch schriftliche Quellen benützt. In erfreulicher Weise wird klar, was an Glaube, Brauch, Sitte und sprachlichem Volksgut noch lebendig, was im Absterben begriffen und was bereits abgestorben ist; sorgfältig werden überall die Abweichungen von der Normalform (d. i. der am häufigsten auftretenden Form) in den verschiedenen Ortschaften angeführt, so daß der Reichtum des Volkslebens „in seiner zeitlichen und örtlichen Variierung bestimmter Grundelemente" zu Tage tritt. Ein Sachweiser von über 2000 Stichworten erleichtert

Digitized by Google

die Auffindung von Einzelheiten; dabei sind allerdings die Abschnitte Wortkunde, Redensarten und Sprichwörter nicht mit verzettelt.

Vermißt habe ich bis jetzt nur nähere Angaben über Gebildbrote. Im Sachweiser fehlt ein entsprechendes Stichwort, und im Abschnitt Wortkunde kommt derartiges nicht vor. Wohl wird Seite 175 über die Backwerke in Tier- und Menschenform am Weihnachtsbaum geredet, aber über Gebäck des Alltags finde ich nichts; erwähnt wird mehrfach stüte (in Redensarten S. 203, 241, in Kinderliedern S. 345, 371, 462, 466), aber ohne Erklärung der Gestalt des Backwerks. Daß bei den Kinderliedern Reime aus dem Schulleben so gut wie gar nicht vorkommen (versprengte Reste S. 394, Nr. 30; S. 397, Nr. 57; S. 402, Nr. 86), mag wohl daran liegen, daß sie heute vergessen sind; auch für unsere Gegend habe ich gelegentlich festgestellt, daß die heutigen Schüler die in meiner Jugend so beliebten Verse kaum noch kennen.

Der umfangreiche Band behandelt einen einzigen Kreis. In gleicher Weise sollen mehrere Kreise der Provinz Hannover aufgenommen werden, und durch Vergleich soll sich dann ergeben, welche Volkstumserscheinungen in den zwischen ihnen liegenden Gebieten weiter zu verfolgen sind. „So würde die Provinz Hannover, das Kernland der niederdeutschen Kultur, eine volkskundliche Durchforschung erfahren, wie sie kein zweites Gebiet im deutschen Vaterlande, geschweige in Europa, aufzuweisen hätte" (S. XII). Angesichts dieser grundsätzlichen Bedeutung, die das fertige Werk für die gesamte Volkskunde haben wird, müssen alle Bedenken, die in geldlicher Hinsicht entstehen könnten, schweigen. Bliebe es unvollendet, so wäre ein großer Teil der bisher aufgewandten Arbeit und Unkosten verloren. Wird es aber fertiggestellt, dann bildet es eine höchst wertvolle Gabe für die volkskundliche Wissenschaft.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Wilh. Hausenstein, **Badische Reise.** München, Knorr & Hirth, 1930, 89 S.

Es ist eine Freude, dies Büchlein zu lesen. Hausenstein weiß so lustig und mit so herzlichem Sich-Versenken in Land und Leute von unserem lieben Badnerland zu plaudern. Wie reizend sind seine Kindererinnerungen aus Mosbach erzählt. Sie regen jeden Mosbacher an, sich voll Freuden in die Jugend zurückzuversetzen. Und herrlich sind die Beobachtungen des Verfassers in seiner Schwarzwälder Heimat. Es ist kein Büchlein, in dem man als einem nüchternen Reiseführer nachschlägt, nein, es ist spannend geschrieben und läßt einem nicht los. Für die Volkskunde enthält es gute Beobachtungen.

Herm. Vortisch, **Vom Peterli zum Prälaten.** J. P. Hebels Leben in zwölf Geschichten und Gedichten, mit Bildern von F. Quidenus, Heilbronn, Eugen Salzer, 1926, 181 S.

In dichterischer Verklärung wird hier Hebels Werdegang vorgeführt. Viele volkskundliche Bemerkungen sind eingestreut. Der Abschnitt „Die Rätselakademie" zeigt uns ganz die Art, wie das alemannische Volk Rätsel liebt und sich gegenseitig aufgibt. Das Büchlein liest sich schön und ist geeignet, unserem alemannischen Dichter viele Freunde zu gewinnen.

Friedrich und Wilhelm v. Müller, **Geschichten und Sagen aus dem Murgtale,** 3. verbesserte Auflage der Heimatbücher für Jung und Alt, mit Bildbeigaben von E. Schultheiß. Gernsbach, Verl. der Murgtal-Druckerei, 127 S., 1928.

Dies Büchlein, das zugleich ein Reiseführer ist, enthält neben dichterischen Darstellungen auch Sagen und Geschichten in Prosa, die für die volkskundliche Forschung in Frage kommen. Es ist dankenswert, daß sie durch diese Veröffentlichung zugänglich gemacht werden.

Digitized by Google

Karl Lütge, **Bitte, Platz nehmen.** Eine Fibel für Reisebeflissene mit 25 Kunstdruckbildern, Leipzig C 1, Schade's Fibel-Verlag, 319 S., br. 2,85 Mk., Ganzleinen 4,85 Mk.

In eiligem Schritt durchmißt man mit diesem lebhaft geschriebenen Führer allerlei Schönheiten der europäischen, besonders der deutschen Städte und Dörfer. Auch auf Volkskundliches ist da und dort geachtet.

Eugen Fehrle.

Leo Krell, **Die Stadtmundart von Ludwigshafen am Rhein.** Beiträge zur Landeskunde der Rheinpfalz. 5. Heft. Kaiserslautern; Hermann Kayfers Verlag, Inh. Fritz Hildebrand. 1927.

Verfasser gibt auf Grund seiner reichen Stoffsammlung eine Art Sprachlehre der Ludwigshafener Mundart, ganz in der Weise der üblichen Schulgrammatik gegliedert: Laut- und Formenlehre mit den entsprechenden Unterabteilungen. Besonderen Wert legt er auf die Regeln, nach denen die mundartlichen Formen in die Schriftsprache zu übertragen sind. Das Büchlein ist somit besonders für Lehrer wichtig, aber auch den gebildeten Laien unterrichtet es trefflich über ein Gebiet, das in der Mundartforschung immer mehr in den Vordergrund tritt, über die Stadtmundart, jenes Mittelding zwischen der Mundart auf dem Lande und der Schriftsprache. Die reine Mundart wird ja durch die Ausbreitung des städtischen Einflusses immer mehr zurückgedrängt, und so begrüßen wir es, daß diese Ausführungen auf wissenschaftlicher Grundlage weitere Kreise mit einem Zweig unserer Sprachentwicklung bekannt machen.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Der Puppenspieler. Blätter für das gesamte Puppenspielwesen. Unter Mitwirkung zahlreicher Puppenspielfreunde herausgegeben von Fritz Wortelmann. Schacht-Verlag, Bochum, Overhoffstraße 4.

Diese vom Deutschen Bund für Puppenspiele ausgegebene Monatsschrift, deren erstes Heft am 1. September erschienen ist, soll monatlich im Umfang von 8 Seiten herauskommen und den Belangen aller Puppenspieler und Freunde des Puppenspiels dienen. Der Jahrespreis beträgt 4 Mk., Mitglieder des Bundes beziehen sie kostenlos. Alle Arten des Puppenspiels werden berücksichtigt. Wir weisen ganz besonders auf die Bedeutung des Puppenspiels für Volkskunde hin. Das erste Heft enthält mehrere hübsche Abbildungen und macht auch sonst einen gediegenen Eindruck.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Karl Siegfried Bader, **Das Schiedsverfahren in Schwaben vom 12. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert.** Freiburger Diss. Tübingen, Laupp, 1929, 73 S.

Rechtsleben und Volkskunde haben viele Beziehungen zueinander. Dorfrecht und Volksrecht ist nicht verständlich ohne weitere Kenntnisse im öffentlichen Recht des Mittelalters. Insofern verdient Baders Arbeit, die klar und übersichtlich ist, auch bei der Volkskunde Beachtung.

Meyers Lexikon, 7. Auflage in vollständig neuer Bearbeitung, mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Wer wissenschaftlich arbeitet, hat seine besonderen Nachschlagewerke für einzelne Fächer. Aber wenn er auf Nachbargebiete kommt, ist er in Verlegenheit. Gerade die Volkskunde hat mehrfache Beziehungen zu anderen Wissensgebieten. Da ist ihr ein Nachschlagewerk umfassender Art willkommen. Hier kann ihm Meyers Lexikon in der neuen Auflage dienen. Aber auch auf Gebieten, die zu

Digitized by Google

seinem engeren Kreis gehören, findet darin der wissenschaftlich Arbeitende oft einen kurzen Hinweis, der ihm willkommen ist und manches lange Suchen erspart, besonders wenn dem Artikel noch Literaturangaben beigefügt sind. Ich greife beliebig heraus, und nenne aus dem 6. Band die Artikel: Hufeisen, Johannisfest, Irrlicht, Julfest, Karneval, Klopfan, Klöpflinstage, Knecht Ruprecht, Knotenknüpfen.

Victor v. Geramb, **Volkskunde der Steiermark**, ein Grundriß mit 4 Karten und 46 Abbildungen (Heimatkunde der Steiermark, Heft 10), Wien, Leipzig, Prag, Schulwissenschaftlicher Verlag Haase, o. J., 72 S. Nach einer Einführung über Begriff und Ziel der Volkskunde behandelt Geramb Siedelung, Haus und Hof, volkstümliches Gerät, Nahrung und Lebensweise, Volkstracht, Volksglauben, Sitte und Brauch, Volksdichtung. Das ausführliche Verzeichnis des steierischen Schrifttums ist sehr willkommen.

Daß ein so erfahrener Volkskundler wie Geramb etwas Gutes bietet, ist selbstverständlich. Und das Erfreuliche ist in allen seinen Schriften, daß er das Leben des Volkes auch aus der Wirklichkeit, nicht nur von der Studierstube her kennt.

Aus dem Nordosten unseres Vaterlandes liegen zwei volkskundliche Bände vor von Prof. Schnippel, **Volkskunde von Ost- und Westpreußen;** 1. Reihe 1921, Danzig, Kafemann, 168 S. mit 12 Abbildungen, 2. Reihe 186 S. mit 27 Abbildungen, Königsberg, Gräfe und Unzer, 1927. Eine Inhaltsübersicht zeigt die Reichhaltigkeit der mit solider Gelehrsamkeit geschriebenen Bücher. 1. Reihe: Unverrufen, Kaddickbier und Met, Johanniskränzlein, Der Dorfanger, Westpreußische Segen, Oberländische Windbrettpuppen und das ostmärkische Bauernhaus, Alter Brauch, Der Bethlehemitische Kindermord und das Kinderwiegen im ostpreußischen Oberlande, Himmel und Hölle und die Jerusalemshügel in Ost- und Westpreußen. 2. Reihe: Bauernkalender, Platzmeisterspräche, Altpreußischer Totenglaube, Vom Weihnachtsbaum in Ost- und Westpreußen, Urväterhausrat, Von alten ostpreußischen Karten- und Blumenorakeln, Vom Spinnen und Weben. Vom Storch, Spielzeug von Jung und Alt. Zahlreiche Anmerkungen und gute Stichwörterverzeichnisse sind beigegeben. Die Bücher sind für jeden Volkskundeforscher ergiebige Fundgruben.

Paul Sartori's Westfälische Volkskunde ist 1929 in 2. Auflage erschienen (Leipzig, Quelle & Meyer, 219 Seiten, 18 Tafeln). Das Buch ist der ersten Auflage gegenüber um 10 Seiten erweitert. Sein Inhalt: Land und Volk, Siedelung, Hof und Haus, Tracht, Sprache und Dichtung, Glaube und Beiglaube, Sitten und Bräuche. Die Güte brauche ich nicht zu betonen, wenn Sartori Verfasser ist.

Sartoris Buch ist ein Band der Sammlung „Deutsche Stämme, Deutsche Lande", die Fr. von der Leyen bei Quelle & Meyer herausgibt. In derselben Sammlung hat Will-Erich Peuckert: **Die Schlesische Volkskunde** (1928) und Paul Walther: **Die Schwäbische Volkskunde** (1929) herausgegeben. Beide Bände werden später besprochen.

Benno Eide Siebs, **Die Helgoländer, Eine Volkskunde der roten Klippe,** unter Mitwirkung von Ferdinand Holthausen bearbeitet, Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinschen Universitätsgesellschaft, Breslau, Ferdinand Hirt, 135 S. mit 41 Bildern. Ein gediegenes und schönes Buch, das denen, die die eigenartige Kultur der Helgoländer kennen lernen wollen, ein guter Führer ist und der Volkskunde im Allgemeinen manches Neue bringt.

Digitized by Google

Julius Leithaeuser, **Volks- und Heimatkunde des Wupperlandes**, Elberfeld, Martini und Grüttefien, 1927, 238 S. Prof. Leithaeuser weicht in seiner Darstellung von der üblichen Art volkskundlicher Bücher ab, indem er im 2. Teil über führende Persönlichkeiten und ihr Verhältnis zum Volk handelt. Im 1. Teil schildert er Landschaft, Siedelung, Hausbau, Hofesverhältnisse, Volkscharakter, Volkssprache, plattdeutsche Volks- und Heimatdichtung, volkstümliche Namenkunde (Flur- und Siedelungsnamen, Personennamen, Familiennamen, Pflanzen im Volksleben, Tiere im Volksleben), Volksweisheit (Redensarten und Sprichwörter), Volksanschauung und Volkspoesie (Sage, Märchen, Volkslied, Kinderlied). Wer sich mit Heimat- und Volkskunde beschäftigt, ohne größere Nachschlagewerke zur Hand zu haben, wird sich freuen, daß Leithaeuser öfters auch Einblicke in die Forschung über die einzelnen Gebiete gibt. So wird das Buch besonders in der Heimat des Verfassers fruchtbar wirken.

Otto Eduard Schmidt, **Die Wenden**, Dresden, Wilhelm und Bertha von Baensch-Stiftung, 1926, 141 S. Mit 8 Vierfarbendrucken, 5 Autotypien und 1 Karte. Inhalt: Sachsen und die Lausitzer vor der Einwanderung der Wenden, Die Einwanderung der Wenden und ihre Kultur, Die Rückeroberung des Landes östlich der Saale und der Elbe durch die Deutschen, Die deutsche Kolonisation und die Christianisierung der Mark Meißen und der Lausitz, Die Wenden vom 13. bis 19. Jahrhundert in Schicksals- und Kulturgemeinschaft mit den Deutschen, Wendische Sprache und wendisches Schrifttum, Die wendischstämmigen Lausitzer im Weltkriege, Die wendische Frage vor der Friedenskonferenz, Die Wenden in der Gegenwart, Rückblick und Ausblick. Dieser Überblick zeigt, daß das hübsche Buch mehr geschichtlich als volkskundlich ist. Aber gerade in dieser Sprachinsel kann man das Volkstum nicht verstehen ohne Einblick in die Geschichte. Es berührt eigentümlich, wenn mitten im deutschen Lande, z. B. in Bautzen, eine Mädchenschar wendische Volkslieder singt. Doch wird jeder sich darüber freuen, der Sinn für Treue und Stärke heimischer Art hat. Das Schmidtsche Buch ist ein vorurteilsloser Führer durch diese kleine Volksgruppe der Wenden, die bei zähem Festhalten an ihrer Sprache und Sitte in friedlichem Einvernehmen mit den deutschen Brüdern und Schwestern zusammenleben.

Heidelberg. Eugen Fehrle.

Gerhard Lange, **Gerhard Anton von Halem** (1752—1819) **als Schriftsteller.** (Form und Geist, herausgegeben von Lutz Mackensen, Heft 10.) Leipzig, Eichblatt-Verlag, 1928, 183 S. 6,80 Mk.

Diese Arbeit ist verfehlt. Statt den Dichter und — was viel wichtiger ist — fruchtbaren Briefschreiber und Briefempfänger in den großen Zusammenhang der geistigen Strömungen und literarischen Zirkel seiner Zeit hineinzustellen, analysiert L. die reichlich belanglosen Werke und kommt dabei natürlich zu ebenso belanglosen Ergebnissen. Lohnender wäre der andere Versuch gewesen, von dem gut erhaltenen Briefwechsel her ein Bild dieses vielseitigen Mannes in seiner Zeit zu zeichnen. Die „Werke" können dabei höchstens als Quelle zweiten Ranges dienen, bei ihrer Untersuchung ist nicht die Frage nach dem ästhetischen Wert zu stellen, sondern es gilt zu erwägen: wie kommt dieser Mann zu diesen Stoffen und Formen, warum kann er bei so mäßiger dichterischer Begabung in seiner Zeit eine solche Rolle spielen.

Eine Bemerkung zum Schluß: Die Verfasser germanistischer Arbeiten sollten doch ein wenig Pflege auch ihrem Stil angedeihen lassen.

Heidelberg. H. T.

Digitized by Google

Das Zerbster Prozessionsspiel 1507. Von Willm Reupke. (Quellen zur deutschen Volkskunde, herausgegeben von Geramb und Mackensen, Heft 4.) Berlin und Leipzig, de Gruyter, 1930, 6 Mk.

Es ist höchst verdienstvoll, daß die Herausgeber der Quellen zur deutschen Volkskunde diese hübsche Ausgabe in ihre Sammlung aufgenommen haben; denn das Zerbster Prozessionsspiel von 1507 stellt in der Tat ein wichtiges Glied innerhalb seiner Gattung dar. Die erste Aufführung fällt in das Jahr 1504, die letzte 1522. Dazwischen liegt das Eindringen der Reformation, das wir in den verschiedenen Hss. deutlich verfolgen können. Von dem Spiel sind uns nicht weniger als 12 Hss. erhalten, dazu drei Regiebücher verschiedenen Umfangs. Reupke legt seiner Ausgabe die zweitälteste und vollständigste Hs. zugrunde, da die älteste durch einen Brand und Wasserflecke von den Löscharbeiten verstümmelt ist. Alle jüngeren Texte sind in steigendem Maße gekürzt (im Sinne des neuen Bekenntnisses). Beigegeben werden die Regiebücher, eine lateinische Beschreibung des Offiziums, Register der Einnahmen und Ausgaben, Urkunden, sowie die übliche Handschriftenbeschreibung und eine kurze Abhandlung über den Lautstand. Diese ist der schwächste Teil der Arbeit. Man kann die Sprache der Schreiber doch nicht gut als mnd. bezeichnen. Auch die Vorsilbe vor — ist kein nd., sondern ebensogut ein md. Kennzeichen. Überhaupt wäre dieser Teil besser weggeblieben oder — ausführlicher gegeben.

Heidelberg. H. T.

Karl Gröber, **Alte Oberammergauer Hauskunst.** Augsburg, Dr. Benno Filser. 55 S., 1 Farbtafel, 114 Abb. Geb. 8 Mk.

Sobald man sich mit süddeutscher Volkskunst näher beschäftigt, sei es als Volkskundler, sei es als Sammler, stößt man rasch auf die starken Ausstrahlungen der Oberammergauer Hauskunst, die besonders in der religiösen Volkskunst allenthalben fühlbar sind. Weit mehr an Andachtsbildern, als wir gemeinhin annehmen, gehen in ihrer ersten Formung auf Oberammergau zurück; viel von dem, was uns zunächst bodenwüchsig erscheint, ist dem Handel entnommenes und den Oberammergauer Werkstätten entsprungenes Lehngut. Wir müssen daher dem bereits durch seine „Volkskunst in Schwaben" bekannt gewordenen Verfasser besonders dankbar dafür sein, daß er uns anläßlich der Passionsspiele des verflossenen Jahres eine ausgezeichnete Einzelbetrachtung der Oberammergauer Hauskunst, ihres Werdens und ihrer Lebensbedingungen schenkte. Das Buch ist in vieler Hinsicht vorbildlich für künftige Arbeiten auf dem Gebiete der Volkskunst.

Wenn wir von Oberammergauer Hauskunst sprechen, denken wir meist nur an die aus Holz geschnitzten Andachtsbilder, die landauf, landab in den Bürger- und Bauernstuben daheim sind und in einem bestimmten, fast der Erstarrung verfallenen Stile sich abheben von dem gleichgerichteten Schaffen anderer süddeutscher Landschaften, etwa des Schwarzwaldes. Der Darstellungskreis der Oberammergauer Hauskunst umfaßt aber schon auf dem Gebiete der Schnitzerei nicht nur religiöse Bildwerke, zu ihm zählten auch Kinderspielzeug und Puppenköpfe, Uhrenständer und Zunftzeichen. Neben dem Holz verwendete man zudem noch andere Werkstoffe, wobei vor allem die Wachsarbeiten und die Hinterglasbilder zu nennen sind.

Gröber führt in seinem Werke nicht nur ein in die Welt dieser Dinge und deren Herkunft, er legt mit Recht großen Wert auch auf die Geschichte der Oberammergauer Hausindustrie als Wirtschaftsgebilde. Gerade die eingehenden Darlegungen über die Entwicklung der Hauskunst im Rahmen der Zünfte erschließen die Gründe für die im Oberammergauer Gesamtwerk so lange und durchdringend lebendig gebliebene Überlieferung. Weiter werden wir bekannt gemacht

Digitized by Google

mit der Technik der einzelnen Schaffenskreise und nicht zuletzt mit dem Wirken der Verleger und Händler, die dem Oberammergauer Hausfleiß den Weg in die weite Welt bahnten. Eine gründliche Betrachtung dieser Nebenerscheinungen ist um so wichtiger, als auch sie am Gesichte der Volkskunst mitgeformt haben.

Und doch ist die Volkskunst nicht nur eine Frage der wirtschaftlichen Gegebenheiten und landschaftlichen Bedingtheiten. So wertvoll es ist, einmal ein Sondergebiet von dieser Seite her gründlich zu erschließen, so wenig dürfen wir außer acht lassen, daß jegliches Menschenwerk auch vom Innern seines Schöpfers erzählt, von seinem Wollen und Fühlen berichtet. „Volkskunst ist anonym". Dieser erste Satz bildet das Leitmotiv des Buches, und von ihm ausgehend betrachtet Gröber die Oberammergauer Hauskunst nur als Hausindustrie, in der die Einzelpersönlichkeit, das Einzelkunstwerk für die Gesamterscheinung belanglos zu werden scheinen. Ganz vermag ich dem Verfasser in dieser Auffassung nicht zu folgen, und dieser selbst betont, daß mit der von ihm gewählten Stoffbegrenzung keineswegs die persönliche Bedeutung der einzelnen bäuerlichen Künstler geschmälert werden soll. Leider knüpft er aber daran nicht auch Untersuchungen nach dieser Richtung. Auch in der Volkskunst kommt dem Schaffen des Einzelnen — denn nur dieser ist schöpferisch! — die gleiche Bedeutung zu wie in der hohen Kunst, und wir werden Volkskunst nur dann in ihrem eigentlichen Wesen und Sein ganz erkennen können, wenn wir über das Werk vordringen zur Erschließung der geistigen und seelischen Beschaffenheiten des einzelnen Volkskünstlers und des hinter ihm stehenden Lebenskreises. Daß der Erreichung dieses Zieles viel Schwierigkeiten entgegenstehen, daß der Weg dahin ein mühseliger ist, darf nicht abschrecken.

Mit rein wirtschaftlichen Erwägungen läßt sich selbst das Entstehen von Hausindustrien nicht erklären. Gröber will es mit dem Vorhandensein billiger Rohstoffe in reicher Fülle, günstiger Absatzmöglichkeiten usw. erklären. Warum aber haben sich unter gleichen Bedingungen nicht überall Hausindustrien gebildet, warum ist z. B. nicht bei jedem Wäldlervolk die Schnitzerei daheim? Weil hier der Mensch versagte, weil es ihm nicht gegeben war, in breiter Masse volkskünstlerisch tätig zu sein!

Die Ausstattung des Buches ist von hoher Schönheit. Der Verlag Dr. Benno Filser hat mit der Herausgabe dieses Werkes den Dank aller Volkskundler und Freunde der Volkskunst verdient.

Amorbach. Max Walter.

Knut Liestöl, The Origin of the Icelandic Family Saga (Institutet for sammenlignende Kulturforskning. Serie A. 10.) Oslo 1930, H. Aschehoug & Co. IX, 261 S. Bereits 1929 im gleichen Verlag in norwegischer Sprache erschienen (Upphavet til den islendske Ættesaga).

Die Schwierigkeit, den Ursprung und die ursprüngliche Form der isländischen Sagas zu erkennen, beruht vor allem darauf, daß die Sagas erst in der Schreibezeit (1120—1230) aufgezeichnet, aber schon in der Sagazeit (930—1030) entstanden sind. Es fragt sich nun: wie weit geben uns die niedergeschriebenen Familiengeschichten noch die mündliche Fassung wieder? Man muß sagen, daß Liestöl mit sehr viel Geschick an die Lösung dieser Frage herantritt. Man kann vielleicht da und dort, was seine Schlüsse angeht, anderer Ansicht sein, aber etwas Endgültiges läßt sich wohl schwer ausmachen.

Nach L. weisen in den Sagas auf mündliche Überlieferung: die Anakoluthe; die Objektivität des Erzählers, der auf seine Hörer Rücksicht nehmen muß; der Umstand, daß zuweilen etwas als bekannt vorausgesetzt wird, was vorher nicht erwähnt ist; die stehenden Redewendungen; die Gegenüberstellung verschiedener Charaktere wie im Märchen; Wendungen wie: es wird erzählt (dies allerdings

Digitized by Google

ist häufig formelhaft; vgl. den lateinischen Chronikstil: fertur, dictum est usw.). Folgendes ist in Island der mündlichen Weiterüberlieferung besonders günstig: es fehlen die großen Wälder, die Hauptverkehrshindernisse; nur wenige Familien kommen für die Geschichten in Frage; die Leute kamen jeden Sommer auf dem Althing zusammen und hatten so Gelegenheit, ihre Erzählungen zu vergleichen. Als es noch keine Schrift gab, hatten die Leute ein besseres Gedächtnis. Am zuverlässigsten ist die Überlieferung in direkter Linie, also wenn das Kind öfters dieselbe Geschichte vom Großvater hört; auch hält sich die Erinnerung besser, wenn die Leute in der Gegend wohnen, wo die Saga spielt.

Demgegenüber ist nicht zu bezweifeln, daß die mündliche Überlieferung bis zur Niederschrift, zuweilen auch bei der Niederschrift selbst, Änderungen durchgemacht hat. Manches geht im Laufe der Zeit verloren; nur was dem Volke bemerkenswert erscheint, bleibt dem Gedächtnis erhalten. Je länger die mündliche Überlieferung im Umlauf ist, um so größer sind die Übertreibungen. Bei der Niederschrift müssen wir mit mündlichen Erinnerungen, aber auch mit Einflüssen geschriebener Bücher rechnen: der Sagenliteratur, der geschichtlichen Bücher der Bibel. Ohne die Heldenpoesie hätten die Sagas nicht ihr inneres Feuer, ihre eingehende Seelenanalyse, ihren dramatischen Aufbau und ihr Pathos. Umgekehrt wirkt die Saga auf die spätere Heldendichtung. Der Geschichtenerzähler wird unbewußt durch den Geschmack seiner Hörer beeinflußt; andrerseits kommt der Geschmack des letzten Erzählers zu Papier. Das persönliche Element erscheint gewöhnlich in umgekehrtem Verhältnis zur Stärke und Festigkeit der Überlieferung. Ein Teil des Stoffes sind trockene Tatsachen, nämlich Verwandtschaften, Heiraten, Verkauf von Gütern: dies ist der Mörtel, der alles zusammenhält. Um Stimmungen und Ereignisse zu erklären, verwendet man Sagen. Formelhaft ist vielfach die Dreizahl, wobei aber zu beachten ist, daß sie auch im gewöhnlichen Leben vorkam und also auch geschichtlich sein kann. Formelhaft wird schließlich der Dialog und zuweilen als Mittel zum Zweck erfunden: er dient zur Überleitung, zur Darlegung von Gedanken und Gefühlen. Die Sturlungengeschichten stammen aus jüngerer Zeit als die Familiengeschichten; deshalb hatten die mündlichen Quellen keine Zeit, sich zu ändern, und der Dialog hat nicht dieselbe Lebendigkeit, die er durch das generationenlange Fortleben im Volksmund in den Familiengeschichten erhalten hat. Denn die Kunst des Dialogs hat sich in der mündlichen Weitererzählung entwickelt; schließlich aber entartet er und wird zur Manier, ebenso wie die Wendungen: nach alter Sitte, das war damals Sitte usw. Sehr geschickt stellt L. Sir Walter Scott und Lord Macauley neben Snorri Sturluson und Sturla Thordarson: je deutlicher einer etwas mit seinen inneren Augen sieht, um so größer ist die Gefahr, daß er von der Überlieferung abweicht. Eine wirkliche Umgestaltung jedoch greift nicht allmählich um sich, sondern mit einem Schlag und ein für allemal. Daneben läßt sich feststellen, daß Varianten und Interpolationen oft wieder von selbst verschwinden.

Jeder Volkskundler wird das Buch mit Nutzen lesen, denn vieles gilt auch für unsere mündlichen Volksüberlieferungen. In ähnlicher Weise haben Volkslied, Sage und Märchen stehende Redewendungen: das Ergebnis davon, daß viele dasselbe vortragen. Wenn wir ein Volkslied, ein Märchen oder eine Sage hören, wenn sie uns aufgezeichnet vorliegen, so wird immer die Frage sein: welches ist die ursprüngliche Gestalt, welche Wandlungen sind im Laufe der Überlieferung eingetreten? Und damit gewinnen diese Untersuchungen über Ursprung und Weiterentwicklung der isländischen Saga grundsätzliche Bedeutung für die Volkskunde.

Alexander Haggerty Krappe, **Études de Mythologie et de Folklore Germaniques.** Paris, 1928, Librairie Ernest Leroux, Rue Bonaparte 28. VIII, 189 Seiten.

Digitized by Google

In bunter Folge wird die Behandlung von Einzelfragen aus dem Gebiete der germanischen Mythologie und Volkskunde dem französischen Leser geboten: über Göttergestalten aus der Edda und anderswoher, über Teile der Nibelungen- und der Harlungensage u. a. Das Literaturverzeichnis (S. 183 ff.) ist, von wenigen Lücken abgesehen, auf der Höhe. Aber die Stoffe werden nicht im Geist der modernen deutschen Wissenschaft behandelt: spitzfindige Aufstellungen, die der Grundlage entbehren, wie die Annahme von Pfeilen des Gottes Tyr, nach dem im Norden eine Giftpflanze benannt wurde, von der das Gift für die Pfeile genommen sein soll; die Behauptung, Tyr sei, weil er mit dem Fenriswolf zu tun hat, selbst ursprünglich ein Wolf gewesen (wobei vor allem die Begründung zu beanstanden ist); die Göttin Holda, deren Dasein wir heute leugnen; das Festhalten an Uhlands Auffassung über die Hel — das alles mutet uns eigentümlich an. Immerhin ist es ein Versuch, die französische Wissenschaft auf diese von ihr stark vernachlässigten Gebiete zu lenken.

Heinz Dehmer, **Primitives Erzählgut in den Islendingasögur.** (Von deutscher Poeterey. Forschungen und Darstellungen aus dem Gesamtgebiete der deutschen Philologie. Herausgegeben von H. A. Korff, H. Naumann, F. Neumann, K. Vietor. Band 2.) Leipzig, 1927. J. J. Weber. 150 S.

„Wenn wir vom primitiven Erzählungsgut in den Islendinga-Sögur sprechen, so verstehen wir darunter jenes Erzählgut, das seiner materiellen wie formalen Seite nach nicht der wirklichen Geschichte oder der dichterischen Phantasie einer Einzelpersönlichkeit, sondern der Gemeinschaft angehört. Es wird im allgemeinen dem entsprechen, was wir sonst als Märchen-, Volkssagen-, Novellen- oder Schwankmotiv bezeichnen." (S. 2.) Wie weit das, was über primitive Gemeinschaft in dem Buche gesagt wird, richtig ist, soll hier nicht erörtert werden. Verfasser folgt darin völlig den Ausführungen Naumanns. Wichtig aber ist das Stoffliche: Charaktertypen wie starker Hans und Dümmling, Motive vom lebenden Leichnam, sonstige Dämonen und Zauber, sowie novelliistische Motive und andere werden vorgeführt und ihre Ähnlichkeit mit unseren Sagen und Märchenmotiven aufgedeckt. Im letzten Kapitel, „Zur Stilkritik der Sögur", kommt Verfasser zu dem Schluß, daß für die altisländische Zeit und wohl für das germanische Altertum überhaupt keine ausgebildeten Märchen, „Märchennovellen", anzunehmen sind, sondern einfachere Geschichten, die u. a. auch die Vorstufe der Märchen bilden. Damit wird die wichtige Frage nach der Stilkritik des Märchens berührt, deren Erforschung noch in den Anfängen steckt. Das Buch ist also dem Volkskundler in mancher Hinsicht wertvoll.

Kaarle Krohn, **Kalevalastudien.** V. Väinämöinen (FF Communications 75). Helsinski, 1928, Academia Scientiarum Fennica.

Die Gesänge des finnischen Nationalepos, die von dem größten Helden der finnischen Volkslieder, Väinämöinen, handeln, werden eingehend untersucht, die verschiedenen Fassungen sorgfältig behandelt. Die Schlußfrage, ob Gott oder Held, beantwortet K. dahin, daß sich keine Andeutung eines Väinämöinenkultus findet, die auf eine ursprüngliche Göttlichkeit hinwiese. Die mythischen, märchen- und sagenhaften Bestandteile der finnischen Dichtung, dazu der novellenartige Stoff des Ainoliedes sind für den Literarhistoriker und den Volkskundler in gleicher Weise reizvoll.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

G. Wunderle, **Religion und Magie,** grundsätzliche Betrachtung, Mergentheim, Ohlinger, 1926, 74 S.

Zuerst behandelt der Verfasser die allgemeine Erscheinungsweise der Religion und Magie. Das Wort Aberglaube faßt er im Sinne „jeder anderen Form

Digitized by Google

religiösen Verhaltens außerhalb der wahren Religion" (S. 23). Es folgen Abschnitte über Entstehung von Religion und Magie, über die Entwicklung der Magie und über die Religion als ihre Gegnerin. Aus Beobachtungen im Lazarett zu Anfang des Krieges entwickelt der Verfasser seine Anschauung. Es ist lehrreich, aus dem Buche die Stellung des katholischen Theologen zu den Fragen des Volksglaubens zu ersehen.

Heinr. Mohr, **Menschen und Heilige,** Katholische Gestalten, mit Holzschnitten von Hans Unkel, Freiburg i. Br., Herder, 1930, 432 S., 8 Mk., in Leinw. 10 Mk.

Fünfundzwanzig katholische Schriftsteller lassen starkes, religiöses Erleben alter Zeiten in unsere stofflich befangene Maschinenwelt hineinschauen. Manche in wundersam satten und keuschen Farben (so ist von Julianne von Stockhausen die Kaiserin Kunigunde gezeichnet), andere in lehrhaft trockener Art. (Sie haben Angst, ein warmer Bericht könnte für eine „Legende" gehalten werden.) Schade, daß der Herausgeber selbst am Ende seiner Geschichte einen Stein werfen muß auf „Die weltliche Gemeinschaftsschule" und auf allerhand politische Bewegungen der Zeit. Die Heiligenleben selbst sind wirksamere Abwehr.

Der Geist des Ganzen von **Julius Langbehn,** Dem Rembrandt-Deutschen, zum Buch geformt von Benedikt Momme Nissen, mit 12 Tafeln, Freiburg i. Br., Herder. 1930, 242 S., kart. 4,20 Mk., geb. 5,50 Mk.

Ein anderes, eigenartig bewegtes, religiöses Buch. Nachlaß aus dem vergangenen Jahrhundert, dessen Forderungen noch heute nicht erfüllt sind: Wir sollen in allem wieder ein Ganzes sehen, ein Göttliches wie Kinder, Einfältige und Künstler. Denen widmet der Verfasser auch etliche Abschnitte: Volksgemeinschaft, Künstlerische Kultur, Natürlichkeit, Kind und Knabe, Einfalt, Sonne der Mystik. Sicher ein starkes, nachdenkliches Buch, voll Bekennermut und farbigem Wahrheitsdrang.

Chr. Schrempf, **Menschenlos,** Hiob, Ödipus, Jesus, Homo sum ... 3. Auflage, Stuttgart, Fr. Fronemann (H. Kurtz), 1921, 248 S.

Außer einigen Stilverbesserungen und einem weiteren Nachwort ist dies Buch in der 3. Auflage kaum geändert. Es ist eine eigenartige Lebensphilosophie geblieben, für besinnliche Leser geschrieben.

Josef Weigert, **Untergang der Dorfkultur?** München, Knorr & Hirth, 1930. 122 S., 2,70 Mk.

Ein beispielreiches Buch, das warm für die Wahrheit um Bauernstand und Bauerngesinnung eintritt, das die Mängel alter und neuer Zeit sieht, aber auch die Haltung des Bauern einst und jetzt kernig herausstellt. Auch die Verschiedenheit von Stadt und Land wird gut gezeichnet. Trotz schlechter Erfahrungen glaubt der Verfasser an die Möglichkeit, Dorfkultur halten und erneuern zu können, wenn der Gebildete und zumal die Schule ihre Hand dazu reichen. Wie der jetzige politische Parteihader auf die dörfliche Gemeinschaft wirkt, übergeht das Buch.

Prof. Dr. Carl Kindermann, **Der Jungführer im deutschen Volksstaat,** Leipzig, O. Hillmann, 1930, 247 S.

Wohldurchdachte Vorschläge, in jugendlicher Begeisterung geschrieben, mit einer merkwürdigen Mischung von naturwissenschaftlicher Sachlichkeit des 19. Jahrhunderts und der aufwachenden Neuromantik bis zum großen Kriege hin. Es gilt der Jugend und denen, die sie führen sollen. Der Verfasser behandelt auch Heimat, Volksseele, Sitte und Herkommen in kurzen, eigenen Abschnitten.

Digitized by Google

Johann Bredt, **Volkskörperforschung**, Breslau, F. Hirt, 1930, 55 S.

Volkskörperforschung besteht darin, daß die Familien, welche in abgegrenzter Gemeinschaft gelebt haben, durch Zusammenstellung der Angaben aus Kirchenbüchern u. a. Urkunden „aufgebaut und dann nach ihrem genealogischen Zusammenhang zu Familienreihen aneinandergereiht werden". Sie soll Selbstzweck sein zum Durchschauen des Volkskörpers und Hilfsmittel für andere Wissenschaften. Die Volkskörperforschung ist bereits an Beispielen in siebenbürgisch-sächsischen Gemeinden erprobt worden. Das Büchlein gibt gute Anleitung für die Forschung zu Hand und weist auf den Nutzen dieser Wissenschaft vor allem fürs Auslanddeutschtum hin.

Kurt Gerlach, **Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volk**, Feststellungen über die Herkunft der deutschen Kulturschöpfer in Kartenbildern, mit 23 zweifarbigen Karten, einer zweifarbigen Tafel und einer Deckblattkarte, München, J. F. Lehmann, 1929, 112 S., geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.

Es ist ein eigenartiger Versuch, die in Kunst und Wissenschaft führenden Deutschen aller Jahrhunderte bis nahezu an unsre Zeit heran kartenmäßig-landschaftlich zu erfassen und den Stämmen (Rassen) zuzuweisen. Kann man geistiges Werden und Vergehen statistisch-geographisch fassen? Wie unterscheidet man im Kartenblatt die geistigen Werte? Ein landschaftlich beschränkter, dafür aber genauerer Versuch könnte vielleicht die Fragestellung gründlicher tun und würde Wert und Unwert dieser neuartigen Forschungsweise klarer dartun. Doch sind wir für die Anregung dankbar.

R. Walther Darré, **Neuadel aus Blut und Boden**. München 1930. J. F. Lehmann. 231 S. Geh. 5,80 Mk., geb. 7 Mk.

Aus der Rassenkunde erwuchs auch dies Buch. Bauer, Volk, Adel sollen in eine Einheit übergeführt werden, der neue Adel als bauernhafte Führernaturen dem blutreinen Volkstum entwachsen. Der Volkskundler wird sich mit den aufgeworfenen Fragen gern einmal auseinandersetzen. Anziehend wirkt das gute Verständnis für Bauernart.

Bund zur Erneuerung des Reiches, **Das Problem des Reichsrats**, Leitsätze mit Begründung, Gesetzentwürfe mit Begründung, Vergleiche mit anderen Staaten, Berlin, 1930, C. Schmalfeldt, 244 S.

Das Buch hat zunächst mit Volkskunde nichts zu tun. Da sich aber der genannte Bund um die Erneuerung des Reiches in dem Sinne bemüht, daß jeder Staatsbürger sich mit dem Wohl und Weh des Ganzen verbunden fühlen soll und das in allen seinen Lebensäußerungen, so sei es auch hier empfohlen.

Dr. Gustav Würtenberg, **Goethe und der Historismus**, Zeitschr. f. Deutschkunde, 21. Ergänzungsheft, Leipzig, Teubner, 1929, 48 S.

Diese Schrift geht den Volkskundler viel an, weil sie eine Auseinandersetzung enthält zwischen den Begriffen: Individualismus — menschliche Bedingtheit, Geist — Stoff, Einzelner — Masse. Auch für die Volkskunde ergibt sich aus Goethes Kampf um die Geschichtsbestimmtheit- und -bedingtheit: „Wir sind auf den Weg gewiesen, durch „Anschauung, Wesens-Schau, Erhebung des überzeitlichen aus dem wechselnden Verlauf der Geschichte, durch Erlebnis und Ich-Beziehung das Historismus-Problem zu überwinden."

Hendrik de Man, **Psychologie des Sozialismus**, E. Diederichs, Jena, 1926. 435 Seiten.

Auch dies Werk ist für die Volkskunde wertvoll. Gerade, weil H. d. Man

Digitized by Google

den bloßen Materialismus des Marxismus verlassen hat und Massengefühle als Grundlage sozialer Kämpfe nimmt, muß er sich mit der Frage Individualismus — Kollektivismus gründlich auseinandersetzen, ebenso mit den Begriffen Bürgertum und Proletariat. Komplexes Denken und religiöse Symbolik bilden gleichfalls Abschnitte des gründlichen Buches. (Inzwischen ist das Buch in neuer Auflage erschienen.)

Konrad Gaiser, **Christian Friedrich Daniel Schubart**, Schicksal, Zeitbild, ausgewählte Schriften, Stuttgart, Silberburg, 1929, 380 S.

Eine recht umfängliche Gabe bringt der Verfasser und Herausgeber seinem Schützling zum 190. Geburtstag dar. 150 S. Einführung gelten Schubarts Lebensgang, seiner Zeit, dem Musikerdichter und Chronikschreiber. Rund 200 S. geben eine gute Auswahl aus des Dichters Werk mit seinem herben Wahrheitswillen und seiner sinnig-derben Ausdrucksweise. Den Schluß des Buches bilden Anmerkungen, Beigaben und Register.

Dr. Else Angstmann, **Der Henker in der Volksmeinung**, seine Namen und sein Vorkommen in der mündlichen Volksüberlieferung, mit 1 Grundkarte und 3 Deckblättern, Teuthonista, Zeitschrift für Deutsche Dialektforschung und Sprachgeschichte, Beiheft 1, Bonn a. Rh., F. Klopp, 1928. X und 113 S.

Eine vorzügliche Arbeit, die, auf reichem Quellenstudium beruhend, einen sicheren Gang durch die mündliche Volksüberlieferung geht. Vor allem ist der 2. Teil mit seinen Volksmeinungen über den Henker wertvoll und anregend, aber auch der 1. Teil. Das Sprachliche und Wortgeographische ist zuverlässig und gut.

Dr. Lutz Mackensen, **Die deutschen Volksbücher**, Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, hgg. v. P. Merker und W. Stammler, II, 1927, Leipzig, Quelle & Meyer, X und 152 S.

Ein gelehrter Versuch, Wesen und Bedeutung der deutschen Volksbücher darzustellen. Stoff- und Stilkritik sind ausgiebig angewandt. Mit dem Blick auf die Gesamtentwicklung ist der Zusammenhang vom Untersuchten mit den großen Geistesfragen des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit getroffen. Das verdienstvolle Buch schließt ein sorgfältiges vierfaches Register ab.

Julius Schaeffler, **Der lachende Volksmund**, Scherz und Humor in unseren Sprichwörtern, Wörtern und Redensarten, Berlin und Bonn, F. Dümmler, 1931. 166 S., kart. 4,50 Mk., geb. 5,50 Mk.

Der liebenswürdige Verfasser des brauchbaren Werkleins „Das Mundartenbuch" hat eine neue, anziehende Sammlung geschaffen, die allen denen, die in philologischer Arbeit auch die Quellen gesunder Freude und Urwüchsigkeit schätzen, ans Herz wachsen muß. Dummheit, Faulheit, Liebe, kräftige Kerle, fröhliches Essen und Trinken, Spiel mit den Lauten und Formen, das sind so einige Abschnitte, die im Sinne des Untertitels glänzend behandelt sind. Tatsächlich ist „alles beieinander, Gelungenes und weniger Gelungenes, Harmloses und Stachliches". Es ist sogar gut, daß das Werklein keine einseitig gelehrte Absicht hat, noch Vollständigkeit erstrebt. So wie es ist, ists recht.

Ottmar Meisinger, **Hinz und Kunz**, Deutsche Vornamen in erweiterter Bedeutung. Dortmund, 1924, Fr. D. Ruhfus, XIV und 98 S., 3 Mk.

263 Vornamen hat der Verfasser in einem reichen, aber weitverstreuten Schrifttum nachgespürt, hat ihre Übertragung auf Menschen, körperliche und geistige Teileigenarten, auf Pflanzen und Tiere aufgezeigt und dem Grunde nach ausgezeichnet erklärt. Eine gründliche Einführung erleichtert das Verständnis,

Digitized by Google

zeigt den Wert, aber auch die große Mühsal und Schwierigkeit dieser Forschung. Wir dürfen dem Verfasser dankbar sein, daß er seine Vorarbeiten in erweiterter Form als Buch herausgab und sie so weithin zugänglich machte.

Konrad Maurer, **Die deutsche Sprache,** eine Bedeutungslehre. St. Gallen, Fehr, 1930, 152 S., 3,20 Mk.

Eine gute Sprachlehre, die allen denen helfen will, die auf rascherem Wege, ohne großen philologischen Ballast, eine vertiefte Kenntnis der deutschen Sprache erlangen wollen.

K. Bergmann, **Im Spiegel der Sprache,** Bilder aus Natur- und Menschenleben. Berlin und Bonn, 1929, F. Dümmler, 213 S.

Was das Buch für die Volkskunde ist, zeigen schon einzelne Abschnittsüberschriften: Die sprachliche Entwicklung des Kindes, Die Soldatensprache des Weltkrieges, Über die Grundbedeutung deutscher Tiernamen, Tierbilder als Mittel zur Darstellung der geistigen und sittlichen Eigenart des Menschen, Die Bildersprache unserer zeitgenössischen Erzähler, Der menschliche Körper, Seine Krankheiten, Sein Bau und die Aufgaben gewisser körp. Organe, Der Tod, Sprachliche Betrachtungen über das Brot, Unsere deutschen Mundarten. Wenn dazu noch gesagt wird, daß das Buch recht liebenswürdig geschrieben ist und dabei gründlich vorgeht, so ist es nicht zuviel Lob.

Eugen Geiger, **Ha no! Schwäbische Gedichte.** Stuttgart, J. Püttmann, 1929. 55 Seiten, 1,50 Mark.

Einige kleine, flüssige Bildchen aus dem Dorfleben, einige alte Schnurren neugefaßt, ab und zu wischt auch ein hochdeutscher Ausdruck in die Mundart rein: „ha no!... Do brauchscht net grätich sei'."

Andreas Haukland, **Helge, der Wiking.** Roman. Hannover o. J. A. Spanholtz. 410 Seiten.

Ein lebendiges Buch über die alte Wikingerzeit. Kampf, Jagd, See-Erleben, Religion, Sitte und Brauch fesseln den Leser vom Anfang bis zum Ende. Um ein junges Paar, das am Ende aller Irrfahrten und Abenteuer sich kriegt, rauscht ein hartes und starkes Erleben auf wie in einem der heutigen Kriegsromane.

Karlsruhe. Dr. Ernst Fehrle.

Sachwörterbuch der Deutschkunde, unter Förderung durch die deutsche Akademie herausgegeben von W. Hofstaetter und U. Peters. 2 Bände. Leipzig, Teubner; 1930. Preis des ersten Bandes geheftet 31 Mk., des zweiten 34 Mk. (Auch in Monatsraten zu je 5,90 Mk. zahlbar.)

Im dritten Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 162, konnte ich kurz auf den ersten Band dieses Werkes hinweisen. Jetzt liegt auch der zweite Band vor. Drum möchte ich die Bedeutung des Sachwörterbuches für die Volkskunde nachdrücklich betonen und deshalb einige Artikel aufzählen, die in erster Reihe die Volkskunde angehen: Allegorie, Amulett, Andachtsbild, Arbeit, Bauerndichtung, -haus, -regeln, -tum, Beschwörung, Brauch, Dietrichsage, Dorf, Drache, Ei, Ernte, Farbe, Fastnacht, Faust, Fest, Geburt, Gesellschaftslied, Gesichte, Gespenst, Glücksbringer, Götterwelt, niedere, Gruß, Heiligenverehrung, Heilkunde, Heimat, -dichtung, -erziehung, -kunst, Hexenglaube, Himmelsbrief, Hochzeit, Jahreszeiten, Jenseitsvorstellungen, Jul, Kinderlied, -spiel, -Spielzeug, Kirchweihe, Legende, Lied, Madonna, Märchen, Maske, Mundart, -dichtung, Nibelungensage, Nikolaus, Puppenspiel, Rätsel, Rolandssäule, Rübezahl Saga, Sage, Schilda, Seelenglaube, Spiel, Spinn-

Digitized by Google

stube, Tanz, Tierdichtung, Tierglaube, Tod, Tracht, Traum, Unglücksbringer, Volksbuch, -epos, -glaube, -kunde, -kunst, -lied, -medizin, -tanz, -tum, Walthersage, Wechselbalg, Weihnachten, Weissagung, Wolfdietrich, Zahl, Zauberspruch, Zwölfnächte.

Die Artikel sind von Fachleuten geschrieben, geben im allgemeinen einen Überblick über das Gebiet und einige Schriften darüber. Da und dort, z. B. unter Legende, wäre eine Erweiterung der Schriftenangabe wünschenswert. Noch viele andere Artikel berühren die Volkskunde und behandeln ihre Grenzgebiete. Sie werden mit Hilfe des Namen- und Sachverzeichnisses, das dem zweiten Band beigegeben ist, leicht gefunden. Ich erläutere dies an einem Beispiel: Wer etwas über Hexenglauben finden will, schlägt zunächst im ersten Band unter diesem Stichwort nach — das Werk ist ja nach dem ABC geordnet — dann schaut er im Namen und Sachverzeichnis am Schluß und findet unter „Hexenglaube" Verweise auf „Frömmigkeit 3; Germanen IX 6; Götterwelt; Recht 5". So ist das Sachwörterbuch eine reiche Fundgrube für den Forscher und ein bequemes Nachschlagewerk für den Außenstehenden. Beiden kann es warm empfohlen werden.

Fr. Pfister, **Die Religion der Griechen und Römer** mit einer Einführung in die vergleichende Religionswissenschaft. Darstellung und Literaturbericht 1918 bis 1929/30 (229. Band des Jahresberichtes über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft). Leipzig, O. R. Reisland, 1930, 424 S.

Bursians Jahresberichte, wie diese Schriftenreihe abgekürzt genannt wird, sind bisher wenig oder kaum in volkskundlichen Zeitschriften angezeigt gewesen. Aber dieser Band darf nicht übergangen werden. Denn er enthält eine Fülle wertvoller Beiträge zur religiösen Volkskunde, einmal Schriftenangaben, dann auch ihre Einreihung und Bewertung. Wer sich mit volkskundlichen Problemen aus dem Gebiete des griechischen und römischen Altertums abgibt, kann dies Buch kaum entbehren. Aber es enthält viel mehr: Pfister behandelt mehrfach grundsätzliche Fragen der religiösen Volkskunde und bietet somit jedem Volkskundeforscher viel Wertvolles.

Karl Siegfried Bader, **Das Schiedsverfahren in Schwaben vom 12. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert.** Freiburger Diss. Tübingen, Laupp, 1929, 73 S.

Rechtsleben und Volkskunde haben viele Beziehungen zueinander. Dorfrecht und Volksrecht ist nicht verständlich ohne weitere Kenntnisse im öffentlichen Recht des Mittelalters. Insofern verdient Baders Arbeit, die klar und übersichtlich ist, auch bei der Volkskunde Beachtung.

Hellmuth Langenbucher, **Das Gesicht des deutschen Minnesangs und seine Wandlungen,** Heidelberg, Winter, 1930, 95 S., geh. 5,50 Mk.

Die Volkskunde achtet auf jede Untersuchung des Minnesangs, weil sie weiß, daß manches von jener Gesellschaftsdichtung auf das Volkslied der späteren Zeit übergegangen ist. Dieses Problem hat L. wenig betont. Teilweise hat er es in einem Aufsatz im 4. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 127 ff., getan. Wünschenswert wäre eine genaue Zusammenstellung der sich entsprechenden Motive, Redensarten und Vorstellungen in Minnesang und Volkslied. Es müßten dabei aber die Verse mit genauer Angabe ihrer Herkunft angeführt werden. Eine Untersuchung in diesem Sinne mit dem Versuch einer geschichtlichen Entwicklung ist notwendig. Mögen Langenbuchers Arbeiten einen Anstoß dazu geben.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des deutschen Sprachvereins. Herausgegeben von K. Scheffler, 6. Reihe, Heft 42, 1926. Seite 109—140. Berlin, Verlag des deutschen Sprachvereins.

Inhalt: G. Neckel, Das Deutsche als germanische Sprache; Th. Matthias, Der Name der Germanen; A. Götze, Die badischen Mundarten und ihr Wörterbuch.

Digitized by Google

Alle drei Abhandlungen greifen auch in die Forschungen der Volkskunde hinüber. Ich benütze die Gelegenheit, auf die wissenschaftlichen Beihefte des deutschen Sprachvereins empfehlend hinzuweisen. Sie sind nach Inhalt und Form gediegen. Dazu sind sie sehr billig. Das vorliegende Heft kostet nur 50 Pfennige.

Jahrheft 4 des Geschlechts Federle-Feederle, herausgegeben von Siegfried Federle, Bruchsal. Selbstverlag des Herausgebers, 1930, 64 S. mit Tafeln und Stammbäumen und Bildern im Text, 4 Mk.

Wohl wenige Geschlechter haben einen so rührig tätigen Familienvetter wie die Federle-Feederle. Umsichtig und gewissenhaft werden Stammtafeln vom Dreißigjährigen Krieg an bis heute aufgestellt, Erzählungen einzelner Familienmitglieder zeigen besondere Eigenheiten. Wenn das Hervortreten von Eigenarten, besonderen Neigungen, Körperbeschaffenheit, Krankheiten u. a. durch Geschlechter auch für die Zukunft aufgezeichnet sind, kann dies Familienbuch der wissenschaftlichen Forschung einst sehr wertvoll werden.

Vom Standpunkt der Volkskunde aus habe ich eine Bitte für solche Familienbücher. Man möge darauf achten, wo besondere Neigung vorhanden ist, sagenhafte Vorstellungen in sich aufzunehmen und weiter zu entwickeln, Märchen zu erzählen oder zu hören, dem Volksglauben zu huldigen oder ihn zu bekämpfen. Auf Grund solcher Aufzeichnungen kann nach einigen Menschenaltern gezeigt werden, in wieweit derartige Erscheinungen vererbbar sind und sich weiterbilden.

Rheinische Heimatblätter, herausgegeben von Hans Sparre, Zeitschrift des Kreises der Rheinischen Heimatfreunde, Sitz Koblenz, verb. mit den Mitteilungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde an der Universität Bonn, der Mittelrheinischen Gesellschaft für alte und neue Kunst Wiesbaden, des Vereins für Mosel, Hochwald und Hunsrück, des allgemeinen Moselvereins, des Hunsrückvereins und des Rheinischen Verkehrsverbandes E. V., Godesberg. Rhein. Verlagsgesellschaft Koblenz.

Diese schöne, vielseitige Zeitschrift, die 1931 im 8. Jahrgang erscheint, gibt in Bild und Wort eine gute Vorstellung vom rheinischen Volk, in seinen geistigen und künstlerischen Führern wie von den einfachen Kreisen. Die Kunst ist besonders betont. Schöne Bilder in reicher Zahl erläutern die Aufsätze. Rheinische Dichter und Erzähler kommen viel zu Wort. Wer also die Sinnesart des Rheinländers erforschen will, findet hier schöne und wertvolle Proben. Auch Landschaft und Kunstdenkmäler sind gut geschildert. Die reichhaltige Zeitschrift sei jedem, der das Rheinland kennen lernen will, warm empfohlen. Aus dem 6. Jahrgang (1929) hebe ich folgende Aufsätze hervor: Bärwinkel, Die Bedeutung der Heimatgeschichte, S. 229 f. Peßler, Der deutsche Volkskundeatlas, S. 283—292. Venter, Die Bedeutung einer sozialen Volkskunde für die Volksbildungsarbeit, 293—297. Clemen, Die älteste Schicht des rheinischen Volksglaubens und Volksbrauchs, 318—324. Suderland, Bauerndichtung, 341—346. Prinz, Flurnamen an der Saar, 347—355. 1930: Creuz, Rhein. Volkstrachten, 329—335. Peßler, Die volkskundliche Forschung im Dienste der Heimatmuseen, 381—388.

Vagantenlieder. Aus der lateinischen Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. Carmina Burana, übertragen und eingeleitet von Robert Ulich. Den lateinischen Text bearbeitete Max Manitius. Jena, Eugen Diederichs, 1927. 175 S. mit mehreren Bildern.

Wer die Geschichte unseres Volksliedes übersehen will, muß die Lieder des Mittelalters kennen, aus denen manches im Volkslied bis heute weiterlebt. Vor allem kommen hier die Minnesänger in Frage. Nebenher gingen die Lieder der

Digitized by Google

fahrenden Sänger. Sie sind zwar stark von der lateinischen Antike her beeinflußt, geben aber doch manchen Zug deutscher Volkstümlichkeit und zeigen manche Seiten deutschen Empfindens, von dem die übrige Dichtung weniger spricht.

Hier wird der lateinische Urtext und daneben eine gute deutsche Übersetzung gegeben.

Friedr. Lautenschlager, **Bibliographie der Badischen Geschichte,** bearbeitet im Auftrag der Bad. Hist. Kommission, 1. Band. Allgemeines. Allgemeine politische Geschichte, 2. Halbband. Karlsruhe, 1930, Verlag der Badischen Historischen Kommission. 431 Seiten.

Dieser zweite Band umfaßt die Geschichte der Territorien, die nachher zum Großherzogtum Baden zusammengefügt wurden, dann die Entwicklung des Großherzogtums und des Freistaates Baden bis zur Gegenwart. Was über den ersten Halbband gesagt wurde (4. Jahrgang), gilt auch von diesem zweiten; das Werk beruht auf sorgfältiger, umfassender Kenntnis, ist sehr zuverlässig und unentbehrlich für alle, die sich mit badischer Geschichte beschäftigen, in all ihren Ausstrahlungen. Deshalb sind auch die Vertreter der Volkskunde dem Verfasser und der Bad. Hist. Kommission zu Dank verpflichtet.

R. Kriß, **Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten,** Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrtsbrauchtums. Augsburg, Dr. Benno Filser Verlag, 1931.

Auf dies für Volkskunst und Volksglauben, überhaupt für die Volkskunde bedeutende Buch sei vorläufig kurz hingewiesen. Es ist sehr reichhaltig und kann warm empfohlen werden. Eugen Fehrle.

Eugen G. Kagarow, **Griechische Fluchtafeln** [Eus Supplementa Vol. 4]. Lemberg und Paris, Les Belles Lettres, 1929. VII und 79 S., 8°.

Die Arbeit Kagarows ist in erster Linie der Aufgabe gewidmet, die „Morphologie der Fluchformeln, die Typen ihrer äußeren Struktur, das Verhältnis dieser Typen zueinander, ihre Entwicklungsgeschichte, den Stil und die stereotypen Kunstgriffe im Texte der Fluchtafeln zu untersuchen". Erst in zweiter Linie stehen Erörterungen über das Wesen des Fluches, das Äußere der Fluchtafeln, die in den Texten vorkommenden mythischen Gestalten usw. Für den Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde ist an Kagarows Arbeit von besonderem Wert vor allem das zweite Kapitel über das Äußere der Fluchtafeln, sowohl wegen der darin angeschlagenen volkskundlichen Themen (Blei im Zauberglauben, Binden und Lösen, Vernageln, Rückwärtsschreiben u. ä.), als auch wegen der sonst in Kagarows Schrift zutagetretenden ausgiebigen Benützung der volkskundlichen russischen Literatur, die ja für den westeuropäischen Gelehrten in der Regel leider ein unbekanntes Land darstellt. Zur Ergänzung der Ausführungen K. über die Schreibart der Fluchtafeln darf ich auf meine Schrift „Die Duenosinschrift", 37—47, und ebenso, was die Bemerkungen über das Vernageln betrifft, auf meine „Beiträge zur Geschichte der germanischen Freilassung durch Wehrhaftmachung", 22—26, verweisen. Ebenfalls von Wert für volkskundliche Leser ist das vom Stil der Verfluchungen und den stereotypen Formen ihrer Abfassung handelnde 4. Kapitel. Hier wäre von manchem Vorteil die Benützung der Literatur über die Umgangssprache; jetzt kann man auf J. B. Hofmann über die lateinische Umgangssprache verweisen. Auch das 6. Kapitel, das von den verschiedenen Kategorien der Verfluchungen handelt, bietet volkskundlichen Stoff. Den dort aufgezählten Spielarten der Verfluchung hat Dornseiff in seiner Besprechung der Arbeit K. (Deutsche Literaturzeitung 1930, 1405 f.) mit Recht den Hinweis auf Voltelini, Die Fluch- und Strafklauseln mittelalterlicher Urkunden und ihre Vor-

Digitized by Google

läufer, Mitteil. d. Inst. f. österr. Geschichtsf., 11. Erg.-Bd., 1929, 64 f., hinzugefügt. Die Schrift K. wird bei weiteren Arbeiten über die Fluchtafeln gute Dienste leisten.

Wien. Emil Goldmann.

Heimat und Welt, Beiträge zur Kulturpolitik, Auslandkunde und Deutschtumsforschung, mit 6 Karten im Text und 38 Abbildungen auf 21 Tafeln. Ein Gedenkbuch zum 15jährigen Bestehen des Instituts für Auslandkunde, Grenz- und Auslanddeutschtum, Leipzig. Ehrengabe an den ehrenamtlichen Leiter, 1914 bis 1929, Hugo Grothe, zu seinem 60. Geburtstage. „Deutsche Kultur in der Welt", unabhängige Zeitschrift für politische und wirtschaftliche Ziele deutscher Arbeit im In- und Ausland, Leipzig, H. Schlag Nachf., 150 S.

Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte: Kulturpolitik; Grenz- und Auslanddeutschtum, Auslandkunde; Das Institut für Auslandkunde, Grenz- und Auslanddeutschtum, seine Begründung und Entwicklung; Wissenschaft, Kunst, Volkstum; Bibliographisch-kritische Beiblätter.

An einzelnen Aufsätzen nenne ich: R. Eucken, Das gute Recht der deutschen Kultur; F. Lienhard, Deutsche Seele und Sendung oder Die Stillen im Lande; H. Rendtorff, Das deutsche Volkstum und seine bestimmenden Kräfte; E. Gierach, Volkstum und Schutzarbeit; K. v. Loesch, Was ist Deutschtum? R. F. Kaindl, Handschriftliche Liederbücher der Karpathendeutschen; E. Petschauer, Volksspiele in Gottschee.

Die Aufsätze sind großzügig geschrieben und bringen viel Anregung. Bei Angabe der volkskundlichen Schriften vermißt man Manches.

R. Wossidlo, **Erntebräuche in Mecklenburg,** Hamburg, Quickborn Verlag, 63 Seiten.

W. erzählt in mecklenburgischer Mundart Bräuche seiner geliebten Heimat. Zahlreiche Erklärungen sind beigefügt. Daß die schön erzählten Sitten nicht Erfindung sind, sondern der Wirklichkeit entsprechen, ist bei einem so ernsten Forscher wie W. selbstverständlich. Deshalb ist seine Arbeit für die Wissenschaft wertvoll.

Zeitschrift für Deutschkunde, herausgegeben von W. Hofstaetter und H. A. Korff, Jahrgang 1929 und 1930, Leipzig, Teubner.

Die Volkskunde hat im Bereich der gesamten Deutschkunde in den letzten Jahren immer mehr Einfluß gewonnen. Auch diese beiden Jahrgänge behandeln einzelne ihrer Gebiete. Ich nenne vom Jahr 1929: Rudolf Kapff, Die gestaltenden Kräfte in der schwäbischen Sage, 480—493; W. Leopold, Deutsche Lyrik und deutsches Volkstum in Amerika, 532—536; P. Bülow, Unser Weihnachtsbrauchtum im Spiegelbild der deutschen Sprache, 806—813. Aus dem Jahrgang 1930: L. Mackensen, Randbemerkungen zum deutschen Aberglaubenwörterbuch, 170 bis 177; H. Kügler, Der Atlas der deutschen Volkskunde, 389—394; F. R. Schröder, Die nibelungische Erweckungssage, 433—449.

Karl Mayer, **Die Bedeutung der weißen Farbe im Kultus der Griechen und Römer.** Diss., Freiburg i. B., Buchdruckerei Karl Henn, 1927, 48 S.

Das Heft hat folgenden Inhalt: Die Verwendung der weißen Farbe in der ältesten griechischen und römischen Literatur; Weiße Binden und weiße Kopfbedeckung; Weiße Gewänder; Weiße Tiere; Die weiße Farbe im Christentum. Viele Belege sind gesammelt, sorgfältig und mit Umsicht geordnet. Gerade in den hier behandelten Glaubensvorstellungen wirkt die alte Zeit oft Jahrhunderte lang

Digitized by Google

nach. Deshalb ist die Arbeit auch von der deutschen Volkskunde beizuziehen. In erster Linie kommt sie selbstverständlich der Erforschung der antiken Religion und der vergleichenden Volkskunde zugute.

Der Wartturm, Heimatblätter für das badische Frankenland, herausgegeben von Emil Baader, 5. Jahrg., 1929—1930, Verlag Presseverein Buchen (Bad.), 45 S.

Aus dieser gut geführten und für den engeren Umkreis, dem sie zugehört, zweckmäßigen Zeitschrift nenne ich folgende Aufsätze: Oeffering, Fehrle, Max Walter, über Augusta Bender, die bekannte Herausgeberin der Oberschefflenzer Volkslieder, 5—8; M. Walter, Die Mangelbretter im Bezirksmuseum Buchen, 10 f.; K. Roth, Osterbräuche in Stein a. K., 25 f.; O. Becker, Der sagenhafte Haintalwald, 36; K. Schumacher, Was erzählen uns die Buchener Flurnamen?, 37—39; K. Preisendanz, Vom Blecker in Buchen, 39 f.; R. Heid, Sagen aus Heidersbach, 40.

Archiv für Religionswissenschaft, vereint mit den **Beiträgen zur Religionswissenschaft** der religionswiss. Gesellschaft in Stockholm, herausgegeben von Otto Weinreich und M. P. Nilsson, 27. Band, 1929, Leipzig, Teubner, 396 S.

Diese Zeitschrift gehört in Deutschland und weit darüber hinaus zu den besten ihrer Art. Wenn ich vor der Aufgabe stehe, aus ihr zu nennen, was für die Volkskunde in Frage komme, so könnte ich wenig übergehen. Und doch will ich mich auf das Anführen einiger Aufsätze beschränken: Thurnwald, Neue Forschungen zum Mana-Begriff; Reitzenstein, Zwei Arten religionsgeschichtlicher Forschung; E. Kagarow, Der umgekehrte Schamanenbaum; Baumgartner, Der weise Knabe und die des Ehebruchs beschuldigte Frau; P. Maas, Linsen beim griechischen Totenmahl? Fr. Kauffmann bespricht Neuerscheinungen über altgermanische Religion.

28. Band, 1930, 400 S.

Radermacher, Zur Charakteristik neutestamentlicher Erzählungen; Lewy, Zum Dämonenglauben; Jacoby, Ein Berliner Chnubisamulett; Marmorstein, Der heilige Geist in der rabbinischen Legende; Weinreich, Ein Spurzauber; Kerenyi, Über Teiche und Wölfe in Mittelgriechenland; Klein, Der Ritus des Tötens bei den nordischen Völkern. Weinreich gibt eine Übersicht über Schriften zur allgemeinen Religionswissenschaft.

Brandenburgia, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, 39. Nauen, Freyhoffs Buchdruckerei. Jahrgang 1930, 160 S. Darin: H. Kügler, Vorgeschichte und Volkskunde, S. 33—36.

Volk und Rasse. Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum, 5. Jahrgang, 1930, 252 S., herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Fachleute von O. Reche und B. K. Schultz. München, J. F. Lehmann.

Aus dieser reichhaltigen und guten Zeitschrift, die sich die Erforschung des deutschen Volkstums in seinen verschiedensten Äußerungen zur Aufgabe gestellt hat, kommen für die Volkskunde vor allem folgende Aufsätze in Frage: E. Banse, Landschaft und Mensch in Niederdeutschland; F. Ebeling, Volkstum, Rasse und Sozialpolitik; K. Heckscher, Das Sammeln volkskundlichen Materials aus mündlichen Quellen; Karasek-Langer, Vom Sagengute der Vorkarpathendeutschen; Muuß, Friesische Stammesart. Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Werderstr. 24
2. Heft 5. Jahrgang 1931

Name und Alter des Christbaums in der Pfalz.

Von E. Christmann, Kaiserslautern.

Nach Kretschmers „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache" ist 1. der Name Weihnachtsbaum vor allem norddeutsch, Christbaum vor allem süd- und mitteldeutsch; 2. der Name Christbaum am weitesten verbreitet und 3. sind die beiden Ausdrücke (einschließlich eines dritten, Tannenbaum, der bei uns aber in diesem Sinn nicht vorkommt) geographisch nicht ganz streng geschieden, sondern liegen zum Teil nebeneinander. Die Pfalz ist in ihren Ausdrücken für die gleiche Sache fast ein Abbild dieser für Gesamtdeutschland geltenden Verteilung; denn 1. Weihnachtsbaum tritt am weitaus meisten und geschlossensten im Norden auf, etwa in einem Gebiet, das wir durch Gerade ausschneiden können, die von Kaiserslautern einerseits westwärts nach St. Wendel und andererseits nach Nordwesten gegen Mainz gerichtet sind (die letztere würde auch von Hessen das Hauptverbreitungsgebiet des gleichen Wortes wegschneiden, wie eine mir von Professor Maurer in Gießen zur Verfügung gestellte Karte des Südhessischen Wörterbuches zeigt); nach Osten und Süden tritt der Ausdruck immer seltener auf und südlich einer Linie Germersheim—Pirmasens—Saarbrücken im Volksmund überhaupt nicht mehr; 2. dafür rückt von Süden herauf geschlossen Christ- oder Christkindleins- oder Christkindchensbaum vor und hört erst im nördlichsten Pfalzzipfel etwa von Alsenz ab auf; somit ist dieser Name am weitesten verbreitet; er ist auch bereits vielfach in die beiden Bezirke eingedrungen, die hernach noch ausgeschnitten werden; 3. die Darlegungen haben ferner gezeigt, daß abgesehen von dem südlichsten Pfalzgebiet die Namen Christ- und Weihnachtsbaum so vielfach nebeneinander am gleichen Ort oder in Nachbarorten gelten, daß eine gegenseitige Abgrenzung nicht möglich ist.

Aber die Pfalz hat noch zwei besondere Gebiete mit je einem besonderen Namen. Der eine, Zuckerbaum, herrscht heute allein oder neben den schon angeführten in einem nordöstlichen Gebiet der Pfalz entlang der Grenze von Frankenthal nach Grünstadt, von hier den Haardtrand nach Süden entlang bis nahe Landau und nach Westen ins Waldland bis nördlich Annweiler, bis Elmstein, Weidenthal und Carlsberg b. Altleiningen. Und ganz nahe dabei dehnt sich überm Rhein in Hessen zwischen Worms und Darmstadt und durch den Odenwald nach Osten hin gegen den Main

Digitized by Google

ein noch größeres Zuckerbaumgebiet aus (siehe die beigegebene Karte!). Es kann kein Zweifel bestehen, daß die beiden Verbreitungsgebiete ehemals zusammenhingen, und ferner beweisen Reste ringsum, die unser Kärtchen ebenfalls zeigt, daß das Wort besonders nach Westen noch erheblich weiter geherrscht haben muß. Als weiteren Beweis führe ich aus Dr. Albert Beckers „Pfälzische Volkskunde" an, daß der bekannte Maler Müller in seiner Idylle „Der Christabend" aus der Zeit um 1780 den Weihnachtsbaum ebenfalls Zuckerbaum nennt; ferner behauptet die „Pfälzische Volkskunde" (Dr. Albert Becker), daß der Name Zuckerbaum im Westrich noch vorkomme, und tatsächlich wurde er für Otterberg und Kriegsfeld, wie unser Kärtchen zeigt, auch noch gemeldet, ebenso nachträglich aus den Orten des Appeltales wie Münsterappel und Würzweiler (nordwestlich des Donnersberges).

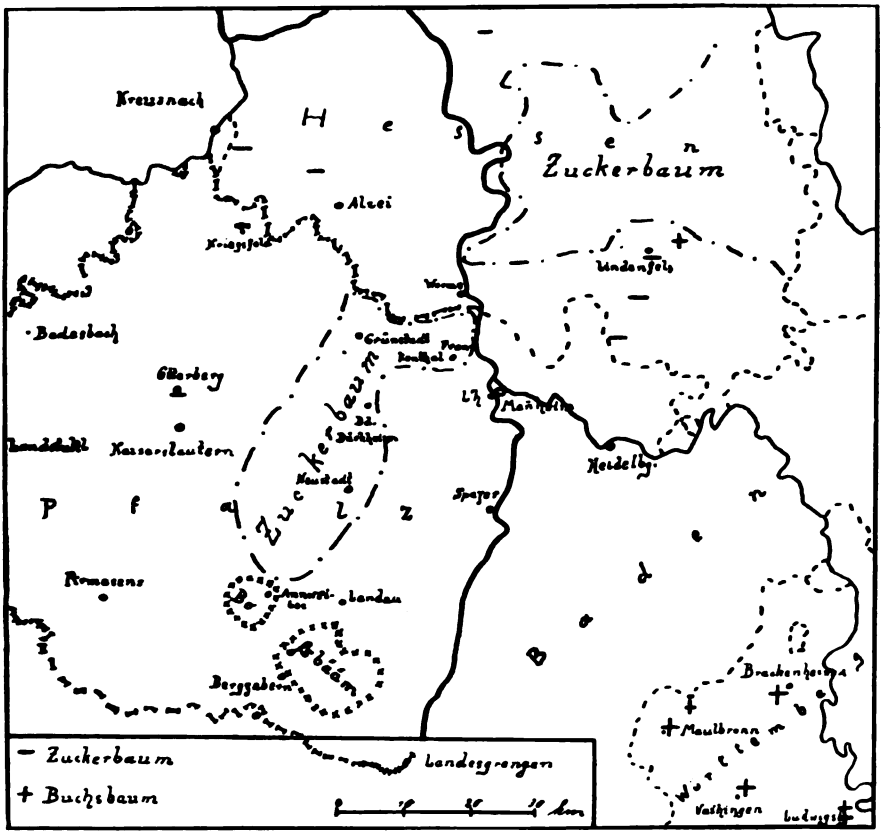
Hätten das heutige und das erheblich größere ehemalige pfälzische Zuckerbaumgebiet erst den Christbaum d. h. den heutigen, die geschmückte Rottanne, als etwas völlig Neues erhalten, so hätten sie mit der Sache wohl auch ihren Namen übernommen. Das Vorhandensein einer besonderen Bezeichnung, die heute sehr stark im Rückgang und Schwinden begriffen ist, berechtigt zu der Vermutung, daß hier schon ein Weihnachtsbaum daheim war, der in seinem Aussehen aber wahrscheinlich etwas anders war, nämlich so wie ein Achtzigjähriger aus Bedesbach a. Gl. (ganz am linken Rand unseres Kärtchens) ihn folgendermaßen schildert: In seiner Jugend habe man einen Stock mit grünem Papier umwickelt, ebenso stärkeren Draht, diesen am Stock befestigt wie die Zweige eines Baumes und daran Zuckerzeug aufgehängt. Das war wirklich ein „Zuckerbaum". Das so beschaffene baumartige Gestell wurde von Jahr zu Jahr aufgehoben und am Feste neu mit Zuckergebackenem behängt.

Genau den gleichen „Zuckerbaum" kennt aber Hauptlehrer Steitz (in Kaiserslautern) noch aus der Zeit vor 1900 aus dem schon genannten Würzweiler und ausdrücklich unter dem Namen „Zuckerbaum". Und auch aus Rothselberg (b. Wolfstein), Ulmet und Erdesbach im Glantal u. a. Orten der Kuseler Gegend ermittelte ich, daß dort ehemals das Zuckerbaumgestell benützt wurde; freilich ist der Name Zuckerbaum in der Kuseler Gegend vollkommen vergessen. Aber es dürfte doch ziemlich sicher sein, daß eben dieses Gestell, das Herr Studienprofessor Lehmann (Kaiserslautern) in der beigegebenen Zeichnung dargestellt hat, als der eigentliche Zuckerbaum anzusehen ist und ehemals durch die ganze nördliche Pfalzhälfte hin daheim war.

Auch die Südostpfalz hatte sicher einen anderen, älteren Namen für den Christbaum; er gilt heute noch in der mundartlichen Form „Boßbääm" — ich deute ihn vorerst als Buchsbaum — in den beiden bei Bergzabern und Annweiler abgegrenzten Gebieten. Das —chs— heute gesprochen —ks— war in der Zeit von etwa dem 12. bis zu dem 16. Jahrhundert zum mindesten in viel viel mehr Wörtern zu —s— assimiliert in unserer Pfalz (wenn nicht gar in allen) als heute, wo wir nur noch ein paar Bezeichnungen für landwirtschaftliche Dinge in dieser assimilierten Form haben; wie ich im „Teuthonista", Jahrgang 3, Heft 4 gezeigt habe, wandern sie in

Digitized by Google

der Richtung nach Nordwesten aus der Pfalz hinaus, sind also im Nordwesten noch zahlreicher als im Südosten, wo unser „Boßbääm" gilt; aber auch hier spricht man heute noch „Seesel" (Sächsel, Deminutiv zu Sachs mit der Bedeutung: gebogenes Winzermesser), „Bruusel" (Bruchsal) usw. Ich bringe aber weiter ältere Belege für Wörter, die heute in der ganzen Pfalz mit —ks— gesprochen werden: aus einem Weistum vom Jahre 1448



„Zuckerbaum" und „Buchsbaum".

über die Rechte der Abtei Limburg b. Bad Dürkheim, abgedruckt in Grimm, Weistümer V S. 588 ff. heißt es statt Achseln „asseln", statt Ochsen „ossen", statt wechseln, Wechsel und Wechsler „weiszeln, wesselet, weseler", statt Wachse „wasse", Grimm V S. 618 und 621 in einem Weistum von 1390 aus Ramsen (südwestlich Grünstadt) für Sechsling „sesslingk", Grimm V S. 699 in einem Weistum von 1509 aus Höchen (westlich von Kaiserslautern, aber schon außerhalb unseres Kärtchens) „sesz" für sechs, Grimm V S. 656 in einem Weistum aus Schiersfeld (östlich Meisenheim) aus dem Jahre 1359 „unsers herrin trosseszin" (Truchsessen), 1442 im

Digitized by Google

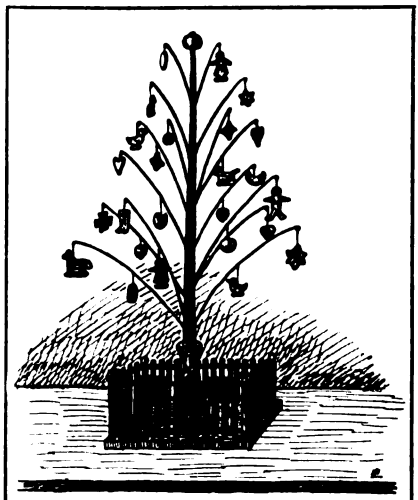
Lehensbuch des Herzogs Stephan (von Zweibrücken) Bd. II fol. 90 „bossen, hantboschen" (Büchsen, Handbüchsen), in einem Lauterer (Kaiserslauterer) Weistum ohne Datum „sessen" (sechsen); in Inname vnd ußgabe . . . . antreffend das ambt Nanstul" (Landstuhl) aus dem „Pol. Archiv des Landgrafen Phil." Bd. 190, Bl. 7 wird „flas" oder „flais" für Flachs geschrieben im Jahre 1479, aber 1646 lautet das Wort am gleichen Ort im „weistumb der gantzen Herrschaft Landstuhl" wie heute „flachs". In der Zeit, in der alle diese eben belegten, heute mit —ks— gesprochenen Wörter mit —s— gesprochen wurden, mußte auch Buchsbaum entsprechend lauten, und wenn nach Gg. Heeger in der Südostpfalz auch in Wörtern wie rupfen, mittelhochdeutsch blut (nackt), Zucker, Zuber, Stube, Schlupf, Puppe usw. stets o für u sich zeigt, so ist uns dieser Laut auch in unserm Wort nicht verwunderlich, also „Boßbääm" damit als Buchsbaum vollberechtigt gedeutet. Auch Alb. Becker versteht das Wort in seiner Volkskunde so und die, welche anfangs anderer Meinung waren, haben sich nach seinen Angaben jetzt seiner Anschauung angeschlossen.

Nun muß aber das Gebiet, welches den Weihnachtsbaum heute noch Buchsbaum nennt — mundartliche Formen des Namens kümmern uns bei unsern weitern Ausführungen nicht — erheblich erweitert werden; denn nach dem Schwäb. Wb. von H. Fischer, Bd. I, 1494; IV, 763 und VI, 1704 wird der Name noch so gebraucht in den Oberämtern Maulbronn, Brackenheim, Leonberg, Ludwigsburg, auch Aalen und Tübingen, nach Mitteilungen in der Zs. „Aus der Heimat", Heft 12, Jahrgang 1929, auch im Oberamt Vaihingen; ich habe diese Angaben in meinem Kärtchen so verwendet, daß ich zu den dort sichtbaren, oben genannten Oberamtsorten größere Kreuze gesetzt habe. Das so rechts auf meiner Karte beginnende Buchsbaumgebiet zieht aber also noch recht weit nach Osten und Süden. Ferner zeigt mein Kärtchen im Odenwald bei Lindenfels ein heutiges Vorkommen des Namens, das der oben genannten Karte des Hess. Wb. entnommen ist. Nicht bloß die schmale Durchbrechung des Zuckerbaum-Verbreitungsgebietes bei Worms, sondern eine ganze Reihe solcher bald engeren bald erheblich breiteren Zerreißungen eines ehemals zusammenhängenden Gebietes sprachlicher Erscheinungen ist durch die Mundartforschung festgestellt, auf die hier nicht eingegangen werden kann; nur darauf sei wieder hingewiesen: der den Rhein hinab- und hinaufflutende Verkehr hat den Durchbruch geschaffen und Älteres etwas weiter seitab bestehen lassen. So auch hier. Ich schließe daraus, daß das pfälzische und das schwäbische und ebenfalls das mit einem Einzelbeleg angedeutete hess. Verbreitungsgebiet ehemals ein einziger großer Geltungsraum für Buchsbaum waren.

Wem die Lücke zwischen den größeren südlichen, auf der Karte eingetragenen rechts- und linksrheinischen Vorkommen und dem vereinzelten im Odenwald zu groß erscheint, bzw. wer das vereinzelte abgelegene Odenwälder Vorkommen nicht als überzeugend genug ansieht, dem will ich noch eine Brücke zu demselben hinbauen. Die Schwägerin des Sonnenkönigs, die heimattreue Pfalzgräfin Liselotte hilft sie schlagen: „Ich weiß recht gut, was St. Nikolaus in ganz Deutschland bedeutet .., aber ich weiß nicht, ob Ihr ein anderes Spiel habt, das jetzt noch in Deutschland üblich ist; man

Digitized by Google

nennt es „Christkindel", das bedeutet: L'Enfant-Christ. Da richtet man Tische wie Altäre her und staffiert sie für jedes Kind mit allerlei Dingen aus, wie: neue Kleider, Silberzeug, Puppen, Zuckerwerk und alles Mögliche. Auf diese Tische stellt man Buchsbäume und befestigt an jedem Zweig ein Kerzchen; das sieht allerliebst aus und ich möchte es noch heutzutage gern sehen. Ich erinnere mich, wie man mir zu Hannover das „Christkindel" zum letztenmal kommen ließ." Wir verdanken den Hinweis auf diese wichtige Stelle Alb. Becker, der in seiner Pfälz. Vkd. daraus folgert: „Man kannte also, wie aus diesem und einem andern Briefe Liselottens vom 11. Jan. 1711 hervorgeht, bereits um 1660 zu Hannover den kerzengeschmückten Weihnachtsbaum, der dem väterlichen Hof zu Heidelberg anscheinend damals noch fremd war, 1551 aber schon — vielleicht ohne Lichtschmuck — am Oberrhein begegnet. Allerdings war der Hannoversche Christbaum keine Tanne oder Fichte, sondern ein Buchsbaum."



„Zuckerbaum"

Sind diese Folgerungen Beckers in allen Teilen berechtigt? Nur der letzte Satz der von mir angeführten Briefstelle handelt von Hannover, wo man Liselotte „das ‚Christkindel' zum letztenmal kommen ließ", und dann schließt sich die Schilderung eines richtigen, von Schülern aufgeführten Weihnachtsspieles an, das L. in Hannover sah, und zu dieser Schilderung ist der Schlußsatz meiner Anführung nur die Überleitung. Die ganze übrige, vorausgehende Briefstelle aber handelt nicht von Hannover, sondern vom St. Nikolaus in „ganz Deutschland" und dem „Christkindel"-Spiel, „das jetzt noch in Deutschland" üblich ist; also wieder setzt die Schreiberin einen Brauch als allgemein für ganz Deutschland und seit langem gültig voraus. Darf man daraus nicht folgern, daß sie ihn nicht bloß in Hannover, wo sie außerdem bloß die 4 Kinderjahre von 1659—63 zugebracht hat, sondern auch in der Heidelberger Heimat gesehen hat, die ja nach unserer Karte einmal im Raume mit dem alten Namen Buchsbaum für Christbaum lag, und daß eben deswegen, weil Hannover und Heidelberg den Buchsbaum als Weihnachtsschmuck hatten, es ihr selbstverständlich erschien, daß das in ganz Deutschland so sei? Auch gebraucht sie für das Spiel die obd. Deminutivform „Christkindel", also die Heidelberger, wie ja auch die vielen von ihr in ihren Briefen zitierten Sprichwörter und Redensarten fast immer die heimatliche Farbe haben. Zudem veröffentlicht R. Hartmann in der Zs. f. Vkd. 1929, Heft 2, S. 165, einen Aufsatz über „Die Christkindelspiele in der Schwäbischen Türkei", deren deutsche Siedler im

Digitized by Google

1. und 2. Drittel des 18. Jahrhunderts „vorwiegend aus Baden, Hessen, Nassau und dem Rheinland" kamen und heute noch Christkindel-Spiele spielen, die der Verfasser als mitgebrachte „gesunkene Kunstdramatik" ansieht. Also können auch solche Liselotte aus der Heimat vertraut gewesen sein und sie veranlassen, sie als etwas allgemein Deutsches zu betrachten.

Genug: ich schließe, daß Heidelberg um 1660 auch schon einen Christbaum hatte, der aber den Namen Buchsbaum trug, wie den Oberrhein hinauf durch unser Kärtchen angedeutet ist. Er kann Lichter getragen haben, wie ihn Liselotte schildert, war aber wohl keine Tanne, sondern wirklich ein Buchsbaum; denn er ist es in der Nachbarschaft noch lange, wie uns wieder das Schwäb. Wb. von H. Fischer zeigt. Dort heißt es Bd. VI, 1704, für das Oberamt Aalen: „Der Buchsbaum im Paradeisgärtlein war c. 1840 noch ein richtiges Buchsbäumchen (oder = zweig)," und Bd. I, 1494: „Früher wurde statt der Tanne ein künstliches, bäumchenartiges Holzgestell, mit Buchszweigen umwunden". Eine Illustration zu J. P. Hebels: „Do hangt e Baum, nei luegt me doch un lueg!", die aus dem Jahre 1820 stammt, zeigt ebenfalls einen hängenden, mit Spielzeug geschmückten Christbaum und zwar wieder einen Laubbaum, „dem englischen Mistelbrauch ähnlich", bemerkt der „Deutsche Kulturatlas" von L. Mackensen dazu, der das Bild aus Blatt Nr. 365a zeigt. Endlich schildert ein noch Primitiveres der schon erwähnte Bericht in der Zs. „Aus der Heimat" aus dem Oberamt Vaihingen: „In meiner Heimat, in der nordöstlichen Ecke des Oberamts Vaihingen, nannte man früher und nennen wohl heute noch die älteren Leute den Christ- oder Weihnachtsbaum „Buchsbaum". Meine Großmutter wußte zu erzählen, daß früher an Weihnachten einige Zweige Buchs an die Decke des Zimmers gehängt und mit „vergoldeten" Nüssen und Äpfeln geschmückt worden seien. Das sei dann der Christbaum gewesen, den man Buchsbaum genannt hätte." Das klingt doch, als sei die Keimzelle des Buchsbaum-Christbaumes ein aufgehängter Wintermaien, ein winterlicher Bruder des „Würzwisches", wie ihn die Pfälzer Katholiken noch heute an Palmsonntag weihen lassen und dann im Hause aufhängen. Also könnte die Deutung, die Dr. Alb. Becker der Sitte des Christbaumaufhängens in der Annweiler Gegend gibt („Festgabe für Christian Frank zum 60. Geburtstag", S. 11 ff.), wohl richtig sein. Ich weiß von noch Lebenden, daß auch im Norden des pfälzischen „Boßbääm"-Gebietes, in Impflingen, noch zwischen 1900 und 1910, ebenso im Süden, in Winden, vor 1870 noch der Tannen-Christbaum an den Durchzug der Decke gehängt wurde. Und wenn Becker an der gleichen Stelle sagt: „Auch aus der rechtsrheinischen alten Kurpfalz ist uns Ähnliches (das Aufhängen) bekannt," dann hilft das wieder meine Annahme stützen, daß ehemals dort, also in der Heidelberger Gegend der gleiche Christbaum wie der pfälzische und schwäbische Buchsbaum zuhaus war.

Wie fest in Württemberg die alte Sitte verankert ist, geht daraus hervor, daß — wieder nach dem Schwäb. Wb. an den schon genannten Stellen — dort eine junge Rottanne, auch wenn sie nicht Christbaum ist, sondern nur die Größe hat, in der sie als solcher zu dienen pflegt, auch Buchsbaum genannt werden kann.

Digitized by Google

Und nun muß ich noch einmal auf die pfälz. mundartliche Form „Boßbääm" zurückkommen. Aus den oben angeführten Belegen für Wörter mit „chs", die ehemals bei uns mit „ſ" oder „ſſ" geſprochen wurden, geht hervor, daß jene ältere Lautform bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu belegen war, nach 1600 aber nicht mehr. Das Wort Buchs heißt daher auch heute bei uns wieder „Buks", nicht mehr „Buß" oder „Boß" oder „Bus" oder „Bos". Warum hat das damit zuſammengeſetzte „Boßbääm" die Wandlung nicht auch mitgemacht? Weil es in der Verwendung für den Weihnachtsbaum, für den geſchmückten und vielleicht ſchon mit Lichtern verſehenen Chriſtbaum ſich im Bewußtſein des Volkes zu ſehr von der Verbindung mit dem Buchs, dem Stoff, der ſeine Grundlage bildete, gelöſt hatte und zum Namen für etwas ganz Beſonderes, Eigenes geworden war. Auch heute noch denken die „Boßbääm"-Sprecher nicht an die Verwandtſchaft des Namens mit Buchs, ſonſt würden ſie nicht auch zu „Boſſebääm" (Poſſenbaum) entſtellen, wie ich ſelbſt gehört habe (Dierbach bei Bergzabern). Muß alſo der Name „Boß"- oder „Bußbääm" in der Pfalz — in den ſchwäb.-alemanniſchen Gebieten dürfte der Wandel „chs" zu „ſ" in dem Namen nie erfolgt ſein (vgl. K. Wagner: „Die Geſchichte eines Lautwandels „ks chs s" in der Zſ. Teuthoniſta, Jahrg. 2, S. 30 ff.) — vor 1600 bzw. 1550 gebildet, bzw. ſeinen beſondern Sinn „Weihnachtsbaum" erhalten haben, ſo muß auch die Sache ſchon dageweſen ſein, alſo zum mindeſten ein geſchmückter wirklicher Buchsbaum oder -zweig. Ja wir dürften in der Südoſtpfalz vielleicht um faſt noch ein Jahrhundert zurückgehen; denn die angeführten Belege für die alten, jetzt geſchwundenen Lautungen ſtammten alle aus Pfalzgegenden weiter nördlich oder weſtlich, wo ſie ſich ohnehin länger halten mußten als in der Südoſtpfalz, wo die von Südoſten vorſtoßende Neuerung der Ausſprache des alten chs als ks bedeutend früher durchgedrungen ſein muß; ich verweiſe noch einmal auf den oben angeführten Aufſatz K. Wagners im „Teuthoniſta".

Ich faſſe zuſammen: Mag auch der heutige Tannen- oder Fichten-Chriſtbaum, der in einem Gärtchen oder Ständer aufgerichtet iſt, etwas verhältnismäßig Junges ſein, in einem großen nördlichen Teil der Vorder-(Oſt-) und einem ebenfalls erheblichen nördlichen Teil der Weſtpfalz muß ſchon ein anderer, Zuckerbaum genannter Weihnachtsbaum dageweſen ſein, den der Maler Müller um 1780 ſchon erwähnt; in der ſüdlichen Vorder- und der alten rechtsrheiniſchen Kurpfalz war ſchon im 16. Jahrhundert der Buchsbaum als Weihnachtsbaum üblich, wie ſein Name beweiſt, und die Pfälzerin Liſelotte hat ihn ſchon als Lichterbaum geſehen um 1660 nicht bloß in Hannover, ſondern ſehr wahrſcheinlich auch in der pfälziſchen Heimat.

Digitized by Google

Ein italienischer Rechtsbrauch am Rhein.

Von **Oberstudiendirektor Dr. Albert Becker**, Zweibrücken.

Ein Wahrzeichen des Odenwaldstädtchens Buchen ist sein Blecker[1], der einst auf der Stadtmauer stand und heute in dem Bezirksmuseum seinen Platz gefunden hat. Es ist das Steinbild einer auf die Vorderseite des Körpers kniend hingelagerten männlichen Gestalt, die den Kopf auf die Arme aufstützt und in unverkennbarer, auffallend betonter Deutlichkeit ihr entblößtes Hinterteil uns entgegenstreckt („bleckt")[2]; das Gesicht schaut schräg-seitwärts empor und zeigt einen schelmisch lächelnden Ausdruck, als wolle der Blecker die Wirkung seines Verhaltens abwarten oder prüfen; nach der Überlieferung soll er die Gegner Buchens verhöhnt haben.

Zu Goslar an der Kaiserswerth steht eine Säule, auf deren Kapitell eine Figur sich dem Beschauer so zeigt, wie der Blecker in Buchen gesehen sein will; das Volk erblickt darin eine Darstellung Eulenspiegels und seines Benehmens vor dem Schelmschinder zu Lüneburg[3].

Warum der Rat von Goslar diesen Lüneburger Streich des Possenreißers in einem Denkmal verewigt haben soll, ist nicht recht einzusehen; näher liegt die Annahme, daß das nicht mehr verstandene Bild vom Volk in seinem Sinne gedeutet wurde. Die Zahl der so entstandenen Sagen ist ja ungeheuer groß. Um nur eine aus Buchens Nachbarschaft zu nennen, sei an die Deutung der romanischen Bauinschrift von der Wildenburg erinnert: Owe Muter (o weh Mutter), die in der Volkssage als Klage eines als Bauopfer[4] getöteten Mädchens gedeutet, wohl aber vielleicht im Sinne Albert Schreibers, des Erforschers der Wildenburg[5], verstanden sein will.

Das Unerkannte reizt immer die Einbildungskraft zu dichterischem Schaffen. Wenn Karl Preisendanz[6] in die landläufige Erklärung des Bleckers Zweifel setzt, hat er damit sicher recht. Ich teile auch seine Ansicht, daß die urtümliche Idee der Buchener Gestalt und ihrer Gebärde

[1] K. Schumacher, Aus Odenwald und Frankenland[2] (1929) 192 ff. Eine Abbildung des Bleckers Badische Heimat 4, 1917, 50. E. Baader, Land und Leute des Amtsbezirks Buchen (1928); J. Münch in „Frisch auf!" (1929).

[2] Zu „blecken" F. Kluge-A. Götze, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache[11] (1930) 62; zur Abwehrbedeutung derartiger Gebärden vgl. E. Fehrle, Studien zu den griech. Geoponikern 1920, 8. 16.

[3] F. Liebrecht, Zur Volkskunde (1879) 428.

[4] Dazu meinen Beitrag in dieser Zeitschrift 2, 1928, 81 ff.

[5] A. Schreiber, Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach (1922), dazu K. Schumacher a. a. O. 200; Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 1930, 86.

[6] Der Wartturm, Heimatblätter für das badische Frankenland (Buchen) 5, 1930, 39 f.

Digitized by Google

letzten Endes in zauberischen Vorstellungen begründet sein mag. Ob die Leute, die das Denkmal schufen, bewußt einem Abwehrzauber damit dienen wollten, ist eine andere, für die Deutung allerdings belanglose Frage; zahlreiche Denkmäler, die solchen Zauber den Kundigen erkennen lassen, sind offenbar zunächst nur aus künstlerischem oder auch spielerischem Trieb erwachsen[7].

Wer der neueren Geschichte der auch durch den Blecker verkörperten Gebärde nachgeht, kommt bald über jene Deutung ihrer letzten Hintergründe hinaus in eine der Wirklichkeit nähere, gegenwartsfrohere Welt. Und in ihren Bereich gehört meines Erachtens auch der Blecker, der, wie mir scheint, einen vielleicht auch seinem Schöpfer noch bekannten Rechtsbrauch sinnfällig darstellen wollte, einen Rechtsbrauch, der der Vergangenheit und ihrer Wirtschaft wahrscheinlich näherlag als geheimnisvoll geübter Abwehrzauber. In Italien war es so ehedem gebräuchlich[8], daß zahlungsunfähige Schuldner angesichts des auf dem Marktplatz versammelten Volkes ihr Gesäß auf einen Stein aufstoßen mußten; sie zeigten damit eine Cessio bonorum, eine Vermögensabtretung zugunsten ihrer Gläubiger an, blieben aber dafür von jedem persönlichen Zwang frei. Anderwärts heißt dieser Rechtsbrauch Zitta bona, verdorben aus cedo bonis, ich trete mein Vermögen ab. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man bildlich auch die vom Blecker ausgeführte Entblößung, die ehedem bei der Cessio bonorum auf einer vor dem Justizpalast stehenden kleinen Säule vorgenommen

Blecker von Buchen
Nach „Badische Heimat", herausgegeben von H. E. Busse, 4, 1917, S. 50.

[7] Beispiele etwa bei J. H. F. Kohlbrugge, Tier- und Menschenantlitz als Abwehrzauber (1926); dazu Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens unter „Abwehrzauber" I (1927), 143 und III (1930), 328 ff. (Gebärde).

[8] G. Antonucci, Der Stein der Zahlungsunfähigen (Zeitschr. f. vgl. Rechtswiss. 40, 1923, 355 ff.). Dazu F. Liebrecht a. a. O. 427 ff. Zur Mißhandlung der Leiche des Schuldners vgl. Hdwb. d. dtsch. Abergl. III 669 (guter Gerhard); zur Entblößung im Rechtsleben das mir unzugängliche Buch von A. Kind-C. Moreck, Gefilde der Lust (1930). Für Schwaben s. Klunzinger, Die Geschichte des Zabergäus 3, 185 f. Das Werk verdanke ich A. Lämmle in Stuttgart.

Digitized by Google

werden mußte. Der in die römische Kaiserzeit zurückgehende Brauch, der unter anderem aus Sizilien, Neapel, Rom, Florenz, Rimini, Modena, Genua, Turin, Faenza, Casale, Asti, Padua bekannt ist, wanderte wohl den alten Kulturweg durch das Rhonetal nach Frankreich und weiterhin durch die Burgundische Pforte an den Rhein und rheinabwärts bis in die Niederlande, nach Amsterdam und anderen Handelsstädten. Es ist hier nicht der Platz, seiner Verbreitung im einzelnen nachzugehen; ich erinnere nur an Spuren, die am Oberrhein nach Speyer und nach Schwaben[9] führen. In Speyer ziehe ich den Domnapf in diesen Bereich, aus Pfaffenhofen bei Güglingen wird berichtet: Ein Teil der Bürgerschaft versammelte sich vor dem Rathause, um zu einem Faulheitsgerichte — dies war das Gauchgericht — einen Schultheiß und Büttel zu wählen, sodann zu Gericht zu sitzen und die Ämter zu verteilen. War nun unter den jungen Bürgern einer als solcher bekannt, der seiner Haushaltung nicht wohl vorgestanden oder seine Güter nicht fleißig gebaut hatte, so wurde er durch das Gauchgericht zu einem Amt aufgerufen, das man das Faulamt nannte. War einer bekannt, daß er des Morgens nicht zu rechter Zeit an die Arbeit ging und länger als andere der Ruhe pflege, so wurde ihm öffentlich das Schlafamt übertragen. Und in diesem Sinne wurden für den Lauf des Jahres mehrere Ämter ausgeteilt. Wenn aber ein Bürger dafür bekannt war, daß er Geschäfte verrichte, welche sich nur für Weiber schicken, und daß er darüber die männliche Beschäftigung hintansetze, so wurde ihm dies von dem Gauchgericht vorgehalten und ihm auferlegt, zur Strafe entweder zwei Maß Wein aufzutischen oder aber in die Lade zu schwören. Zu diesem schimpflichen In-die-Lade-Schwören, versichert der Vogt, habe es bisher noch keiner kommen lassen, vielmehr jeder lieber seine zwei Maß Wein bezahlt, bis dann im Jahr 1556 zwei junge Bürger, unter der Äußerung, daß sie ihren Wein lieber im Wirtshaus selber verzehren wollen, alles Zuredens unerachtet darauf bestanden, daß sie lieber in die Lade schwören wollen; dies sei denn auch wirklich vollzogen worden. Auf öffentlichem Rathause vor der versammelten Bürgerschaft haben die beiden Bürger die Hosen heruntergezogen und der besonders erwählte Ladenmeister habe ihnen sodann die drei Eidfinger auf den H..... gelegt; dieser garstige Auftritt habe aber ein solches Ärgernis erregt, daß sich der größte Teil der Anwesenden vom Rathause entfernt habe. Wie in Italien lebt der Brauch wohl auch bei uns in verschieden gewandelter Form im Kinderspiel[10] verblaßt noch fort: ich nenne beispielsweise nur den bezeichnenden Namen Stutzärschelstein (bei Handschuhsheim) oder den Bubenstein bei Hirschhorn aus dem Bereich der Grenzrechtsbräuche[10]. A. Flandina[8] beschreibt eines jener italienischen Spiele, mit dem sich die Kinder auf Sizilien

[9] Ich werde darüber demnächst an anderer Stelle (Zeitschrift für Volkskunde) handeln.

[10] E. Frhr. v. Künßberg, Rechtsbrauch und Kinderspiel (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Kl., 1920); ders., Rechtsgeschichte und Volkskunde (Jahrbuch für historische Volkskunde 1, 1925, 77). Meine „Pfälzer Volkskunde" (1925) 280, 393 (Stutzstein).

Digitized by Google

an Feiertagen zu unterhalten pflegen. Eines stellt sich mit dem Kopf an die Mauer, so daß das Gesäß im spitzen Winkel nach oben schaut; der Bub, der das Spiel leitet, setzt sich rittlings auf den Kameraden, die andern bleiben in entsprechender Entfernung stehen. Der Reiter ruft dann dreimal: „Cui havi ad aviri, si venga a paga! (= Chi deve avere, si venga a pagare! — Wer etwas zu fordern hat, komme und mache sich bezahlt!)" Die andern ziehen dann der Reihe nach vorbei, jeder stößt diesen Ruf aus und behandelt hiebei das arme Opfer mit Kniffen, Faustschlägen und auf andere wenig angenehme Weise. Ein ähnliches Spiel ist in Monferrato üblich. Äußerlich erinnert es an das pfälzische „Schinkeplätschen" und das norddeutsche „Schinkenkloppen".

In der Zeit, da unser Blecker entstand, mag der Rechtsbrauch, wenn auch bei uns vielleicht nicht mehr geübt, doch wohl noch verstanden worden sein. Die Eulenspiegelsäule, von der wir eingangs sprachen, hielt ihn vermutlich auch schon fest; den Brauch, wie wir ihn aus Italien kennen: da mußte, um es nochmals zu sagen, vor dem Justizpalast zu Neapel z. B. der zahlungsunfähige Schuldner von einer dort stehenden Säule aus das bloße Hinterteil zeigen und dabei dreimal die Worte wiederholen: ‚Chi ha d'avere, si venga a pagare! — Wer was zu fordern hat, komme her und mache sich bezahlt!' Das Anrecht des Gläubigers an den Schuldner ging ja ursprünglich bis zu dessen Leichnam; erst spätere Zeit milderte die unmenschliche Sitte und ließ sie schließlich sinnbildlich in einer Scheinbuße ausklingen.

Man spricht gern von der derberen, unempfindlicheren Art des mittelalterlichen Menschen[11]. Lebt nicht aber gerade auch bei uns die nämliche Gebärde nur in anderer Stilform fort? In gleicher Haltung tritt uns sogar in guter Gesellschaft das Golddukatenmännchen aus Schokolade und Marzipan noch heute entgegen, am Ende gar der Nachfahr des alten Buchener Bleckers; zu seiner nächsten Verwandtschaft aber zählt sicher der ewig lebendige Eulenspiegel oder, wie er in seiner niederdeutschen Heimat und Mundart richtig heißt: Ulenspiegel d. h. Ul den speigel![12] So wird unser Blecker zum — Eulenspiegel. Man wird unter diesem Gesichtspunkt manche ähnliche Darstellung neu prüfen und vielleicht in Zusammenhang mit der Rechtsgeschichte setzen dürfen, in deren Bereich mir auch der Blecker von Buchen zu gehören scheint.

[11] Dazu etwa L. Bianchi, Geiler von Kaisersberg und Abraham a Santa Clara in dieser Zeitschrift 3, 1929, 154. Ein Wasserspeier in der Haltung des Bleckers am Freiburger Münster: O. Schmitt, Gotische Skulpturen des Freiburger Münsters, 1926, I. Tafel 56. Vgl. auch das Bonner Brückenmännchen.

[12] R. Andree, Braunschweiger Volkskunde², 1901, 457. Man denke an den Gruß des Götz von Berlichingen oder den des Ortes Nußdorf in der Pfalz oder das Wappen von Arzheim bei Landau (vgl. O. Hupp, Wappen und Siegel der deutschen Städte II 2 (der ganzen Reihe 7. Heft): Bayern, Kreis Rheinpfalz, 1928, S. 25. Auf den Aufsatz von A. Marinus, Thyl Ulenspiegel dans la Sculpture Satirique (Service de Recherches Historiques et Folkloriques du Brabant. Vieille Halle au Blé 12, Bruxelles 1927) weist mich W. Peßler in Hannover hin.

Digitized by Google

Aus einem Buch des J. M. Schindler aus Hohensachsen.

Beiträge zum Volksglauben des 18. Jahrhunderts.

Mitgeteilt von **Kirchenrat D. Neu**, Heidelberg-Wieblingen.

Herr Stabhalter Lüll auf dem Grenzhof bei Heidelberg besitzt ein geschriebenes Buch, das laut Titelblatt „Johann Melchior Schindler, Schul Meister zu hohen Sachsen" um das Jahr 1742 begann. Dessen Aufzeichnungen sind offenbar mühsam gesammelt, aber weniger um das Wissen für den Beruf zu erweitern, als in der Berechnung, den Eindruck des geheimnisvollen Könnens zu erwecken, dabei hat man aber das Empfinden, daß der Verfasser bzw. Sammler selbst an seine Geheimkunst glaubte. So ist das Buch ein Zeugnis für die Kultur unserer Gegend vor etwa 175 Jahren, ebenso aber auch ein Beweis für die geringen Kenntnisse und den Aberglauben. Bedeutsam ist auch, daß der christliche Einschlag selbst bei den Zauberformeln nicht fehlte. Die Aufzeichnungen gelten den verschiedensten Gebieten. Neben der Aufzählung der vier Rechenspezies finden sich einfache Muster von Rechnungen, dabei auch Verse, wie:

Rechnen kann in vielen Sachen
Klug, geschickt und witzig machen.

Andere Aufzeichnungen gelten den Münzen, Maßen und Gewichten und Angaben aus dem Testament. Hier nur ein Beleg: Legio bedeutet Kriegsheer von 6000 Mann, „bisweilen etliche drüber". Die größte Armee waren 12 Legionen, warum? weil Jesus Matthäus 26,53 von 12 Legionen Engel redet. Auch geographische Notizen fehlen nicht. Dabei werden bei den einzelnen Städten Bemerkungen beigefügt: Von Speier wird berichtet, daß dort ein „großer, runder und tiefer von Quaderstücken steinerner Napf, die schwalben- oder schwabenschüßel genannt" gewesen sei. In sie habe der Bischof ein Fuder wein laufen laßen, und jedermann habe daraus schöpfen dürfen. Ein Sprichwort kennt er:

Speüerer Wind,
Heydelberger Kind,
Hessen Blut
Thut selten gut.

Zu Basel unter einem vornehmen „gemählde, so die drei stände vorstellet", lese man folgende Verse:

Pfaff supplex ora,
Fürst protege,
Baurque labora.

Digitized by Google

Auch Wetterregeln fehlen nicht:

Urbanustag sein hell und klar (25. Mai)
Verspricht dem Herbst ein gutes Jahr,
Sollt aber sich mischen ein regen drein,
So springt St. Urban in Mosel und Rhein.

Oder: Auf St. Johannistag Regen (24. Juni),
Bringt den Haselnüssen oder Eichel keinen Segen.
Auch dies die Kinder schon wissen,
Die da noch spielen mit Nüssen.

Den breitesten Raum nehmen die „Arzeneu Mittel", Geheimmittel und Besprechungen ein. Bei ersteren werden solche gegeben gegen „hauptweh — die einfallente Kranckheit — Schlag — übriges Wachen — Erbrind — Augen-, Ohren-, Mund-, Halsweh — Bräune — Die Heisere — Kröpfe — Seitenstechen — Brust- und Herzweh". — Hier wechseln Verordnungen von einfachen Hausmitteln und auch wohl ärztlich verordneten Heilkräutern mit Sympathiebehandlung und anderen Ratschlägen. Aus der 14 Seiten großen Aufzeichnung sei nur Einiges herausgegriffen: Gegen Schlaflosigkeit wird empfohlen: ein Tüchlein mit Nachtschatten, Bilsenkraut- oder Kamillenwasser um das Haupt oder ein solches mit Wermuthwasser um den Hals, ebenso Benetzen der Schläfen und Puls mit Rosenwasser. „Wegwartenwasser getrunken vertreibt den schrecken im Schlaf."

„Für die gedächtnus." „Wermuth Wasser getrunken stärket die Gedächtnus und verstand. Item: Körbelwasser oder Gelb Violen Wasser oder Fenchel Wasser, viel und oft getrunken stärken und vermehren die gedächtnuß. Item: Nimb Melissen oder Mutter Kraut zerstoßen ein wenig und zerschneid es, gies es über einen guten wein, laß ihn eine nacht wohl verdecket stehen und trinke nüchtern einen Löffel voll, macht eine schnelle gedächtnussinn und verstandt."

„Für die Unsinnigkeit" wird empfohlen. „Veygel Wasser und 14 Tag lang morgens und abends wermuthwasser getrunken bringt die verlohrene sinn wieder und stärkt daß hörn (Hirn)".

Ganz anderen Charakter tragen die nachfolgenden Verordnungen, die aber für den Abschreiber ganz in die gleiche Rubrik wie die obigen fallen:

„Vor die fallende Sucht." „Grabe auf St. Johannistag frühe morgens vor der Sonnen aufgang so viel stöck alß mann will, Jedoch ohne Beschreuen gegraben werden sollen, unden an den wortzelen werden sich Kohlen finden lassen, diese Kohelen nimm und thöre sie, hernach zu pulver zerstoßen, und wenn der Patient fallet, so gib ihm 3 Messerspitzen voll in eine brühe ein, hernach soll der fallente mensch aber lassen, mit dem Pulver soll der patient, so er die Krankheit wieder spühret, fort fahren, ist von vielen probiert und gut gehalten worden."

„Vor die gichter. So soll man eine tragende Häsin schießen, ratione am Karfreitag. Nehme die Junge heraus, doch so daß du dieselben nicht mit bloßer Hand an rührst, thue solche Jungen in einen neuen Hafen, laß sie zu Pulver in Einem Backofen verbrennen, alsdann einem Kind in einer

Digitized by Google

suppenbrühe oder brey oder Muttermilch drei Messer Spitzen voll ein. ist probatum."

Den Schluß soll eine Wiedergabe von Zauberformeln und geheimen Anweisungen für die verschiedensten Fälle geben: „Das Mondkraut, Lunaria oder Lunatica", hat rundliche Blätter wie der Majoran, wohlriechende Stengel, Milch wie der Safran und wächst am Wasser und ob den Bergen. Es hat seinen Namen daher, daß es zu- und abnimmt wie der Mond, d. h. es gewinnt 14 Tage lang täglich ein Blatt, um diese dann in 14 Tagen dann wieder einzeln zu verlieren. Von diesem Kraut wird der Saft in Queckſilber gedrückt und zu einem roten Stein gesotten. Dieser wird zu Pulver zerstoßen und gibt mit geschmolzenem Kupfer vermischt Gold. Auf 2 Lot Pulver sind 2 Lot Kupfer zu nehemen. Andere Mischungen ergeben Silber.

Das nemliche Kraut in gleicher Menge mit römischem Speck in Urin gelegt und von letzterem alle morgen 2 Lot getrunken, hat Ausfall der grauen Haare und Nachwuchs von schwarzen zufolge. Nährt sich dann der Mensch 8 Tage nur von Ziegenmilch, so wird er wieder jung. Nimmt man einen Ring, der aus solchem Gold hergestellt ist, und eine Perle hat, die das Bild eines Ochsen mit einem Fischkopf und einem Pfauenschwanz trägt, und wäscht man den Ring fleißig mit warmem Tau, gemisch mit Jungfernwachs, so dienen einem alle guten Geister. Verjüngung bringt auch folgendes Mittel: Ein Pfund Bürgelkraut, das die Blätter verloren hat und Samen trägt, Willenkraut und Weißkraut in einem steinernen Mörser zerstoßen, wird mit Honig und 8 Lot aqua vitä vermischt, 9 Tage an die Sonne gestellt und dann mit Baumöl zusammengeschüttet. Nachdem noch einige Manipulationen vorgenommen sind, bringt es in täglichen Dosen von 1 Lot genommen, in einem Monat Verjüngung, ein ganzes Jahr getrunken, bringt es völlige Jugend.

„Für Geschwulst mit Sympatie. Es gingen drei reine Jungfrauen, sie wolthen eine Geschwulst und Kranckheit beschauen, die eine sprach, es ist heiß, die andere sprach, es ist nicht, die dritte sprach auch, es ist nicht, so kam unser lieber herr Jesus Christ, sprach auch, es ist nicht. amen.

Für wildfeuer. Wildtfeuer, Wildt Werk, flug, weich; wo du bist, so wahr der Nebel von der Sonne weicht.

für Bluth zu stillen. Gott der Herr hat auch fünf Wunden, sie schwüren nicht, sie pören nicht. die sechste soll auch nicht schwören und das Bluth soll stehen.

Stellung. All Euer Gewehr Kugeln und Degen seind gebunden, mit Jesu Christi heilichen 5 Wunden, mit den heylichen Nägel und Kron, das keiner kan reiten oder gehen davon. Ich gebiete euch bey Jesu Christi Marter und Pein, damit sollt Ihr gebunden und gestellet sein. amen.

Auflassung. Ihr Reiter, Fuhs Gänger und Diebe, deren ich habe gebunden, ich laße euch Lohs mit den heiligen 5 Wunden, und heise euch maschieren fort, im Namen Jesu Christi wahrt ihr gestellet zu einer Marter, ich lasse euch mit Christi Bluth Reuten oder gehen fort. Amen."

Digitized by Google

Die Bildstöcke zum hl. Wendelin im Kirchspiel Mudau.

Von Max Walter, Amorbach.

Einem gepflegten Garten gleicht forschendem Sinne die hohe Kunst. Jederzeit untertan einem Willen, der wohl die einzelnen Blüten nicht bis zur letzten Feinheit formen kann, dem Beieinander aber die alles einende Gestaltung aufzwingt. Die Volkskunst dagegen ist wie eine fruchtbare Wiese, in der unbekümmert und ungehindert Blumen aller Art dem Lichte zustreben, abhängig nur von Nährboden und Standort. Der hohen Kunst kann man verhältnismäßig leicht mit Regalen, Zettelkasten und Rubriken zu Leibe kommen, bei der Volkskunst wird, sobald man ihr Wesen, ihre Lebensgesetze erfassen will, diese Arbeitsweise immer nur zu Teilergebnissen führen. Und doch — so regellos sie uns gegenüberzutreten scheint, auch hier ist Lebendiges in Einheit oder Vielheit nicht gesetzlos.

Auch die Gesamtwelt des Bildstockes steht heute noch als ein krauses, unentflechtbares Wirrwarr vor uns. Form um Form, Spielart um Spielart ziehen an uns schier zusammenhanglos vorüber, Entwicklung und Zusammenhänge lassen sich nicht glatt und schlicht als Faden abhaspeln, wenn auch einige Grundformen gleich Leitmotiven dem Gesamtbild den haltenden Rahmen schenken. Mit Begriffen, die wir nur der Kunstgeschichte entlehnen, kommen wir nicht weit. Worte wie „Gotik", „Barock" usw. verlieren ihren Gehalt an zeitlicher Bindung, sobald die mit ihnen erfaßte Formenwelt der Volkskunst zu eigen geworden ist. Was „Zeitstil" war, wird zeitlos, und in Äußerlichkeiten kann der rückschauende Betrachter die Möglichkeit zeitlicher Festlegung nimmer finden. Besonders deutlich wird dieser Wesenszug der Volkskunst in der figürlichen Bildnerei, die den Bildstock begleitet. Noch an Bildstöcken des 18. Jahrhunderts finden wir häufig Plastiken, die in rein romanischen Formen den Geist lange verschollener Zeiten zu atmen scheinen und die, für sich allein, etwa als Teilstücke eines Museums, die Beschauer als Werke des 12. oder 13. Jahrhunderts entzücken würden[1].

Der Bildstock wuchs Jahrhunderte hindurch in der Hütte des zünftigen, der hohen Kunst nahen Steinmetzen und wuchs daneben unter dem Meißel des in weltfernem Dorfe nur gelegentlich mit derartigen Aufgaben betrauten Handwerkers. Er entstand in und bei den großen Kulturmittelpunkten, deren immer wacher Kulturwille ruhelos dem Morgen zustrebte und Erahntes in Formen goß, er entstand in den vom Handel lebenden und über diesen mit den großen Städten verbundenen Kleinstädten, die dem Heute das Wort gaben und abseits von Sturm und Drang geruhsam hohe

[1] Im Bezirksmuseum Buchen z. B. wird ein etwa 25 cm hoher, aus Rotsandstein gefertigter Cruzifixus aufbewahrt, der nach seiner ganzen Haltung, Auffassung usw. „romanisch" ist. In Wirklichkeit ist er um das Jahr 1740 entstanden. Das gleiche Stück finden wir noch als Bekrönung an einem Bildstock in Stürzenhardt (Amt Buchen) aus dem Jahre 1743.

Digitized by Google

Kunst verbürgerlichten, er entstand in den entlegenen Landstrichen rein bäuerlicher Art, die in einer Welt der Vorbehalte und Bindungen dem Gestern der großen Geschehnisse und Strömungen nähertraten. Nicht in streng widereinander abgegrenzten Zonen stehen diese Lebenskreise zueinander, sie durchdringen sich zu allen Zeiten und eine Verkörperung ihrer Beziehungen zueinander ist wiederum der Bildstock.

Kaum ein Schaffenskreis innerhalb des weiten Gebietes der Volkskunst wird deutlicher deren Lebensgesetze widerspiegeln als der Bildstock. Schon in seinem Werden selbst die Urgründe vom kirchlich gebundenen Glauben bis weit hinüber zum zerfließenden und kaum noch wägbaren Volksglauben offenbarend, durchläuft er in seinen Gestaltungsreihen alle Wege künstlerischer Schaffensmöglichkeiten. Mancher gleicht dem Liede, dessen Einheit in Form und Seele den Schöpfer in sich jubelnd bejaht, mancher dem Sang der Masse, die ihren Willen untertan macht ihrem Glauben, und mancher endlich dem Stammeln des einsamen Beters, dem die Worte nur ungefügig von den Lippen wollen und der doch in seiner Inbrunst dem Schöpfer ganz nahe ist. Man glaubt mancherorts, heute schon den vielfältigen Lebenserscheinungen innerhalb des Bereichs der Volkskunde mit Schlagworten beikommen zu können. Schnelligkeit ist ja keine Hexerei mehr und wer zu Fuß geht, wird ausgelacht. Niemand aber glaube, etwa die Erscheinungswelt des Bildstockes in einfache Formeln pressen zu können. Der Bildstock zeigt auch dem oberflächlichen Beschauer, daß Motivgeschichte mit den Urgesetzen und Triebkräften der Volkskunst nur so viel zu tun hat wie das Kann mit dem Muß.

Wenn hier eine einzelne, und zwar der Volkskunst angehörende Bildstockgruppe näher betrachtet wird, so bin ich mir klar, daß an Hand der Ergebnisse dieser Arbeit keineswegs alle Fragen beantwortet werden können, die sich um das Thema „Bildstock" allein oder die Volkskunst überhaupt heute noch legen. Beiden aber kommen wir nur in Einzeluntersuchungen näher. Ich hoffe, daß auch mein Versuch — ein solcher muß es schon bleiben mangels aller Vorarbeiten auf diesem Sondergebiete — einige Erkenntnisse bringt und vor Allem einen gangbaren Weg in Neuland zeigt.

Je mehr man sich mit der Vielheit der Bildstöcke beschäftigt[2], um so faßbarer schälen sich dem schärfer werdenden Blicke für bestimmte Landstriche und Zeiten die Werke einzelner Meister heraus, die, in ihrer jeweiligen Gesamtheit und bezogen auf ihren Schöpfer, volkskundlicher Betrachtung und Überlegung zu unterstellen ebenso notwendig ist wie die Untersuchung von Einzelfragen um den Bildstock überhaupt. Auch in der Volkskunst ist nicht die Masse, ist nur der Einzelne schöpferisch tätig. Auch bei ihr lernen wir vielleicht am besten Wesen und Daseinshintergrund der Schöpfung erkennen, wenn wir über den Schöpfer seinem Lebenskreise nahe kommen. Manchem Wandersmanne schon, der durch den hinteren

[2] Eine Zusammenfassung nach einzelnen Grundformen im zeitlichen Auf und Ab habe ich für ein begrenztes Gebiet durchgeführt in „Der Bildstock im bayerischen Odenwald", Bayer. Heimatschutz, 26, 1930, 101 ff. Vgl. auch den Abschnitt „Steinkreuz und Bildstock" in meiner „Volkskunst im badischen Frankenlande", 1927, 85—94.

Digitized by Google

Odenwald zog und neben der stillen Schönheit der Landschaft auch den Lebensäußerungen der Bewohner sein Augenmerk schenkte, mögen in der Umgegend von Mudau (Amt Buchen) Bildstöcke aufgefallen sein, die durch ihre Eigenart und ihre Ausdruckskraft überraschen. Sie entstammen offensichtlich nicht der Hand eines zünftigen Steinmetzen, sind vielmehr Werk-

Abbildung 1. Bildstock von 1808 in Schloßau. (Nr. 20)

stöcke eines Ungeübten und gehören nach ihrer ganzen Haltung zweifellos der Volkskunst zu.

Durchweg aus grobkörnigem, blaßroten Sandstein bestehend[3], wie er sich in der Umgebung an verschiedenen Stellen vorfindet, ist die Grundform der Bildstöcke stets die gleiche[4] (Abbildung 1). Auf meist rechteckigem, nur

[3] Vielleicht läßt eine nähere Untersuchung des Werkstoffes und seines Vorkommens Schlüsse zu nach dem Wohnort des bisher unbekannt gebliebenen Meisters.

[4] Sie geht in ihren Anfängen im hinteren Odenwald zurück bis in den Beginn des 17. Jahrhunderts, ist aber andernorts, besonders in der Umgebung von Würzburg viel älter. (14. Jahrhundert.)

Digitized by Google

selten rundem Schafte, der in einem schweren Findlingsblocke ruht und oben in einem einfachen Gesims endet, baut sich eine flache, von einem aufgesetzten Kreuze gekrönte Bildtafel auf. Die Vorderseite des Schaftes trägt die nie fehlende Stifterinschrift und darüber häufig eine figürliche Darstellung. Die Bildtafel wird bei allen Werkstücken umrahmt von vier Voluten, die seitlich zwei Pilaster oder Rocailles (Abbildung 2) einschließen und oben und unten wider einen schmalen Wulst stoßen. Die von diesem Beiwerk umschlossene Innenfläche der Tafel ist der figürlichen Hauptdarstellung vorbehalten, die wiederum fast in allen Fällen über einer unbeschrifteten Kartusche steht. Diese bildet infolge ihrer Einzwängung in den Raum zwischen den unteren Voluten ein unregelmäßiges Oval. Ab und zu hat der Meister auch die schmalen Seitenflächen der Bildtafel figürlichen Darstellungen (Abbildung 1) zugeführt. Die Rückseite dagegen ist immer ohne jede Auszier und selbst sorgfältiger Bearbeitung bar geblieben. Der fast überquellende Reichtum der Gestaltungen drängt sich auf der Schauseite zusammen.

Ohne der Schablone zu verfallen, bleibt der Meister in seinem Gesamtwerke einem bestimmten Formenschatze mit großer Zähigkeit treu, und so einmalig ist seine Handschrift, daß es leicht ist, sein Gesamtwerk, so weit es uns heute noch erhalten ist, lückenlos festzustellen. Es umfaßt die in folgender Übersicht aufgeführten Stücke:

Mudau.

1. An der Straße nach Oberscheidental am Eingang in den Wald, Abt. Hohenbusch. Höhe 228 cm. Bildtafel: Vesperbild, darüber geflügelter Engelskopf. Schaft: Engelskopf, hl. Wendelin, Inschrift (Stifter: Jörg Adam Geier und „Johanes Schöffer" von Auerbach). 1800.

2. Am Ortsausgang an der Straße nach Schloßau. 240 cm. Bildtafel: Vesperbild unter Engelskopf, seitlich hl. Anna und hl. Wendelin. Schaft: Hl. Nepomuk, Inschrift (Franz und Maria Anna Hilbert von Mudau). 1805.

3. An der Straße nach Oberscheidental in der Gewann Sand. 213 cm. Bildtafel: Hl. Blut von Walldürn, gehalten von einem Engel, seitlich hl. Familie und hl. Wendelin. Schaft: Heilige, Inschrift („Ex voto Johann Adam Henn und Martin Hemberger, Maria Elisabeth und Maria Ana, deren beite Eheweiber"). 1805.

4. In Untermudau an der Straße nach Donebach. (Der Bildstock soll ursprünglich in der Teufelsklinge bei Ernsttal gestanden haben.) Erhalten nur die Bildtafel. Diese 76 cm hoch. Vesperbild, darüber Engel, seitlich hl. Nepomuk und hl. Wendelin.

Dörnbach.

5. Am Ortsausgang an der Straße nach Breitenbach. 180 cm. Stark beschädigt. Bildtafel: Hl. Familie. Schaft: Inschrift (Valtin und Eva Schöffer). 1800.

Hesselbach.

6. Vor der Gastwirtschaft Neff. 290 cm. Bildtafel: Hl. Dreifaltigkeit, darunter statt der sonstigen Kartusche ein Engel. Schaft: Vesperbild, Inschrift (Caspar und Barbara Galm). 1803.

7. Am Ortsausgang am Weg nach Würzberg. 240 cm. Bildtafel: Hl. Blut von Walldürn, von Engel getragen. Schaft: Hl. Wendelin, Inschrift (Johanes Grim, Schultheiß und Franz Galm von Hesselbach). 1803.

Digitized by Google

Langenelz.

8. Im Hof des Straßenwartes Friedrich Schork. 249 cm. Bildtafel: Hl. Familie unter Gottvater und Heiliggeisttaube. Schaft: Hl. Wendelin (Abbildung 3), Inschrift (Joseph Lentz, Schultheiß und Anna Maria, deſen Eheweib). 1798.

9. Am Ortsausgang an der Straße nach Laudenberg. Nur Bildtafel erhalten, neuerdings ſtark überarbeitet. Hl. Dreifaltigkeit, darüber Engel. Ohne Jahr.

Laudenberg.

10. Am Hofeingang von Haus Nr. 6. 255 cm. Bildtafel: Hl. Familie unter Gottvater und Heiliggeisttaube, ſeitlich hl. Wendelin und hl. Anna. Schaft: Engel, Inſchrift (Paulus und Anna Maria Münig). 1796.

Limbach.

11. Am Ortsausgang an der Straße nach Krumbach. 228 cm. Bildtafel: Veſperbild, darüber Engel, ſeitlich hl. Wendelin und ein Biſchof. Schaft: Engel, Inſchrift (Frantz und Regina Throm). 1806.

Mörſchenhardt.

12. In der Hofraite Gramlich am Ortsausgang an der Straße nach Preunſchen. 242 cm. Bildtafel: Veſperbild, darüber Engelskopf. Schaft: Hl. Valentin, Inſchrift (Andreas Gramlich, Schulteis und Clara, deſen Eheweib). 1801.

13. Am Ortsausgang an der Straße nach Donebach. 190 cm. Bildtafel: Hl. Dreifaltigkeit, darunter ſtatt der Kartuſche Engelskopf, ſeitlich hl. Michael und eine Heilige. Schaft: Hl. Wendelin, Inſchrift (Michael und Anaſtaſia Stein). 1803.

Oberſcheidental.

14. Im Hofe des Landwirts Joſ. Schnätz. 221 cm. Bildtafel: Hl. Blut von Walldürn, von Engel gehalten. Schaft: Engel, Inſchrift (Valentin Schorck, Katarina und Ana, deſen Eheweib und Muter). 1804.

15. An der Straße nach Reiſenbach. Erhalten nur noch der Schaft. An dieſem hl. Wendelin, Inſchrift. 1819 (?).

Reiſenbach.

16. Im Hofe des Landwirts Karl Joſ. Rechner II. 226 cm. Bildtafel (Abbildung 2): Veſperbild. Schaft: Hl. Wendelin, Inſchrift (Anton Schneider und Margareta, deſen Eheweib). 1804.

Schloßau.

17. An der Gaſtwirtſchaft zum „Hirſchen“. 264 cm. Bildtafel: Hl. Dreifaltigkeit, darunter Engel, ſeitlich zwei Heilige. Schaft: Engel, Inſchrift (Joſeph Anton und Eva Oberniz von „Schloſach“). 1790.

18. Am Kirchenweg von Kailbach nach Heſſelbach in der Gewann Gäulsrain. 252 cm. Bildtafel: Hl. Familie unter der Heiliggeisttaube. Schaft: Hl. Wendelin, Inſchrift (Mathes Geyer, Schultheis in Keilbach). 1796.

19. Am Ortsausgang an der Straße nach Mudau. 225 cm. Bildtafel: Hl. Blut von Walldürn, von Engel gehalten, ſeitlich hl. Wendelin und hl. Nepomuk. Schaft: Muttergottes, Inſchrift (Frantz Scheuermann). 1806.

Digitized by Google

20. An der Einfahrt zu den Hofraiten Heß, Schäfer und Benig (Abbildung 1). 264 cm. Bildtafel: Hl. Dreifaltigkeit, darunter Engel, seitlich hl. Wendelin und hl. Nepomuk. Schaft: Vesperbild, Inschrift (Frantz Joseph Kähl und Regina, dessen Eheweib und Margaretha, dessen Mutter). 1808.

21. In der Gewann Burgmauern. Erhalten nur die Bildtafel: Hl. Blut von Walldürn, von Engel getragen. Ohne Jahr.

Schöllenbach.

22. Am Schöllenbacher Torhaus. 210 cm. Bildtafel: Hl. Familie, darüber Heiliggeisttaube. Schaft: Hl. Wendelin, Inschrift (Johannes Schöfer, Schultes und Margareta, desen Eheweib). 1801.

Unterscheidental.

23. Im Dorf. 277 cm. Bildtafel: Vesperbild, darüber Engel. Schaft: In Nische hl. Wendelin, Inschrift (Johannes und Valentin Brenneis und Barbara und Anna Maria, desen Eheweiber). 1796.

24. An der Straße nach Langenelz am Ortsausgang. 190 cm. Bildtafel: Vesperbild, darüber Engel. Schaft: Inschrift (verwittert). 1809.

Waldauerbach.

25. Am Hofeingang zu Haus Nr. 8. 270 cm. Bildtafel: Hl. Familie unter Engel und Heiliggeisttaube. Schaft: Hl. Wendelin, Inschrift (Bartel und Agnes Müller von Auerbach). 1794.

26. Im Dorf. 255 cm. Bildtafel: Vesperbild, darüber Engel, seitlich hl. Wendelin und hl. Josef. Schaft: Engel, Inschrift (Michael und Maria Scheuermann). 1807.

27. An der Straße Oberscheidental-Mudau. Erhalten nur die Bildtafel. Vesperbild, darüber Engel. Ohne Jahr.

Im Ganzen handelt es sich also um 27 noch vorhandene Bildstöcke, die in ihrer stattlichen Zahl ein ausnehmend umfangreiches Werk für einen dörflichen Bildhauer darstellen, auch wenn man die starke Vorliebe des hinteren Odenwälders für derartige Flurdenkmäler und die daraus entspringende Häufung von Aufträgen dieser Art berücksichtigt. Unter den vielen anderen, nach der Person ihrer Schöpfer zusammengehörigen Gruppen, die sich im Odenwald, im Bauland und darüber hinaus erfassen lassen, ist keine von derartigem Umfange. Kein äußerer Umstand von zeitlicher oder örtlicher Bedingtheit läßt sich ausfindig machen, der diesem lebhaften und anhaltenden Schaffen Antrieb gewesen wäre, und wir dürfen mit Recht folgern, daß hinter ihm in der Hauptsache das naturhafte Muß des Schöpfers stand. Die Kraft und die Innerlichkeit des Werkes schenkten diesem immer größere Verbreitung in der Umgebung. In ihm hat die Frömmigkeit des Odenwälders ihren eigensten Ausdruck gefunden. Das Gesamtwerk bildet den Höhepunkt des der Volkskunst zugehörigen Bildstockes im Odenwald.

So weit uns die Entstehungsjahre noch bekannt sind, umfassen sie den Zeitraum zwischen 1790 und 1819. In fast ununterbrochener Reihe sind da-

Digitized by Google

bei die Jahre von 1790 bis 1809 durch Werkstücke belegt. Dagegen entsteht mit dem Jahre 1809 eine zeitliche Lücke, die erst durch ein letztes Werk von 1819 beendet wird. Ob hier tatsächlich eine langanhaltende Unterbrechung des Schaffens angenommen werden muß oder ob nicht auf dem letzten, nur teilweise noch erhaltenen Bildstocke bei einer Erneuerung die

Abb. 2. Bildtafel des Bildstockes von 1804 in Reisenbach. (Nr. 16)

Jahrzahl falsch gelesen und überholt worden ist (1819 statt 1809 oder 1810!), muß dahingestellt bleiben. Mit ihrer Entstehungszeit reihen sich die Mudauer Bildstöcke an das Ende einer Jahrhunderte dauernden Entwicklung. Allenthalben läßt schon um 1800 der Brauch des Bildstocksetzens sehr nach, um im 19. Jahrhundert nur noch vereinzelt da und dort aufzuflackern. Der Wille einer Persönlichkeit vermochte ihm in der Mudauer Gegend zu einem wirkungsvollen Abschluß zu verhelfen. Wie das Geschick aber so oft eine Entwicklungsreihe mit einer hohen Leistung jäh abbrechen läßt, so sollte auch der Meister unserer Bildstöcke keinen Nachfolger finden, ebenso wie

Digitized by Google

schon zu seinen Lebzeiten kein anderer neben ihm in der Gegend arbeitete. Er war Einzelgänger geworden, ein Umstand, der nicht ohne Bedeutung bei der Bewertung seines Schaffens ist.

Auch die räumliche Verbreitung blieb eine engbegrenzte. Mit Ausnahme von Dörnbach, Laudenberg und Limbach bildeten alle oben aufgeführten Ortschaften um das Jahr 1800 ein Kirchspiel. Das Pfarrdorf war Mudau, das obendrein durch seine vielbesuchten Kram- und Viehmärkte der wirtschaftliche Mittelpunkt des Sprengels war. Damit ist wiederum ein Beweis dafür erbracht, wie häufig kirchliche und Marktgrenzen zu scharfen Trennungslinien volklicher Lebensäußerungen wurden[5]. Das Wurzeln seines Werkes in der engsten Heimat aber ist anderseits ein Zeichen für die große Bodenständigkeit des Meisters, für die Zugehörigkeit seines Schaffens zur eigentlichen Volkskunst. Der räumliche Wirkungskreis eines der hohen Kunst dienenden Meisters, des Steinmetzen etwa im Schaffensbereich des Bildstockes, muß weit umfassender sein, wendet er sich doch mit seinen Werken an Volksschichten, die landschaftlichen Bindungen längst entwachsen sind. Die Verbreitung einer weiter unten zu besprechenden Bildstockgruppe aus dem Bereich der hohen Kunst läßt dies deutlich erkennen.

Mudau und Schloßau sind mit vier bzw. fünf Werkstücken die Orte, die gewissermaßen den Kern des Verbreitungsgebietes bilden, und in einem dieser Orte werden wir auch den Meister selbst zu suchen haben. Leider ist es trotz vielfältiger und eingehender Nachforschungen nicht gelungen, seinen Namen und darüber hinaus seine Lebensumstände festzustellen. Vielleicht fördert der Zufall gelegentlich noch irgend einen Hinweis zu Tage, der den so wünschenswerten Aufschluß gibt. Der Meister spricht bisher nur über sein Werk zu uns. Wie so vielen seinesgleichen unter den Volkskünstlern ist ihm dieses Alles, das eigene Selbst aber nichts. Auf keinem der Bildstöcke sind auch nur die Anfangsbuchstaben seines Namens zu finden, die ohne weiteres zu seiner Person führen würden, während er doch in keinem Falle die Namen der Stifter und die Jahrzahl vergißt und auch sonst nach der Art seines Schaffens recht mitteilsam war.

In Schloßau wird er kaum gewohnt haben, wenn auch das älteste Werkstück gerade hier zu finden ist. Die in den Jahren 1802/03 und 1806/07 von der damaligen Fürstlich Leiningischen Landesregierung gepflogenen Erhebungen „zur Kenntnis des Landes" und „zur Verbesserung des Landes"[6] berichten ausdrücklich, daß in jenen Jahren kein Handwerker in Schloßau ansässig war. Mit Ausnahme der Leineweber hatten fast alle Handwerker der Mudauer Cent ihren Wohnort in Mudau, das ihnen als wirtschaftlicher Vorort allein genügend Nahrung bieten konnte und auch der Sitz der Zünfte war[7].

Das Nächstliegende ist also, den Meister der Bildstöcke unter den Steinmetzen oder Maurern zu suchen, die in der Zeitspanne von 1790 bis

[5] Vgl. hierzu P. Freiling, Studien zur Dialektgeographie des hessischen Odenwaldes, 1929, 229 ff.

[6] Fürstl. Leining. Archiv in Amorbach.

[7] Vgl. dazu M. Walter, Odenwälder Handwerk um 1800, Buchen, 1923 und Th. Humpert, Mudau im badischen Odenwald, Mudau, 1926, 178 ff.

Digitized by Google

1809 bzw. 1819 in Mudau ansässig waren. Tatsächlich werden uns in den Mudauer Gemeinderechnungen[8] aus jener Zeit die Namen von nicht weniger als neun Maurern genannt[9], ein Steinmetz selbst ist nicht unter ihnen. Prüfen wir aber an Hand der Belege die Art der Tätigkeit der Einzelnen nach, so werkten sie alle so geringfügige Dinge, daß sich daraus ein Schluß auf die besondere Eignung eines Einzelnen nicht ziehen läßt. Nur ein Johann Adam Rottermann fertigte im Jahre 1802 für die Gemeinde Mudau 57 Grenzsteine, die mit dem Kurfürstlichen Wappen und Buchstaben versehen waren[10], ein Auftrag, der wenigstens eine weitläufige Verwandtschaft mit den uns angehenden Werkstücken in sich trägt. Im übrigen bedurfte der Odenwälder Hausbau des geübten Steinmetzen nicht. Zu seiner Ausstattung — es galt nur einige Hausteine zuzurichten — genügte das Können des Maurers. Daß aber die Mudauer Maurer besseren Aufgaben kaum gewachsen waren, ergibt sich noch aus einer weiteren Tatsache. In den Jahren 1791 und 1792 wurde die Mudauer Kirche durch die Brüder Johann Joseph und Gabriel Hospes aus Aschaffenburg neu erbaut. Die Akten[11] hierüber erwähnen aber kaum Mudauer Handwerker und unter den Maurern ist nur Jörg Galster genannt, der im Jahre 1793 noch einen kleinen Rechnungsbetrag für Hilfeleistungen zu fordern hatte. Auch die an der Kirche, vor allem an den behauenen Werksteinen der Türen, Fenster usw. vorhandenen Steinmetzzeichen (die Buchstaben P, M, K und A) zeigen, daß ortsfremde Steinhauer als Arbeiter zugezogen worden waren. Die Mudauer Kirchenbücher aber schweigen sich ebenso aus[12], wie auch die weitere Erwägung nicht zum Ziele führt, diejenigen Namen festzustellen, die als werktätige Maurer im ganzen Zeitraum des Vorkommens der Bildstöcke ununterbrochen genannt werden. Es sind dies wiederum nicht weniger als drei, nämlich Adam Krafft, Johann Adam Rottermann und Johann Georg Galster. Die mündliche Überlieferung will wohl wissen, daß ein gewisser Mantel Bildstöcke gemacht hat. Die Angaben sind aber so unbestimmt und in ihrer zeitlichen Festlegung so widersprechend, daß ihnen zunächst ein größerer Wert nicht beizumessen ist. Ich habe dabei von vornherein betont, daß ein Ungeübter hinter den Werkstücken steht, und daß es gerade diese Tatsache ist, die die Bildstöcke zu besonders wertvollen Zeugnissen einer triebhaften, unbekümmerten Schaffensfreude aus dem Gebiete reiner Volkskunst macht. Es ist aber als wahrscheinlich anzunehmen, daß ein Maurer, ein am Rande des zünftigen Steinmetzgewerbes schaffender Handwerker, der doch gerne etwas „Schönes" machen wollte, die Bildstöcke so werkgerecht als möglich und damit steif gemacht hätte. In Wirklichkeit

[8] Gemeindearchiv Mudau, Jahrgänge 1791 ff.

[9] Ihre Namen sind Adam Krafft, Johann Adam Rottermann, Johann Georg Galster, Andreas Vogt, Sebastian Matt, Ignaz Englert, Johann Mantel, Lorenz Klein, Johann Adam Graf. Die Maurer gehörten um 1800 in die große Bauzunft. Deren Akten sind nimmer vorhanden. Humpert a. a. O. 181.

[10] Gemeinderechnung Mudau 1802, a. a. O., Beleg 109.

[11] Kirchenbau in Mudau, 1782 ff. Fürstl. Leining. Archiv Amorbach.

[12] H. H. Pfarrer Nörber von Mudau sei auch an dieser Stelle bestens gedankt für seine liebenswürdige Beihilfe bei den Nachforschungen.

Digitized by Google

aber ist weder an den Schäften der Bildstöcke auch nur eine einzige gerade Kante noch an den Bildtafeln trotz des symmetrischen Aufbaus Übereinstimmung der Einzelheiten rechts und links anzutreffen, und ohne Kenntnis ihres Werkstoffes würde man vermuten, ein Töpfer habe in wühlendem, überquellendem Drange alle Formen aus Ton geknetet und gestrichen. Es ist darum nicht ausgeschlossen, daß gar ein Bauer, ein Häfner oder sonst ein Bastler seine Muſestunden mit diesen Arbeiten ausgefüllt hat. Eine Erwägung, die allerdings den in Frage kommenden Kreis der Verfertiger der Bildstöcke bis zur Unübersichtlichkeit erweitert. Sie mag in Anbetracht des Werkstoffes ungewöhnlich erscheinen, sie wird aber durch die Tatsachen keineswegs ausgeschlossen[13]. Jedenfalls darf sich der Meister auf seinem Arbeitsgebiete ruhig neben die Zizenhausener Sohn, die Villinger Ummenhofer u. a. stellen. Ich werde ihn im weiteren Verlauf meiner Arbeit als den „Mudauer Meister" (M. M.) bezeichnen.

Überprüft man wertend das Gesamtwerk, so fällt zuerst, wie schon hervorgehoben worden ist, die starke Übereinstimmung der Bildstöcke untereinander auf. Nicht nur die Grundform ist immer wieder dieselbe, bis weit in die Einzelheiten hinein fertigte der Meister stets dasselbe Stück. Schon der älteste Stock von 1790 in Schloßau ist „fertig" in der dem M. M. eigenen Art der Gestaltung. Er bildet nicht den Beginn einer Entwicklung, er könnte ebenso gut am Ende der ganzen Reihe stehen. Nirgends ist eine Wandlung, nirgends ein Auf oder Ab im Verlaufe der 20 oder 30 Jahre der Tätigkeit des Meisters zu spüren. Weder im Suchen nach neuen Formen, in mählichen Änderungen, im Hereinnehmen neuer Bildvorwürfe, noch in der rein technischen Vervollkommnung, ja selbst im etwaigen Nachlassen einer müd gewordenen Greisenhand. Da und dort sind wohl Flüchtigkeiten wahrnehmbar, die aber schon am zeitlich nächstfolgenden Stücke wieder ausgeglichen sind. So wie sich nach Zeit und Raum das Schaffen des Meisters in engem Rahmen abspielte, so verfügte er auch selbst nur über einen festgefügten Grundstock von Formen und Ausdrucksmöglichkeiten. Irgendwie und irgendwo hatte er diese übernommen, und er hatte nach verschiedenen Richtungen hin keinen Grund, sie zu vermehren. Daß er mit vieler Freude, so recht mit dem Herzen an der Arbeit war, davon spricht deutlich jeder Bildstock. Damit aber hatte er aufs beste Empfinden und Wollen seiner Mitmenschen getroffen, und eine verhältnismäßig große Zahl von Bestellungen war die Folge. Warum also sollte er von dem einmal eingeschlagenen Wege abgehen? Sein Schaffen mündet ein in das so vieler Volkskünstler, die als Schnitzer, Häfner oder Hinterglasmaler jahraus, jahrein das gleiche Stück mit immer sich erneuernder Schöpferinbrunst erzeugten. Auch der M. M. hat „Massenware" nicht gefertigt, obgleich sonst

[13] So steht im Friedhof an der Laurentiuskirche in Miltenberg ein großes Grabmal der Familie Bischof, das im Jahre 1825 nach einem Modell des Aschaffenburger Bildhauers Sommer von dem Fischer Franz Brahm, der weder Steinmetz noch Bildhauer war, ausgeführt wurde. Vgl. M. J. Wirth, Chronik der Stadt Miltenberg, 1890, 323 und Felix Mader und Hans Karlinger, Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg, Bez.-Amt Miltenberg (= K. D. Miltenberg), 1917, 236.

Digitized by Google

solche selbst dem Bildstock nicht fremd ist. Jedes seiner Stücke ist reich an figürlichem Schmuck und an Auszier. Leicht hätte da und dort eingespart werden können. Das aber fiel dem M. M. nicht ein. Jeder Stein wurde mit derselben ersten Lust in Angriff genommen, jeder Stein war nicht Glied einer Kette, er war Gestaltung neuen Erlebens. Daß aber der M. M. sein

Abb. 3. Hl. Wendelin am Bildstock von 1798 in Langenelz. (Nr. 8)

Schaffen in einen festen Rahmen einspannte, verrät uns abermals die dem Volkskünstler innewohnenden straffen Bindungen, die ihn zwanghaft fügten in die Gemeinschaft, der er zugehörte, für die er schaffte und die ihm ihrerseits willig Gefolgschaft leistete. Mit gleichbleibender Gewissenhaftigkeit stellte er jedem Besteller sein ganzes Können zur Verfügung, jeder sollte Alles bekommen. Und so weichen selbst die Inschriften an den Bildstöcken kaum voneinander ab. Sie haben folgenden Wortlaut: Ex voto (Namen) und dessen Eheweib (Vorname), von (Ort), Anno (Jahr).

Die Inschriften sind meist in lateinischen Großbuchstaben wiedergegeben,

Digitized by Google

doch kommen da und dort auch deutsche Schriftzeichen vor, deren Gestaltung ihrem Schreiber allerdings sichtlich Schwierigkeiten gemacht hat. Wie auch in allen Fällen das N einen verkehrt gestellten Schrägbalken hat und damit fast zu einem der Leitmerkmale für den Meister wird.

Zweifellos hat der Meister Form und Beiwerk seiner Bildstöcke irgendwo abgeguckt, knüpft er wie so viele Volkskünstler an die Überlieferung an. Er als „Auch Einer" durfte seiner Gemeinschaft nicht mit Neuem kommen. Dieses hätte Ablehnung gefunden. Nur was ganz eingegangen ist in die Umwelt, wird bejaht und übernommen. Nur was sich in den Augen der Leute bewährt hat, was — und sei es auch nur durch Gewohnheit — „schön" geworden ist. Diese seelische Grundhaltung in der Hauptsache ist es, die den Bauern, das Volk schlechthin der „hohen Kultur nachhinken" läßt, eine Grundhaltung aber, die in ausgeprägtem kritischen Sinne und kühler Stellungnahme nichts weniger als passiv ist, zugleich aber als Selbstsicherheit und zuchtvolle Ruhe zu den kostbarsten Gütern des Volkes zählt.

Zwei Varianten sind es, die bei der Ausgestaltung der Bildtafeln nebeneinander herlaufen: einmal die mit den beiden Pilastern an den Seiten (Abbildung 1), zum andern die mit dem Muschelwerk an deren Stelle (Abbildung 2). Völlig unvermittelt und unbegründet stehen letztere innerhalb der Komposition und es bedarf keines Beweises, daß sie nichts als bedeutungslose Änderungen des ersten Gestaltungstypes sind. Wahrscheinlich dürfen wir in ihnen nicht mehr als eine kleine Verbeugung vor dem Stile der abgelaufenen Jahrzehnte sehen, eine sehr leichte Verneigung allerdings, da der Meister dem Rokoko sonst in keiner Weise irgendwelche Zugeständnisse macht und sich mit diesen leisen Andeutungen begnügt. Die auf hohem Schafte sitzende Bildtafel mit Pilastern, Voluten, Kartuschen und figürlichen Darstellungen in der Mitte, übertragen aus der Handschrift des M. M. in die Formensprache der hohen Kunst, führt uns ohne weiteres um mehr als hundert Jahre zurück in die Zeit des Barocks und darüber hinaus in die der Renaissance. Und tatsächlich hat hier der M. M. sein Vorbild gefunden.

In der weiteren Umgebung von Miltenberg, besonders aber in und um Amorbach herum, finden wir eine Gruppe von Bildstöcken, die, sämtlich den 1690er Jahren angehörend, Zug um Zug den Mudauer Bildstöcken entsprechen. Die beiden, Mudau am nächsten stehenden Steine sind der von 1694 in Breitenbach (Abbildung 4) und einer ohne Jahresangabe an der Straße von Amorbach nach Kirchzell hinter der Bucher Brücke. Beide tragen auf viereckigem Schafte eine dünne Bildtafel, deren Kompositionselemente sind: die beiden Pilaster an den Seiten, je ein Volutenpaar darüber und darunter, der Engelskopf mit weitgespannten Flügeln als oberer Abschluß, das Vesperbild als Flachrelief in der Bildmitte und unter ihm die von Rankenwerk eingerahmte Kartusche (in Breitenbach) oder nochmals der Engelskopf (in Kirchzell). Die Seitenflächen der Bildtafel in Breitenbach tragen außerdem je ein flaches Heiligenbild, den hl. Josef und die hl. Katharina. Ich vermute, daß gerade der Breitenbacher Bildstock unmittelbar die zeichnerische Vorlage für den M. M. abgegeben hat. (Ver-

Digitized by Google

gleiche die Abbildungen 1 und 4.) Ebenfalls von 1694 ist der Bildstock im Gewann Lindig = Käntelacker am alten Kirchenweg von Amorbach nach Beuchen. Seine Bildtafel trägt eine Darstellung des unter dem Kreuze zusammenbrechenden Heilandes mit den geißelnden Kriegsknechten, auf den Seitenflächen finden wir die hl. Maria und den hl. Josef. Im Aufbau durchaus übereinstimmend mit den bisher genannten, darüber hinaus aber durch Rankenwerk noch reichlicher ausgestattet ist ein weiterer Bildstock in Amorbach selbst. Er steht in einem Gäßchen hinter dem jetzigen Finanzamte, trägt aber leider weder Jahrzahl noch Inschrift. Die stark verwitterte Bildtafel zeigt die gleiche Szene wie der vorher erwähnte Bildstock. Diese bisher genannten vier Stücke sind dem Mudauer Meister sicher bekannt gewesen.

Weitere Bildstöcke der gleichen Art stehen in Miltenberg (an der Eichenbühler Straße, o. J.) mit dem Vesperbild an der Bildtafel, in Klingenberg a. M. (am Garten der Frhn. von Mairhofen, von 1697) wiederum mit dem Vesperbild[14] und in Königheim bei Tauberbischofsheim (am Ortsausgang nach Weikersteten zu, von 1695) mit einer Kreuzigungsgruppe.

Alle diese Bildstöcke sind Werke aus der Hand eines einzigen Meisters, der zweifellos zünftiger Steinmetz und Bildhauer von Beruf war. Die Stücke zeugen von hohem Formengefühl, geschultem Können und müssen der hohen Kunst zugezählt werden. Schon die Art ihrer Verbreitung verrät, daß der Wohnsitz des Meisters in Miltenberg gewesen sein muß, das in gleicher Weise Beziehungen zum Maintal, nach dem Taubertale zu und in den Odenwald hatte und fast zu jeder Zeit der Sitz guter Bildhauer war. Langwierige Untersuchungen brachten auf die Spur des Meisters. Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit der Bildhauer Franz Nagel in Miltenberg, der von 1679 ab vielfach für das Kloster in Amorbach[15] arbeitete, ver-

[14] Erwähnt in Ad. Feulner und B. H. Röttger, Die Kunstdenkmäler von Unterfranken, Bezirksamt Obernburg, 1925, 76.

[15] Bisher wenig beachtet und kaum erforscht worden ist die Baugeschichte des Benediktinerklosters Amorbach, soweit sie die umfangreiche Bautätigkeit des Abtes Cölestin Mann in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts umfaßt. Nach Ausweis der klösterlichen Geld- und Fruchtrechnungen (Fürstl. Leining. Archiv Amorbach) setzte schon Ende der 1670er Jahre im und am Kloster ein emsiges Bauen ein, das über 20 Jahre währte und auch eine Reihe von Neubauten umfaßte. Bemerkenswert ist, daß der berühmte Würzburger Baumeister Antonio Petrini 1680 in Amorbach weilte und wohl auf ihn die Bauwerke zurückgehen, die uns heute noch aus jener Zeit erhalten sind. Über nähere Einzelheiten wird andernorts zu berichten sein. Alle bildhauerischen Arbeiten nun, die während dieser Zeit in Amorbach anfielen, fertigte der Bildhauer Franz Nagel von Miltenberg. So 1680 einen Bonifatiusaltar und zwei Wappensteine (einer davon heute noch vorhanden), 1681 ein Sebastianusbild, 1683 einen Altar in die Kapelle des Prälaten, 1686 zwei Bilder nach Neckarsulm, 1687 eine Christusfigur, 1692 einen Michaelsaltar, 1693 ein Löwenbild für das Fischhaus usw. Schon die Art der ihm hier übertragenen Arbeiten verrät, daß Nagel ohne weiteres auch als Meister der oben aufgeführten Bildstöcke in Frage kommt, zumal er scheinbar in der Hauptsache für Amorbach tätig war, wo auch die Mehrzahl seiner Bildstöcke steht. Über Nagels Leben und Schaffen ist bisher Näheres nicht bekannt. Scheinbar

Digitized by Google

mutlich das große Marienbild auf dem Marktplatz in Amorbach (1679[16]) gefertigt hat und auch als Meister des Altares in der Nebenkapelle der Pfarrkirche von Schneeberg (um 1680[17]) in Frage kommt.

Mit Nagel aber und seinem Werke sind wir bei der Stilkunst angekommen. Leicht können wir nun die Linie weiter zurück verfolgen. Nagel war Glied einer Gilde und hatte eine Schule bei einem Meister durchgemacht. Bei Betrachten seines Werkes aber kann man sich der Mutmaßung nicht entziehen, daß er in Miltenberg selbst gelernt hat, trägt er doch in seinen Bildstöcken einen Formenschatz weiter, der während des ganzen 17. Jahrhunderts vor allem auf den Grabsteinen in Miltenberg[18] fast unveränderlich bodenwüchsig war und seine Prägung dem bedeutenden Miltenberger Bildhauergeschlecht der Junker[19] verdankt. An ihren Namen knüpft sich im Gebiete Mainfrankens „ein neuer Aufschwung der Plastik" um 1600[20]. Wir gelangen damit zur Urform des Typs, wie sie sich uns in dem Bildstock des kurfürstlichen Kellers Melchior Vögler in Amorbach von 1639[21] darstellt.

Dieser Bildstock ruht auf einem, an der Vorderseite mit Kartusche versehenem, altarförmigen Sockel. Der viereckige Schaft trägt die Stifterinschrift. Die Bildtafel wird unten und oben umrahmt von je zwei Voluten, die unten die Familienwappen der Stifter einschließen und oben in einem aufgesetzten Kreuz enden. Als Darstellung finden wir in einer flachen Nische der Tafelmitte die Anbetung der hl. drei Könige. Zu beiden Seiten der Bildtafel stehen zwei Heilige (in Mönchstracht), die als Vollplastiken gearbeitet sind und nicht, wie ähnliche Heiligenbilder späterer Werkstücke, nach der Seite, sondern nach vorn schauen. Dieser Bildstock ist in ein-

ist ein Sohn von ihm dem Handwerk treu geblieben. Um 1750 fertigte ein Bildhauer Nagel von Miltenberg zwei Statuen für den Altar der Pfarrkirche in Mönchberg (Spessart). Vgl. K. D. Obernburg S. 80.

[16] Erwähnt in K. D. Miltenberg S. 81. Der Werkmeister wird hier nicht genannt, als Entstehungsjahr kann nur 1679 in Frage kommen. Vgl. Rechnung der Stadt Amorbach 1679 im Stadtarchiv Amorbach.

[17] K. D. Miltenberg S. 311. Abbildung ebenda S. 315. Als mutmaßlicher Meister wird hier Zacharias Junker d. J. genannt. Belege über dessen Tätigkeit in der Miltenberger Gegend um 1680 fehlen aber noch.

[18] Vgl. hierzu insbesondere das Epitaph der Maria Margaretha Stochinger, † 1685, an der Laurentiuskapelle in Miltenberg (Abbildung 5), das Epitaph des 1666 verstorbenen Pfarrers Sartorius im Pfarrhofe zu Miltenberg (a. a. O. S. 214) und andere Grabdenkmäler ebenda (1645) und im Laurentiusfriedhof zu Miltenberg.

[19] Über die Familie Junker vgl. K. D. Miltenberg S. 211 f. Ihre bedeutendsten Werke im Maintal um Miltenberg und im hinteren Odenwald sind der Altar in der Pfarrkirche zu Miltenberg von 1624, wohl von Johannes Junker (K. D. Miltenberg S. 210, Abb. ebenda), die Kanzel daselbst von 1635 von Zacharias Junker (a. a. O. S. 211 f., Abb. S. 212), der Hochaltar in der Kirche zu Schneeberg von 1630—1640, wohl von Zacharias Junker (a. a. O. S. 311, Abb. 267—269), der Heiligblutaltar in der Wallfahrtskirche zu Walldürn von 1620—1626 von Zacharias Junker d. Ä. (K. D. Amt Buchen, S. 126, Abb. Tafel X).

[20] F. Knapp, Mainfranken, eine fränkische Kunstgeschichte, 1928, 288.

[21] K. D. Miltenberg, S. 81.

Digitized by Google

maliger Gestaltung die Verkörperung des ersten schöpferischen Gedankens und wahrscheinlich ein Werk des Zacharias Junker d. A. Einem Wellenschlage, Jahrzehnte und Jahrhunderte überspülend, gleicht so der Ablauf der Entwicklung, der Ausbreitung der von einem einzelnen, in neue Gedanken und Formen vorstoßenden Meister gefundenen Komposition. Was Zacharias

Abbildung 4. Bildstock von 1694 in Breitenbach.

Junker geschaffen hatte, wurde fester Bestand seiner Werkstätte, wanderte ab in die Steinmetzhütten von Miltenberg und den Nachbarorten. Überall aber wurde es fast unverändert beibehalten noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, eine Tatsache, die zeigt, wie stark auch die damaligen „oberen" Schichten noch überlieferungstreu waren. Mit Franz Nagel brach zunächst das Weiterleben dieser Formen in dem ihnen naturgegebenen Lebensboden ab. Man strebte nun anderen Zielen zu. Langsam wurden die Werke Junkers und Nagels vom Volke aufgenommen. Sie wurden — vollkommen zu Recht — neben den vielen anderen, weit schlichteren Bildstockformen der

Digitized by Google

Gegend[22] zu den „schönsten" und feierten fast hundert Jahre später fröhliche Urständ in der Mudauer Werkstatt.

Also doch „gesunkenes Kulturgut!", wird mancher lächelnd und siegesgewiß einwerfen. Hier stellt sich die entscheidende Frage: Hat der M. M. nur ängstlich abgeschrieben, hat er nur vergröbert und aus Gutem Minderwertiges gemacht? Hat er mit anderen Worten Form und Inhalt zugleich abgelauscht, ist er nichts als Briefbote? War er als Mensch des ausgehenden 18. Jahrhunderts erst da, wo Zugehörige „höherer" Schichten schon über 150 Jahre vorher gestanden hatten? Wenn das Wort vom „gesunkenen Kulturgut" überhaupt einen inneren Wert haben soll, dann muß jegliche kritische Tätigkeit des Übernehmers, jegliche eigene Stellungnahme im Augenblick der Übernahme ausscheiden!

Prüfen wir daraufhin das Werk des M. M., so finden wir rasch, daß dieser wohl das äußere Gerippe, gewissermaßen die Verkörperung des Begriffes „Bildstock" übernommen und an ihr auch in langjähriger Tätigkeit nicht gerüttelt hat — jedem Volkskünstler ist die ihm durch den Zweck gegebene Form heilig und um eine solche handelte es sich für den M. M.! —, daß er aber wohl weiß, daß diese Form nur Mittel sein kann und der ihr innewohnende Gedanke dem Wandel unterworfen ist. Daß nicht die Grundform die Hauptsache ist, sondern die hinter ihr schwingende Gedankenwelt. Der Bildstock ist schlechthin ein Gebet. Die Ausdrucksmittel des Gebetes aber wechseln mit den Änderungen des kultischen Inhaltes. Auch an den Darstellungen auf den Bildstöcken im Laufe der Jahrhunderte können wir leicht diesen Wechsel feststellen. Der Gekreuzigte oder eine Kreuzigungsgruppe waren die ältesten Bildwerke auf den Bildstöcken. Erst mit dem 15. Jahrhundert traten neben sie das Vesperbild, die Muttergottes, einzelne Heilige usw. Renaissance und Barock wiederum glitten ab in figurenreiche Szenen aus der Leidensgeschichte, konnten sich nicht genug tun in „gehäuftem Vielerlei"[23]. Innerlich und äußerlich wird der Bildstock mehr und mehr zur Nachbildung des Altares und was hier an Einzelheiten gebräuchlich ist, wandert ab zu den Bildstöcken. Und doch scheiden sich auch da in der Auswahl der eigentlichen Bildstockdarstellungen die Geister der hohen Kunst und der Volkskunst. Was dort üblich war, ging nicht ohne weiteres in das Volk über, und wir dürfen uns fragen: Hat der M. M. seinen Bildstöcken die gleichen Darstellungen mitgegeben wie er sie auf seinen Vorbildern fand, ist er Vertreter eines Kulturkreises, der sich in diesen feinen, aber doch wesentlichen Zügen scheidet von demjenigen, deren Mittlerin die hohe Kunst war? Selbstverständlich wird zur Beantwortung nicht Gut herangezogen werden können, das beiden Kreisen gemeinsam war.

Die Bildstöcke, die sich der M. M. zum Vorbild nahm, tragen auf ihren Tafeln viermal das Vesperbild, zweimal eine Kreuzschleppe, eine Kreuzigungsgruppe und an Seitenflächen den hl. Josef, die hl. Maria und die hl. Katharina. In schärfster Zusammendrängung geben diese Bildvorwürfe einen Querschnitt durch die von der hohen Kunst gerne verwendeten

[22] M. Walter, Der Bildstock im bayer. Odenwald, a. a. O.
[23] G. Dehio, Geschichte der deutschen Kunst, 1926, III, 196.

Digitized by Google

Bildstockdarstellungen um 1700 und weit in das 18. Jahrhundert hinein überhaupt.

Da ist es nun bemerkenswert, daß der M. M. in der Auswahl des Tafelbildes nicht ohne weiteres den Anregungen seiner Vorbilder folgte, sondern schon in seinem ersten Werke eine Darstellung wählte, die er sich erst formen mußte, die aber seiner Einstellung näher lag. Er griff zu einer Wiedergabe der hl. Familie und schon in seinem zweiten Bildstocke nahm er einen Vorwurf auf, der seinem Schaffen den durchaus eigenen Stempel aufdrücken sollte: den hl. Wendelin. Mit dieser Wahl aber fügte der M. M. die Erzeugnisse seiner Werkstatt durchaus in die Glaubenswelt seiner Gemeinschaft ein. In ihrem gedanklichen Inhalt verschieben sich seine Bildstöcke damit wesentlich gegenüber dem der Vorbilder, sie werden zum Spiegel eines nach besonderer Richtung ausgeweiteten Glaubens der Odenwälder Bauern, und es wird belanglos, daß die Grundform der Denkmäler entlehnt worden ist.

Auf nicht weniger als 18 Bildstöcken des M. M. begegnet uns der hl. Wendelin (Abbildung 3). Meist auf der Vorderseite des Schaftes, da und dort auch an den Seitenflächen der Bildtafeln. Keine andere Darstellung erscheint in dieser Häufigkeit, und doch räumt ihr der M. M. nie die Mitte der Bildtafel ein. Mit feinem Gefühl stellt er diese nur den Hauptsymbolen seines Glaubens zur Verfügung: der hl. Dreifaltigkeit, der hl. Familie, dem Vesperbild, dem hl. Blut von Walldürn. Wie andere Heilige muß sich der hl. Wendelin mit einem Nebenplatz begnügen, trotzdem er dem M. M. die Hauptsache ist.

Der hl. Wendelin war und ist heute noch im hinteren Odenwald der Schutzheilige für das Vieh. Seine Verehrung ist eine außerordentlich große und sein Bild fehlt nicht nur in fast keiner Kirche und Kapelle, es ist vielfach auch an den Stalleingängen und in den Herrgottswinkeln der Stuben zu finden. Eine Anzahl von Kirchen sind ihm geweiht (Hollerbach, Breitenbach, Boxbrunn, Schippach u. a.), am Wendelinustage finden Wallfahrten zu diesen statt. Selbst Jahrmärkte (Amorbach seit 1834, Hardheim u. a.) hat man gerne auf den Wendelinustag gelegt. Auffällig ist nun, daß die Anzeichen für die starke Verehrung des hl. Wendelin im hinteren Odenwald nur bis in das erste Drittel des 18. Jahrhunderts zurückgehen. Eine Zusammenstellung aller Kirchen- und Kapellenbauten zum hl. Wendelin, der einzelnen Figuren und Bilder nach ihrem Alter ergab schlüssig diese überraschende Tatsache[24], ohne daß wir damit zunächst noch wissen, warum im

[24] Vgl. hierzu die einschl. Bände der Inventarisationswerke von Baden und Bayern, insbesondere der Bezirksämter Buchen, Adelsheim, Mosbach Miltenberg. Vor 1720 datiert werden nur Figuren des hl. Wendelin in einem Bildstock zu Neunkirchen (70 cm hoch, „spätgotisch um 1500"), vgl. K. D. Miltenberg, S. 298, in der Kirche zu Schippach (72 cm, spätes 16. Jahrhundert), a. a. O. S. 308, in der Kirche zu Weckbach (98 cm, spätgotisch, Mitte des 15. Jahrh.), a. a. O., S. 320. Ich stehe auch diesen Datierungen zweifelnd gegenüber, da es sich durchweg um Werke von Volkskünstlern handelt und deren zeitliche Festlegung aus den in vorliegender Arbeit dargetanen Gründen sehr schwer ist. Vgl. hierzu auch meine Ausführungen über das Alter einer St. Wendelinusfigur im Badischen Landesmuseum Karlsruhe in Walter, Volkskunst S. 81.

Digitized by Google

18. Jahrhundert dieser Heilige zum eigentlichen Lokalheiligen wurde. Der hintere Odenwald bildet dabei die östliche Grenze eines Verbreitungsgebietes, das sich sowohl nach Südwesten über Baden[25], mehr aber noch nach Nordwesten mainabwärts[26] erstreckt. Jenseits der Ostgrenze des Odenwaldes (also etwa des ehemaligen Kurmainz) läßt die Verehrung des hl. Wendelin rasch nach. Die Wendelinusbilder nehmen ab, um jenseits des Taubergrundes fast ganz zu verschwinden[27]. Erst in der Umgebung von Bamberg werden sie wieder häufiger[28], wie auch sonst nur in wenigen bestimmten Gebieten Deutschlands der hl. Wendelin die unumschränkte Rolle des Schutzheiligen für das Vieh einnimmt[29]. Die Einführung dieses starken Wendelinuskultes geht übrigens Hand in Hand mit der einsetzenden Verehrung des hl. Nepomuk, der 1726 heilig gesprochen wurde und dessen Bildnis von da an bald die Brücken Süddeutschlands, auch die des hinteren Odenwaldes schmückte. Auch der M. M. bringt in der Zeit zwischen 1805 und 1808 viermal den hl. Nepomuk als Nebenfigur an seinen Bildstöcken an.

Der hintere Odenwald ist ein armes Land. Der Buntsandstein gewährt nur karge Erträgnisse, an den Steilhängen seiner Berge steht allenthalben dichter Wald, die engen Täler bieten kaum Platz für einige Wiesen. Der Ackerbau brachte von jeher kaum einige Überschüsse, höchstens der Hafer gedieh auf der Hochebene so, daß er zur Handelsfrucht werden konnte. So war die Odenwälder Landwirtschaft Jahrhunderte hindurch auf eine gedeihliche Viehzucht angewiesen, deren Wohl und Wehe zur wirtschaftlichen Schicksalsfrage für die armen Bauern des Waldberglandes wurde. Kein Wunder, daß die Verehrung des hl. Wendelin so rasch den gezeigten Umfang annehmen mußte, und daß sie sich in hoher Gunst hielt bis auf den heutigen Tag. Ob schwere Seuchen und ihre Abwendung dabei eine Rolle spielten, muß dahingestellt bleiben. Man könnte an sie denken, wenn man nach einer Erklärung für den Eifer des M. M. und seiner Auftraggeber[30] sucht.

War aber bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die figürliche Verehrung des hl. Wendelin noch auf die Kirche beschränkt, so war der M. M. der erste, der den Bildstock in weiterem Ausmaße in den Rahmen dieses Kultes einbezog. Und nicht nur der erste im hinteren Odenwald, sondern darüber

[25] E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrh., 1900, 136, 406 f.

[26] Hier häufen sich mehr und mehr die Darstellungen des hl. Wendelin in Kirchen usw., zeitlich wiederum einsetzend mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Vgl. K. D. Bezirksamt Obernburg, Aschaffenburg u. a. m.

[27] Im Amt Tauberbischofsheim wird nur eine Wendelinsfigur in der Kirche zu Königheim erwähnt, vgl. K. D. Tauberbischofsheim, S. 60; im Amt Würzburg gar wird nur ein Bildnis des hl. Wendelin in einer Figur an einem Bildstock bei Rupprechtshausen vermutet (1585 ?), vgl. K. D. Würzburg, S. 151.

[28] Vgl. hierzu Heinr. Mayer, Die Kunst des Bamberger Umlandes, 1930.

[29] So in der Eifel für die Schafe, vgl. A. Wrede, Eifeler Volkskunde, 1922, 135, in Tirol für das Kleinvieh, vgl. R. Andree, Votive und Weihegaben, 1904, 38.

[30] Bemerkenswert ist, daß sich unter diesen vor Allem die Schultheißen der Dörfer befinden.

Digitized by Google

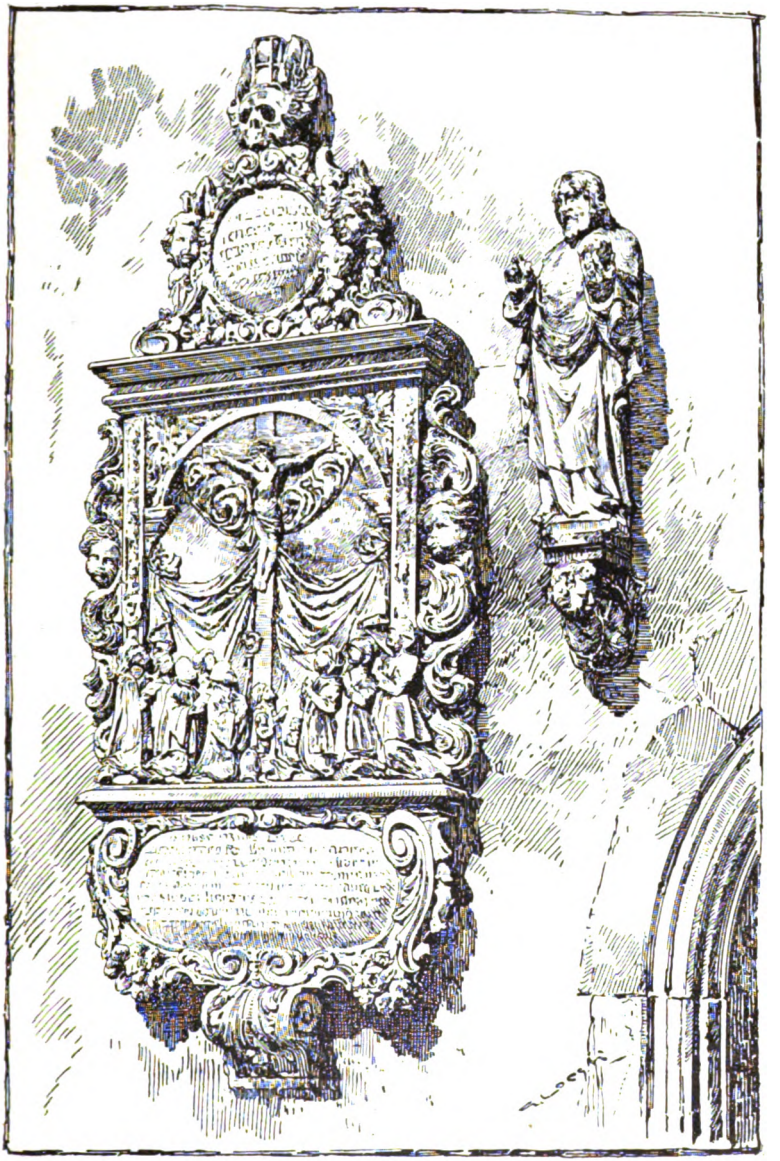


Abbildung 5. Grabmal an der Laurentiuskapelle in Miltenberg. (Nach 1685)

Digitized by Google

hinaus auch in den benachbarten Landstrichen[31]. Und er blieb auch mit verschwindenden Ausnahmen der einzige Bildstockmeister, der diesem Bildvorwurf seine Liebe schenkte. Im hinteren Odenwald findet sich in einem einzigen Falle die Figur des hl. Wendelin auf einem Bildstocke, und zwar an einem solchen aus dem Jahre 1814 in Guggenberg[32]. Es ist nicht anzunehmen, daß für ihn das Werk des M. M. die Anregung gegeben hat, vielmehr wird diese der benachbarten, dem hl. Wendelin geweihten Kirche in Schippach (das. mehrere Wendelinusfiguren!) entnommen worden sein.

Schon diese starke Betonung eines eigenen Wollens stellt den M. M. außerhalb der Reihe eines bloßen Übernehmers von gesunkenem Kulturgut.

Die Art der Darstellung des hl. Wendelin durch den M. M. ist ebenso wie die der übrigen Heiligen jeweils die gleiche, wie sie in der kirchlichen Kunstübung der Gegend gebräuchlich war. In flachem Relief, dem rauhen Werkstoff gerecht werdend, jegliches Eingehen auf Details vermeidend, steht die Figur immer auf einem halbrunden, von einem Perlstab umrahmten Sockel (Abbildung 3). Als Schäfer trägt Wendelin einen breitkrempigen Hut, den langschößigen Mantel, die Tasche und in der Linken die Schippe. Zu seinen Füßen ruhen eine Kuh und ein Schaf. Nach Auffassung und Durchführung haben die Figuren die größte Ähnlichkeit mit den Wendelinusbildern, wie sie die Häfner der gleichen Zeit aus Ton formten und bemalten, und es ist nicht ausgeschlossen, daß eine solche Tonfigur dem M. M. Vorbild war[33].

Mit der Anbringung von Heiligenfiguren auf dem Schafte ging der M. M. Wege, die im hinteren Odenwald nicht gebräuchlich waren. Er griff damit einen Gedanken neu auf, der schon sehr früh verkörpert ist etwa in den Heiligenbildern auf Bildstöcken in Heidingsfeld[34], die zu den ältesten in Franken (1378, Ende 14. Jahrhundert, 1428) zählen.

Wohl das gebräuchlichste Devotionsbild Süddeutschlands ist das Vesperbild[35]. Schon im frühen 16. Jahrhundert ist es auf zahllosen Bildstöcken zu finden, und es hält sich in der Gunst aller Schichten des gläubigen Volkes gleichstark bis in unsere Zeit. Auch im hinteren Odenwalde wurde es zum fast ausschließlichen Andachtsbilde an den Bildstöcken, und der M. M. blieb dieser Überlieferung treu. Wir finden es auf dreizehn seiner Werke aus der Zeit zwischen 1796 und 1809, wobei dieser Darstellung meist die Bildtafel eingeräumt und sie nur im Ausnahmefalle am Schaft untergebracht

[31] Unter den Tausenden von Bildstöcken im badischen Frankenland tragen nur ganz vereinzelte ältere Stücke Darstellungen des hl. Wendelin. So in Hemsbach bei Adelsheim aus dem Jahre 1747 und in Hainstadt von 1744.

[32] Erwähnt auch in K. D. Miltenberg, S. 150. Falsch sind hier allerdings die Angaben „Rokoko, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts". Der Bildstock weist ein mißlungenes Gemisch von Rokoko und Empire auf und trägt die Jahrzahl 1814.

[33] Das Bezirksmuseum Buchen besitzt mehrere solche Tonbilder des hl. Wendelin, die den Figuren des M. M. überaus ähnlich sind. Es steht allerdings fest, daß auch die Töpfer teilweise ihre Formen durch Aufdrücken von feuchtem Ton auf Darstellungen an Bildstöcken gewonnen haben!

[34] K. D. Bezirksamt Würzburg, S. 65 f., Abb. S. 63, 64 und 65.

[35] Dehio a. a. O., II, 120 ff.

Digitized by Google

wird. Wenn der M. M. damit auf ein Motiv an seinen unmittelbaren Vorbildern zurückgreift, so kopiert er nicht. Das Vesperbild war schon lange Allgemeingut geworden!

Tatsächlich stammt auch die besondere Art seiner Darstellung nicht von den Bildstöcken um 1690. Hier wird ein Typ des Vesperbildes verwendet, der von dem sonst üblichen abweicht (Abbildung 4). Bei ihm hebt Maria segnend die linke Hand empor. Diese Geste aber übernimmt der M. M. nicht. Er wählt die gebräuchlichere Form: Maria stützt mit der rechten Hand den Kopf des toten Heilandes und hält mit der Linken die Hand des Sohnes. Starr und steif ruht der tote Körper im Schoße der Mutter, die Beine fallen parallel zu Boden (Abbildung 2).

Diese Form des Vesperbildes ist in ganz Franken zu Hause und findet ihr Urbild in der Pieta der Wallfahrtskirche zu Dettelbach. Die starke Verbreitung des Vesperbildes war nicht zuletzt eine Folge seiner Verehrung als Gnadenbild in verschiedenen Wallfahrtskirchen. Neben Dettelbach haben es die Kirchen zu Maria-Buchen, Dieburg, Babenhausen, Seligenstadt a. M., Reinheim, Gernsheim a. Rh. u. a. m. und daneben eine große Anzahl von Wallfahrtskapellen, wie etwa Liebfraubrunn bei Werbach in der Nähe von Tauberbischofsheim usw. Das Vesperbild aber mußte mehr als andere Gnadenbilder zum Andachtsbild auf den Bildstöcken werden, wurde doch das bekannteste und am meisten verehrte, eben das Dettelbacher, zuerst in einem Bildstock angebetet. Da lag der Wunsch nahe, das gleiche Bild daheim im eigenen Hofe und auf eigener Flur in einem Bildstock zu besitzen. Auch aus dem hinteren Odenwalde ziehen seit Jahrhunderten alljährlich mehrere Wallfahrten nach Dettelbach und es darf angenommen werden, daß auch dem M. M. das dortige Gnadenbild persönlich bekannt geworden ist. Doch besteht auch hier die bereits erörterte Möglichkeit. Lange vorher schon hatten sich die Häfner der Gegend auch des Dettelbacher Bildes als Vorwurf für ihre Tonbildnereien bemächtigt, und besonders eine Amorbacher Werkstatt (Bischof) fertigte es in verschiedenen Größen als flaches, farbig glasiertes Relief für Bildstockni schen und Herrgottswinkel. Beobachtet man, wie weich und fast nur andeutend der M. M. arbeitet (Abbildung 2), so verstärkt sich die Vermutung, daß ein solches Tonbild ihm bei seinen Arbeiten vorgelegen hat.

Noch eine weitere Darstellung auf den Werken des M. M. zeigt, welche große Rolle im 18. Jahrhundert die Wallfahrten im religiösen Leben des Volkes spielten. Nicht weniger als fünfmal verwendete der M. M. in den Jahren 1803 bis 1806 die Darstellung des Gnadenbildes zum hl. Blut von Walldürn als Tafelbild. Walldürn zählte wie Dettelbach zu den besuchtesten Wallfahrtsorten in Franken, und an zahlreichen Wallfahrtsstraßen bis hinüber nach Hessen und in das Rheinland findet sich auf Bildstöcken das hl. Blutsbild. Auch hier setzt trotz des Alters der Wallfahrt (angeblich Beginn 1330) die Wiedergabe auf den Bildstöcken erst mit dem frühen 18. Jahrhundert ein, um sehr rasch zu vielgeübtem Brauche anzuschwellen.

Die Art der Wiedergabe des hl. Blutes war feststehend. Der M. M. fand sein Vorbild dazu nicht nur auf anderen Bildstöcken der Umgebung,

Digitized by Google

er war sicherlich selbst öfters in dem kaum zwei Stunden Wegs von Mudau entfernten Walldürn gewesen und hatte sich von dort in Wachs, Ton oder als Druck eine Abbildung des Bildes mitgenommen. Wie auch sonst üblich, läßt der M. M. das Korporale von einem Engel halten, der in seiner Erscheinung fast gotisch anmutet und große Ähnlichkeit hat mit dem Schildhalter im unteren Hausflur der ehemaligen kurmainzischen Amtskellerei in Amorbach[36].

Mit den Darstellungen des hl. Wendelin, des Vesperbildes und des hl. Blutes führt uns der M. M. mitten hinein in die Glaubenswelt seiner Lebensgemeinschaft und seiner Zeit, und sein Werk löst sich in seinem Wesenskern deutlich los von seinen Vorbildern. Der Bildstock selbst war zum Gnadenaltar des Volkes geworden, er war nicht mehr wie etwa noch hundert Jahre vorher nur ein Bekenntnis zum Glauben, nun war er selbst in den Mittelpunkt der Verehrung gerückt. Der Geist des Barocks und des Rokokos offenbart sich in dieser Entwicklung, an der der Odenwald so wenig vorübergegangen war, wie die von der hohen Kunst stärker beeinflußten Gegenden um die großen Kulturmittelpunkte.

In Aufbau und Durchbildung hatte sich der Bildstock im Laufe des 18. Jahrhunderts immer stärker dem Altar angeglichen, und besonders die Würzburger Gegend ist reich an guten Beispielen hierfür. Hält sich auch der M. M. streng an die überkommene Form, so drängt doch auch er innerlich zu der von seiner Zeit getragenen Richtung, und eine bildliche Darstellung besonders ist es, die — nicht weniger als fünfmal von ihm verwendet — sein Schaffen ständig begleitet: die hl. Dreifaltigkeit. Der Vorwurf an sich ist auf den übrigen Bildstöcken der Gegend selten und die Anregung zu ihm hat der M. M. sicherlich einer Kirche entnommen. Nun ist die Art seiner Komposition (Abbildung 1), die offensichtlich auf ein Vorbild aus der Zeit des Barocks oder Rokokos zurückgeht, keine alltägliche. Gottvater und Sohn thronen in den Wolken und segnen die unter ihnen schwebende Erdkugel, die Heiliggeisttaube schwingt über ihnen. In der rechten Hand hält Christus ein schweres Kreuz. Es ragt mit seinem oberen Balkenende in einen schmalen Wolkensaum, der das ganze Bild umschließt. Auch hier gelang es, das Vorbild des M. M. ausfindig zu machen. Es bildet die Bekrönung des 1750 vollendeten Hochaltars in der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters zu Amorbach[37]. Mudau gehörte zum damaligen kurmainzischen Oberamt Amorbach, und daß der M. M. wiederholt die Amorbacher Kirche besucht hat, ist sicher.

Die hl. Familie wiederum, das erste der von dem M. M. auf seinen Bildtafeln verwendeten Bilder (achtmal zwischen 1794 und 1805) ist wohl einem der Bildstöcke der Gegend entnommen, auf denen es seit dem 18. Jahrhundert ab und zu anzutreffen ist. Die sonstigen kleineren Darstellungen, Bilder einzelner Heiligen, betreffen den hl. Josef (1807), die hl. Anna (1796, 1805), den hl. Valentin (1801) und eine Reihe weiterer,

[36] K. D. Miltenberg, S. 76. Hier wie dort die den Kopf umrahmenden, hochgezogenen Flügel, die steifen Arme, die röhrenförmigen Gewandfalten usw.

[37] K. D. Miltenberg, S. 42. Abbildung Tafel XI.

Digitized by Google

deren Namen nicht mehr sicher festzustellen sind. Es handelte sich bei ihnen meist um die Namenspatrone der Stifter.

Nicht nur in der Darstellung figurenreicher Kompositionen (hl. Familie, hl. Dreifaltigkeit) zeigt sich die Vorliebe des Meisters für Häufung, mehr noch in der Vielzahl der Heiligenbilder auf seinen Bildstöcken. Wohl taten darinnen auch seine Vorbilder des Guten genug, aber der M. M. hätte kein Volkskünstler mit der Liebe zum behaglichen Plaudern, zum Wiederholen sein dürfen, wenn nicht auch er aus dieser inneren Veranlagung heraus seiner Schaffenslust in dieser Richtung freien Lauf gelassen hätte.

Fast wahllos, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, greift der M. M. in den Reichtum der künstlerischen Erscheinungen ringsum, und er holt sich seine Vorbilder nicht nur aus einer begrenzten Zeitspanne, von einem bestimmten Meister, ihm ist alles recht, was ihm „schön" dünkt. Seien es Werke eines Künstlers, seien es die schlichten Stücke eines anonymen und vielschaffenden Töpfers oder Druckers.

Aber — der M. M. holt wohl seine Vorbilder, seine ersten Anregungen von anderwärts — vielleicht auch nur, um in seinen Darstellungen keine Fehler wider kirchliche Übung zu machen — was er schafft, ist ureigenes Werk. Jede Linie, jede Form atmen das Wesen einer selbständigen Persönlichkeit, zeugen in der Kraft ihres Ausdrucks für das Ringen eines starken Ichs. Unbeholfenheit, mangelndes Können, in kulturellen Bindungen wurzelnde Hemmungen werden nebensächlich, auch wenn gerade die letzteren die Werke der Volkskunst einreihen. Volkskunst ist nicht Kunst von niederen Graden! Bei dem Wege über das Ich des Meisters verlieren alle „Anleihen" die persönlichen und zeitlichen Bindungen ihres Ursprunges, sie gehen äußerlich und innerlich ein in die Volkskunst.

Warum nun griff der M. M. nach dem Bildstock des 17. Jahrhunderts? Warum gefiel ihm unter den vielen Formen, die landauf, landab die Straßenraine und Fluren bevölkerten, gerade eine, die, der Renaissance zugehörend, dem Volksempfinden ganz fern zu stehen scheint? Warum fügte er sein Werk nicht ein in die große Entwicklungslinie des Kunstschaffens?

Die hohe Kunst war längst über den Barock zum Rokoko vorgestürmt und hatte, sich selbst und das Wollen von fast zwei Jahrhunderten verneinend, dem Klassizismus sich in die Arme gestürzt, als der M. M. sein Werk begann. Lange Jahrhunderte war der Odenwald eine stille Insel auf dem Gebiete des Kunstschaffens geblieben. Die große Armut, aber auch eine merkwürdige Zurückhaltung in bezug auf jede Art von künstlerischer Betätigung ließen die Bewohner kaum das Gerät für den Alltag etwas schmücken; große Bauten, Kirchen gar blieben lange selten und in ihrer Ausführung und Auszier von schlichtester Art. Ende des 18. Jahrhunderts aber hatte auch der hintere Odenwald Anschluß gefunden an die Welt des Kunstschaffens, die das ganze Jahrhundert durchflutete. Das Amorbacher Kloster brachte mit seinen prunkvollen Kirchen- und Klosterbauten den Glanz der neuen Zeitstile zu machtvoller und überzeugender Geltung. Eine Reihe von Dörfern erhielt Kirchen, Mudau selbst erstellte zu Beginn der Schaffenstätigkeit des M. M. eine solche. Auch die Bildhauerei der Gegend hielt gleichen Schritt mit der allgemeinen Entwicklung, und selbst auf dem

Digitized by Google

engeren Arbeitsfelde des M. M., dem Bildstock, war das Rokoko bereits heimisch geworden.

Wir finden Bildstöcke dieser Stilrichtung gerade in der weiteren Umgebung von Mudau häufiger als sonst im hinteren Odenwald. Vom Werkstück an, das in Komposition und Durchbildung zur hohen Kunst gehört, bis zum Werkstück, das in seiner zur Volkskunst abgeglittenen Form dem M. M. keine technischen Schwierigkeiten bieten konnte.

In den 1750er und 1760er Jahren war in Mudau ein Bildhauer Nikolaus Hoff tätig, der nicht nur umfangreiche und bedeutendere Aufträge für das Kloster Amorbach[38] erledigte und damals scheinbar der beste Bildhauer in der Gegend war, sondern sich auch mit der Herstellung von Bildstöcken befaßte. Weitaus der beste unter diesen, der zweifellos nur ihm zugeschrieben werden kann, steht an der Straße von Mudau nach Rumpfen und trägt neben der Stifterinschrift die Jahrzahl 1755. Auf einem runden schlanken Schafte mit reichgegliederten Kapitälen ruht eine flache Bildtafel. In den Konturen symmetrisch, weist diese auf der ganzen Vorderfläche ein überquellendes Spiel von Linien und Formen auf, die sich zu Muschelwerk und Blattranken fügen und den Hintergrund für das Bild, die schmerzhafte Muttergottes (Dettelbacher Typ), bilden. Eine große Leichtigkeit des Formens und Könnens, eine sichere Beherrschung des Ausdrucks und des Werkelns tun sich hier kund. An weiteren Werken des Bildhauers Hoff seien nur erwähnt die Bildstöcke in Buch bei Amorbach von 1767 (hl. Valentin), in Hambrunn von 1758 (Vesperbild), in Kailbach o. J. (Vesperbild)[39]. Neben diesen prunkvollen Stücken geht eine Gruppe weit einfacherer Stücke einher, die wohl zeitlich ebenfalls der Werkstatt Hoffs angehören können, die aber sichtlich dem Volksempfinden viel näher kommen und dem Rokoko nur noch in der äußerlichen Verwendung von Stilornamenten nahestehen. Auf sie wird in anderem Zusammenhange zurückzugreifen sein.

Es standen also dem M. M. Vorbilder genug zur Verfügung, die stilistisch seiner Zeit nahe waren, und doch verschmähte er diese und griff auf einen Formenschatz zurück, der fast zweihundert Jahre früher ins Leben getreten war. Suchen wir dem Willen des M. M. beizukommen!

Bildhauern wollte der M. M., Figürliches schaffen, dazu trieb es ihn. Darum ging er von vornherein vorbei an der seit dem Ende des 15. Jahrhunderts heimisch gewordenen und besonders auch im 18. Jahrhundert viel verwendeten Form des einfachen Stockes mit glattem, viereckigen Schafte und aufgesetzter, dachförmiger Bildnische. Sie war ihm viel zu einfach, die Nische mit ihren Bildnereien obendrein dem Schnitzer und Töpfer vorbehalten. Dem Gestaltungsdrange des M. M. kam allein die Form mit der Bildtafel entgegen, die dem Plastiker das Wort überließ. Hier vermochte er zu zeigen, was er konnte.

[38] Hoff fertigte 1757 Kirchenstühle, einen Betstuhl, einen Grabstein und ein Uhrgehäuse, vgl. Kellereirechnung des Klosters Amorbach 1757, S. 104 (Stadtarchiv Amorbach), ferner 1769 vier Beichtstühle, vgl. R. Krebs, Amorbach, 1923, 47.

[39] Der Bildstock ist leider vor etwa 10 Jahren vollkommen zerbrochen worden.

Digitized by Google

Aber auch der Bildtafelstock war längst in den Wirbel der Zeitstile gezogen worden. Gotische Stücke, wie sie im Baulande und noch reicher in den fränkischen Gauen um Würzburg stehen, sind im Odenwalde nicht zu finden. Dagegen bemächtigte sich die Renaissance rasch dieses Schaffenskreises, den sie kräftig belebte und im Verein mit dem frühen Barock dem Höhepunkte seines Ausdrucksvermögens entgegenführte. Das Rokoko tat wohl neue Spielarten dazu, aber — und das bringt der Entscheidung näher! — Barock und Rokoko vermochten sich im hinteren Odenwalde nicht „nach unten" durchzusetzen. Man stand ihnen hier verständnislos gegenüber, ihr Geist ging zwar nicht spurlos, aber nur die Oberfläche berührend am Odenwälder vorüber.

Die Bildstöcke des Nikolaus Hoff sind Meisterstücke des Rokoko, Schöpfungen eines gelernten und könnenden Bildhauers. Es ist sehr aufschlußreich, zu sehen, was die einheimischen, dörflichen Steinhauer aus seinen Vorbildern gemacht haben, wie sie diesem Rufe aus einer fremden Welt antworteten. Die wenigen, ins volkstümliche abgewandelten Rokokobildstöcke der Mudauer Gegend, an den Straßen von Mudau nach Oberscheidental, Donebach und Schloßau stehend, verraten, wie sehr der Dorfhandwerker erschrocken war vor der Schrankenlosigkeit, vor dem Sichtummeln in der Übersteigerung, vor der Freude am hemmungslosen Dahinfließen. Er versuchte, das Rokoko in die eigene, festgefügte und wohlgeordnete Welt einzugliedern und streifte dem Schmetterling die Farbe von den Flügeln. Das Rokoko gestaltete sich unter seinen Händen bis zur Fratze voller Häßlichkeit, wurde zur katzenjämmerlichen Ernüchterung. Die Welt des Losgelösten mußte scheitern an dem strengen und auch durchaus gesunden Willen zur Gebundenheit in allen Dingen des Lebens. Kind und Greis konnten sich nicht verstehen.

Abschreckend, fremd standen so die seiner Auffassung nahe gebrachten Arbeiten des Rokoko vor dem M. M., als er auf die Suche nach einer Vorlage ging. Alle seine Arbeiten verraten uns einen ausgeprägten Sinn für das Ausgeglichene, für die Harmonie. Er war auch darin ein Kind seiner Mitwelt. Wie der M. M. den Rokokobildstock ablehnte, so taten es auch nach kurzer Weile alle übrigen Steinhauer — wenigstens im Odenwald. Vor allen anderen, sehr zähllebigen Formen des Bildstockes verschwand die aus der Zeit des Rokoko am raschesten und ohne Spur. Das Gesetzmäßige, Rhythmische, Symmetrische nun, das der M. M. suchte, fand er am Bildtafelstock der Renaissance. Hier war das eigentliche des Bildstockes ein in sich ruhendes, einheitliches Ganzes, im Aufbau herübergenommen vom Altar der Kirche, in den Bestandteilen sich anlehnend an verständliche und gewohnte Gestaltungsvorwürfe: die Säule, die Schnecke, die Ranke, den Engelskopf usw. Und es gereicht dem M. M. zur Ehre, daß er unter den vielen Vorbildern ein vollkommenes herausfand, daß er nicht zurückgriff auf eine der zahlreichen, hölzern gewordenen Abwandlungen aus zweiter Hand. Keine andere Form aber schenkte ihm besser die Möglichkeit, jugendlichem Schaffensdrange — Volkskunst ist immer jung! — die Zügel schießen zu lassen. In ihrem Rahmen ließen sich drei und mehr Figuren unterbringen, ohne der Gesamtkomposition Schaden anzutun.

Digitized by Google

So ist das Gesamtwerk des M. M. völlig herausgetreten aus allen Verknüpfungen mit der Stilkunst. Es ist Gebilde einer ureigenen Geisteshaltung, die wohl von außen herangetragene Formen verwendet, diese aber keineswegs ängstlich nachahmt, sondern sie mit durchaus eigenem Wollen erfüllt. Deutlich erkennbar wird das auch an den einzigen Entlehnungen aus dem Rokoko, die wir auf den Bildstöcken des M. M. finden, den Rocailles an den Bildtafeln. In ihrer künstlerischen Vollendung die Überwindung der irdischen Schwere verkörpernd, Spiel mit Licht und Luft, geht unter der Hand des M. M. ihr Sinn unter in der Bindung an geistige und stoffliche Schwere. Sie vertreten die sonst an ihrer Stelle angebrachten Säulen, ihr Sinn verkehrt sich ins Gegenteil. Der Drang zum Gegenständlichen löst das Zweckentbundene des Muschelwerks auf in ein ornamentales Band von stets gleichmäßig wiederholten Rechtecken, die nur in der Form der Zusammenfügung noch an die Muschel erinnern.

Ein Wort noch zur Schaffensweise des M. M. in bezug auf das Bildhauerische. Der M. M. bleibt in allen seinen Gestaltungen, seinen Reliefs immer der Fläche verhaftet. Er zeichnet mehr als er formt. Auch hierin offenbart sich eine wichtige Seite seines Schaffens als Volkskünstler.

Dem Volke jener Tage, und damit dem Volkskünstler schlechthin — und in den folgenden Feststellungen sehe ich ein wesentliches Kriterium für die Volkskunst, auf das die Volkskunde noch viel zu wenig hingewiesen hat! — waren Umwelt und Erleben noch durchaus zweidimensional, flächig. Alles, was die engbegrenzte Umwelt darbot, stand nicht nah und fern im Blickfeld, es war für die seelische Erfassung gleichweit. Und das Geschehen war nicht mehr oder minder wichtig, bedeutender oder belangloser, es war stets von derselben Eindringlichkeit. Undifferenziert, auf sich gleichbleibendem, ebenen Hintergrunde rollte das Leben ab. Brotpreis, gutes Weinjahr, Krieg, Aufruhr, Hochzeit, Unglück — für uns ein Kunterbunt —, all das ist gleichwert des Aufzeichnens in den alten Tagebüchern der Bauern. „Herausarbeiten" gab es weder im Erleben, noch im Niederschreiben, noch in der volkskünstlerischen Plastik. Wie stark differenziert sich unser Erleben, das Erleben der „oberen", älter gewordenen Schichten im Vergleich dazu! Wir scheiden zwischen Wesentlichem und Nebensächlichem, lassen Dinge an uns herankommen und vermögen andere bewußt zu übersehen. Unsere Aufnahme ist eine durch das Filter der Erziehung gehende ununterbrochene Auswahl. Unser Lebensgefühl ist ein dreidimensionales, nach allen Richtungen bewegliches und bewegtes. Die Bildnerei in jeglicher Erscheinungsform muß Perspektive haben, wenn wir sie voll ausleben wollen, wenn wir zu ihr ein rechtes Verhältnis haben sollen. Das Flächige ist uns, die wir aus einem anderen Erlebniswinkel sehen, minderwertigere Kunst, das Relief irgendwie „unnatürlich", Ersatz und Behelf.

In seinem Schaffen offenbart sich der M. M. durchaus als Glied einer Gemeinschaft auf zweidimensionaler Lebensgrundlage. Ihm ist alles gleich bedeutungsvoll, jeder Erlebenseinzelheit begegnet er mit gleicher Liebe. Das ist auch der Grund, warum er in sonst unverständlicher Perspektivewidrigkeit den Engel größer als den für uns „eigentlichen" Heiligen macht, warum er gewissermaßen Stück für Stück in seinen Darstellungen aufzählt. Er

Digitized by Google

kann einfach nicht alle Einzelheiten einem geschlossenen Vortrag, einem tragenden Gedanken eingliedern, abstufend und abwertend.

In dieser Hinsicht wird der Unterschied zwischen dem Schaffen des M. M. und der Schöpfer seiner Vorbilder am deutlichsten. Wählen diese das Relief, so bleiben sie auch in ihm dreidimensional, den Raum nach allen Richtungen hin erfassend.

Das Werk des M. M. ist in seinem Wesen vollkommen selbständig. Eine Schöpfung, deren Seele teil hat nur am Wesen des Schöpfers und über sie am Geiste der Gemeinschaft, der er in räumlicher und zeitlicher Bindung angehört. Die Formen als Ausdrucksmittel sind zeitlos geworden. Sie haben nichts mehr mit dem frühen Barock oder der Renaissance zu tun, sie atmen den Sinn einer ganz anderen Welt. Sie sind in gewissem Sinne zufällig, ihre Herkunft belanglos geworden.

Bemüht man sich, über das Werk das Wesen des M. M. in eine Formel zu gießen, eine Formel, die gerade, da uns Namen und Lebensumstände des M. M. nicht bekannt sind und wir sein Schaffen allein sprechen lassen müssen, für viele Volkskünstler eines Hochkulturvolkes gültig sein muß — so wird diese lauten müssen: In seiner seelischen Verfassung kindlich und ureinfach trotz des Alters der Kultur, an die er sich lehnt, greift er unbekümmert und unbeschwert mit beiden Händen in die Fülle der ringsum sich darbietenden Kulturerscheinungen, die ihm alle gleichwertig dünken als Mittel für das, was er für sich und seinen eigenen Lebenskreis will und bei aller äußeren Hemmung kann: seinem Glauben Ausdruck zu schenken. Seine Bildstöcke sind Stein gewordene Gebete voller Inbrunst!

Die Abbildung 5 ist entnommen dem Werke F. Mader und H. Karlinger, Die Kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg, Bezirksamt Miltenberg, München, 1917, Seite 238. Dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege für die Abdruckserlaubnis besten Dank!

Ausritt 1931. Almanach des Georg Müller Verlags in München. XI und 270 Seiten. 1 Mk.

Auf diesen entzückenden Almanach will ich die Volkskundler hinweisen wegen der feinsinnigen und tiefgehenden Rede von Wilhelm Schäfer: „Der Dichter und sein Volk." Was hier über das Verhältnis der geistig Führenden zum Volk und über Wert und Bildung unseres Volkstums gesagt ist, kann auch unserer Wissenschaft weittragende Anregung bringen. Schon diese Rede allein macht den Almanach besitzenswert. Er enthält aber auch sonst viel Schönes und Anregendes. Ich nenne einiges aus dem Inhalt: Paul Ernst, Der Zweck und das Leben; Paul Alverdes, Der Wanderzirkus. Novelle; Ernst Bacmeister, Noli me tangere; Bernhard Jülg, Kunst. Eine Legende; E. G. Kolbenheyer, Tischgespräch über die Güte; Johann Lachner, Berechtigter Unmut; u. a. Fehrle.

Digitized by Google

Volkskundliches von Zwillingen.

Von Prof. Dr. Otto Lauffer, Hamburg.

Auf tausend Geburten fallen in Deutschland im Durchschnitt nur etwa zwölf Zwillingspaare. Jede Zwillingsgeburt ist eine große Überraschung. Jeder Ablauf des Lebens von Zwillingen, vor allem von gleichgeschlechtlichen, biologisch echten und erbgleichen Zwillingen hat etwas höchst Auffallendes mit all seinen Ähnlichkeiten und Gleichartigkeiten sowohl der äußeren Erscheinungen wie der inneren Veranlagungen.

Man sollte daher glauben, daß die Volkskunde einen sehr starken Anlaß gehabt habe, einer derartig hervorstechenden Besonderheit ihr Augenmerk zuzuwenden. Tatsächlich ist das bisher aber nur sehr wenig geschehen. Die volkskundlichen Gesamtschilderungen einzelner Stämme und Landschaften erwähnen — wenigstens in Deutschland — bei der Besprechung der Geburt die Zwillinge in den meisten Fällen überhaupt nicht.

Man könnte daraus leicht den Schluß ziehen, daß das Volk selbst der Erscheinung von Zwillingen gleichgültig oder gedankenlos gegenüberstehe. Das trifft aber durchaus nicht zu. Bei näherem Zusehen wird man erkennen, daß die Zwillinge vor allem im Volksglauben ihre besondere Rolle spielen. Schon nach den heute vorliegenden Berichten läßt sich einiges Nähere darüber sagen.

Als im Jahre 1837 der Pastor Mussäus im Jahrbuch des mecklenburgischen Geschichtsvereins seine wertvollen Beobachtungen zur mecklenburgischen Volkskunde veröffentlichte, da berichtete er, daß man Zwillinge gewöhnlich für ein großes Unglück halte[1]. Diese Vorstellung steht irgendwie in einem gedanklichen Zusammenhange mit derjenigen anderer Völker, nach der die Mehrlingsgeburten als die Folge von Ehebruch galten, deshalb Unglück bedeuteten und ihre Sühne forderten. Es mag auch eine verwandte Anschauung durchklingen, wenn man in Ostfriesland bis auf unsere Zeit sagt, wer sich an dem Storch vergreife und etwa auf ihn schieße, der bekomme durch „des Storches Rache" zwei bis drei Kinder auf einmal, die dann aber alle — und vielleicht mitsamt der Mutter — sterben müßten[2].

Diese Unglücksvorstellungen sind sonst, wie es scheint, in Deutschland selten bezeugt. Aber manches andere tritt an ihre Stelle. Im hannoverschen Kreise Neuhaus am Rübenberge, über den Kurt Heckscher neuerdings ein inhaltschweres Buch veröffentlicht hat, sagt man, Zwillinge würden geboren, wenn die Mutter zusammengewachsenes Obst oder ebensolche Kartoffeln gegessen habe. Werden ein Junge und ein Mädchen als Zwillinge geboren und der Junge kommt zuerst, so wird er bescheiden und sittsam[3].

[1] Jahrb. d. mecklenb. Gesch.-Ver. II, 127.

[2] W. Lüpkes, Ostfries. Volksk. (1907), S. 92.

[3] K. Heckscher, Volksk. d. Prov. Hannover I. Kreis Neuhaus a. Rbge. 1930, S. 59 und 31.

Digitized by Google

An anderen Stellen herrscht der Glaube, daß die Gefahr, mit Wechselbälgen vertauscht zu werden, bei Zwillingen am größten sei, ebenso, daß von Zwillingsschwestern immer eine unfruchtbar werde. Endlich sagt man, wenn am 1. Februar Zwillinge geboren werden, so würden in dem Jahre noch drei weitere Paare — gemeint ist wohl: in derselben Gemeinde — geboren werden[4].

Der Zwillingsmutter werden vielfach besondere Kräfte zugeschrieben. In niederdeutschen Kreisen ist schon vor Jahrzehnten aus Oldenburg berichtet, eine Frau, die Zwillinge geboren habe, besitze die Kraft, ein Sehnen- oder Segensband zu binden[5]. Die nähere Erklärung hierfür verdanken wir E. Kück, der in seinem Buche über das Bauernleben in der Lüneburger Heide folgende Schilderung gibt: Eine Frau, die Zwillinge (Twesselte) geboren hat, vermag eine Sehnenverrenkung zu heilen. Sie spinnt einen eine Elle langen Faden von Hanf oder Flachs, ein sogenanntes Sehnenband, und bindet es stillschweigend dem sie aufsuchenden Kranken, der ebenfalls Stillschweigen zu beobachten hat, um die übergeschlagene Sehne; der Faden wird lose zugebunden, nicht geknotet, seine Enden werden fest untergesteckt; er muß so lange sitzen, bis er abfällt[6]. Ähnlich berichtet Heckscher aus dem Kreise Neuhaus. Mit diesem wenigen ist dann aber auch ungefähr alles, was von den Volkskundlern nachgewiesen ist, erschöpft.

Nun aber haben wir in allerneuester Zeit von völlig anderer Seite einen Anstoß erhalten, der geeignet ist, die volkskundliche Zwillingsforschung entscheidend in Bewegung zu setzen. Heinrich Poll, der Direktor des Anatomischen Instituts an der Hamburgischen Universität, veröffentlicht ein Buch: „Zwillinge in Dichtung und Wirklichkeit." Als Arzt nimmt er seinen Ausgang von der vererbungsbiologischen Zwillingsforschung. Auf dieser naturwissenschaftlich unterbauten Grundlage aber untersucht er nun die Schilderungen, die in der Literatur und in der Volksdichtung von Zwillingen gegeben werden.

Aus dem Bereiche der Kunstdichtung bespricht Poll vor allem die beiden Zwillingsbrüderpaare aus Shakespeares „Komödie der Irrungen", dann Reuters Lining und Mining, Helene und Meta aus der Eckensteinschen Humoreske „Die Zwillinge", Isidor und Julian Weidelich aus Kellers „Martin Salander", Maria und Katharina Breitenschnitt des v. Scholzschen Romanes „Perpetua" und die Zwillingsbrüder, die Nexö in seiner Bauerngeschichte „Das Überbleibsel" schildert.

Wir überlassen diese Teile dem Urteil der Literarhistoriker. Aber daneben steht der andere Teil, der die Zwillinge in der Volksdichtung, in Sage und Märchen behandelt, und dieser Teil ist für uns höchst beachtenswert. Poll stellt in dieser Hinsicht fest, daß das Volk für das eigentliche Wesen der erbgleichen Zwillinge ein durchaus sicheres Empfinden zeigt.

[4] A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 1900. [3] S. 384. 380. 209.

[5] L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg II. 1909. [2] S. 202. Heckscher a. a. O. S. 106. Wuttke a. a. O. S. 146 und 232.

[6] E. Kück a. a. O. S. 7.

Digitized by Google

Das Schicksal der Zwillinge Johannes und Caspar Wassersprung des Grimmschen Märchens wird verkündet durch die beiden Seiten einer Messerklinge, die in der Trennungsstunde und am Trennungsorte in die Rinde eines Baumes gestoßen wird. Rostet die Seite der Klinge der Wegrichtung zu, die jeder der Zwillinge bei der Trennung einschlägt, so offenbart sich hierin Tod und Gefahr, in der der eine oder andere schwebt[7]. „Dieses Bild," sagt Poll — „geht weit hinaus über das Erfassen einer, wenn auch noch so tief im Wesen begründeten Ähnlichkeit. Es rührt an die substantielle Identität der Zwillinge, trifft als ein Bild auf das schärfste ihre genische Gleichheit."

Es wird gut sein, wenn die Volkskundler sich ein solches Urteil aus dem Munde des Biologen einmal in seiner vollen Bedeutung klar machen. Dann werden sie nicht nur der Stellung der Zwillinge im volkstümlichen Glauben und Brauch, sondern auch ihrer Behandlung in Sage und Märchen eine verschärfte Aufmerksamkeit zuwenden.

Dankbar wollen wir zum Schlusse aber noch etwas anderes hervorheben, was übrigens auch aus dem Gesagten teilweise schon erkenntlich geworden sein dürfte: daß Polls Untersuchungen nicht nur für die Frage nach der Stellung des Volkes zu der Erscheinung der Zwillinge von Bedeutung sind. Auch für die Gesamtbeurteilung der Volksdichtung geben sie höchst wertvolle Maßstäbe.

Das Ergebnis, zu dem Poll in Anlehnung an jenes Bild von der zweischneidigen Klinge gelangt, lautet: „Das wohl kaum wissenschaftlich spekulierende Volksempfinden verarbeitet naiv und intuitiv seine zahllosen Beobachtungen, durch die Jahrhunderte hindurch und allerorten erprobt und bestätigt, zu einer biologischen Theorie im Gewande des Märchens." Daß diese Beobachtungen des Volkes sich vor dem Richterstuhle des Biologen als richtig erweisen, das ist für uns das Entscheidende. Gewiß hat jeder Volkskundler in vielen Einzelheiten immer wieder mit Erstaunen festgestellt, wie scharf das Volk zu beobachten vermag. Aber bei den Zwillingsmärchen dürfte bis jetzt doch mancher geneigt gewesen sein, einzelne Züge für die Schöpfung frei spielender Phantasie zu halten, die, wie man nun sieht, tatsächlich das Ergebnis genauester Beobachtung sind. Die gesamte Beurteilung der volkstümlichen Dichtung erhält von hier aus in einem sehr wesentlichen Punkte eine schärfere Beleuchtung[8].

[7] Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Nr. 60.

[8] Nachträglich sehe ich, daß bei der Bereitung des Notfeuers gefordert wurde, daß die Entfachung der Flamme durch Reiben von Holzstücken von Zwillingen ausgeübt wird. Vergl. Beiträge z. Gesch., Landes- und Volksk. d. Altmark II, 5. 1908. S. 298. Ferner ein gleicher Bericht aus Linau (Lauenburg) bei H. Freudenthal, Das Feuer. 1931. S. 526.

Digitized by Google

Beiträge zur Volksheilkunde.

Fiebermittel aus dem Mittelalter.

Von **Heiner Heimberger**, Neudenau.

Bis in die Neuzeit war sich die wissenschaftliche Medizin im unklaren über die Ursachen der verschiedenen Fieber und bezeichnete sie nicht als Begleiterscheinungen von Krankheiten, sondern als Krankheiten selbst. Erst die bahnbrechenden Arbeiten Pasteurs und Robert Kochs, die Entdeckung der Bakterien, setzten dieser falschen Ansicht ein Ziel. Die Ärzte des Mittelalters dagegen, die freilich ihr Wissen meist aus den griechischen und römischen medizinischen Klassikern schöpften, waren der Wahrheit näher gewesen. Sie deuteten die Fieber als Anmeldung oder Austritt einer Krankheit und suchten nach dem fiebermachenden kranken Organ. Ins breite Volk drangen damals nur wenige dieser fortschrittlichen Erkenntnisse. Dies hielt vielmehr mit großer Zähigkeit an den aus Urzeiten ererbten Krankheitsvorstellungen fest und glaubte die meisten Krankheiten durch den Einfluß böser Geister verursacht. Gerade das mit Regelmäßigkeit auftretende und verschwindende Schaudern und Zittern beim Fieberfrost erweckte den Eindruck eines kommenden und weichenden Unholds, der den Kranken anfällt, ihn schüttelt und beutelt, auf ihm reitet. Dieses Gefühl des Gerittenwerdens war übrigens schon in vorgermanischer Zeit namengebend für das Fieber. „hrit" (= wild sich bewegen), wie es damals hieß, entwickelte sich bis zum Mittelalter zu „Ritten". Daneben schuf sich das Volk noch andere Fiebernamen, die ebenfalls rein symptomatischer Natur sind, d. h. auf äußere Erscheinungen deuten, wie Hitze, Kalt, Frörer u. a. Für die Gegenwart sind fast alle diese Krankheitsbezeichnungen verlorengegangen, bzw. verdrängt worden durch das Wort „Fieber". Diese Bezeichnung entstammt dem Wortschatze der antiken Schulmedizin und wurde schon in voralthochdeutscher Zeit durch die Römer nach Germanien gebracht. Aber erst durch die deutschen Übersetzer des 15. und 16. Jahrhunderts wurde sie der Volkssprache zum Teil einverleibt[1].

In der Adelsheimschen Rezeptsammlung aus dem 16. und 17. Jahrhundert[2] finden sich einige der gebräuchlichsten volksheilkundlichen Fiebermittel: die unvermeidlichen Sympathiekuren, ableitende Hautreize, die Anwendung von Kräutern mit zauberkräftiger und solcher mit zweckentsprechender Wirkung, schweißtreibende Mittel, Bäder und durstlöschende Getränke.

Zu den, der Handschrift nach zu schließen, ältesten Rezepten gehört ein bemerkenswertes Mittel gegen den „Meuchler" und das „Kalt". Der erstere der beiden Namen bezeichnet ein heimlich verstecktes Leiden ohne bestimmt ausgeprägte Erscheinung, das jedoch von fieberhaften Anfällen begleitet

[1] Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch, 138.
[2] Oberdeutsche Zeitschrift für Volksk. 4, 1930, 58 ff.

Digitized by Google

wird[3]. Unter „Kalt" aber ist hier jedes mit Kältegefühl oder Frost (Schüttelfrost) einhergehende Fieber (namentlich Febris rheumatica) zu verstehen[4]. Die Verordnung lautet: Ein Remetium für den Meuchler oder das kalt. Nempt ein gutn Neugespunnen faden vnd mest euch als lang als ir seit / vnd nempt ein frisches neu gelegt Eie vnd wickelt den faden thrum vnd thuethz in ein heyssen aschen vnd lost das Eie wol pratn / dar nach so es gepraten ist / so tutz heraus vnd so der fadem noch gantz ist / so schneidt das zu 4 stucken vnd legt es hin aus in ein garten oder auffs Felt / das das gefögell das Eie hinwek trag / vnd henk den faden an ein reissig das in der wind hinwek wehe / so verget es ime / ist bewerdt. Die Erfahrung von der Ansteckungsgefahr mancher Krankheiten ist der Ursprung des uralten Volksglaubens, daß die verschiedensten Krankheitsdämonen und damit auch die Krankheiten selbst vertrieben werden könnten, indem sie auf andere Lebewesen, ja sogar auf tote Gegenstände abgeleitet werden. Solche Übertragungen geschahen auf die mannigfachste Art und Weise. In unserem Mittel findet das sogenannte „Abmessen" Anwendung[5]. Danach soll sich der Leidende mit einem Faden der Länge nach vom Scheitel bis zur Sohle (wohl auch in der Quere von einer Fingerspitze zur anderen) abmessen. Dieser Faden wird dadurch gleichsam das Sinnbild des Kranken, enthält nach Volksmeinung auch den Krankheitsdämon. Alle nun mit dem Faden vorgenommenen Verfahren gelten der Vernichtung oder doch wenigstens der festen und sicheren Verbannung des in ihm gefangen steckenden Unholdes. Durch das Umwickeln des Eies wird ihm dieses — das natürliche Sinnbild der Fruchtbarkeit und des neuen Lebens — gleichsam als Ersatz für den Menschen dargeboten. Die Keimkraft des Eies wird jedoch in der heißen Asche vernichtet; ebenso soll auch das Kalt-Fieber durch die Hitze getötet werden. Um ganz sicher zu gehen und auch den allenfalls noch lebenden bösen Geist an der Rückkehr in den menschlichen Körper zu hindern, wird das Ei geviertelt und den Vögeln zum Fraß hingeworfen, der Faden aber an die Hecken gehängt, damit ihn der Wind mit sich fort führt. Ei und Faden sind als vermittelnde Träger gedacht, durch die das Fieber auf Vögel und Wind abgeleitet wird.

Eine Krankheit wurde auch dadurch zu beheben versucht, daß man den Gegenstand, den man mit dem kranken Menschen in Berührung gebracht hatte, ins fließende Wasser warf. Dieses soll viele Krankheiten hinwegschwemmen und kann überdies nicht behext werden[6]. Eine der vielen Anwendungsformen dieses Glaubens gibt folgendes Sympathiemittel wieder: vir das viber / welches vill leidt geholfen hat. nimb ein weisn Zwiffell / schneits zu 3 stückhe nach der braking (Breite) / das öber vnd das vndter bindt auff beidte bulst / auff ein iedte bulst eini / das Mitel stickh heb auff. Las 11 Dag lign / dan thus rundter / legs widter zu same / das ober /

[3] Höfler, a. a. O. 412.

[4] Ebenda 256.

[5] Wuttke, Der deutsche Volksabergl. d. Gegenwart § 506; Jacoby im Schweiz. Arch. f. Volkskunde 29, 1929, 1 ff. 181 ff.

[6] Wuttke, a. a. O. § 114, § 498.

Digitized by Google

mitell vndt vnnterſt / wis zu ſame Kört bins mit einem Fadte zu ſame ! dan werffs ihns Fliſet waſer.

Daß hier die Zwiebel als „Ableiter" in Betracht kommt, beruht auf dem heute noch verbreiteten Volksglauben, daß ſie Krankheiten ohne weiteres Zutun an ſich ziehe. Ihre volksmediziniſche Verwendung iſt ſeit Urzeiten und faſt bei allen Völkern unendlich vielſeitig[7].

In der Regel wird bei den ſympathetiſchen Kuren auch gewiſſen Zahlen eine beſondere Bedeutung beigemeſſen. Vor allem gilt dies von der Zahl 3, die ſchon Jahrtauſende vor dem Chriſtentum Kultzahl war. Ebenſo haben die Wertzeichen 7 und 9 geheimnisvolle Kraft. Mit 11 vervielfacht — alſo 77 und 99 — finden ſich dieſe Zahlen ſchon in den indiſchen Veden, haben ſich wohl von dort in vieltauſendjähriger Wanderung von Volk zu Volk verbreitet und erſcheinen nun in der frühen Volksmedizin als Ausdruck des Intenſiven, des Übermaßes der Krankheiten[8]. So wird oft eine Krankheit als Mehrzahl angeſprochen, wie 77 oder 99 Fieber, Gichten, Seuchen und dergleichen und deshalb verordnet auch nachſtehendes Rezept als Heilmittel ein Amulett von 77 Blättlein Buchs. vir das fiber. nimb 77 blettlein bux baum / hencks an einen faden / am freidtag wan man die ſchidtung leidt hengs an hals vndt den andtern freidtag thus rundter vndt hengs an rauch vndt henckh widter ſo vill an / wan man die ſchidtung leidt / das thue 3 freidtag.

Hier haben wir es mit einer weiteren Art von Krankheitsübertragung und -vernichtung zu tun: dem Verdorren- oder Vertrocknenlaſſen des Zwiſchenträgers. Als ſolcher dienen hier die Blättlein des Buchsbaumes (Buxus sempervirens). Ihr herber, etwas betäubender Harzgeruch erklärt ohne Weiteres den Gebrauch als zauberabwehrendes Mittel, worauf ja auch die Verwendung des Buchſes bei Hochzeit und Tod zurückzuführen iſt[9].

Von hoher Bedeutung iſt auch Tag und Stunde der Vornahme von Sympathiekuren. Unter den Tagen gilt der Freitag faſt überall als günſtig für den gewünſchten Verlauf einer Krankheit. Die Morgen- und Abenddämmerung aber iſt meiſt die geeignetſte Tageszeit hierfür. Obige Fieberkur ſoll während des Abendläutens geſchehen und zwar wohl deshalb, weil Chriſtus um die 7. Abendſtunde den Sohn des Hauptmanns von Kapernaum vom Fieber geheilt hat (Joh. 4. 52)[10].

Während die im vorhergehenden Abſchnitte angeführten Wunderkuren geheimnisvoll erſcheinen, ſind die nun folgenden Rezepte in ihren Anwendungsformen klarer und eindeutiger. Doch ſchreibt auch hier der Volksglaube den Pflanzen eine übernatürliche Kraft zu. Manche Mittel ſtehen auf der Grenze zwiſchen mediziniſcher und volkskundlicher Heilauffaſſung, andere ſind rein empiriſch.

[7] Ebenda § 127.

[8] Höfler, 646; Fehrle, Zauber und Segen. Siehe Stichwortverzeichnis unter Zahlen; Fehrle, Badiſche Volkskunde 1, 23 ff.; Hovorka u. Kronfeld, Vgl. Volksmedizin, 2, 881.

[9] Hovorka und Kronfeld, a. a. O. 1, 92; Fehrle, Bad. Volkskunde 1, 152.

[10] Wuttke, a. a. O. § 480.

Digitized by Google

Als wirksamer Schutz vor Krankheiten und Zauber galt die Mistel (Viscum album), die sowohl in der nordischen als auch in der antiken Mythologie bekannt war. Schon durch ihre immergrünen Blätter trägt sie den Stempel des Außergewöhnlichen und wurde als noch wertvoller erachtet, wenn sie auf einer Eiche gewachsen war[11]. vir das fieber. die rindn von den aichn mistl zerstosn / als vil als ain klain finger eingenomen in ain prantn wein / weil aimb das kalt hat.

In großem Ansehen als Heil- und Zauberpflanzen standen früher ferner zwei harmlose Unkräuter: die Wegwarte (Cichorium Intybus) und das Schellkraut (Chelidonium majus). Gegen Fieber werden beide hin und wieder heute noch in der Volksheilkunde gebraucht[12]. Für die zweckdienliche Anwendung der Wegwarte spricht allerdings ein Rat aus einem anderen Rezept: „zu mirckhen das das ausgebrent wasser von den blaben (blauen) wegwort vast (sehr) khült so man es drinckh.." Anderseits wurde die Wegwarte, besonders ihre weißblühende Abart, häufig als Schutzzauber gebraucht. Pflanzen mit scharfem Geruch und bitterem Geschmack, wie sie dem Schellkraut eigen sind, galten beim Volk von vorn herein als antidämonisch. Darum wurde auch dieses Kraut im Mittelalter oft zur Bereitung von Zaubersalben verwendet, mit denen behexte Menschen behandelt wurden[13]. Im folgenden Rezept wird der Absud aus beiden Kräutern als Heiltrank verordnet. Für das Fieber. wegwart vnd schelkhraut / Seids in halb wein vnd wahser / laß kalt werden vnd gibs dem krankhen zu trinkhen / vnd solt im (ihm) ein bad also machen / Omeiß eyer vnd Omeißen / wie du es ergreiffest / thueß in ein Kessel mit wasser / seids vnd setz dich darüber vnd verheng dich wol / das du schwitzest / so verleßt dich das Fieber. Der Zusatz von Ameisen zu Bädern ist heute noch beim Volke sehr beliebt. Doch wird die Ameisensäure meist nicht gegen Fieber, sondern gegen Gicht und rheumatische Leiden benutzt.

Wie bei der Wegwarte, so ist es auch beim Wermut (Artemisia Absinthium) ungewiß, ob er wegen der ihm zugeschriebenen zauberwidrigen Kraft eingenommen wurde. Möglich wäre, daß die Eigenschaft des Wärmens mit der man den Namen in Verbindung brachte, ausschlaggebend für die Verwendung gegen das Kaltfieber war[14]. wermut gebülffert / ½ quintl des bulffers zu morgens früh in einem Drunck wein Einemen wan Einem Ein böses gefröst anstöst.

Gegen die gleiche Krankheitserscheinung wandte das Volk im Mittelalter auch die Engelwurz (Archangelica officinalis) an. In den hochnordischen Ländern dient die Angelicawurz seit alter Zeit als Speise und wurde deshalb auf Island und in Norwegen schon vor Jahrhunderten angebaut. Zu arzneilichen Zwecken war dieses im 14. Jahrhundert auch in Süddeutschland der Fall[15]. Vor allem galt sie als Schutzmittel gegen die

[11] Söhns, Unsere Pflanzen, 160 ff.
[12] Marzell, Bayer. Volksbotanik, 57, 165.
[13] Marzell, Unsere Heilpflanzen 60.
[14] Ebenda 217.
[15] Flückiger, Grundriß d. Pharmakognosie, 194.

Digitized by Google

Peſt und im weiteren Sinne auch gegen alle böſen Läufte und Verzauberungen[16]. Angelica bulfer So Eins Ein gefröſt oder hitz anſtößt / 1 quintlein Eingenumen vnd darauff geſchwitzt.

Zu den Pflanzen, die dem Menſchen aus der nächſten Umgebung ſeiner Behauſung jederzeit zur Verfügung ſtanden, gehört der Wegerich (Plantago). Trotzdem er zu den rein germaniſchen Heilkräutern gezählt werden kann, deutet ſeine Anwendung in dieſem Falle auf ein Mittel des griechiſchen Arztes Dioſkurides hin, der drei Wegerichwurzeln mit 3 Becher Wein und ebenſoviel Waſſer gegen das dreitägige Fieber verordnet[17]. Das Bruchſtück dieſes Rezeptes lautet: vir das vieber / Nim wegrich wurz / leg die in wein vnd drinckh dorab.

Auch die Wurzel der blauen Schwertlilie (Iris germanica) wurde im Mittelalter zur Fieberbekämpfung herangezogen. Das Kapitulare Karls des Großen mag wohl zur Einführung der Pflanze aus den Mittelmeerländern in D··ıtſchland beigetragen haben. Im Altertum war ihr Wurzelſtock des Wohlgeruches wegen zu kosmetiſchen Zwecken ſehr beliebt. Unter dem Namen „Veielwurzel" wird er noch heute in den Apotheken zum Kauen für zahnende Kinder verlangt. Die Volksmedizin verwendete das Rhizom früher auch gegen Waſſerſucht[18]. ain andters vir das vieber. ſhab die ploben (blauen) lilgen wurzen / zerſchneits das khlain vnd in ainem khalten wein zu morgens odter nachs ein geben.

Im Laufe des Mittelalters drangen manche ſchulmediziniſche Anſichten über Urſachen und Bekämpfung von Krankheiten in die Volksmedizin ein. So finden ſich in der Rezeptſammlung Verordnungen, welche die Ableitung des vermuteten Krankheitsſtoffes vom erkrankten Organ auf einen geſunden Körperteil bezwecken und aus denen deutlich erſichtlich iſt, daß das Fieber als Krankheit aufgefaßt wird. Dem Volke freilich erſchienen die von der zünftigen Heilkunde angeordneten hautreizenden und blaſenziehenden Ableitungsmittel unzureichend. Es nahm an ihrer Stelle oft die ihm bekannten und wirkſamer erſcheinenden Zaubermittel. Den beſten Beweis hierfür liefert das Rezept: für große hitz vber die füß geſchlagen / rauden vnd wacholderbeer vnder einand geſtoſen / brot broſamb vnd ſaltz ein wenig mit eſſig angefeucht / warmb gemacht vndt vber die füß geſchlagen.

Dieſe Kur enthält ein ganzes Sammelſurium von Dingen, denen eine zauberiſche Wirkung zugeſchrieben wurde. Da iſt die Raute (Ruta graveolens), die aus den Mittelmeerländern ſtammt und in der antiken Medizin eine große Bedeutung hatte. Sowohl dort, als auch in der mittelalterlichen Heilkunde wurde ſie ihres ſcharfen Geruches und Saftes wegen gegen allerlei Krankheiten und auch als zauberwidriges Mittel gebraucht. Wenn es zutrifft, daß die wilde Raute ſo ſcharf iſt, daß ſie auf der Haut des ſie Sammelnden Blaſen und Entzündungen verurſacht[19], ſo iſt ihre Anwendung als hautreizendes Mittel hier gerechtfertigt. Im Gegenſatz zur

[16] Wuttke, a. a. O. § 129.
[17] Marzell, Unſere Heilpflanzen, 181 ff.
[18] Hovorka und Kronfeld, a. a. O. 2, 75; Fehrle, Bad. Volksk. 1, 145.
[19] Marzell, Unſere Heilpflanzen 73 ff., Fehrle, Bad. Volksk. 1, 151.

Digitized by Google

Raute ist der Wacholder (Juniperus communis) eine vorwiegend nordische Pflanze. Der Verwendung der Beeren liegt offensichtlich die antidämonische Wirkung zugrunde, da solche sonst fast ausschließlich gegen Wassersucht und wegen ihrer harntreibenden Eigenschaft eingenommen wurden[20]. Auch Brot und Salz sind alte Schutzmittel vor Behexung und spielten bei der Bekämpfung von Fieber eine wichtige Rolle[21]. Das Aufbinden eines Teiges aus Kornmehl und Essig auf die Sohlen und Waden ist übrigens noch heute in Oberösterreich als Fieberabwendung im Schwung[22]. Die Anwendung von Salz und Essig entbehrt übrigens sicher nicht einer hautreizenden Wirkung. Daraus erklärt sich auch das folgende Rezept: So Eines große hitz hatt jn gantzen leib / So nempt Esig vnnd Site Saltz darinen vnnd reibe jm die sollen woll mitt / des Dags offt / Es zeucht große hitz vom leib heraus.

Eigenartig ist die Anwendungsform von dem Safte oder dem alkoholischen Auszug von Wegtritt (= Vogelknöterich, Polygonum aviculare) als Fieberableitung: wegtreten wasser ist gutt / wan ejn Kjnt ejn gelinge hiitz ankumbt / das man gleine babjrlein schneit vnd die babjrlej jm obgemelt wassr dungt vnd dem Kjnt vber die sejtlein gelegt. Der Vogelknöterich ist eine alte Heil- und Zauberpflanze. Schon Plinius berichtet von ihr, daß sie, einem Kranken umgehängt, das dreitägige Fieber (Wechselfieber) abwende. Auch Bock sagt in seinem Kräuterbuch aus dem Jahre 1551, ihr Saft sei „ein principal zu leschen alle jnnerlich vnnd eußerlich hitz"[23].

Auf irgend einen Zauber gründet sich sicherlich auch das Heilmittel: vir die hitz / schmir die Fus Sulln mit hecht schmaltz. Wenn der Hecht (Esox lucius) einmal in der Volksmedizin verwendet wurde, so geschah es hauptsächlich seines Kopfskelettes wegen, aus dem die Werkzeuge des Leidens Christi zu erkennen sein sollen[24].

Die Verwendung der bisher angeführten Ableitungsmittel ist mehr oder weniger durch den Glauben an ihre übernatürliche Wirkung bedingt; den nun folgenden Rezepten jedoch kann eine Heilkraft auf Grund der in den Mitteln enthaltenen Stoffen wenigstens ohne weiteres nicht abgestritten werden. So wird verordnet: für die hitz vber die hende geschlagen vf die bulst / Citronen schelffen in rosen essig gelegt. Das bittere ätherische Öl, das in großen Mengen in der frischen Zitronenschale enthalten ist, löst beim Verdunsten eine kühlende Wirkung aus. Osiander[25] beschreibt in seiner Sammlung von Volksarzneimitteln einen Brauch gegen das Kopfweh: „Man schält von einer Zitrone ein Stück der Schale, so daß kein Weißes daran bleibt und legt dies mit der nassen Seite an eine der Schläfen, wo es fest klebt, in kurzem einen roten Fleck zieht und brennendes Jucken verursacht, wovon der Kopfschmerz in kurzer Zeit verschwinden soll." Eine ähnliche Anwendung von Zitronenschalen gegen Fieber bringt

[20] Marzell, ebenda 18.
[21] Wuttke, § 499.
[22] Hovorka und Kronfeld, 1, 142.
[23] Marzell, Unsere Heilpflanzen, 50.
[24] Wuttke, a. a. O. § 152.
[25] Hovorka und Kronfeld, a. a. O. 2, 188.

Digitized by Google

das Rezept: iber die bulſt zu ſchlagen wan Eins gar Krankh vnd ſchwach iſt / nimb Citzron vndt ſchneidt die ſchalle rundter / der leng nach / mach eins 2 finger breidt / ſchneidt das weis wohl dar von / nehe weiſe bendtel auf der Eiſer ſeidte daran / ſtuffs wohl mit einem meſer / nimb hertz ſterckhet waſer vnndt woh hitz iſt auch Killete (kühlendes) waſer dar zu / machs ein wenig warm / leg die Citzeron ſchölffen drein / laß ein wenig weiche / bins dem Krankhe auff beidte bulſt / wans druckhe ſein / ſo friſch widter.

Roſeneſſig oder Roſenwein war ſchon im Altertum ein viel gebrauchtes pharmazeutiſches Präparat aus den Damascener- oder Eſſigroſen (Rosae gallicae) und wurde im Mittelalter in den deutſchen Apotheken vielfach verwendet. Die kühlende Kraft des ätheriſchen Öles, verbunden mit der hautreizenden Wirkung des Eſſigs, ſteht außer Zweifel.

Die heutige wiſſenſchaftliche Medizin benutzt als blaſenziehendes Mittel das Capſicum-Pflaſter, hergeſtellt aus den Früchten des Spaniſchen Pfeffers (Capsicum annuum). Das volksheilkundliche Gegenſtück aus dem Mittelalter wurde folgendermaßen angewandt: vir die hitz / ſidt ein Ay hart / ſchneidts endtzway / ſtreis mit peffer legs auff die Fußſohlen. Die Spanier lernten 1493 auf Haiti das Capſicum kennen. Innerhalb kurzer Zeit ſchon verbreitete ſich damals der Spaniſche Pfeffer als Arznei und Küchengewürz über Europa. Die Frucht ſchmeckt äußerſt ſcharf und vermag die Haut bis zur Blaſenbildung zu reizen. Ähnliche Eigenſchaften hat auch der Schwarze Pfeffer (Piper nigrum), deſſen Verwendung ſchon im Altertum bekannt war und der zu den begehrteſten Gewürzen des Mittelalters zählte[26].

Ein weiteres tropiſches Arzneimittel iſt die Muskatnuß und Muskatblüte. Das Abendland verdankt wahrſcheinlich ihre Bekanntſchaft den arabiſchen Ärzten. Vom 12. Jahrhundert an erſchienen ſie im europäiſchen Handel, waren aber noch lange Zeit ſehr koſtbar[27]. Die Muskatnuß iſt noch heute ein geſchätztes Hausmittel gegen Magenverſtimmung. Eine ihrer früheren Anwendungen lautet: für groſe hitz im kopf / wan man nicht ſchlafen kan / ein ganze muſchkat / ¼ ſo ſchwer die muſchkat muſchkatplüt / vnder einand geſtoſen / dornach ein friſch eier Döterlein vndt roſen öle vndereinand gemiſcht / gibts ein ſelblein / vf Düchlich (Tüchlein) geſtrichen / vber die ſchlaf geſchlagen.

Ein Umſchlag, der jedoch eher kühlend als ableitend wirkt und auch zu dieſem Zwecke gebraucht iſt, ſetzt ſich aus Roſeneſſig und rotem Bolus zuſammen: ein küllung / nim roſen eſſig und roten polus und ſtoſ es und du es in den roſen eſig und netz ein duch darin und ſchlag es über / ſo kült es. Der rote und weiße Bolus gehört zu den Erdarten, deren arzneiliche Kräfte ſchon im Altertum bekannt waren. Zu kleinen Kuchen geformt und mit einem Siegelabdruck verſehen, waren ſie unter dem Namen Terraſigillata noch in der mittelalterlichen Heilkunde ſehr geſchätzt. Ihre verſchiedenartige Anwendungsform läßt folgendes Rezept erkennen: Terra Sigillata Einzunemen jn Allen Zuſtent / So eins ein gefröſt oder hitz geling ankumpt oder Einem nicht recht woll jſt / So Neme Er teriſigilata jn wein

[26] Flückiger, Grundriß der Pharmakognoſie 241 und 45.
[27] Ebenda 61.

Digitized by Google

oder Cartawenedicta wasser oder Erdrauch wasser Ein / Ein gantz oder halb kücklein zu morgens früh nüchtern vnd schwitze darauff / oder wan Einem Duncket Es Sei jm nicht woll / So leg terra Sigillata jn wein vnnd drinck Etlich dach dauon / auch zu Zeiten wan Eim gantz nichts jst Mag Eins drincken / Es verdreipt viel seuchen. Wenn das hier geschilderte Krankheitsbild auf ein Magenleiden zurückzuführen ist, so scheint die Anwendung eines Auszuges von Erdrauch (Fumaria officinalis) wohl verständlich, da diese Pflanze ihres Kaligehaltes wegen gegen Magenschwäche und Verstopfung wirkt[28]. Aus dem gleichen Grunde kann auch der Samen, das Pulver und der Absud von Cardobenediktenkraut (Carbenia benedicta) angewandt werden, einer Pflanze, die heute noch ihrer Bitterstoffe wegen offizinell ist[29]. Als Ersatz für Cardobenediktenwasser bringt folgendes Rezept den Auszug von Ampfer (Rumex), welche Pflanze Celsus als Stuhlgang beförderndes Mittel bezeichnet[30]. Auch das Rosenwasser, das aus der morgenländischen Medizin übernommen wurde, besitzt leicht abführende Eigenschaften[31]: Carttenbenedicten pulffer / So Eines gefröst oder hitzige kopfweh Anstost soll man des bulffers drei guter messer spitzen voll Einnemen jn Esig oder bier oder jn Cartabenedicta wasser / so mans haben kan oder Rosen wasser oder Ampfer wasser vnnd vber 6 stunken Soll mans wider Einemen / dan wider vber 6 Stunt / wans Nicht recht dun will Sols Eins noch Etlich dach Einemen / Ein dach 2 oder 3 mal nach Einander / nach dem er sich beuint (befinde) / der gleichen Soll mans auch brauchen / wan eines Ein gefröst anstöst / so Soll man Nemen 9 körner Cortawenedicta Samen vnd solf verstossen vnnd Einem Eingeben / wan jm das fieber Ankumpt jn Cortabenedicta wasser / oder so man das nicht haben kan / jn wein vnnd wan es jn wider Ankumpt, so gebe man jm wider 9 körner Ein wie vor vnnd zum dritten mal / So lest Es nach.

Cardobenedikten- oder Ampferwasser bildet auch einen Bestandteil des folgenden Fiebermittels, in dem zwar der Hauptwert auf das Einhorn gelegt ist. Ob hiermit das Horn des fabelhaften wilden Tieres in Pferdegestalt oder der Stoßzahn des Narwales gemeint ist, mag dahin gestellt sein. Jedenfalls war Einhorn äußerst selten und stand schon deshalb im Geruche eines kostbaren Wundermittels, dem jedoch jeder Wert abzusprechen ist und das lediglich als Suggestionsmittel wirken mochte. Unter den vielen Krankheiten, gegen die Einhorn verschrieben wurde, finden sich auch die Pest und das Fieber[32]. Einhorn 3 messerspitzen voll Eingenumen jn wein oder Cortawenadicta wasser oder Ampfer wasser so Einem Ein gefröst oder hitz Anstost.

Bereichert wurde der Arzneischatz des Volkes durch schulmedizinische Medikamente, die in den Apotheken erhältlich waren. Ein Beleg hierfür bringt folgendes Fiebermittel, in dem eine aus etwa 70 pflanzlichen und

[28] Söhns, Unsere Pflanzen, 131.
[29] Flückiger, Grundriß d. Pharmakognosie, 282 f.
[30] Hovorka und Kronfeld, a. a. O. 1, 19.
[31] Ebenda 363 f.
[32] Hovorka und Kronfeld, a. a. O. 1, 114; Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 2, unter Einhorn.

Digitized by Google

tierischen Stoffen zusammengesetzte Latwerge, der Theriak angepriesen wird. Dieses Mittel läßt sich übrigens bis in die Zeit des berühmten griechischen Arztes Gallen (130—210 n. Chr.) zurückverfolgen, ist andererseits — wenn auch in etwas anderer Zusammensetzung — heute noch in manchen Landapotheken zu finden[33]. Triackhs / So Eines Ein schauter Anstöst / So neme Man Einer bone gros jn wein Ein vnnd schwitze darauff.

Zu dem Inventar der mittelalterlichen Apotheke gehörte auch schon der Salpeter. Ob er im 16. Jahrhundert schon in größeren Mengen in Deutschland dargestellt, oder noch aus Italien bezogen wurde, ist fraglich. Jedenfalls war er im Volke bekannt. In kleineren Mengen eingenommen, wirkt er schweißtreibend, ist also nicht ungeeignet zur Fieberbekämpfung. Noch heute wird er in der Tierheilkunde als Fiebermittel verordnet. vir die hitz. nimb ½ lodt salpetter / 2 lodt Zuckher / weis von einem Ay / ein Mos waser / schits offt vndter ein andter / beh ein brodt / legs drein / las ein wenig lign / thus raus / so ist gerecht.

Neben der Bekämpfung des Fiebers geht natürlicherweise das Bestreben einher, den Durst zu löschen, der durch die erhöhte Körperwärme entsteht. Daß die zu diesem Zwecke angewandten, in der Rezeptsammlung aufgeführten Mittel zum größten Teile wirksam und zweckentsprechend sind, geht schon daraus hervor, daß sich die meisten bis auf unsere Tage als Hausmittel erhalten haben. Ihrer Einfachheit halber bedürfen sie keiner Erklärung. für grosen Durst zu krinken / Eier weiß vndt frisch waser gedrunken. Auch gleine weinberlein jn rossen wasser oder Sonst frisch brunen wasser gelecht vnnd offt daruon ein löffel voll gessen vnnd das wasser gedruncken / lescht den Durst vnnd die hitz / laxirt das man nicht verstopft wird.

vor große hitz vnnd Durst / So Nempt Semel brossam / reibs jn ein schüssel / gis frisch wasser darüber vnd tuhe Ein wenig gestossen Zimet vnnd Zuckher darein vnnd zum öffteren mal ein löffeluol daruon gessen / Es lescht den Durst vnd hitz vnnd sterckt.

Auch jn großer hitz vnnd Durst soll man geis milch Drincken oder Zigeren von geis oder kuhmilch gemacht / man Soll die milch jn einen haffen duhn vnd zum feuer setzen / wan es an hebet zu sitten / so gis Ein wenig Esig darein / so las zu samen vnnd wens woll zu samen geloffen ist / So Streichs durch vnnd duhe den kes daruon vnnd wan der kes dauon jst kalt worden / So duhe offt ein Drunck daruon / Es kület vnd lescht den Durst vnnd laxiert / wie dan jn großer hitz Eines geren verstopft wird / So dreipt der Ziger.

[33] Hov.-Kronf. a. a. O. 413.

Herr Postdirektor a. D. Eppinger in Nürnberg-Ebensee, Kupferstr. 6, sammelt die Worte, die früher dem Rhythmus des Dreschens zugrunde gelegt wurden, und bittet um Zusendungen.

Digitized by Google

Volkskundliches aus den Mirakelbüchern von Maria Eck, Traunwalchen, Kößlarn und Halbmeile.

Von Dr. Rudolf Kriß, Berchtesgaden.

Schon früh wurde die Bedeutung der Mirakelbücher für die Volkskundliche Forschung erkannt. Nach Höfler, der als erster die Inchenhofener Mirakelbücher im Jahre 1891 und 94 („Votivgaben beim Leonhardskult"; Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns) hauptsächlich nach der medizinischen Seite bearbeitet hat, erwarb sich besonders Spirkner mit mehreren Abhandlungen über den kulturgeschichtlichen Inhalt der Mirakelbücher von Diepoldskirchen und Langwinkl (Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern 1906), Angerbach und Lohe (dto. 1915) große Verdienste auf diesem wenig erforschten Gebiet. Einige weitere Mirakelbücher, teils Handschriften, teils ältere Drucke verwertete ich bereits in meinem Buche „Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten". Der hier folgende Aufsatz befaßt sich mit den Mirakelbüchern von Maria Eck und Traunwalchen in Oberbayern sowie Kößlarn und Halbmeile in Niederbayern, meist ziemlich umfangreichen Handschriften, deren Auszüge in meinem Buche nicht mehr Platz finden konnten. Ich verzichte an dieser Stelle auf eine Erörterunng über Mirakelbücher im allgemeinen, und, indem ich mich mit dem Hinweis auf die diesbezüglichen Bemerkungen Spirkners in Einleitung und Schluß seines ersten Aufsatzes über das Mirakelbuch von Diepoldskirchen (a. a. O. S. 177 ff., 195 ff.) beschränke, wende ich mich unverzüglich meinem besonderen Thema zu. Sachkundigen Lesern ist es ohnehin bekannt, daß jene ungeprüften Gebetserhörungen und Mirakel nicht etwa als offiziell kirchliche Lehrmeinungen oder gar als autorisierte Wunder angesehen werden dürfen, vielmehr lediglich als Niederschläge der volksmedizinischen und volksreligiösen Ansichten und Gebräuche vergangener Jahrhunderte zu gelten haben.

I. Maria Eck und Traunwalchen.

Wir wenden uns zunächst den beiden oberbayerischen Orten zu. Sie liegen in geringer örtlicher Entfernung, der eine einige Kilometer südlich, der andere nördlich von Traunstein. Über ihre Bedeutung als Gnadenstätten vgl. Kriß a. a. O. 152 ff. Das Mirakelbuch von Maria Eck, das im dortigen Kloster aufbewahrt wird, ist ein ziemlich umfangreicher Foliant, dessen Handschrift öfters wechselt und stellenweise bei arg verblaßter Tinte schlecht zu lesen ist. Er beginnt nach einer einleitenden Beschreibung der Kirche und ihrer Geschichte mit dem Jahre 1626 und ist von 1631 bis 1675 regelmäßig geführt. Für den Zeitraum von 1626 bis 1660 wurde am Schluß des Bandes sogar ein ausführliches Register angelegt. In jener Zeitspanne kamen insgesamt 580 Mirakel auf 515 Seiten zum Eintrag. 1675 tritt

Digitized by Google

eine Unterbrechung von 50 Jahren ein. Die Aufzeichnungen beginnen wieder im Jahre 1725, sind aber spärlicher, kürzer gefaßt und volkskundlich weniger ergiebig; sie werden bis 1792 kontinuiert; dazwischen sind auch einige ungeordnete Notizen aus früheren Jahren eingeschaltet; zuletzt folgen unregelmäßige Vermerke aus den Jahren 1809, 1820, 1857 und 1858.

Nun zum Inhalt der Einträge! Als erstes ist zu sagen, daß so ziemlich alle die bekannteren Opfergaben und Gelübdeformen erwähnt werden. Ihre Eintragung erfolgt jedoch nicht streng regelmäßig, so daß Rückschlüsse auf die Häufigkeit dieses oder jenes bestimmten Brauches nur in beschränktem Maße gemacht werden können. Als christliche Kultmittel werden hl. Messen, Rosenkränze und „gewisse Gebete" und Andachten genannt. Für die Kirche unmittelbar verwertbar sind außer den Geldopfern die gelegentlichen Spenden von liturgischen Gewändern und Geräten, Altartüchern usw., vor allem aber von Kerzen. Das Wachsopfer ist überhaupt eines der beliebtesten. Es kommt ungeformt, nur nach dem Gewichte angegeben, oder geformt zur Darbringung. Sämtliche der auch heute noch gebräuchlichen Gegenstände, wie menschliche Figuren, Köpfe, Wickelkinder, Arme, Beine, Herzen, Brüste, Rümpfe, Augen, Ohren, Gebärmutterkröten, Haustiere und Häuser werden genannt. (Auf Ausnahmen kommen wir später zurück.) Außer aus Wachs werden sie zuweilen auch aus Silber hergestellt. Die Gabe steht zuweilen in einem noch engeren sympathetischen Zusammenhang mit der opfernden Person. Figuren werden nach dem Gewichte des Spenders und Kerzen nach seiner Körperlänge bemessen. Die Wachsstöcke müssen zuweilen so lang sein, daß sie um die Kirche herumreichen. Häufiger erwähnt werden gemalte Votivtafeln, seltener Kleideropfer (wie Hemd, Rock, Schleier, rote Seide, — meist bei Fraisen —) und das „lebende Opfer", das, wenn es überhaupt näher bezeichnet ist, meist in Geflügel, besonders Hennen, in Ausnahmefällen in größeren Tieren, wie Kälbern und Kühen besteht.

Auch beim Lesen der Gelübdeformen stoßen wir auf altbekannte Erscheinungen; Wallfahrten in Wasser und Brot, in Begleitung mehrerer Personen, Frauen und Jungfrauen, mit brennenden Lichtern, Verlöbnisse von in Almosen gesammelten Gaben, jährliche Zinsleistungen, begegnen uns, sind jedoch bereits ziemlich selten. Die Wallfahrer kommen gewöhnlich aus der näheren und weiteren Umgebung, aus den Gegenden von Traunstein und Salzburg, jedoch mitunter auch aus größeren Entfernungen; der weiteste Ort dürfte Straßburg bei Gurk in Kärnten sein. Nichterfüllung des Gelübdes bringt Wiederkehr der Krankheit.

Der Genuß des aus Herz und Brust der Muttergottes fließenden Wassers, desgleichen die Waschung mit diesem, gilt als heilkräftig; anscheinend war früher eine Quelle vorhanden, deren Lauf in dieser Weise eingerichtet war. Heute besteht sie nicht mehr. Öfters erscheint die Muttergottes in Gestalt der Gnadenstatue von Maria Eck auch persönlich und ermahnt diesen oder jenen zu einer Wallfahrt. Auffällig ist dabei, daß die verschiedenen Gnadenmadonnen zuweilen als Konkurrentinnen auftreten. Sie gelten im Glauben des Volkes als völlig verschiedene Personen und ich werde später Fälle anführen, in denen Krankheiten wiederkehren, wenn

Digitized by Google

der Votant anstatt seinem Versprechen gemäß nach Maria Eck zu wallfahrten, nach Altötting oder zu einem anderen Ort pilgert.

Unbekannte Leiden bezeichnet man schlechthin als „Prechen" oder „gewissen Zustand". Gelegentliche mundartliche Bezeichnungen von Krankheiten sind aus dem deutschen Krankheitsnamenbuch von Max Höfler (1899) bekannt; neuartige Namen fand ich nicht. Der bis ins 19. Jahrhundert herein allgemein verbreitete Glaube an personifizierte Krankheitserreger findet in den öfters vorkommenden Teufels- und Dämonenaustreibungen seinen Niederschlag; derartige Einträge werden daher von Unkundigen ganz mit Unrecht verspottet.

Die Anliegen, in denen Maria um ihre Hilfe angerufen wird, die Krankheiten und Unglücksfälle sind von größter Mannigfaltigkeit. Wir bringen im folgenden eine Auswahl der bezeichnendsten Fälle, sowie besonderer Gelübdeformen. Gelegentliche wörtliche Zitate werden in hochdeutsche Schreibweise übertragen. Im ersten Fall, der zum Eintrag kommt, verlobt eine Frau in Kindsnöten, einen Stein zum Bau der neuen Kirche heraufzutragen (1626). Wegen Erblindung wird eine Wallfahrt nach Maria Eck, Andechs und St. Wolfgang versprochen (1631). Einer Frau, die wegen Krankheit hieher pilgert, erscheint im Schlafe das hölzere Marienbild, das damals in der Kirche gestanden, und sagt ihr, sie solle ihr ein rotseidenes „Ströndl" umhängen, dann werde „etwas in ihr zerbrechen"; in der folgenden Nacht bricht der Frau ein Apostem auf und sie wird gesund (1633). Wegen der Gicht eines Kindes werden 7 Vierling Wachs, eine Henne und ein alter Kreuzsechser verlobt (1634). Ein Bauer aus dem Wildenwarter Gericht wird, weil er seine Steuern nicht zahlen konnte, in Hartmannsberg eingesperrt. In der Nacht erscheint ihm ein böser Geist, hebt ihn von der Ofenbank und wirft ihn zu Boden. Einer seiner Mitgefangenen starb vor Schreck über dieses Ereignis drei Tage darauf. Der böse Geist verfolgt den Bauern auch noch nach seiner Freilassung und zeigt ihm einen Strick zum Erhängen. Erst nachdem ihn die Muttergottes in einer Erscheinung aufgefordert hatte, sich zu verloben, läßt das Gespenst von ihm ab (1634). Ein Kind hat das Herzgesperr; seine Eltern verloben es mit einem wächsernen Herz, einem Kränzel und einer Wallfahrt mit fliegendem Haar (1635). Eine Frau „war schon so elend, daß die Verwandten bereits mit einem Licht zur Ausfahrung ihrer Seele am Bett standen"; sie wird jedoch nach erfolgtem Gelübde wieder gesund (1634). Einer anderen Frau erscheinen in ihrer Krankheit zwei weißgekleidete Knaben und sagen ihr, sie solle sich nach Maria Eck verloben (1634). Ein Mann führt seine versprochene Kirchfahrt nach Maria Eck nicht aus und geht statt dessen nach Altötting; daraufhin wird er wieder krank und es erscheint ihm Maria als Gnadenmutter von Maria Eck und sagt ihm, er müsse zu i h r pilgern (1634). Einem Mädchen namens Gertrud Leitinger, die schon einmal von einem bösen Geist auf einen Berg entführt worden war, erscheint beim Kuhmelken abermals ein unbekannter Mann, welcher ihr eine Ohrfeige gibt und sie bei den Füßen zieht, ihr aber dann sagt, er könne ihr nicht weiter schaden, denn „er stehe mit dem anderen Fuß bis über die Knoten des Nachts im Fegefeuer. Tagsüber gehe er aus Ver-

Digitized by Google

hängnis Gottes herum, die Leute anzufechten"; er begehrt, das Mädchen solle nach Maria Eck und Gmain wallfahren und „mit anderem Volk nach Altötting gehen", und es solle seinem Weib andeuten, sie solle jeden Sonntag morgen einen Rosenkranz beten und zu der Zeit als er, Martin Emeter, im Herbst vor sechs Jahren, wo er als Holzknecht von einem umgestürzten Baum erschlagen worden sei, eine Messe lesen lassen. Der Geist bezeichnet auch der Gertraud den betreffenden Ort; was er ihr dann noch sagt, konnte sich das Mädchen nicht merken. Zuletzt sei nach ihrer Angabe der Geist in die Erde versunken (1640).

In Volkräding bei Palling erscheint ein Geist, der mehrere Tage hintereinander das Wohnhaus, verschiedene Kammern, und den Heustadel heimsucht, Fenster zertrümmert usw., auch Leute verletzt, zuletzt zerhaut er noch mehrere Teller und Geschirr und erst auf mehrfaches Verlöbnis verschwindet er (1641). Eine Frau verlobt ihre Tochter mit fliegendem Haar, lebendigem Opfer und eine wächserne Krone auf dem Haupt zu tragen (1645). Ein Mann opfert wegen seines Leibschadens ein dreijähriges Kalb (1649). Eine Frau im Kindbett wird von einem schwarzen Hund angefochten; es erscheint Maria als eine Frau im blauen Gewand und reicht ihr ihr Szepter, mit dem sie den Hund vertreiben kann (1651). Ein kleines Kind, das aus der Wiege gefallen war und fast erstickt wäre, wird in eigener Schwere in Wachs verlobt, und außerdem von den wallfahrenden Eltern mitgetragen (1656). Ein Mann verlobt sich wegen Leibschadens zu Unserer Lieben Frau in Prien, bekommt aber später neuerdings Geschwüre im Leib und verlobt sich hieher mit einer wächsernen Kerze um den Leib gezogen (1656). Es folgen nun einige Nachträge von älteren Mirakeln. Einem Mann aus Trostberg, der die ungarische Krankheit hatte, sind zehn weißgekleidete Jungfrauen erschienen, die von Maria Eck hergekommen waren, ihn trösteten und mit einem Opfer verlobten (1634). Eine Frau verlobt sich wegen lahmer Füße mit Wachs nach Maria Eck; sie wird gesund, opfert aber die wächsernen Füße anderswohin, worauf sich die Krankheit wiederum einstellt. Es kommt ihr nun der Gedanke, die wächsernen Füße an den rechten Ort zu opfern, worauf sie geheilt wird (1634). Von einer Person wird eine wächserne Achsel verlobt (1638). Eine Frau aus Mühldorf verlobt ihren Ehemann mit einem wächsernen Bild in seiner eigenen Schwere, weil er beim Einfall der Schweden in die Stadt rechtzeitig fliehen konnte; „dieser verlobte Herr ist in seiner Größe, Form, Gestalt und männlichen Statur wohl posiert allhier in der Kirche aufrecht stehend vorgestellt" (1648). Als Seltenheit werden in diesen Nachträgen auch mehrere auf Kupfer gemalte Täfelein erwähnt. Es geht nun mit dem Jahre 1656 in regelmäßiger Reihenfolge weiter. Eine Frau spendet zwei hölzerne Füße (1659). Ein Mann verlobt sich mit Opfer und Votivtafel, weil er 8 Jahre lang an der Bärmutter große Schmerzen hatte (1660). Es wird eine Wallfahrt verlobt mit einer großen brennenden Wachskerze, aus Dankbarkeit dafür, weil ein schwaches Kind noch rechtzeitig vor seinem Tode die Nottaufe erhalten konnte (1660).

Ein der Trunkenheit ergebener junger Mann verspricht, nach Maria Eck den silbernen und vergoldeten Gürtel seiner Mutter zu opfern; der

Digitized by Google

Vater weigert sich indes, den Gürtel herzugeben, worauf der Sohn wiederum in seine Krankheit verfällt, und auch Anfechtungen bekommt. Erst als der böse Geist, der den Sohn angefochten, auch in seinem eigenen Hause zu rumoren beginnt, willigt der Vater ein. Die Wallfahrt wird von Salzburg aus, dem Wohnort des Sohnes, in Wasser und Brot unternommen, wobei der junge Mann noch auf dem ganzen Weg von bösen Geistern geplagt wird (1661). Ein wächsernes Haus wird von einer Salzburgerin als Präventivmittel gegen Feuersgefahr geopfert, als sie im nahen Laufen einen Brand miterlebt hatte (1665). Ein Mann hat einen Leibschaden; da erscheint ihm die hl. Maria von Altötting und ermahnt ihn zu einer Wallfahrt dorthin; im nächsten Jahre tritt der Leibschaden an der anderen Seite auf, und alsbald erscheint im Schlaf Maria von Eck und fordert gleichfalls zu einer Wallfahrt zu ihrem Gnadenorte auf (1666). Eine Frau aus Tittmoning kauft ein Haus, das während der Pest ausgestorben war, aus Furcht vor neuerlicher Ansteckung verlobt sie drei Wallfahrten nach Altötting, Plain und Maria Eck; zum letzten Ort auch mit einem Wachsstock, der so lang ist als die Kirche im Umkreis mißt (1666). Am St. Annatag kommt ein Bauer aus Mitterfill, dem in schwerer Krankheit geträumt hatte, er müsse über einen Steg gehen, darunter Feuer und Blut war, aber die hl. Mutter Anna und Maria hätten ihn in ihre Mitte genommen und er sei ohne Schaden hinübergekommen (1667).

Eine seltsame Geistergeschichte kommt noch im 18. Jahrhundert zum Eintrag. Ein schwarzer Mann erscheint vor dem Fenster eines Hauses, reizt die Inwohnerin zum Erhängen auf, und verwandelt sich dann in eine Schlange. Nach dem Verlöbnis verschwindet der Spuk (1725). Der letzte Fall berichtet von einer wahnsinnigen Person aus Inzell, welche in ihrer Kammer eingesperrt ist, und zuweilen angekettet werden muß (1858); wir ersehen daraus, daß sich die grausame Behandlung Geistesgestörter, ihre Fesselung und Ankettung bis in eine sehr späte Zeit hinein erhalten hat.

Nach dieser knappen Auswahl gehe ich an die Schilderung des im Pfarrarchiv von Traunwalchen aufbewahrten Mirakelbuches. Das Buch hing früher zur öffentlichen Einsichtnahme in der Kirche, wo es mit einer eisernen Kette an der Wand befestigt war; heute befindet es sich im Pfarrhof; an der sehr harten Einbanddecke ist immer noch die Kette eingehakt. Die Handschrift ist etwa 460 Seiten stark. Weitaus der größte Teil ist äußerst sorgfältig in Druckbuchstaben geschrieben. Auf 380 Seiten, denen ein etwa 50 Seiten starkes Register voransteht, sind an die tausend Mirakel verzeichnet, die sich in der Zeit von 1507 bis 1519 (1541) zugetragen haben. Obwohl die einzelnen Einträge meist nicht datiert sind, so ersieht man aus den gelegentlichen Jahreszahlangaben dennoch, daß die Berichte in regelmäßiger Folge den Zeitraum von 1507—1519 umfassen, denen sich je zwei Einträge aus 1536 und 1541 anschließen, womit dann die gleichmäßige Schriftführung aufhört. Man hat den Eindruck, als sei das ganze Buch bis hieher von einer einzelnen Person, vielleicht einem Wallfahrtspriester verfaßt worden, der ältere Notizen sammelte und abschrieb. Auf den letzten 30 Seiten folgen ganz regellose Einträge in wechselnden, meist schlechten Schriften, die zuweilen von den Wallfahrern mit eigener Hand in das auf-

Digitized by Google

liegende Buch eingetragen zu sein scheinen; sie beginnen mit dem Jahre 1607 und sind sehr spärlich; bis 1673 liest man nur neun Vermerke. Von 1679 bis 1681 hat sich wieder eine bestimmte Person des Buches angenommen, jedoch werden im Vergleich zu früher nur recht wenige Fälle angemeldet. Den Beschluß bilden 14 verstreute Eintragungen, die zwischen 1699 und 1742 gemacht wurden; zuletzt sind 10 Blätter herausgeschnitten.

Zum Inhalt des Buches übergehend, schicke ich voraus, daß Opfergaben und Gelübdeformen sich zum großen Teil mit den in der Maria Ecker-Handschrift genannten decken, ich mir also allgemeine Vorbemerkungen ersparen kann. Trotzdem finden sich auch ganz bezeichnende Unterschiede, die dem Traunwalchener Buch sein besonderes Gepräge verleihen und nicht übergangen werden dürfen. Sie liegen zum Teil darin begründet, daß dieses über ein ganzes Jahrhundert früher begonnen wurde. So fällt es auf, daß im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts (aus dem ja die meisten Einträge stammen) Votivtafeln überhaupt nicht genannt werden. Wenn man daraus auch nicht auf ihre völlige Unbekanntheit in jenem Zeitalter schließen kann (die Einträge sind nicht unbedingt verläßlich; auch besitzen wir aus anderen Orten vereinzelte Belege für ihr Vorkommen), so beweist dieser Umstand doch so viel, daß ihre Darbringung damals noch zu den Ausnahmen gehörte. Der Brauch erlangt erst im 17. Jahrhundert seine heutige Popularität, wie uns die zahlreichen Exemplare aus jener Zeit beweisen; die wenigen Traunwalchener Einträge aus dem 17. und 18. Jahrhundert erwähnen sie gleichfalls. Auch beim Wachsopfer überwiegen noch Kerzen und ungeformtes Wachs die später allgemein verbreiteten Figuren. Jedoch waren, wie aus gelegentlichen Bemerkungen hervorgeht, die heute üblichen Votive schon bekannt, nur scheinen sie dem Mirakelschreiber so unbedeutend vorgekommen zu sein, daß er sie selten eintrug; sie wurden manchmal vom Votanten selbst aus freier Hand geformt; als Raritäten führe ich Nasen, Zähne, Hirnschalen und Kniescheiben an. Umgekehrt ist das lebende Opfer außerordentlich beliebt. Es fehlt fast in keinem Fall. Leider ist gewöhnlich nicht gesagt, worin es bestand; jedoch können wir aus den vereinzelten Angaben mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß es für gewöhnlich Hühner, seltener anderes Geflügel wie Tauben, Enten oder Gänse waren; größere Tiere, Kälber, Kühe und Lämmer gehören zu den Ausnahmen und sind eigens genannt. Das Kleideropfer („das Pfaidt", „der beste Rock", der Schleier, der Gürtel usw.) ist ebenfalls ziemlich beliebt.

Die Gelübdeformen sind durchweg noch strenger als in den späteren Jahrhunderten, in denen eine bedeutende Milderung eintritt. Wallfahrten in Wasser und Brot, im Almosen (d. h. der Lebensunterhalt während der Pilgerfahrt darf nur aus Wasser und Brot bestehen oder muß erbettelt sein), mit brennendem Licht und barfuß sind keineswegs selten; einmal ist sogar eine nackte Wallfahrt erwähnt. Sehr oft muß das letzte Wegstück auf bloßen Knien rutschend zurückgelegt werden, oder Kirche und Altar müssen auf diese Weise mehreremale umkreist werden. Besonders charakteristisch für Traunwalchen sind Wallfahrten in Begleitung mehrerer Personen, oft bis zu 14 an der Zahl; dabei ist gewöhnlich genannt, aus wieviel Männern, Frauen oder Jungfrauen (bei letzteren ist mitunter weiße Kleidung

Digitized by Google

erforderlich) die Begleitung bestehen muß. Auch Priester gehen manchmal mit. Derartige Verlöbnisse haben sich, soweit mir bekannt, an keinem Wallfahrtsort einer so ausgesprochenen Beliebtheit erfreut; sie zählen sonst zu den Seltenheiten. Hervorzuheben habe ich noch, daß keineswegs stets nur die eine oder andere Bedingung allein an die Wallfahrt geknüpft ist; gewöhnlich werden mehrere zusammen versprochen, wozu dann, wenn es jemand besonders gründlich machen will, noch eine Wachsspende, ein lebendes Opfer, eine Messe, Rosenkranz oder ein gewisses Gebet als christliche Kultmittel dazukommen.

Auf das Einschreiben der erlangten Gutat, das gewöhnlich im Beisein verschiedener mit Namen genannter Personen geschieht, wird großer Wert gelegt; die Unterlassung bringt öfters Wiederkehr der Krankheit. Maria erscheint nicht selten auch persönlich und fordert zur Wallfahrt nach Traunwalchen auf; sie tritt dabei gerne in Gestalt ihres Gnadenbildes auf und steht dann wie die hl. Maria von Eck zuweilen in einer Art von Konkurrenzverhältnis zu anderen Gnadenmadonnen. Auch der Gebrauch des Wassers der Frauenbrunnquelle heilt allerlei Leiden durch äußerliche und innerliche Anwendung.

Zur Erläuterung dieser Beschreibung mögen einige Einzelheiten dienen: Der erste Fall, mit dem das Mirakelbuch eröffnet wird, handelt von einem Knecht, der unters Mühlrad gekommen war; es erscheint ihm Maria, die ihm sagt, er solle sich zu ihr verloben, worauf er unversehrt aus dem Bach herauskommt (Bl. 1, 1507). Einem Mann aus Schwaz, der an den bösen Blattern erkrankt ist, erscheint gleichfalls Maria und fordert ihn auf, sein Gewand und seine Kleider nach Traunwalchen zu verloben (Bl. 1). Ein anderes Mal werden bei den bösen Blattern ein lebendiges Opfer (Bl. 2) und wieder einmal 20 Kirchgänge versprochen (Bl. 5). Eine Frau aus Oberberg verlobt sich wegen ihres kranken Kindes von dort bis zur Kirche auf bloßen Knien zu kommen (Bl. 2, 1512). Eine Frau aus Traunstein möchte gerne wissen, ob sie sich im Zustande der Schwangerschaft befinde oder nicht. Sie läßt sich von Salzburg eine Arznei kommen und verspricht sich hieher mit einem lebendigen Opfer, damit ihr die hl. Maria sage, ob sie die Arznei genießen solle oder nicht. Maria erscheint ihr und verkündet ihr, sie solle sie nicht trinken; sie sei schwanger und das Kind werde sich am dritten Tage rühren. Es geschieht wie verheißen (Bl. 5, 1512). Ein Vater verlobt seinen 12jährigen Sohn auf Befehl Mariens mit drei Enten; der Sohn kriecht außerdem auf bloßen Knieen um den Altar und der Vater vollführt eine Wallfahrt in Begleitung von neun Frauen und läßt ein Hochamt lesen (Bl. 7, 1512). Ein Bürger von Schwaz wurde von der Pest befallen. Als er bereits ins Leichentuch eingenäht worden war, verlobt er sich, er kann sich wiederum bewegen und das Tuch wird aufgeschnitten; nach seiner Gesundung vollführt er eine Wallfahrt im Almosen, spendet drei Pfund Wachs und macht sich jährlich zinsbar (Bl. 9, 1513). In schwerer Krankheit wird eine Wallfahrt mit 7 Personen alle mit brennenden Lichtern versprochen. Da aber die Heilung nicht eingeschrieben worden war, kehrt die Krankheit wieder, und vergeht erst wieder, nachdem auch dieser Pflicht genüge getan worden war (Bl. 13, 1513). Ein Geisteskranker verläßt an einem Donners-

Digitized by Google

tag Mittag das Haus nur mit einem Hemd bekleidet, erst am nächsten Tage wird er (es war Winter) im Schnee gefunden. Aus Dank für seine Gesundung und auch dafür, daß er nicht erfroren war, verlobt er eine Wallfahrt mit zwei Priestern und einem Fuder Bretter (Bl. 15, 1513). Sehr häufig begegnet uns die ungarische Krankheit; scheinbar wurde sie in dieser Gegend eingeschleppt, und fand rasche Verbreitung. Verlobt wird in diesem Falle gewöhnlich ein lebendes Opfer oder Kleider, oder es werden die bekannten Gelübdeformen verrichtet. Auch schwächliche neugeborene Kinder werden häufig verlobt, lediglich aus dem Grunde, daß sie noch rechtzeitig vor ihrem Tode die Nottaufe erhalten; wegen dieser Gnade verlobt sich einmal eine Mutter mit drei Frauen, alle mit brennenden Lichtern und einem lebenden Opfer (Bl. 23. 1513). Jemand, der von der ungarischen Krankheit befallen wurde, läßt aus einem Vierling Wachs einen Zelten anfertigen und legt ihn auf den Schaden auf. Nachher wird er in Traunwalchen geopfert. Ein beachtenswerter Fall von magischer Krankheitsübertragung! (Bl. 28, 1514.) Eine Frau gebiert zwei scheinbar tote Kinder. Sie verlobt sich mit 14 Frauen mit brennenden Lichtern, daß wenigstens das erste Kind am Leben bleibe. Es stirbt aber im Bade, worauf der Vater für das Leben des zweiten Kindes seine einzige Kuh verspricht, was zur Folge hat, daß beide Kinder lebendig werden, eines davon allerdings stirbt nach der Taufe (Bl. 29, 1514). Ein Mann aus Pittenhart verspricht eine Wallfahrt barfuß und „mit brennenden Lichtern um den Kopf" (Bl. 31, 1514). Eine Frau beschreibt ihren Leibschaden wie folgt: 13 Löcher auf der Brust, 3 auf der Achsel, 1 in der Seite, 2 auf dem Bauche; gewiß ein schwerer Fall! (Bl. 32, 1514.) Die Mutter eines bruchleidenden Kindes verspricht sich „mit Seide um den Bauch gemessen" (Bl. 32, 1514). Ein Priestergesell wird von seinem Pfarrer verlobt, von Trostberg aus nackt hieher zu wallfahrten. Der Kaplan führt das Gelübde nach erlangter Gesundheit aus (Bl. 36, 1514). Bei wehen Füßen wird eine Hose voll Weizen verlobt (Bl. 41, 1514). Ein anderes Mal lesen wir das Gelübde, an jedem Finger einen Rosenkranz zu beten (Bl. 44, 1514). Eine Frau gebiert ein Kind mit elf Fingern. Sie verlobt einen Wachsfinger, worauf der elfte Finger abfällt (Bl. 46, 1514). In Kindsnöten werden 7 hl. Messen 7 Samstage nacheinander versprochen und zu jeder müsse ein lebendes Opfer und 7 brennende Lichter gebracht werden (Bl. 50, 1514). Als wegen eines Beinbruches eine Wallfahrt nach Altötting verlobt wurde, erscheint dem Votanten Maria von Traunwalchen und befiehlt ihm, er solle zu ihr gehen. Obwohl der Betreffende den Ort nicht kennt, verlobt er sich trotzdem mit dem Almosen, einer wächsernen Schiene und einem hl. Amt (Bl. 53, 1514). Merkwürdig ist die Beschreibung einer schweren Geburt wegen Schräglage des Kindes. Es heißt, an einem Samstag sei die Hand des Kindes zum Vorschein gekommen, man habe die Hand getauft, worauf sie das Kind wieder in den Mutterleib zurückgezogen habe. Daraufhin verlobt man sich mit einem lebendigen Opfer nach Traunwalchen. Am Sonntag erfolgt dann die Geburt, das Kind stirbt nach dem Bade (Bl. 56, 1514). Ein Knabe hat einen Bruch: verlobt werden ½ Pfund Wachs, weiße Seide, eine weiße Henne und alle Jahre ein Kirchgang (Bl. 57, 1515). Ein Mann hat die

Digitized by Google

bösen Blattern, er zählt die einzelnen Narben ab, drückt sie in ein wächsernes Bild ein und verlobt außerdem eine Wallfahrt mit elf Frauen und drei Männern (Bl. 59, 1515). In Kindsnöten wird eine Wallfahrt versprochen in Begleitung dreier Frauen und unter der Bedingung, daß dabei nicht gesprochen werden dürfe (Bl. 62, 1515). Eine Mutter verlobt ihr krankes Kind, führt aber das Gelübde nicht aus, worauf das Kind stirbt. Die Frau erfüllt jedoch nachträglich ihr Versprechen (Bl. 63, 1515). Bei Fußschmerzen wird eine Wallfahrt „mit einem wächsernen Ring um das Bein zu tragen" und einem Schleier verlobt (Bl. 66; 1515). Bei Halsweh legt der Votant einen dreifachen Kranz von Wachs um den Hals und opfert ihn nachher in Traunwalchen auf (Bl. 67, 1515). Ein Mann verlobt seine stumme Frau mit einem Hut voll Korn (Bl. 77, 1516). Einer Frau wird geraten, sich nach Traunwalchen zu verloben, worauf sie erwidert, diese Wallfahrt sei nicht so groß wie die nach Altötting. Da erscheint ihr Maria und sagt ihr, sie tue eine große Sünde, daß sie der Fahrt widerrede. Darauf verspricht sie sich mit einem lebendigen Opfer und „einer Kerze um ihren Leib gemessen" (Bl. 82, 1516). Eine Frau verlobt ihren kranken Mann mit ihrer besten Kuh (Bl. 83, 1516). Bei schwerer Krankheit wird abermals eine Kuh geopfert. Der Votant „antwortet die Kuh und löst sie wieder" (Bl. 85, 1516). Aus dieser Bemerkung ersehen wir, daß größere Tiere nicht mehr realiter geopfert, sondern in Geld abgelöst wurden. Eine Mutter verlobt ihre kranke Tochter mit einem lebendigen Opfer und „einem Pfennig ohne Rede im Mund zu tragen" und mit einer Wallfahrt in Begleitung dreier Jungfrauen (Bl. 95, 1516). In Geburtsnot wird eine Kerze geopfert, nachdem sie der Schwangeren um den Leib gemessen worden war (Bl. 97, 1516). Bei Geistesgestörtheit wird ein Roß aufgeopfert unter der Bedingung, daß es in Traunwalchen zurück gelassen werde, ferner alle Jahre ein lebendes Opfer (Bl. 117, 1517). Bei Kopfweh muß eine wächserne Kerze um das Haupt getragen werden (Bl. 120, 1517). Ein anderes Mal opfert ein kranker Mann ein Wachsbild in seiner eigenen Schwere (Bl. 133, 1517). In schwerer Krankheit wird verlobt, jährlich ein Metzen Korn zu opfern, außerdem jährlich am Kirchtag ein Metzen Korn an die Armen zu verschenken, ferner jährlich eine Wallfahrt zu tun in Begleitung von sechs Frauen und fünf Jungfrauen, welche brennende Lichter tragen und auf den Knien um den Altar kriechen müßten (Bl. 144, 1518). Eine Frau opfert „einen Docht, dreifach um den Bauch gemessen"! (Bl. 151, 1518).

Einem Schmied springt ein glühendes Eisen ins Auge, worauf er einen wächsernen Augapfel anfertigt, darin das Eisen steckt (Bl. 153, 1518). Eine Frau verspricht während der Schwangerschaft ein Kuhkalb zu opfern, es aber nicht wiederum zu lösen. Hier spielt die alte Vorstellung herein, nach der das Tier wirklich geopfert werden muß. Die Ablösung in Geld wird als nicht vollwertiger Ersatz empfunden (Bl. 177, 1518).

Wir sind damit am Ende des Hauptteiles unseres Mirakelbuches angelangt, und bringen nun noch eine Auswahl aus den unregelmäßigen Einträgen späterer Jahrhunderte. Ein Kind genießt aus Versehen Mäusegift. Die Eltern verloben sich nach Traunwalchen und Altenerding; das Kind wird an beiden Orten in eigener Schwere in Wachs geopfert, in

Digitized by Google

Altenerding wird außerdem noch ein lebendes Lamm gespendet (Bl. 190, 1621). Auch die Gräfin von Törring opfert vor ihrer Niederkunft ein wächsernes Kind in der Schwere des erwarteten; vor der Entbindung genießt sie das heilkräftige Wasser von Frauenbrunn (1628). Im Jahre 1680 wird zum ersten Male eine Votivtafel erwähnt. Sehr oft werden nunmehr auch wunderbare Heilungen der verschiedensten Art infolge des Genusses des Wassers von Frauenbrunn beschrieben. Die Stadt Traunstein führt eine Wallfahrt aus, wegen des Schadens, den der strenge Winter den Feldfrüchten antue (1681). Aus Dankbarkeit für die Befreiung aus dem Gefängnis unternimmt eine Frau mit ihren Kindern jährlich eine Wallfahrt in weißer Kleidung (1681). Ein Mann ist schwer krank. Nach dem Verlöbnis wird es etwas besser. Immer noch leidend kommt er hieher, „bindet die Muttergottes gleichsam mit einem Wachsstock an, den er um ihren Altar gezogen" und wird gesund (1681). Es ist dies ein interessanter Fall, der auf die alte Sitte des Einsperrens von Heiligen hinweist. Alte magische Vorstellungen vom Bindezauber sind ja auch heute noch lebendig. So besteht in Steiermark die Sitte, wenn man etwas verloren hat, eine Figur des hl. Antonius unter ein Glas zu stellen und sich dabei vorzunehmen, den Heiligen nicht eher wieder aus seiner Lage zu befreien, als bis der betreffende Gegenstand gefunden worden ist.

Die Eintragungen schließen, wie gesagt, mit dem Jahre 1742. Am Ende des Buches folgt auf der letzten Seite eine Beschreibung von Frauenbrunn, wobei hervorgehoben wird, daß besonders in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts zahlreiche Heilungen erfolgt seien. In wenigen Jahren hat man 192 gezählt, weshalb Graf Törring im Jahre 1606 die Quelle neu fassen, ein Oratorium errichten und einen Kupferstich habe anfertigen lassen. (Näheres vergleiche Kriß a. a. O.)

II. Kößlarn und Halbmeile.

Es kommen in der Folge die handschriftlichen Aufzeichnungen zweier, einst sehr berühmter niederbayerischer Wallfahrtsorte an die Reihe. Das Mirakelbuch des Pfarrarchives von Kößlarn, einem durch sein hohes Alter und seine Beliebtheit Altötting kaum nachstehenden Kultplatz (vgl. Kriß a. a. O. 191 ff.) ist nicht umfangreich, und sein Inhalt bietet dem Volkskundler wenig Material. Es kann deshalb rasch erledigt werden. Die Handschrift stammt aus dem 18. Jahrhundert und besteht aus 2 Teilen von ca. 200 und 80 Seiten. Der erste Teil beginnt mit einer Beschreibung des Wallfahrtsortes und seiner rechtlichen Verhältnisse. Wir erfahren, daß Kößlarn im 17. und 18. Jahrhundert dem Abte von Aldersbach unterstand, welcher unter anderem verfügt, daß jeder Priester, der es öfters als einmal in der Woche unterläßt, die hl. Messe zu lesen, mit einem Halbpfund Wachs der hl. Maria verfallen sei. Daran schließt sich ein Bericht über die Entstehung der Wallfahrt (vgl. Kriß a. a. O.), in dem wir erfahren, daß bald nach den wunderbaren Ereignissen des Jahres 1364, sich jährlich 137 Pfarrgemeinden in Prozession einfanden, während jetzt (zu Beginn des 18. Jahrhunderts) ihre Zahl auf 24 zusammengeschmolzen sei; dies würde jedoch durch den

Digitized by Google

Zulauf der Rosenkranzbrüder und -Schwestern an den Frauentagen und den ersten Monatssonntagen wettgemacht. Auf Seite 44 beginnt eine zum Zwecke der Erbauung mit allegorischen Einführungs- und Schlußbetrachtungen zusammengestellte Auswahl von älteren Mirakeln, die einen Zeitraum von 1656 bis 1723 umfassen. Sie sind nach der Art der Hilfeleistung in 14 Paragraphen geteilt, wobei unter Bezug auf die Legende, derzufolge das Gnadenbild unter einer Kronwittstaude gefunden worden sein soll, die Muttergottes in allegorischer Weise öfters als „wunderbarer Kronwitt" oder ähnlich bezeichnet wird. Eingang und Schluß eines jeden Paragraphen bildet eine Art von Sittenlehre. § 1. „Maria heilt Unsinnige." So wird eine Frau geheilt, dadurch, daß ihr der Priester Öl aus der Ampel vor dem Gnadenbilde auf die Zunge tropft und ihr auch das Kreuz damit auf die Stirne macht. § 2. Maria heilt Leibschaden. In der Einleitung heißt es bezeichnenderweise, es sei der Brauch, kirchliche Mittel zu vernachlässigen und statt dessen nach Sonnenuntergang dreimal durch einen zerspaltenen Baum zu schliefen oder sich durchschieben zu lassen; auch gewisse Worte müßten dazu gesprochen werden. Der Schreiber schließt mit der Bemerkung „verschlieft euch lieber unter die hl. Kronwittstauden Maria" (S. 49). § 3. „Heilsamer Wacholderbalsam in Kindsnöten." § 4. Maria bewahrt vor Lebensgefahr. § 5. „Der Kronwitt ein kräftiger Überschlag für Kopfweh." § 6. Kronwitt als Augenwasser. § 7. Kronwitt gegen Kröpfe und Nebengewächse. 1718 ummißt eine Frau ihren Kropf mit einem gezogenen Wachs und opfert dieses Kropfmaß in Kößlarn auf. § 8. Maria hilft den Fallenden. § 9. „Kronwittöl gegen den fallenden Siechtag." § 10. Maria hilft in hitziger Krankheit. § 11. Maria heilt Wunden und offene Schäden. § 12. Der Wacholder ein Heilbad. § 13. Der Wacholder heilt contagiöse Krankheiten. § 14. Maria heilt wildes Feuer.

Mit dem Jahre 1750 beginnen die regelmäßigen Einträge. Sie sind nach Jahren geordnet und reichen bis 1760. Gewöhnlich werden nur die christlichen Kultmittel genannt; nur ab und zu sind die bekanntesten Gattungen von Wachs- und Silberfiguren, Votivtafeln, gewisse Opfer, silbergefaßte Gries- und Harnsteine oder Körner und Fischgräten, so im Halse stecken geblieben waren, namhaft gemacht. An besonderen Gelübdeformen begegnen uns einzig Wallfahrten in Begleitung weißgekleideter Mädchen.

Einer Frau bleibt ein Korn im Halse stecken; sie läßt es in Silber fassen und opfert es auf (Seite 143, 1755). Auf einen charakteristischen Volksbrauch weist ein Verlöbnis hin, das wegen Verletzung bei Abgabe eines Schusses in der Thomasnacht erfolgte (S. 149, 1755). Jemand verlobt einen wächsernen Fuß in Größe des erkrankten Fußes (S. 170, 1758). Ein Bauer hat ein Pferd gekauft, das kurz darauf hoffnungslos krank wird; er verlobt sich, daß er das Pferd verkaufen würde, sobald es gesund geworden wäre, und dann den halben Wert des Pferdes opfern wolle; nach Erhörung des Wunsches führt er sein Versprechen aus (S. 180, 1758). Am Schluß des Bandes findet sich der wichtige Vermerk: „Die älteren Mirakel der früheren 300 Jahre konnten nicht aufgezeichnet werden; 1. weil bei der ersten Renovierung der Kirche alle Votivtafeln herabgerissen und verbrannt wurden, 2. weil bei der Mehrheit jener Votivtafeln kein Name

Digitized by Google

und Jahreszahl zu finden war, 3. weil die früheren Vikare nichts aufgezeichnet hatten" (S. 194).

Der zweite Band zeichnet die von 1761 bis 1791 angegebenen 444 Beneficia auf. Eine fußkranke Frau verlobt sich nach Kößlarn und schickt drei weißgekleidete Kinder in die dortige Kirche (S. 16, 1762). Jemand verlobt wegen Erkrummung eine Wallfahrt in schwarzer Kleidung (S. 19, 1764). Eine Frau hat ein Agnus Dei verschluckt und wäre beinahe daran erstickt; auf das Verlöbnis hin bringt sie es wieder aus dem Halse heraus (S. 19, 1764). Eine kranke Person wird verlobt, damit sie vor dem Tode noch rechtzeitig die hl. Sterbsakramente empfangen könne (S. 27, 1766). Eine Frau, die vom bösen Feind besessen war, „wird von ihrem hölliſchen Inwohner gänzlich befreit" (S. 50, 1780). Ein Mädchen hat ein Leiden am rechten Auge. Die Eltern verloben das Kind hieher, tauchen ein Schnupftuch in ein vor den Legendenbildern vor der Kirche zusammengeronnenes Wasser und trocknen damit dem Kind das Auge, worauf Blut herausfließt. Das Kind verspürt eine Linderung, worauf die Eltern nochmals wallfahrten gehen, diesesmal das Kind auch mitbringen und die Kur wiederholen; es tritt ohne alle natürliche Mittel völlige Heilung ein (S.70, 1783). Da es in Kößlarn keines der sonst so beliebten Wallfahrtsbründl gibt, behalf man sich in dieser etwas eigentümlichen Weise, die jedoch auch anderorts nicht ganz unbekannt ist. Ein blindes Kind wird von drei weißgekleideten Mädchen zur Heilung hierhergebracht (S. 75, 1790).

Am Schlusse der Handschrift folgt nach einigen unregelmäßigen Einträgen, die bis 1802 reichen, ein im Jahre 1719 zusammengestelltes Kircheninventarium; darin sind verstreut auch Votive vorgetragen, jedoch nur solche, die größeren Materialwert besitzen oder für kirchliche Zwecke direkt verwertbar sind, wie z. B. die ziemlich häufig geopferte Leinwand, bei der stets angeführt wird, zu welchem Zwecke (Paramente, Altartücher) man sie verwendete. Ferner sind beschrieben hölzerne und gemalte lange Kerzen, die neben dem Sebastianaltar stehen. Auf einem eigenen Blatt befindet sich ein im Jahre 1899 angelegtes Verzeichnis der geopferten Silbermünzen.

Weit lehrreicher, obwohl erst dem 18. Jahrhundert entstammend, sind die handschriftlichen Berichte über die Wallfahrt Halbmeile (vgl. Kriß 245ff.), welche das staatliche Archiv von Landshut aufbewahrt. Es handelt sich hier nicht um ein Mirakelbuch, sondern um einen aus zahlreichen Briefen und Berichten bestehenden Akt von 849 Blättern, also fast 1700 Seiten, die sich sämtlich auf Halbmeile beziehen. Veranlassung zu diesem Schriftwechsel gaben Rechtsstreitigkeiten zwischen der Pfarrei Seebach und der Abtei Niederalteich über die bald vielbesuchte Wallfahrt. Endlose Beschwerdebriefe, Berichte und Rechtfertigungen an die zuständigen geistlichen und weltlichen Behörden und deren Repliken füllen einen großen Teil jenes Aktes aus. Zur Sprache kommen die Anstellung eines Wallfahrtspriesters, der Kirchenausbau, die Verwendung der anfallenden Opfergelder, die Anfertigung von Kupferstichen, die Zulassung von Andachtsbildverkäufern u. a. Dinge mehr. Was uns bei der ganzen Sache angeht, ist der Umstand, daß sich der Pfarrer von Seebach, um den häufigen Besuch der Wallfahrt zu beweisen, veranlaßt fühlte, ausführliche Berichte über den

Digitized by Google

wunderbaren Ursprung der Gnadenstätte, die gewirkten Wunder und die angefallenen Votive einzuliefern.

Der Anfang des Briefwechsels, der nachträglich blattweise numeriert wurde, enthält nur wenig volkskundlichen Stoff. Auf Bl. 117 wird flüchtig erwähnt, daß Votivtafeln innen und außen an der Kapelle angebracht seien, und noch 300 in einem Behältnis beisammenlägen. Auf Bl. 129 ff. wird die Entstehungslegende erstmals ausführlich berichtet. Ihr Kernpunkt ist, daß die in einem Bildstöckl zwischen Seebach und Deggendorf aufgestellte Statue der hl. Maria mit den 7 Schmerzen im Jahre 1690 von einem lasterhaften calvinistischen Reiter namens Philipp Klein beschimpft und mit der Pistole in die Brust geschossen wurde. Der Frevler, der Soldat des kurbayerischen Kürassierregiments unter Grafen Sallaburg war, mußte seine Tat mit dem Leben büßen. Sein Pferd warf ihn aus dem Sattel, trampelte mit den Hufen auf ihm herum, wobei ihm die Hirnschale eingeschlagen wurde.

Bereits von Bl. 141 bis 160 werden einige Mirakel namhaft gemacht, auf die ich jedoch nicht einzugehen brauche, weil sie in späteren Protokollen ausführlicher wiederholt werden. Die Bl. 167 bis 173 bringen mehrere Verhöre und Zeugenberichte über die Ursprungsgeschichte der Wallfahrt; es ist beachtenswert, wie dabei das Ereignis, an dessen Tatsächlichkeit zwar selbst nicht gezweifelt werden kann, eine üppige mirakulöse Ausgestaltung erfährt. Es wird von nächtlichen Geistererscheinungen des Reiters und seines kohlschwarzen Pferdes mit feurigen Augen phantasiert, daß einem das Gruseln kommen möchte. Es folgen dann wieder einige ausgewählte Mirakel. So wird auf Bl. 182 berichtet, daß ein Wallfahrer der Gnadenstatue in das Einschußloch gegriffen und darin Öl gefunden habe, was als Wunder gedeutet wurde (Bl. 182, S. 1733). Auf Bl. 191 folgt ein langer Bericht über ein krankes Pferd. Sein Besitzer hielt es für unheilbar und hatte ihm bereits den Schweif abgeschnitten, damit er wenigstens das Haar zum „Vogelmaschengebrauch" verwenden könne. Auf das Verlöbnis hin wird das Pferd gesund. Das Gelübde wird jedoch nicht ausgeführt, worauf das Pferd abermals krank wird. Der Votant bereut schließlich seine Nachlässigkeit und kommt selbst mit dem Pferd nach Halbmeile, um es nunmehr als gesund vorzuführen. Am Heimwege denkt er sich, mit dem Anzeigen des Mirakels habe es noch Zeit; daraufhin wird das Pferd zum 3. Mal krank und erst nachdem sein Besitzer von der Heilung Zeugnis abgelegt hatte, bleibt es endgültig gesund (Bl. 191, 1735).

Mit Bl. 194 beginnt eine regelmäßige nach Jahren geordnete Protokollierung der Mirakel vom 1. Januar 1733 bis zum 18. August 1736. Da die allgemeinen Züge nun hinreichend bekannt sein dürften, gehe ich sofort zu den Einzelheiten über, innerhalb derer auch die besonderen Eigenheiten von Halbmeile zur Sprache kommen werden. — Im Jahre 1733 werden 11 Fälle eingetragen. Wegen Leibschadens eines Knaben wird ein wächsernes Bild in Lebensgröße verlobt (Bl. 195). Wegen Krankheit verspricht jemand eine Wallfahrt, eine Votivtafel und ein wächsernes Bild. Da letzteres beim Lebzelter nicht zu bekommen war, löst er es mit Dispensation des Beichtvaters in Geld ab (Bl. 197). Besonders lehrreich ist der

Digitized by Google

letzte Fall Nr. 11: „Josef Schreiber von Schwanenstadt im Lande ob der Enns beteuert an Eidesstatt, daß ihm ein Buch in die Hand kommen, worin man die Teufel ordentlich beim Namen nennen und zitieren habe können. Er sich auch dessen bedient und sich dem Teufel, der in Jägersgestalt erschienen, zu dem Ende unterschrieben, daß er ihm auf jeden Fall mit Geld beispringen und in Raufhändeln zum Meister machen möchte; für welche Dienstleistung er nach Verfließung dreier Jahre ihm in Unseres Herrn Geburtsnacht mit Leib und Seele verbleiben wolle." Als Gegenleistung verlangt der Teufel: „1. Die Hauptsünden im Beichtstuhl zu verschweigen, 2. Ohne Andacht die hl. Kommunion zu nehmen, 3. das Hochwürdigste Gut nicht zu den Kranken begleiten helfen, 4. nichts Geweihtes bei sich tragen." ... „Daraufhin habe er immer Geld genug gehabt und, sobald er in ein Wirtshaus kommen und Raufhändel angefangen, habe der Teufel statt seiner die ganze Stube voll ausgeräumt." Nach zweieinhalb Jahren habe er Angst bekommen und zu Rakaschwein (?) in der Schweiz die Generalbeichte abgelegt, „und auch einen mit Blut unterschriebenen Zettel von eben dem Teufel, den der Pater Kapuziner beschworen und gezwungen, in Jägergestalt zu erscheinen, zwar erhalten, jedoch völlige Befreiung von der Anfechtung dieses üblen Gastes nicht erlangt." Später habe er auch geldliche Nachteile und allerlei Unglück gehabt. Der Teufel sei ihm wiederum, und zwar fünfzehnmale erschienen, und habe gesagt: „schwarz geboren ist das Waschen verloren; sei nicht narrisch, was leidest du Not, ich will dir Geld geben." Daraufhin sei er von neuem in seine alte Sünde gefallen, schließlich habe er sich verlobt, eine Wallfahrt nach Halbmeile zu tun und in Osterhofen nochmalige Generalbeichte abzulegen, „ungeachtet großer Molestierung des Teufels, der ihm große Anerbieten gemacht", auch habe den rechten Fuß ihm erkrummen lassen, damit er nicht zur Beichte gehen könnte. Durch Barmherzigkeit Mariens von Halbmeile sei er aber doch befreit worden (Bl. 199 bis 201).

Das Jahr 1734 bringt 31 Fälle zum Vortrag. Eine Frau verlobte sich wegen Gebärmutterleiden; sie gibt an, es sei ihr im Traume Maria erschienen als ein gemaltes Bild, mit kreuzweise über der Brust zusammengelegten Händen und einer Schußwunde in der rechten Hand; auf mehrfache Umfragen habe die Frau herausgebracht, daß sich dieses Bild in Halbmeile befände, welchen Ort sie vorher nicht gekannt habe (Bl. 212). Ein totes Kind wird lebendig, öffnet und schließt die Augen und empfängt in diesem Augenblick die Nottaufe. Wegen Erlangung dieser Gnade war es nämlich hieher versprochen worden (Bl. 217). Ein Bader aus Arnstorf wird auf der Jagd vom Schrot einer losgehenden Flinte getroffen, ohne größeren Schaden zu erleiden. Aus Dankbarkeit opfert er sein zerfetztes Kleid, Rock, Hosen und Strümpfe auf (Bl. 219).

Aus den 19 Eintragungen des Jahres 1735 wählen wir folgende aus: Ein beschädigtes Auge wird durch Einschmieren mit Öl aus der Ampel vor dem Gnadenbilde wieder heil (Bl. 222). Bei Kinderfraisen wird ein Altartuch verlobt. Außerdem wird dem Kinde ein Bildchen von Halbmeile aufgelegt, auch werden ihm Tropfen von dem aus Halbmeile mitgebrachten Wasser verabreicht (Bl. 224). Ein verlorenes Kalb wurde ganz steif im

Digitized by Google

Walde gefunden; denn es war verzaubert worden und konnte sich nicht rühren. Auf das Verlöbnis eines wächsernen Kalbes hin weicht die Behexung (Bl. 230). „Eine verlegte Gebärmutter wird wieder richtig;" der Pfarrer von Seebach schenkt der Frau, als sie diese Gnade angeben will, keinen Glauben und rät ihr, mit dem Eintragenlassen noch ein Jahr zu warten; sie tut es und läßt das Ereignis erst im folgenden Jahre verkünden (Bl. 231). Bei Steinleiden wird anläßlich der Wallfahrt ein in einem Herzen gefaßter silberner Harnstein mitgebracht.

Im Jahre 1736 lesen wir 19 Eintragungen. Ein Vater, der schon öfters in Halbmeile war, verlobt seine Tochter mit einer an 9 Freitagen zu wiederholender Wallfahrt und einer hl. Messe (Bl. 235). Ein Knabe wird verlobt wegen einer entzwei gebissenen Zunge. Die Heilung tritt sofort ein, jedoch bleibt in der Mitte ein kleines Loch, welches aber gar nicht hinderlich ist, „sondern nur zum ewigen Denkmal empfangener marianischer Gnaden zurückgeblieben sei" (Bl. 240).

Vielleicht den beachtenswertesten Teil des ganzen Aktes bildet die nun folgende „Specification der Votivgaben von 1724 bis 18. August 1736". Nach ihr fielen an: „Krücken 34, hölzerne Händ 4, hölzerne Füß 7, Bruchbänder 8, erdene Köpf (Tonkopfurnen) 146, Rock und Hosen 1. NB. Huf-, Händ- Füß-, so anderes Eisen sind nicht zu zählen gewesen[1]. Votivtafeln: ohne Jahr: 252, 1724: 1, 1726: 1, 1728: 2, 1730: 1, 1731: 8, 1732: 41, 1733: 222, 1734: 280, 1735: 209, 1736: 110. Zusammen: 1127." Die Summe sämtlicher Opfer ergibt die Zahl 1329 (Bl. 249). Auf Blatt 257 folgt ein Wallfahrerverzeichnis aus den Jahren 1733 bis 1736. Wir greifen das Jahr 1734 heraus. Danach kamen auf einzelne Tage verteilt 31 200 Personen, an Pfingsten 1450, an Michaeli 42 000, (im Zusammenhang mit „der Gnade" in Deggendorf, einem berühmten Wallfahrtsort) an Maria Opferung und Maria Empfängnis 4200. Gesamtsumme 78 850. Gewiß eine stattliche Zahl! Sie bleibt auch für die folgenden Jahre auf ähnlicher Höhe. Dem auf Blatt 264 beginnenden Verzeichnis der in der Pfarrei Seebach zu Ehren der Halbmeile gelesenen hl. Messen entnehmen wir, daß diese im Jahre 1734 die Zahl 593 erreichten. Auf Blatt 271 beginnt eine Specification der von 1733 bis 18. August 1736 geopferten „Kleinodien, Schmuck und anderer namhafter Sachen". Es fielen an: „2 Kelche, 2 Kännbl, 9 silberne Marienfiguren, 25 silberne Herzen, 20 silberne Mandln in verschiedener Größe, 3 silberne Halbfiguren männlich, 11 silberne Weibln, 7 silberne Halbweibln, 10 silberne Wicklkinder, 9 silberne Arme, 25 silberne Füße, 23 silberne Doppelaugen, 7 silberne einfache Augen, 6 silberne Ohren, 23 verschiedene Gliedmaßen aus Silber, wie Leiber, Zungen, Brüste, Bäuche, Gebärmütter, Leibschaden usw., 8 silberne Votivschilder, 1 silbernes Hämmerl, 1 silbergefaßter Stockzahn an einer Kette, 1 schweres silbernes Pferd." Es werden ferner zahlenmäßig namhaft gemacht: die geopferten

[1] Der Schreiber hat hier Hufeisen, Arm- und Beinfesseln im Auge. Leider kann man nicht wissen, was unter dem „anderen Eisen" verstanden wird; möglicherweise wurden hier sogar auch eiserne Tierfiguren geopfert.

Digitized by Google

Rosenkränze, verschiedene Schmucksachen, Frauengürtel, silberne Ketten, Kreuze, Ringe usw.

Daran schließt sich auf Blatt 275ff. das Verzeichnis der Wachsopfer von 1733 bis 18. August 1736. Es fielen an „1 fünfzehn Pfund schwere Kerze, ein Wickelkind mit 5 Pfund, 1 drei Pfund schweres Mandl, ein 1¼ pfündiges Weibl, ein 1 pfündiges Mandl, ein 1½ pfündiges Wickelkind, ein 5 pfündiges Wickelkind, ein 3 pfündiges Wickelkind, ein 1½ pfündiges Wickelkind, ein 3 pfündiges Wickelkind, ein 1 pfündiges Mandl". Ein eigenes Verzeichnis wurde für das kleine, wieder zusammengeschmolzene Wachsopfer angefertigt (Bl. 277), welches das Gewicht von 2 Zentner und 52 Pfund ergab, und an einen Lebzelter nach Deggendorf verkauft wurde. Die geopferten Wachskerzen (1733 bis 18. Aug. 1736) wogen 38 Pfund. Auf Blatt 281 beginnt die Inventarisierung der Naturalien, welche jedoch nur vom 1. Januar 1736 bis 1. August 1736 durchgeführt wurde. Es fielen an: „Flachs 57 Pfund, Schmalz 74 Köpfl, Butter 17½ Pfund, Eier 10 Schilling." Die geopferte Leinwand wird nach schönen und weniger schönen Stücken vorgetragen.

Am Schlusse dieser Specificationen wird erwähnt, daß ein Ehepaar einen Baugrund für den Kirchenneubau schenkt (Bl. 285).

An diese Statistik, die uns durch die Mannigfaltigkeit und den Reichtum der in ihr namhaft gemachten Votive in gleicher Weise überrascht, schließen sich neuerliche Berichte und Zeugenverhöre über die Vorgänge des Jahres 1690, sowie über einige besonders auffällige Mirakel. In diesem Zusammenhang gibt eine Person aus Deggendorf kund, daß man früher das blaugefärbte Einschußloch in die Figur gut habe sehen können, daß aber das Loch von den Wallfahrern stets mit den Fingern berührt worden sei und daß deshalb die blaue Farbe jetzt ziemlich ausgewischt sei. Auch habe man die Kugel früher in der Figur stecken sehen (Bl. 380).

Auf Blatt 384 werden die Abschriften der in Seebach eingetragenen Mirakel fortgesetzt. Sie beginnen mit dem 19. August 1736 und zeichnen für den Rest des Jahres 10 Fälle auf. Eine Frau aus Mühldorf nimmt einen angerührten Kupferstich von Halbmeile mit sich, hängt ihn in der dortigen Pfarrkirche an einem Pfeiler auf, „wo jetzt viele Beneficia geschehen, und auch unterschiedliche Opfer von Wachs usw. aufgehängt sind" (Bl. 388). — 1737 gelangen zwanzig Fälle zur Verbuchung. Reichhardt Praun von dem Minuzischen Regiment hat im Jahre 1736 den Feldscherer in einem Geräuse so schwer verwundet, daß dieser starb. Daraufhin begibt er sich in die Freiung zu den Kapuzinern von Vilschönen und verlobt sich, daß, wenn er dem Todesurteil entgehe, er nach Halbmeile, Heiligenblut, Altötting und Dorfen wallfahrten würde. Der Hofkriegsrat spricht ihn auch tatsächlich frei und gestattet ihm die Ausführung der Wallfahrten; er läßt dann an jedem Orte 3 hl. Messen lesen (Bl. 396). Ein Mann bringt in einer Krankheit ein wächsernes Bild von 140 Pfund in seiner eigenen Schwere (Bl. 397). Einem vierjährigen Buben bleibt ein Zwetschgenkern im Halse stecken. Er kam glücklich wieder zum Vorschein und wurde in Silber gefaßt geopfert (Bl. 400). Eine Frau verlobt ihre Tochter wegen Fuß-Schmerzen; ihr Mann will aber davon nichts wissen

Digitized by Google

und gibt das Geld zur Wallfahrt nicht her. Daraufhin geht die Frau zum Ortspfarrer, der ihr rät, sie solle eine Leinwand ohne Wissen des Mannes dazu verwenden, was sie ohne Gewissensbisse tun könne. Nachdem die Tochter gesund geworden war, wallfahrten sie beide nach Halbmeile und lassen die versprochene Messe lesen (Blatt 403). Ein zweijähriges Kind hat einen Bruch, die Eltern machen das Gelübde, daß das Kind nach seiner Heilung mit eigenen Händchen das Bruchband auf den Altar von Halbmeile legen werde. Das Kind wird dann auch tatsächlich auf die Wallfahrt mitgenommen und das Gelübde versprechensgemäß ausgeführt (Bl. 406). Ein 15 Jahre alter angehender „Syntaxist vom Gymnasium zu Passau" (gebürtig aus Kirchdorf), verlobt sich wegen unheilbarer offener Füße; Maria von Halbmeile offenbart ihm im Traum, er solle nach Zwiesel gehen; dort trifft er dann eine Frau Kindorferin, Bierbrauerin, welche ihm rät, er solle „die Füße zehnmal nacheinander in ein fließendes Wasser stellen und auch in der Andacht zur Halbmeile verharren"; nach seiner Gesundung verlobt er sich, alle Samstage seines Lebens zu fasten, außerdem unternimmt er eine Wallfahrt nach Halbmeile, wo er Geld opfert und eine Messe lesen läßt (Bl. 413 bis 415).

An diese Wunderberichte schließt sich auf Blatt 423 ff. eine nochmalige Spezification der Votive, die gleichfalls den Zeitraum vom 19. August 1736 bis 31. Dezember 1737 umfaßt. Wir ersehen aus ihr, daß die Spenden fast noch reichhaltiger geworden sind: „Krücken 44, hölzerne Hände 2, Bruchbänder 33, Huf-Händ-Füß so anderes Eisen waren nicht zu zählen gewesen. Votivtafeln 740."

„Verzeichnis der Kleinodien und Anathemata." (Bl. 431 ff.) An Silbervotiven fiel an: „4 schmerzhafte Marien, 15 silberne Herzen, 4 ganze Mandl, ½ Mandl, 4 ganze Weibl, 5 halbe Weibl, sieben Wickelkinder, 2 Arme, 13 Füße, 1 silbergefaßter Stein, 1 silbergefaßter Zwetschgenkern, 1 silbergefaßter Schiefer, 7 Doppelaugen, 2 einfache Augen, 2 Ohren, 11 div. Stücke wie Gliedmaßen, Zungen, eine Gurgel, Nasen, ein Nabel, Brüste, Gebärmütter. 3 Votivschilder mit Buchstaben, ein Pferd, 1 Amulett." Von einer einzelnen Anführung des geopferten Schmuckes, der Silbermünzen usw. kann abgesehen werden.

„Wachsverzeichnis" (Blatt 437). „1 Mannsbild zu 140 Pfund, 1 Mannsbild zu 6 Pfund, 1 Kerze zu 5 Pfund, 2 Halbfiguren von Weibern zu 1½ Pfund, 9 weiße, kleine Statuen hohl, zusammen 6½ Pfund, 19 gelbe, kleine Statuen hohl, zusammen 12½ Pfund." Dem auf Blatt 439 aufgeführten Verzeichnis der kleinen Wachsvotive entnehmen wir, daß das verschmolzene Wachs das Gewicht von 51 Pfund erreicht hat.

„Naturalienopfer" (Blatt 444). Es fielen an: „1 Kuh, 3 Kalben, 1 Geiß, 2 alte Hennen, 3 junge Hennen, 92½ Köpfe Schmalz, 33 Pfund Butter, 24 Schilling Eier, 97 Pfund Flachs." Die geopferte Leinwand (Bl. 446) wird nach ihrem Werte angegeben.

Die übrigen Teile der Statistik übergehen wir, da sie uns im Vergleich zu der früheren nichts Neues zu melden wissen. Auf Bl. 477 beginnt eine genaue Kopie des soeben beschriebenen Aktenmaterials und zwar von

Digitized by Google

Blatt 141. Ab Blatt 767 folgen weitere Zeugenverhöre und Berichte über die bekannten Begebenheiten, die die Entstehung der Wallfahrt hervorriefen. Den Beschluß bilden Kostenverrechnungen über den geplanten Kirchenneubau.

Damit sind wir am Ende unserer Abhandlung angelangt, und der Verfasser spricht die Bitte aus, geneigte Leser möchten ihm weiteren Stoff ähnlicher Art bekanntgeben und womöglich zur Bearbeitung anvertrauen.

Bücherbesprechungen.

Beda Kleinschmidt, **Die heilige Anna, ihre Verehrung in Geschichte, Kunst und Volkstum,** mit 20 Tafeln und 339 Textbildern. Forschungen zur Volkskunde. Herausgegeben von Gg. Schreiber, Heft 1—3, Düsseldorf. L. Schwann, 1930, 449 S.

Das inhaltsreiche Buch hat folgende Einteilung: 1. Entstehung und allmähliche Verbreitung des Annakultes bis zum 15. Jahrhundert. 2. Die Blütezeit der Annaverehrung (Erscheinungsformen der volkstümlichen Annaverehrung. Die hl. Anna in zyklischen Darstellungen und in Einzelszenen der italienischen Renaissancekunst. Die Empfängnis Annas in der Kunst. Anna selbdritt in der Kunst. Volkstümliche Weiterbildung der Legende (das Trinubium Annas). Die hl. Anna und ihre Familie in der Kunst. Anna im Kunstgewerbe und in der Volkskunst. 3. Nachblüte des Annakultes. Volkskundliches: Der Annakult seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Volkstümliche Art und Weise der Annaverehrung. Die hl. Anna in der barocken Kunst Italiens. Die hl. Anna in der Renaissance- und Barockkunst Spaniens. Einzelszenen aus dem Leben der hl. Anna in der Kunst des Nordens. Wallfahrtsorte und Kirchen der hl. Anna. Reliquien und Reliquiare. Darstellungen aus dem häuslichen Leben Annas. Die hl. Anna als Schutzpatronin und in Volksbräuchen.

Schon dieser Überblick deutet an, wie viel Wertvolles das Buch für die Volkskunde enthält. Ich gehe auf Einzelheiten nicht ein, hebe nur zwei Beobachtungen hervor, die mir beim Lesen hervorgetreten sind:

Das Buch ist eine Warnung für diejenigen, die jede religiöse Erscheinung des Volksglaubens auf Urzeiten zurückführen wollen, als ob solche Vorstellungen sich nicht auch im Verlaufe einer späteren Zeit bilden konnten. Hier sehen wir ein reiches Geranke von Volksvorstellungen, das sich um die Gestalt einer christlichen Heiligen schlingt.

Und dann zeigt das Buch wieder die große Macht der christlichen Legende, von der Volksglaube, Kunst und Volksbrauch sehr bedeutende Anregungen erhalten haben. Einzelunterſuchungen darüber könnten die Entstehung und Geschichte unseres Volksglaubens in wesentlichen Punkten klären, vor Irrschlüssen bewahren und wichtige Aufschlüsse auch von methodischer Bedeutung geben.

Dem Buch vorangeschickt ist auf zehn Seiten eine Abhandlung von Professor Dr. Georg Schreiber über den Stand der volkskundlichen Forschung. Sie ist so bedeutsam und zeigt den Wert der Volkskunde nach den verschiedensten Richtungen, daß ich sie am liebsten hier abdrucken möchte. Doch das erlaubt der Raum nicht. Aber einige Sätze führe ich an: „Auch in der Wissenschaft, die heute nach-

Digitized by Google

drücklicher als früher die Trennung vom Leben zu überwinden trachtet, ist die Sympathie für die Volkskunde in sichtlichem Ansteigen begriffen. Es wächst in ihr die Überzeugung, daß die früher etwas stiefmütterlich, oft sogar geringschätzig gewertete Volkskunde heute, da sie erstarkt und auch methodisch bereichert ist, da sie den Typ des von Wilhelm Heinrich Riehl gekennzeichneten „Halbvollendeten" überwand einer ganzen Reihe von Wissenschaftsgebieten ihrerseits zu geben und zu spenden vermag. Mit Freigebigkeit, in einigen Stoffgebieten bereits mit verschwenderischer Hand für den, der diese Hand mit Wärme ergreift. Die unmittelbarsten Beziehungen zu unserer deutschen Volkskunde hat naturgemäß die Germanistik, die Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft, die ohne volkskundlichen Einschlag nicht mehr denkbar sind. Aber auch die Geschichte und Siedlungskunde, Rechtsgeschichte und Kunstgeschichte, Soziologie und Völkerpsychologie, Kirchengeschichte und Religionswissenschaft, Medizin und Musik schöpfen in stets steigendem Umfange Stoffliches und Erlebtes, Ideenhaftes und Gestaltetes aus der Berührung mit der Volkskunde ...

So weist das Volkskundliche zu allem noch stark in die Sphäre des Irrationalen. Gerade diese, echter deutscher Wesensart angehörige Tatsache, hat aber immer wieder der volkskundlichen Forschung zahlreiche Freunde verschafft. Das Bewußtsein des Reichtums an tiefen Gemütswerten, der inneren Fülle der Vorstellungswelt, des zähen und in Treue sich behauptenden Volkslebens hat sich bereits in der Romantik, im besonderen bei den Brüdern Grimm und Joseph von Görres mehr oder minder als eindrucksvolles Arbeitsmotiv geltend gemacht. Es hat aber auch bei Generationen von Wissenschaftlern sich irgendwie als seelisches Agens mitbeteiligt. Steigt doch alle Wissenschaftsarbeit aus dem Ethos der inneren Anteilnahme und aus einer persönlich und sachlich genährten Arbeitsfreude auf."

Josef Heß, **Luxemburger Volkskunde**, mit 67 Abbildungen auf Tafeln und im Text, Grewenmacher, Paul Faber, 1929, 318 S.

Das kleine Volk der Luxemburger lebt seit einigen Jahrhunderten in enger Schicksalsgemeinschaft und ist so, wenn auch weder nach Abstammung, noch nach der Sprache, noch durch die Natur von den großen angrenzenden Völkern getrennt, doch in gewissem Sinne zu einem Gemeinschaftsgefühl gekommen, das bewußt gepflegt wird.

Die alten Volkssitten sind allerdings von den Nachbarn nicht, oder nur in ganz unwesentlichen Einzelheiten zu trennen. Einen großen Teil kann man in den verschiedensten Gebieten Deutschlands ebenso finden. Man staunt immer wieder, ganz gleich, ob man die Hochzeitsbräuche, die Jahresfeste oder den Volksglauben im Schwarzwald, in Württemberg oder sonst wo verfolgt, wie sehr doch die Vorstellungen mit denen in Luxemburg sich decken und wie gleichartig in vielen Anschauungen unser Volksleben bei aller Verschiedenheit im Einzelnen ist.

Heß gibt zunächst einen Überblick über Inhalt, Alter und Umfang des Begriffes Luxemburg, dann spricht er von Siedlungs-, Stammes- und Ortsnamenkunde, behandelt Dorf und Haus, Feld und Wald, die Tracht der Alten, Volksschlag und Geistesentwicklung, Religion und Aberglauben, Sprache und Dichtung, Sitten und Bräuche.

Reichhaltige Schriftenangaben folgen. Ihnen sind wertvolle Anmerkungen beigefügt, die dem Forscher zur Berücksichtigung empfohlen werden.

Das Buch beruht auf gediegener Forschung und ist mit gutem Verständnis für das Volksleben geschrieben. Für uns Deutsche bedeutet es eine wertvolle Bereicherung der Erforschung volkskundlicher Erscheinungen auf deutschem Kulturgebiet.

Digitized by Google

Hessen-Nassauisches Volkswörterbuch aus den für ein Hessen-Nassauisches Wörterbuch mit Hilfe aller Volkskreise und besonders der Lehrerschaft von Ferdinand Wrede angelegten und verwalteten Sammlungen ausgewählt und bearbeitet von Luise Berthold. 2. Band, 1.—3. Lieferung. Marburg, Elwert'scher Verlag, 1927—1929, 191 S.

In seinen Vormerkungen zur 1. Lieferung sagt F. Wrede: „Die auf zwei Bände berechnete Ausgabe versucht es, ein Mittelding herzustellen zwischen einem philologischen Lexikon und einem Lesebuch für gebildete Kreise. Der Kleindruck unter den einzelnen Artikeln ist mehr für den Fachmann berechnet, die Auswahl der Stichwörter, der urkundlichen Belege, der volkskundlichen Bemerkungen mehr für den Heimatfreund."

Luise Berthold hat ihre Auswahl so getroffen, daß sie in der Regel das aussuchte, „was vom Schriftdeutschen abweicht, also im engeren Sinne mundartlich ist."

Die Verbreitung mehrerer Worte wird durch Karten dargestellt. Überhaupt ist die Wortgeographie — wie im deutschen Sprachatlas — besonders betont. Dadurch unterscheidet sich dieses Wörterbuch von den bisher erschienenen landschaftlichen Wörterbüchern wesentlich.

Für die Volkskunde nicht nur von Hessen-Nassau, ist hier viel zu finden, vor allem für die sogenannte Sach-Volkskunde. Doch auch Volksglaube und Volksfeste sind weitgehend berücksichtigt. Ich nenne einige Stichworte: Lachhälter (Name eines Gespenstes), Lademann (Hochzeitsbitter; hier könnte die Begründung seines Namens gegeben werden: er lädt zur Hochzeit ein), Laubmännchen, Laufneujahr, Laustage, Lebkuchen, Lehen, Lehenfeier, Lehenverstrich, Leich, Leichdorn, Leichenbitter, Leichenhuhn, Lichtmeß, Linde, Linse, Löffelmann, Looweibchen, Lullus.

Das Wörterbuch ist demnach auch für die Volkskunde von großer Bedeutung. Es macht einen gediegenen Eindruck und kann jedem Forscher auch außerhalb Hessens wertvolle Dienste leisten.

Albert Becker, **Sommertag**, Neues zur Geschichte und Volkskunde der Pfälzer Lätarebräuche, mit 8 Abbildungen und einem Kärtchen, Neustadt a. d. H., Daniel Meininger, 48 S. (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz, 10. Heft.)

Becker hat sein Heft „Pfälzer Frühlingsfeiern", das 1908 erschienen war, in neuem Gewand vorgelegt. Er gibt einen klaren und guten Einblick in diese Feste, die besonders in der Pfalz reich entwickelt sind. Das Büchlein kann als zuverlässiger Führer sehr empfohlen werden. Zur Ergänzung nenne ich meinen Aufsatz „Sommereinholen" in dieser Zeitschrift, 5. Jahrgang, S. 1 ff.

Prof. Dr. Georg Jäger, **Jestetten und seine Umgebung.** Ein Heimatbuch für das badische Zollausschlußgebiet, Jestetten (Verlag der Gemeinde), 1930, 480 S. mit vielen Bildern auf Tafeln und im Text. 8 Mk.

Das Buch gibt einen klaren Einblick in die Geschichte und in die wirtschaftlichen Verhältnisse Jestettens und seiner Umgebung. Dadurch, daß Jestetten Grenzort ist und im Zollausschlußgebiet liegt, weichen die Verhältnisse in vielem von Orten mitten im Land ab. In vielen Einzelbildern weiß der Verfasser die Leiden und Freuden des alemannischen Grenzortes neben der benachbarten Schweiz zu schildern.

Das Dorfleben selbst wird besonders eingehend dargelegt, soweit es sich in Vereinen und Gesellschaften abspielt. Zwanzig Vereinigungen werden aufgezählt. Es ist lehrreich, einen Einblick in diese Organisationen zu bekommen. Auch volkskundlich sind sie zu beachten. Denn von ihnen aus geht manche Umgestaltung des Volkslebens in Sitte und Brauch, ja sogar in der Sprache.

Digitized by Google

Für den Volkskundeforscher nenne ich noch die Abschnitte S. 323 ff. Die Bevölkerung in ihrer Sprache, ihren Sitten und Gebräuchen (mit der Schreibweise der mundartlichen Verse bin ich hier nicht immer einverstanden); S. 435 ff. Religiöses Brauchtum; S. 398 f. Die Legende der hl. Notburga und Hixta; S. 477 f. Hochzeitsbrauch; S. 268 ff. Flurnamen.

Daß in der geschichtlichen Darstellung manche Fragen bleiben, weiß der Verfasser am besten und hat es ja auch ausgesprochen. Darauf will ich nicht eingehen. Aber einen Satz möchte ich nicht unwidersprochen lassen, Jäger schreibt S. 20: „Die Alemannen erscheinen in der Geschichte als ein ungebildetes Naturvolk, das seine angeborene Wildheit und Rohheit auch beibehielt, als ihm durch den Verkehr mit gebildeten Völkern Gelegenheit genug geboten war, sich aus diesem Naturzustand zu erheben."

Wir wissen heute aus den Bodenfunden und durch genaue Erläuterung der antiken Schriften über unsere Vorfahren, daß die alten Germanen, als sie mit den Römern zusammentrafen, eine viel höhere Kultur hatten als man früher annahm. Vgl. G. Kosinna, Altgermanische Kulturhöhe; Fr. Behn, Altgermanische Kunst und meine Erläuterungen zu Tacitus Germania.

Doch diese kleinen Ausstände sollen im Ganzen den Wert dieses inhaltsreichen Buches nicht herabsetzen; im Gegenteil ich möchte es dem Heimatfreund und Forscher warm empfehlen und beglückwünsche die Gemeinde Jesteten dazu und spreche ihr im Namen der Heimatforschung und Volkskunde Dank aus für die Opfer, die sie gebracht hat, um dieses Buch herauszubringen.

Walter Uhlemann, **Flurnamen und Flurgeschichte.** Sonderdruck aus: Sachsen und Anhalt, Jahrbuch der historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt, herausgegeben von R. Holtzmann und W. Möllenberg, 4, 1928, 250—275. Magdeburg, Selbstverlag der historischen Kommission. Auslieferung durch Ernst Holtermann, Magdeburg.

Uhlemann zeigt, daß man Flurnamen, ohne Flurgeschichte getrieben zu haben, nicht verstehen kann, und daß umgekehrt eine philologisch und geschichtlich arbeitende Flurnamenforschung von großer Bedeutung ist. Für die Volkskunde wertvoll sind auch U.s Ausführungen über die Flurnamen als Zeugen für die unmittelbaren Beziehungen zwischen Mensch und Boden und seine Hinweise auf die scharfe Beobachtungsgabe des Bauern, die sich aus den Flurnamen ergibt.

Im Ganzen ist die Arbeit eine sehr wertvolle Anregung für die Flurnamenforschung.

R. Gradmann, **Wörterbuch deutscher Ortsnamen in den Grenz- und Auslandsgebieten,** im Auftrag der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben, Stuttgart, Ausland- und Heimat-Verlagsaktiengesellschaft, 1929, 78 S.

Wenn der Deutsche heute über die Grenzen seines Landes hinausgeht, trifft er nach fast allen Himmelsrichtungen deutsche Kultur, aber fremde Namen. Es ist oft schwer, in solchen Gebieten sich zurechtzufinden. Gradmanns Büchlein, das die alten deutschen Namen und die jetzt eingeführten fremden nebeneinander nach dem ABC geordnet anführt, ist hier ein willkommener, für den Forscher oft fast unentbehrlicher Führer. Es ist fremdsprachig-deutsch und deutsch-fremdsprachig.

Tirol. Natur, Kunst, Volk, Leben. 2. Folge, Heft 8, 1930, 71 S. Verlag: Tiroler Landesverkehrsamt, Innsbruck.

Das Heft gibt einen guten Überblick über die Tiroler Volksschauspiele. Biblische Geschichten, Legenden, Glaubensvorstellungen im Anschluß an die Jahresfeste

Digitized by Google

werden im Spiel vorgeführt und aufgenommen wie Gottesdienst, in dem man eine heilige Geschichte möglichst anschaulich und eindringlich erleben will. Auch weltliche Spiele sind sehr beliebt. Das Heft gibt in dieser Hinsicht einen klaren und schönen Einblick in das Tiroler Volksleben. Ausgezeichnete Bilder sind beigegeben.

August Zahn, **Einkehr.** Heitere Erinnerungen eines Vorderpfälzers, mit sechs Federzeichnungen und acht Vollbildern von H. Strieffler. Lahr, Schauenburg, 1927, 352 S. — Oft, wenn man etwas besonders Schönes erlebt hat, denkt man: wenn nur der und der und die und die das miterleben könnten. Und es treten einem dann ganz ungerufen die besten Freunde vor die Seele, und man möchte ihnen gönnen, jetzt bei einem zu sein und das Schöne mitzuerleben.

So etwa muß es wohl dem Verfasser dieses Buches zumute gewesen sein, als er sich gedrängt fühlte, seine Erlebnisse niederzuschreiben. Er will uns nicht belehren über pfälzisches Volkstum, nein wir sollen teilnehmen an der Freude, die er hatte, als er nach längeren Jahren der Abwesenheit seine pfälzischen Landsleute wieder aufsuchte. Mit einem von Herzen kommenden Verständnis und mit sonnigem Lächeln werden hier Pfälzer aus allen Schichten der Bevölkerung dargestellt. Selten hat mir eine Volksschilderung solche Freude gemacht. Doch das Buch ist auch wissenschaftlich von Bedeutung. Pfälzer Art ist unmittelbar, nicht in dichterischer Umbildung geschildert. Vorstellungskomplexe und Volksdenkart sind trefflich beobachtet. Das Buch ist also für Unterhaltung und Belehrung bestens zu empfehlen.

Peter Scherer, **Im alten frohen Rheingau. Im deutschen Straßburg,** Bilder und Erlebnisse, Freiburg i. B., Herder, 1928, 144 S.

Erlebnisse aus der Bauernwelt, aus der Stadt, der Soldaten und der Schule werden hier erzählt; meist sind sie heiterer Art. Aber auch wo wir Ernsteres miterleben dürfen, lacht über allem der Frohsinn des Rheinlandes.

Die Erzählungen aus Straßburg enthalten zwar weniger Volkskundliches, sind aber ebenso anziehend und mit gutem Humor geschrieben.

Carl Clemen, **Die Religionen der Erde,** ihr Wesen und ihre Geschichte. Bruckmann, München, o. J., 515 S.

Verschiedene Fachvertreter geben hier einen Überblick über die Hauptreligionserscheinungen der Erde. Clemen schreibt zur Einführung über die prähistorische und die primitive Religion, dann behandelt A. Schott die babylonische, G. Roeder die ägyptische, F. E. A. Krause die chinesische, O. Strauß die indische, C. Clemen die persische, F. Pfister die griechische und römische, C. Clemen die keltische, R. Schröder die germanische, Karl H. Meyer die slavische und F. E. A. Krause die japanische Religion. Diese zweite Gruppe von Abhandlungen wird zusammengefaßt unter dem Begriff: Volksreligionen. Im letzten Abschnitt werden die Weltreligionen dargestellt: von L. Baeck das Judentum, H. Hackmann der Buddhismus, E. Seeberg das Christentum und F. Babinger der Islam.

Der Überblick, der hier gegeben wird, ist gut und bietet der Volkskunde mannigfache Anregungen, in erster Reihe die Darstellungen der prähistorischen, der primitiven und der germanischen Religion. Auch der Laie wird in dem Buch sich gerne unterrichten. Es gibt bei aller Knappheit und Gediegenheit keine trockene Gelehrsamkeit, sondern schöne Einblicke in das Wesen der Religion überhaupt und ihre verschiedene Gestaltung bei den Völkern der Erde. Zahlreiche Bilder erläutern den Text.

Digitized by Google

August Grisebach, **Die alte deutsche Stadt** in ihrer Stammeseigenart. Berlin, Deutscher Kunstverlag, 1930, 144 S. mit 181 Bildern auf Tafeln, gebunden 15 Mk.

Grisebach behandelt die deutsche Stadt nach Stämmen. Dabei zeigt sich, daß nicht nur etwa im Bauernhaus die Stammeseigenart überall in der ganzen Anordnung bis in die unscheinbarsten Kleinigkeiten hervortritt, sondern ebenso sehr im Stadthaus. Auch die großen Modeströmungen, die über ganz Deutschland und Europa gingen, prägen sich bei den einzelnen Stämmen verschieden aus: ein fränkisches Barock z. B. ist ganz anders wie ein schwäbisches.

Der Unterschied, den Grisebach zwischen der schwäbischen und der fränkischen Stadt zeigt, läßt sich ebenso an den Dörfern und Bauernhäusern dieser Gegend erweisen (vgl. Fehrle, Badische Volkskunde I, 92 ff.), aber auch im Denken und Fühlen dieser Stämme überhaupt (Fehrle, ebenda 1 ff. und Hellpach, Politische Prognose für Deutschland, bei der Kennzeichnung der deutschen Altstämme). Selbstverständlich kann das auch für die anderen Stämme des deutschen Volkes gezeigt werden. Ich greife die beiden heraus, die meinem Forschungsgebiet am nächsten liegen.

So ist Grisebachs Buch voll Anregungen für den Volkskundeforscher. Es ist verlockend, all den Fragen nachzugehen, die er für das Stadthaus behandelt (Traufseite oder Giebel nach der Straße, Dachform, Zutaten wie die Türmchen, Erker, und „Belvederchen" und vieles andere) am Bauernhaus zu erforschen und zu untersuchen, wie das Stadthaus auf die Gestaltung des Bauernhauses eingewirkt hat, wie man hier schneller, dort langsamer Neuerungen nachgibt, wie auch andererseits trotz städtischer Bauart alte Gewohnheit auf dem Dorf geblieben ist und wie schließlich auch einheimische Bauart auf die Form der Stadthäuser eingewirkt hat. Lockende Fragen, bei denen Grisebachs Buch ein vortrefflicher Führer ist,und zwar nicht nur, weil es klar belehrt, sondern auch, weil es schön zu lesen ist und durch gut ausgesuchte Bilder anregend wirkt.

Hermann Eris Busse, **Markus und Sixta**, Schwarzwaldroman. Berlin-Grunewald. Horen-Verlag, 307 S.

Die Volkskunde hat in den letzten Jahren mehrfach die Eigenart der Alemannen und Franken gegeneinander abgehoben (s. diese Zeitschrift 4, 158 f.) und bei den Alemannen vor allem die Schwerblütigkeit betont. Eindringlicher als eine wissenschaftliche Darlegung es vermag, hat hier der Dichter in einem erschütternden Roman diese Schwerblütigkeit vorgeführt und das harte Schicksal, das der Alemanne seines schweren Blutes wegen tragen muß. Die Erzählung ist lebenswahr, packend im Ganzen, meisterhaft auch in vielen Einzelbeobachtungen.

Öfters möchte der Leser eingreifen und meint, jetzt müsse eins ein Wort finden, um die Schwere zu brechen, die über der Bauernfamilie liegt. Aber niemand läßt das erlösende Wort über die Lippen gehen. Dabei lieben, verstehen und schätzen die Leute einander, aber sie vermögen es nicht zu sagen. Busses Erzählung hält in Atem und hinterläßt einen tiefen Eindruck.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und unter Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hanns Bächtold-Stäubli, Band 3, 1920 S., Berlin, de Gruyter & Co.

Dieses große Werk erscheint in Lieferungen; der 3. Band umfaßt 13 Lieferungen zu je 4 Mk.

Nach dem ABC geordnet werden alle Gebiete des Volksglaubens behandelt, von der Magie und dem Aberglauben bis zu dem frommen kirchlichen Glauben,

Digitized by Google

der sich an die Riten und Lehren des Christentums anschließt. Die Bezeichnung Handwörterbuch des Aberglaubens ist unglücklich gewählt. In Wirklichkeit enthält das Werk viel mehr als nur Aberglauben und ist viel wertvoller als sein Name ankündigt. Es ist für jeden Volkskundeforscher und Religionshistoriker unentbehrlich. Aber auch der Theologie, der deutschen, der klassischen und der romanischen Philologie ist es ein wichtiges Nachschlagewerk, das dem Lehrer und Gelehrten viel Zeit spart und Bereicherung bringt auf Gebieten der Kulturgeschichte, für die es nur wenige Nachschlagewerke gibt. Einzelne Aufsätze wie Freyja, Freyr, Frija, Fulla, Hel (hier vermißt man die Auseinandersetzung mit H. Güntert, Kalypso, Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen 1919) führen ins Gebiet der germanischen Mythologie; Legende und Sage sind oft behandelt.

Ein paar Wünsche: Bei dem Aufsatz: Grabbeigaben wäre ein Hinweis auf F. v. Duhn, Italische Gräberkunde 1, 1924, erwünscht gewesen. Wohl handelt v. Duhn nicht von deutschen Grabbeigaben, gibt aber zu dem Vorgebrachten viele Parallelen. Und es wird im Handwörterbuch die Volkskunde anderer Völker auch sonst reichlich beigezogen. Ich möchte Duhns Buch auch zur Benützung für die folgenden Bände empfehlen. Da es einen ausführlichen Wortweiser hat, kostet ein Verweis nicht viel Zeit. Im Artikel Frühlingsfeste hätte auf Albert Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern (1908, jetzt in neuem Gewand: Sommertag 1931) und auf E. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, 3. Auflage (1927), 32 ff. hingewiesen werden können. Zu Bauerngarten S. 305 f. vgl. Fehrle, Badische Volkskunde (1924) 1, 139 ff. Daß der Hase die Ostereier als Sinnbild der Fruchtbarkeit lege, (Sp. 1506) kann nach den neuesten Forschungen wohl nicht mehr behauptet werden. Vgl. Hepding, Hess. Bl. f. Volksk. 26, 1927, 127 ff. Doch diese Hinweise sollen den Wert des ganzen Werkes nicht herabsetzen. Ich möchte im Gegenteil zusammenfassend betonen: Das Handwörterbuch ist eines der wertvollsten Werke der Volkskunde und wird unserer Wissenschaft großen Nutzen bringen.

Heinrich Frick, **Vergleichende Religionswissenschaft.** Sammlung Göschen. Berlin, W. de Gruyter und Co., 1928. 135 S.

Es mag gewagt erscheinen, in einem so kleinen Bändchen ein so umfassendes Thema zu behandeln. Aber Frick hat es verstanden, einen klaren Blick in die Probleme und ihre Erörterung zu geben. Dabei reiht das Büchlein nicht etwa nur trocken Tatsachen aneinander, sondern ist bei aller Kürze sehr anregend geschrieben. Es kann jedem, der einen Einblick in die vergleichende Religionswissenschaft und die wissenschaftliche Betrachtung religiöser Fragen haben will, empfohlen werden. Auch der Forscher ist für den Überblick dankbar.

Handwörterbuch des deutschen Märchens, herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von Johannes Bolte und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Lutz Mackensen, Berlin, de Gruyter und Co. Preis der Lieferung 5 Mk.

Unter den Handwörterbüchern der deutschen Volkskunde erscheint neben dem Aberglaubenwörterbuch dies Werk über das Märchen. Um einen Einblick in den Inhalt zu geben, nenne ich einige Stichwörter der 1. Lieferung: Abend, Abenteuermärchen, Ablösung von einer Arbeit, Abstammung, wunderbare, Abzeichen edler Abkunft, ad absurdum führen (ein merkwürdiges Stichwort!), Adelsprobe, Adler, Agnostische Theorie, ägyptische Motive, Aitiologischer Schluß, Allerleirauh, Alp, Alte im Wald, Alter im Märchen, Alter des Waldes, Wege zur Altersbestimmung, Amor und Psyche.

Das Märchenwörterbuch belehrt nicht nur über das Märchen. Wer z. B. über Tiere im Volksglauben, in der Volksredensart oder sonst in der Kulturge-

Digitized by Google

schichte arbeitet, muß die verschiedenen Stichwörter hier nachsehen. Die Literaturgeschichte ist öfters mitbehandelt. Alle literarischen Märchen sind in ihrem Verhältnis zum Volksmärchen und zum Schrifttum ihrer Zeit besprochen. So sehen die Forscher verschiedener Gebiete, auch die Naturwissenschaftler, mit Spannung dem weiteren Erscheinen dieses tüchtigen Werkes entgegen. Bisher sind drei Lieferungen erschienen.

W. Boudriot, **Die altgermanische Religion** in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5. bis 11. Jahrhundert (Untersuchungen zur allgemeinen Religionsgeschichte herausgegeben von C. Clemen, Heft 2, Bonn, Ludwig Röhrscheid, 1928, 79 S.

Dies Buch ist sehr inhaltsreich und anregend für Religionswissenschaft und Volkskunde. Boudriot geht Spuren altgermanischen Glaubens nach in Synodalbeschlüssen, fürstlichen Verordnungen, päpstlichen Briefen und Entscheidungen, bischöflichen Anordnungen, Predigten und anderen kirchlichen Ermahnungen, in Formularen, Bußbüchern, Dekretalien-Sammlungen und kommt zu dem Ergebnis, daß viele dieser Zeugnisse wenig Eigenwert haben, sondern großenteils mittelbar oder unmittelbar auf Caesarius von Arelate zurückgehen, also mehr für griechisch-römisch-gallischen Volksglauben in Frage kommen. Das Schema, das für die Bekämpfung des antiken Aberglaubens von christlichen Predigern am Mittelmeer allmählich ausgebildet war, wurde oft von Geistlichen auf deutschem Gebiet ganz äußerlich übernommen, ohne Rücksicht darauf, ob der Aberglaube bestand oder nur für möglich gehalten wurde. Nachwirkungen davon findet man bis zu Geiler von Kaisersberg. Zu Boudriots Buch vgl. meinen Aufsatz über die Predigtanweisungen des hl. Pirmin in dieser Zeitschrift 1, 1927, 97 ff.

Boudriot bespricht nach der Einleitung über seine Quellen verschiedene Äußerungen des Glaubens. Ich nenne einige Abschnitte: Fetischismus, Elemente, Himmelskörper, Bäume, Pflanzen, Tiere, der Mensch, die Toten, Dämonen, Götter. Ein Schlußabschnitt behandelt das religiöse Verhalten 1. Erhaltung und Vernichtung höherer Mächte, 2. Beeinflussung höherer Mächte, 3. Befolgung des Willens der Gottheit.

Überall wird versucht, aus den vielen fremden Glaubensäußerungen die germanischen herauszufinden. Boudriot geht bedachtsam und mit gesundem Urteil vor.

H. Bettinger, **Die Stockacher Fastnacht.** Die Stockacher Narrenchronik. Das Stockacher Narrengericht. Stockach (Baden), Rudolf Möll, 1930, 88 S.

Weit über Baden hinaus ist die Stockacher Fastnacht bekannt. B. gibt eine anschauliche Darstellung, erzählt manches aus ihrer Geschichte, besonders vom Gang des Narrengerichts, dann vom Narrenbaum und gibt eine Liste der aufgeführten Spiele. Bilder erläutern den Text.

Das Buch ist vor allem für die Stockacher Bürger geschrieben. Ihnen gibt es liebe Erinnerungen und einen guten Einblick in die Entwicklung des bekanntesten Volksbrauches der Stadt.

Bauernrätsel. Von der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft „Goldner Steig" gesammelt, zusamengestellt von Rudolf Kubitschek. Bilderschmuck von Rheinhold Koeppel-Waldhäuser. Der Goldene Steig, 1. Heft. Passau. M. Waldbauer, 59 S., 1,20 Mk.

Ein schönes Buch, für die Wissenschaft nützlich. Denn es enthält eine Sammlung von 460 Bauernrätseln mit ihren Auflösungen. Das Rätsel ist bisher in der Volkskunde viel zu wenig behandelt worden. Möge diese gute Sammlung zur Bearbeitung anregen!

Digitized by Google

Albert Becker, **Zur Kulturgeschichte des Westrichs**, Streifzüge durch das Geistesleben der pfälzisch-saarländischen Grenzmark. Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz. Herausgegeben von Becker, 7. Heft. Kaiserslautern, Hermann Kayser, 1927, 39 S.

Becker gibt ein schönes Bild seiner Heimat, erzählt vom fröhlichen Charakter seiner Landsleute, von pfälzer Stetigkeit trotz aller geschichtlichen Ereignisse, von Literatur, Theater und Kunst in der Pfalz. Das Heft ist ein nützlicher und schöner Führer.

Die Singgemeinde, herausgegeben von Konrad Ameln im Bärenreiter-Verlag zu Kassel, 7. Jahrgang 1931.

Man hört heute allenthalben Klagen über den Verfall des Volksliedes und der Musik beim Volke und bedauert oft, daß da und dort durch Gesangvereine eine falsche Einstellung des Volkes zum Gesang herbeigeführt werde, wie man überall einen Verfall vor allem unserer Bauernkultur beobachten will. Schuld daran sind die Leute, die im Volke führend sein sollten. Denn keine Gemeinschaft, weder in der Stadt noch auf dem Land, bringt etwas hervor, was fruchtbringend werden könnte, nur die Einzelnen in den Gemeinschaften. Wenn also das Volk oder Volksteile auf falsche Wege geführt worden sind, so hat es an den richtigen Führern gefehlt. Das gilt auf dem Gebiete des Gesanges und der Musik so gut wie überall sonst.

In der Singgemeinde haben sich Leute zusammengetan, die sich der Verödung unseres Volkslebens bewußt sind und einsehen, wohin man führen muß, wenn wir wieder gesund werden und wenn wir aus der grauen Niederung auf heitere Höhen kommen sollen, wo das Leben wieder Freude macht. Die Hefte des Bärenreiterverlags geben neben richtungweisenden Aufsätzen praktische Anleitungen für Musik und Gesang. Es wäre zu wünschen, daß recht viele Lehrer sie kennen, aber auch sonst alle, die an der Erziehung unserer Jugend mitarbeiten und an einem gesunden Wiederbeleben der Musik und des Gesanges, soweit beide Allgemeingut des Volkes werden sollen und zum Empfinden einer deutschen Volksgemeinschaft beitragen können.

Kranzbücherei herausgegeben vom Jugendschriften-Ausschuß des Lehrervereins zu Frankfurt a. M. durch Otto Metzker. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

Der Volkskundler freut sich nicht nur an den Arbeiten, die seine Forschung fördern, sondern auch an der Mitarbeit weiter Kreise unseres Volkes. Denn er ist auf sie angewiesen. Unsere Wissenschaft ist ja mehr als viele andere und unmittelbarer mit dem Volksleben verbunden. Deshalb begrüßen wir auch die Werke, die Sinn für Volkskunde wecken und ihre Ergebnisse ins Volk hinaustragen. Dazu gehört in hervorragendem Maße die Kranzbücherei. Kleine, billige, schön ausgestattete Hefte erzählen Märchen, Sagen, Schwänke, von stillen Dörfern und Winkeln unseres Landes und der weiten Welt, von Schildbürgern, dem Eulenspiegel, aus alten Chroniken und noch vieles andere, was das Herz eines Kindes erfreut und fesselt.

Ein Verzeichnis auf der Umschlagseite der Hefte gibt immer an, für welches Alter sie sich eignen. Mögen recht viele Eltern mit solchen schönen Heften ihre Kinder beschenken! An manchen hat übrigens auch der Erwachsene seine Freude. Er bekommt sie nirgends so billig wie hier.

Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Wortweiſer.

Abwehrzauber 88 ff.
Ambra 54 ff.
Amein, K. 159
Amulett 47 ff. 127
Angſtmann, E. 74
Anna, Hl. 151 f.

Baader, E. 80
Bächtold-Stäubli 156 f.
Bader, K. S. 65. 76
Baier, H. 60 f.
Ballade 28 ff.
Barfuß 139
Batzer, E. 61 f.
Becker, A. 88 ff. 153. 159
Bergmann, K. 75
Bettinger, H. 158
Bildſtock 95 ff.
Blecker 88 ff.
Boudriot, W. 158
Brautfuder 61
Bredt, J. 73
Brezel 1 ff.
Buchs 1. 82 ff. 127
Buſſe, H. E. 156

Bardobenediktenkraut 132
Chriſtbaum 81 ff.
Chriſtmann, E. 81 ff.
Clemen, C. 155

Darré, W. 73

Einhorn 13. 132
Engelwurz 128 f.
Erdrauch 132
Eulenſpiegel 88. 91

Faſſelrutſchen 21 ff.
Fatme 53 f. 56
Federle-Feederle 77
Fehrle, Ernſt 71 ff.
Fehrle, Eugen 1 ff. 64 f. 66 f. 151 ff.
Feige 50 ff.
Feuerſegen 47 f.
Fieber 126 f.
Fließendes Waſſer 126 f.
Flurnamen 77. 154
Freitag 127. 148
Frick, H. 157
Frühlingsbräuche 1 ff.
Fueder 61

Gaiſer, K. 74
Georg, Hl. 12
Gebildbrote 64
Geiger, E. 75
Geramb, V. 66
Gerlach, K. 73
Gleitbräuche 21 ff.
Göße, A. 76
Gradmann, R. 154
Gröber, K. 68
Großmann, G. 50 ff.
Goldenes Kalb 14 ff.

Haar fliegend 136 f.
Hand als Amulett 50 ff.
Haſel 1 ff.
Haukland, A. 75
Hauſenſtein, W. 64
Hebel, J. P. 27. 64
Heckſcher, K. 63 f.
Heimberger 125 ff.
Herrgott, F. 14 ff.
Heß, J. 152 f.
Hindringer, R. 9 ff.
Hochzeit 25 f.
Hofſtaetter, W. 75 f. 79
Hoppe, R. 47 ff.
Horn 55 ff.
Hünnerkopf, R. 21 ff. 27. 63 f. 65. 69 ff.

Jäger, G. 153 f.
Johannistag 93
Jordan 48
Jungfernwachs 94
Jungfrau 13. 25. 94

Kagarow, E. 78
Kalb, goldenes 14 ff.
Kalk 126
Karfreitag 93
Keuſchheit 12 f.
Kinder 6. 8
Kindermann, C. 72
Kindliſtein 24
Kindsfuder 60 f.
Kleinſchmidt, B. 151 f.
Knoten 123
Korff, A. 79
Krappe, A. H. 70 f.
Krell, L. 65
Krieß, R. 78. 134 ff.
Krohn, K. 71
Kubitſchek, R. 158
Kugelſegen 48 f.

Langbehn, J. 72
Lange, G. 67
Langenbucher. H. 76
Lätarebräuche 1 ff.
Lauffer, O. 122 ff.
Lautenſchlager, Fr. 78
Leithäuſer, J. 67
Liebesorakel 24 f.
Lieſtöl, K. 69 f.
Löffel, K. 49

Mackenſen, L. 28 ff. 74. 157 f.
Mayer, K. 79 f.
Märchen 28 ff. 157 f.
Marzell, H. 46
Maurer, K. 75
Meiſinger, O. 74 f.
Meſſen 126. 135. 142
Meßker, O. 159
Mirakelbücher 134 ff.
Martin, Hl. 9. 12
Mohr, H. 72
Man de H. 73 f.
Müller v., Fr. u. W. 64

Nacktheit 139. 141
Neckel, G. 76
Neu. O. 92 ff.
Nilsſon, M. P. 80
Nüchtern 132

Oberammergau 68 f.
Opfer 135 ff.

Peters, U. 75 f.
Peuckert, W. E. 66
Pfeffer 131
Pferd 9 ff.
Pfiſter, Fr. 76
Puppenſpiel 65

Rabenmutter 28 ff.
Raute 129
Reche, O. 80
Rechtsbrauch 60 f. 88 ff.
Reupke, W. 68

Saga 69. 71
Sage 14 ff.
Sartori, P. 66
Schäffler, J. 74
Scherer, P. 155
Schimmel 9 ff.
Schrempf, Chr. 72
Schlüſſel 2. 4
Schwalbe 6 f.
Schmidt, O. E. 67
Schnippel, E. 66
Sparre, H. 77
Schreiber, G. 151 f.
Schubart 74
Schuh 2. 25
Schultz, B. K. 80
Schweigen 142
Siebs, B. E. 66
Sommertag 1 ff. 153
Staabaus 2 ff.
Steine in Segensriten 24 ff.
Stephan, Hl. 12
Stier 18 ff.
Sympathie 126 ff.

Tacitus Germania 10. 11
Terra ſigillata 131 f.
Teske, H. 67 f.
Tirol 154 f.

Uhlemann, W. 154
Urin 94

Vagantenlieder 77 f.
Veſperbild 114 ff.
Vernageln 23 f.
Volksheilkunde 24. 26. 93 f. 125 ff.
Volkskunſt 68 f. 95 ff.
Volkslied 29 ff. 61 f.
Vorkiſch, H. 64
Votivbilder 52. 135 ff.

Wacholder 129 f. 144
Wachsbilder 135 ff.
Wallfahrten 134 ff.
Walter, Max. 68 f. 95 ff.
Wechſelbalg 123
Wegerich 129
Wegwarte 128
Weigert, J. 72
Weihnachtsbaum ſ. Chriſtbaum
Weihnachten 12 f.
Weinreich, O. 80
Weiß 10 ff. 12 f. 79 f. 139 f. 143. 145
Wendelin, Hl. 95 ff.
Wermut 128
Wetterregeln 93
Woſſidlo, R. 79
Wortelmann, F. 65
Wunderle, G. 71 f.
Würtenberg, G. 73

Zahl 15 26. 41 f. 46. 53. 55. 126. 127. 129. 132. 135 ff.
Zahn, A. 155
Zauberanweiſungen 94 f.
Zitrone 130 f.
Zwiebel 126 f.
Zwillinge 122 ff.
Zigeuner 47
Zuckerbaum 81 ff.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde

Schriftleiter:

Prof. Dr. Eugen Fehrle

Heidelberg, Werderstr. 24

6. Jahrgang 1932

Konkordia A.G. für Druck und Verlag, Bühl-Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des 6. Jahrgangs

Seite

Abhandlungen

Rudolf Hindringer, Das taciteische Weiheroß von damals und heute 1

Adolf Jacoby, Von verschluckten Schlangen und Eidechsen . . . 13

Heinrich Jungwirth, Die Zeche des oberösterreichischen Innviertels, eine Burschenaltersklasse . 28

Heiner Heimberger, Beiträge zur Volksheilkunde, Augenheilkunde aus alter Zeit 38

Karl Kleeberger, Das Martiniweibchen in der Pfalz . . . 42

Ernst Fehrle, Aus Wilhelm Raabes Werk 73

Eugen Fehrle, Bemerkungen über Grenzen und Ziele der Volkskunde 85

Heiner Heimberger, Badisch-fränkische Waffeleisen 93

Hermann Güntert, Die Grundbedeutung von nhd. „Tier" . . 102

Ferdinand Herrmann, Die Federkielstickereien der Tiroler Lederfatschen 104

Rudolf Kriß, Grundsätzliche Betrachtungen zum 2. Merseburger Zauberspruch 114

Friedrich Panzer, Zur Tiersage 120

Alfons Perlick, Die Wanderheuschrecke im deutschen Aberglauben 123

Friedrich Pfister, Tabu . . . 131

Hermann Rösch, Sprachforschung als Volkskunde 139

Artur Schloßberg, Zur Volksliedforschung 146

Seite

Hans Teske, Walther von der Vogelweide, Wolfger von Ellenbrechtskirchen und der Martinstag 1203 150

O. A. Erich, Gesichtspunkte für eine Bildgeschichte des figürlichen Gebäckes 153

Mitteilungen

Fromm, Totenglaube und Totenkult in der Ukraine und am Don 45

K. Kleeberger, Ein Habergäulchen reiben 46

Lily Weiser-Aall, Waren die Chattenkrieger ein religiöser Bund? . 47

R. Hoppe, Volksbräuche aus Bobstadt 49

K. Wolber, Wettervorhersage für Seckenheim 49

Eugen Fehrle, Franz Barth † 51

Albert Becker, Zum Bauopfer . 119

Eugen Fehrle, Rudolf Much 70 Jahre alt 168

Derselbe, Rudolf Hindringer gestorben 168

Derselbe, Fragen nach Dalmeichel und Immengüg 169

Albert Becker, Vom Blecker . 169

K. Eßlinger, Dreschverse . . 170

Sammlung bäuerlicher Sprichwörter, Wortbilder, Redensarten und Worte 170

B. Walter, Heimatmuseum in Amorbach 171

Bücherbesprechungen . . 51, 172

Wortweiser von Anne Bossong 187

Digitized by Google

Dem Schriftleiter stehen zur Seite:

Frau Prof. Dr. Aall-Weiser, Oslo; Oberstudiendirektor Dr. A. Becker, Zweibrücken (Pfalz); Prof. Dr. K. Bohnenberger, Tübingen; Prof. Dr. Hans Fehr, Bern; Prof. Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe; Bibliotheksdirektor Dr. W. Fraenger, Mannheim; Dr. Ch. Frank, Oberpfarrer, Kaufbeuren (Bay.); Prof. Dr. V. v. Geramb, Graz; E. Gerweck, Schulrat, Mannheim; Prof. Dr. H. Güntert, Heidelberg; Prof. Dr. A. Haberlandt, Wien; Prof. Dr. O. Heilig, Mannheim; Prof. Dr. Ad. Helbok, Innsbruck; Prof. Dr. R. Hünnerkopf, Heidelberg; Prof. Dr. R. Kapff, Urach (Württbg.); Pfarrer C. Krieger, Reihen (Baden); Prof. Dr. J. Künzig, Freiburg i. Br.; Konservator August Lämmle, Stuttgart; Museumsdirektor Dr. Leisching, Salzburg; Dr. Lüers, München; Prof. Dr. H. Marzell, Gunzenhausen (Bay.); Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. O. Meisinger, Heidelberg; Prof. Dr. R. Much, Wien; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Fr. Panzer, Heidelberg; Prof. Dr. A. Pfalz, Wien; Prof. Dr. Fr. Pfister, Würzburg; Prof. Dr. A. Spamer, Dresden; Domänenrat Max Walter, Amorbach (Bayern); Prof. Dr. O. Weinreich, Tübingen; Geheimrat Prof. Dr. Wolfram, Frankfurt a. M.; Prof. Dr. H. Wopfner, Innsbruck; Regierungsrat Dr. A. Zintgraff, Heidelberg.

Dieser Jahrgang der Zeitschrift hat durch die v. Portheim-Stiftung in Heidelberg wertvolle Förderung erfahren.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Werderstr. 24

1. Heft 6. Jahrgang 1932

Das taciteische Weiheroß von damals und heute.

Von Prälat Dr. **Rudolf Hindringer** in München.

P. C. Tacitus, Germania, Kap. 10, Abs. 3:

Dem Volke eigen ist es, aus den Vorempfindungen und Mahnungen der Pferde etwas erkunden zu wollen. In den den Göttern heiligen Hainen und Wäldern werden Pferde von Staatswegen gehalten, es sind Schimmel, die nicht durch irgendeine Arbeit im Dienste der Menschen entweiht sind. Sie werden an den heiligen Wagen angespannt, der Priester und der König oder das Oberhaupt einer Gemeinschaft begleiten sie und beobachten ihr Wiehern und Schnauben. Keinem Vorzeichen glaubt man mehr, nicht nur bei dem einfachen Volke, auch bei den oberen Schichten, auch bei den Priestern. Diese halten sich für die Diener der Götter, den Pferden schreiben sie Teilnahme an göttlichem Wissen zu[1].

I.

Nach der Darstellung des Tacitus hatte im germanischen Kultleben das heilige Roß seine besondere Stelle. Der Schimmelhag war eine allgemeine Einrichtung: „Dem Volke eigen ist es . . . .".

Zunächst ist zu beachten, daß der Vorzug des Rosses nicht aus dessen Dienstleistungen für die Götter abgeleitet wird. Der Roßkult wird vielmehr von Tacitus als eine selbständige Einrichtung im Kultwesen der alten Deutschen geschildert. Der letzte Satz des Textes stellt ein deutliches Rangverhältnis zwischen dem heiligen Roß, den Göttern und den Priestern auf: Die Priester sind Diener der Götter, die Pferde nehmen teil am göttlichen Wissen, stehen also über den Priestern. Folgerichtig dürfen sie weder vom Priester noch auch vom König oder dem Gemeindeoberhaupt geritten werden. Ebensowenig darf ihnen Arbeit im Dienste der Sterblichen zugemutet werden. Das wäre Entweihung. Ihr heiliger Rang weist ihnen als gebührenden Aufenthalt die Wohnstätte der Götter zu, nämlich die heiligen Haine und Wälder. Ihre Haltung ist staatliche Kultuspflicht. Das Merkmal, durch das sie sich vom profanen Pferd unterscheiden, ist das kultische Weiß: „Schimmel sind es . . . .", also Edlinge ihrer Rasse, die durch Geburt von vornhinein zu sakralen Lebewesen bestimmt und berufen sind.

Als sakrale Lebewesen bekunden sich die Schimmel zu Gunsten der Menschen durch Weisung. Die Weisung erfolgt nach Tacitus durch

[1] Übersetzung aus Eugen Fehrle, Germania. München, 1929, S. 15.

Digitized by Google

Wiehern und Schnauben, die als „Vorempfindungen und Mahnungen" genommen werden. Aufgabe der Priester ist es, diese Weisungen herbeizuführen und zu deuten. Sie taten dies u. a. auch auf folgende Art: Vor dem Heiligtum wurden die Kriegslanzen in drei Linien gelegt und in jeder derselben zwei Lanzen mit ihren Spitzen gegeneinander in die Erde geheftet; hierauf verrichtete der Priester einige feierliche Gebetsformeln, führte dann das Pferd, welches im Vorhofe bereitstand, zu dieser dreifachen Linie der Lanzen. Trat das Pferd zuerst mit dem rechten Fuß in eine dieser Linien, so weissagte man hieraus den Sieg; trat es aber zuerst mit dem linken Fuß darein, so war dies das Zeichen der Niederlage und man suchte den Krieg zu vermeiden. Der heilige Otto, Bischof von Bamberg, fand diesen Aberglauben auch bei den Pommern. Eine andere Art des Befragens der Pferde war folgende: Man legte neun Stangen in einer gewissen Entfernung, gewöhnlich auf einen Pferdeschritt, voneinander auf die Erde. Der Priester führte das Pferd durch diese Stangenreihe hin und her; blieb die Ordnung ungestört, ohne daß das Pferd mit seinen Füßen eine Stange berührt oder verrückt hatte, so war dies ein gutes Vorzeichen, im entgegengesetzten Falle aber ein böses[2].

Das Befragen des weisenden Tieres erfolgte am frühen Morgen vor Sonnenaufgang. Wir haben es also mit einem „Angang" zu tun, von dem Jacob Grimm in seiner „Deutschen Mythologie" (a. a. O., S. 937) sagt: „Keine Art von Aberglauben hat durch das ganze Mittelalter tiefere Wurzeln geschlagen als die Vorbedeutungen, die man unter den Benennungen aneganc, widerganc, widerlouf verstand. Tier, Mensch, Sache, auf die man frühmorgens, wenn der Tag noch frisch ist, beim ersten Ausgang oder Unternehmen unerwartet stieß, bezeichneten Heil oder Unheil und mahnten das Begonnene fortzusetzen oder wieder aufzugeben". Das Pferd hatte immer guten Angang; es galt die Regel: „Equus quandoque bonus est" (Grimm a. a. O., S. 938).

Im Rahmen des Kapitels 10, das lediglich von „Vorzeichen" aus Losen und Weissagen, also von der Vorherverkündigung noch ungewisser, künftiger Dinge spricht, ist es gelegen, daß eine andere Art der Weisung, etwa die durch Hufschlag und die durch Niederknieen und Stillehalten, nicht gebucht wird; denn die Weisung durch Hufschlag ist kein Vorzeichen, sondern die Ansage höherer Willensmeinung für den Augenblick bei Verhältnissen, die über die Erkenntniskraft des Menschen hinausgehen, sei es also, daß durch Hufschlag eine Quelle zum Springen gebracht oder der Ort für die Entstehung eines Heiligtums angegeben wird und dergl.

Auch die sakrale Fußspur der Pferde, die Roßtrappe, wird in Kap. 10 nicht erwähnt. Vom Pferd als Grabbeigabe wird erst in Kap. 27, das von der Leichenbestattung handelt, eine kurze Nachricht gegeben.

[2] Franz Widlak, Die abergläubischen und heidnischen Gebräuche der alten Deutschen nach dem Zeugnisse der Synode von Liftinae im Jahre 743. Znaim, 1900, S. 20 f. Vergl. Heinrich Albin Saupe, De Indiculus Superstitionum et Paganiarum (Leipzig, 1891) S. 17. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausgabe von Elard Hugo Meyer. II. Band (Gütersloh, 1876), S. 551 f.

Digitized by Google

Dieselbe inhaltliche Begrenzung des 10. Kapitels der Germania läßt auch verstehen, warum nicht von Schimmelopfern die Rede ist und nicht von dem heiligen Umritt an der auserlesenen Weihestätte, der nach dem Indiculus sup. et pag. Nr. 24 noch 700 Jahre nach Tacitus in deutschen Landen im Schwunge war. Naturgemäß fehlen auch die Zeitangaben, wann die Schimmelopfer gefallen und die heiligen Ritte gehalten worden sind. An anderem Orte aber, Ann. lib. I, 61, spricht Tacitus auch von Pferdeopfern. Er sagt, daß die Germanen nach der Hermannsschlacht im Jahre 9 n. Chr. zugleich mit dem Rüstzeug der getöteten Feinde Streitrosse und Pferdehäupter den Göttern zum Opfer darbrachten.

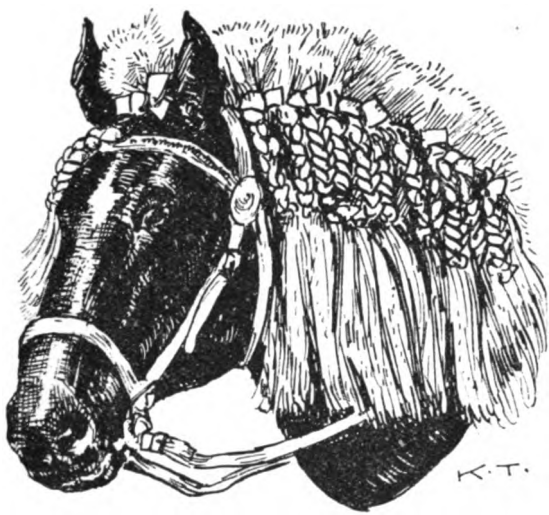


Abb. 1. Festlich geschmückter Pferdekopf aus Bayern.

Den Lesern der Germania brachte die Nachricht von den weisenden Schimmeln der Deutschen wohl nicht allzu Neues. Sie wußten von dem redenden Roß des Achilles (Hom. Il., 19, 404/432[3]), von den Weiherossen und Schimmelopfern (Herodot, Histor. lib. IV, Kap. 61 und 72; VII Kap. 40 und 113) und sie kannten die lustige Geschichte von der Wahl des Darius zum König der Perser: Über die Art und Weise der Königswahl hatten die Perser beschlossen, daß derjenige die Herrschaft bekommen solle, dessen Pferd bei Sonnenaufgang als erstes beim Ausritt vor der Stadt wiehere. Freilich hat der große Pfiffikus von einem Stallknecht des Darius sich diese Sache zu nutze gemacht, indem er das Pferd seines Herrn zum Wiehern an jenem Platze dressierte, wofür er denn auch zugleich mit dem König auf einem steinernen Denkmal durch die Inschrift verewigt wurde: „Darius, der

[3] Vergleiche hierzu Friedrich Bender, Die märchenhaften Bestandteile der homerischen Gedichte. Programm des Großherzogl. Gymnasiums Darmstadt, 1876. S. 15/17.

Digitized by Google

Sohn des Hystaspes, hat durch seines Pferdes Tüchtigkeit und durch die Kunst seines Stallmeisters Oibares die Herrschaft über die Perser erlangt" (Herodot, Histor. lib. III, Kap. 85/88). Während hier das Pferd seine Weisung durch Wiehern gab, spricht es ein andermal durch Hufschlag. Noch zur Zeit Ciceros wurde am See Regillus die Hufspur vom siegweisenden Pferde des Castor gezeigt (Cicero, De natura deorum III, 11).

Der Schimmel galt den Römern als Triumphroß (Livius, V 23,5; 28,1. Suetonius, De vita Caesarum: Domitianus 2,1). Dem Herrscher war ein Viergespann weißer Pferde vorbehalten (Livius XXIV, 5,4). Ob sich dem einen oder anderen Leser unserer Tacitusstelle nicht ein Vergleich mit altrömischen Anschauungen nahegelegt hat? Nach altrömischer Anschauung nämlich erschien der Schimmelritt eines Sterblichen als Vermessenheit, wie uns Livius (V 23,5) von Camillus erzählt, der nach der Eroberung von Veji auf einem mit vier weißen Rossen bespannten Wagen in die Stadt einfuhr. Dies erschien nicht nur wenig bürgerlich, Camillus schien selbst seiner Stellung als Mensch sich zu überheben, ja, daß der Diktator es den Rossen des Jupiter und Phöbus gleichgetan, erregte sogar Bedenklichkeiten von seiten des Glaubens (. . . . . parumque id non civile modo, sed humanum etiam visum. Jovis Solisque equis aequiparatum dictatorem in religionem etiam trahebant). Die Parallelstelle bei Plutarch (Camillus 7) läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „. . . Während also schon sein Triumph überhaupt mit solcher Pracht gefeiert wurde, ließ er sich namentlich einen Wagen mit vier weißen Rossen anschirren, den er bestieg, um auf demselben die Straßen Roms zu durchziehen. Kein anderer Feldherr hatte dies jemals getan, weder in früherer noch in späterer Zeit. Denn ein solches Gespann galt für heilig und wurde nur dem König und Vater der Götter zugesprochen". Camillus hat sich anscheinend den gegen seinen Einzug auf dem Schimmelgespann erhobenen Bedenken gebeugt; denn als er nach glücklich beendetem Krieg gegen die Stadt Falerii neuerdings in Rom einzog, heißt es von ihm (Livius V 28,1), daß er diesmal mit einem viel besseren Ruhm (dem des Edelsinns und der Gerechtigkeit) durch die Stadt gezogen sei, als damals, als er sich von den weißen Rossen durch die Stadt tragen ließ!

W. Reeb meint zu unserem Kap. 10, Abs. 3 (er zählt ihn als Abs. 4) in seiner Ausgabe der Germania (Leipzig, 1930) S. 30, daß die Römer keine Pferdeorakel kannten; daher schreibe Tacitus „proprium gentis", den Germanen (ebenso den Persern und Slaven) sei es im Unterschied von den Römern eigentümlich, die Pferde aus ihren Ahnungen und Mahnungen zu versuchen (experiri), sei es daß sie diese aus sich selbst geben oder daß die Gottheit das Tier benützt, um dem Menschen Mahnungen zukommen zu lassen. Namentlich im Vergleich zur Häufigkeit des Vogelorakels (Abs. 2) bei Römern und Germanen ist das richtig. Ebenso mangelten den Römern auch eigene Sakralstätten zur Abnahme von Pferdeorakeln; wenigstens haben wir keine überzeugende Belegstelle dafür. Daß aber auch die Pferdeorakel den Römern nicht ganz unbekannt waren, dürfte sich aus der angezogenen Cicerostelle ergeben.

Digitized by Google

II.

Was Tacitus vom germanischen Weiheroß berichtet, ist heute noch, wenigstens in Bruchstücken, im deutschen Volksbrauch erhalten. Sagen schließen sich als Erinnerungen aus der Zeit unserer heidnischen Vorfahren an das Brauchtum an, ja die Betrachtung des Brauchtums von heute begründet, erweitert und ergänzt unsere Vorstellungen vom germanischen Schimmelkult, wie er uns von Tacitus überliefert ist.

Die Kirche hat bei ihrem Bekehrungswerk das alte Roßkultwesen aufgelöst, aber nicht ausgelöscht. Sie fördert vielmehr heute Umrittsbrauch und Reiterfreude, ihre Diener reiten auf Schimmeln zu Georgi und Martini

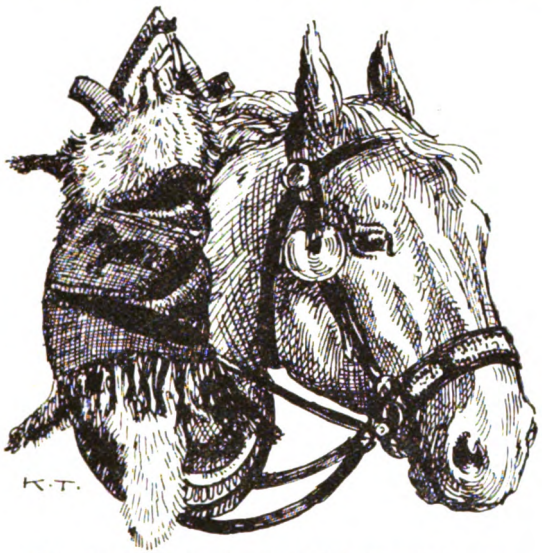


Abb. 2. Pferdekopf mit Dachsfell aus Bayern.

mit ihrer Pfarrgemeinde um das Kirchlein und nehmen an den Leonhardifahrten teil. Dem Ganzen wird ein neuer Sinn gegeben: Das Pferd ist nicht mehr Segenspender, sondern Segenempfänger. Die Umgestaltung in der Bekehrungszeit ging vom Weiheroß zur Rosseweihe.

Für die Allgemeinheit des Roßkultwesens geben heute noch die Hunderte von St. Georgs-, St. Martins- und St. Leonhardskirchlein Zeugnis, die in hehrer Einsamkeit auf Hügelkuppen stehen oder weltverloren im deutschen Wald versteckt sind. Da und dort haben solche Örtlichkeiten noch den Namen an ihre einstige kultische Bedeutung bewahrt: Thierham in Oberbayern (795 Teorhage d. i. Tierhag), Dierhagen in Mecklenburg, Roßhaupten, Tierhaupten u. ä., und „Stuttgart" könnte der „Stutengarten jener Alemannen sein, die als mirifice ex equo pugnantes von Aurelius Viktor in die Geschichte eingeführt wurden"[4]. In gleicher Weise sind ein

[4] Wilhelm Teudt, Germanische Heiligtümer. 2. Aufl., Jena, 1931, S. 125.

Digitized by Google

Beweis für die Allgemeinheit des Kultes die zahlreichen Umritte und Umfahrten, von denen die zu Weingarten (Blutritt), Traunstein (Georgiritt am Ostermontag), Tölz (Leonhardifahrt) und Kötzting (Pfingstritt) zu einer Berühmtheit sich erhoben haben. G. Schierghofer ist seit mehr als 20 Jahren daran, die Umritte, abgekommene und gegenwärtige, nach Art des Brauchtums volkskundlich, patroziniumsgeschichtlich und hagiographisch zu behandeln; seine Tabelle weist bereits über 500 Namen auf, ein Beweis, daß wir es mit einem allgemeinen, weit über Deutschlands Grenzen hinausgehenden Brauch zu tun haben[5].

Daß der öffentliche Schimmelhag wohl schon im 9. Jahrhundert abgekommen war, vermutet Saupe daraus, daß der Verfasser der aus dem 9. Jahrhundert stammenden Translatio Alexandri unsere Tacitusstelle zwar ausgeschrieben, dabei aber die Worte von publice aluntur bis comitantur weggelassen hat[6]. Immerhin können die Schimmelgestüte des Königs von Hannover in Herrenhausen und des Kaisers von Österreich in Kladrub als Ausläufer unvordenklicher Einrichtungen angesprochen werden. In ersterem wurden 12 Zierpferde gehegt, die zu keinem Dienste gebraucht wurden, in letzterem die Tiere für die österreichischen Staatskarossen gezüchtet. Bei beiden handelt es sich um Albinos[7]. Hannover hat ein weißes Roß auf rotem Hintergrund in seinem Wappen, Braunschweig ein springendes silbernes Pferd in rotem Felde, das steigende oder weisende Roß als Wappenzeichen ist bekannt.

Der Schimmel erfreut sich immer noch eines hohen Vorzugs. Bei unseren festlichen Aufritten und religiösen Umritten hat er seinen ausgezeichneten Platz: Er geht voran, auf ihm sitzt der heilige Georg oder Martin[8] und der Geistliche. Wenn vom Papst Alexander III. berichtet wird, daß er im Jahre 1176 beim Morgengrauen „nach römischer Sitte" in die Stadt Zara eingezogen sei[9], so weist der Ausdruck „de Romano more" in das Brauchtum der römischen Kaiserzeit zurück (s. o.). Früher schon wurde der Ritt auf einem Schimmel durch päpstliches Privileg Bischöfen zuerkannt; z. B. verlieh am 24. August 877 Papst Johann VIII. dem Bischof von Ticinum (Pavia) das Recht, am Palmsonntag und am Ostermontag auf einem Schimmel mit der Prozession zu reiten[10].

Wer sollte die alte Hochschätzung des Schimmels verkennen, wenn er hört, daß nach der Stadtverordnung von Neumagen im Jahre 1365 jeder Schimmel steuerfrei war[11]! Der Schimmel gilt heute als Licht- und Glücks-

[5]. Für sachdienliche Mitteilungen ist Dr. Georg Schierghofer, Bad Tölz (Obb.), Max Höflerpl. 3, sehr dankbar. Über seine Umrittsschriften s. Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 5 (1931), S. 10/13.

[6] Heinrich Albin Saupe, a. a. O., S. 18.

[7] Über die Albinos s. Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 5 (1931), S. 11.

[8] Rud. Hindringer, Der Schimmel als Heiligen-Attribut: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 5 (1931), S. 9/13.

[9] L. Duchesne, Liber Pontificalis, II. Paris, 1892, p. 437.

[10] Paulus Fridolinus Kehr, Italia Pontificia VI, 1 Berolini, 1913, p. 174 s.

[11] Frdl. Mitteilung von Emil Diderrich in Luxembourg.

Digitized by Google

wesen. Das Hufeisen ist Glückszeichen. Selbst in unserer Zeit der Automobile behauptet sich der Schimmel am Hochzeitswagen. Begegnung mit einem Schimmelgefährt wird als günstig begrüßt, und da und dort soll manches Mädchen die ihm begegnenden Schimmel zählen, weil ihm nach dem hundertsten sicher der Bräutigam entgegentreten wird! Der Schimmel hat also auch heute noch einen guten „Angang"!

Auch von den verschiedenen Arten der Schimmelweisung haben wir in Literatur, Legende und Volksglauben noch allerlei Merk-

Abb. 3. Verehrungsschmuck: Votivhufeisen.

würdigkeiten[12]. Als heiliges Pferd gibt der Schimmel den Standort für die Errichtung einer Kirche oder für die Verwahrung eines Heiligtums an[13]. So erzählt die Legende, daß das Reittier des Kaisers Ludwig des Bayern durch Niederknieen und Stillehalten die Stelle bezeichnete, wo das Heiligtum von Ettal (Obb.) erstehen sollte. Der Klosterprälat von Ettal führt den knieenden Schimmel in seinem Wappen. Kann sein, daß der Ortsname „Hufschlag" nicht jedesmal den Holzschlag durch den Wald für den Durchzug der Saumtiere bedeutet. Die Stelle Scossacavalli, Pferdestoß, in Rom könnte an eine Gleichlauferscheinung und damit an den Hufschlag weisender Pferde erinnern. Die Legende, die dem Platze nächst St. Peter in Rom

[12] Vergl. Eugen Fehrle, Germania, a. a. O., S. 81.

[13] Vergl. u. a. Friedrich Beyschlag, Pfälzisches Museum, 41 (1924), S. 57/60.

Digitized by Google

den Namen gab, ist in Rom allgemein bekannt und in alten wie neuen Romführern zu finden: Kaiserin Helena, die Mutter Konstantins des Großen, ließ zwei gewichtige Reliquien, den Stein, auf dem Isaak geopfert werden sollte, und den Stein, auf dem das göttliche Kind im Tempel zu Jerusalem durch den greisen Simeon dargebracht wurde, in die vatikanische Basilika, die ihr Sohn fromm und freigebig gebaut hatte, unter den größten Schwierigkeiten mit vielen anderen religiösen Kostbarkeiten aus dem Heiligen Lande verbringen. An jener Stelle nun standen die Pferde stille; es war unmöglich, sie auch nur einen Schritt weiter vorwärts zu treiben. „Ein wunderbarer Stoß" hatte die Pferde gehindert, weiterzugehen und so blieben denn die beiden Steine, die für St. Peter bestimmt waren, am Platze liegen, wo dann eine Kirche über sie erbaut wurde.

Unter den Hufschlagsagen ist die doppelte Lesart von einer wunderbaren Wasserversorgung des Heeres Karls des Großen einer besonderen Beachtung wert: Karl der Große hatte die Irmensul zerstört und litt mit seinem Heere Durst. Plötzlich brach der versiegte Bullerborn bei Altenbeken los und spendete so viel Wasser, daß das ganze Heer gelabt werden konnte[14]. Das Vorkommnis scheint historisch zu sein. Die Naturwissenschaft erklärt es mit einer sogenannten intermittierenden Quelle, welche zeitweilig mit dem Wasserzufluß aussetzt, dann aber mit neuer Kraft hervorbricht. Der Volksglaube aber erging sich nicht in naturwissenschaftlichen Überlegungen, — die einen erkannten in dem Begebnis eine besondere Gnade Gottes, die anderen sagten, Hufschlag von Karls des Großen Pferd habe die Quelle aus dem Boden erweckt. Haben wir es hier nicht mit einer christlichen und mit einer abergläubisch-heidnischen Erklärungsweise des Vorfalles zu tun? Daß unter dem Hufschlag eines heiligen Rosses eine Quelle hervorgesprudelt sei, wird auch von Widukinds Pferd gesagt. Eine gleiche Sage erzählt man sich von Bergkirchen im Egge-(Miehen)-Gebirge, wo in einem streitenden Brüderpaar der eine erst dann an die versöhnliche Gesinnung des anderen glaubte, als unter dem Hufschlag des einen Pferdes Wasser aus dem Felsen sprang[15].

Beim bayerischen Umrittsbrauch wird als Abschluß des Reiterzuges ein schnaubender, feuriger, um sich schlagender und sich wild gebärdender Gaul gern gesehen. Zu welchem Zwecke ihm z. B. in St. Leonhard bei Schnaitsee in Oberbayern vor dem Umritt eine Maß Bier eingegeben wird! Ähnliches ist beim „Palio" in Siena zu beobachten, wo das siegreiche Pferd des Rennens weingetränkte Schwämme in die Nüstern gestopft erhält, und die Menge darauf wartet, bis das Roß die Schwämme auspustet und einen Sprühregen um sich ergießt.

Bis ins spätere Mittelalter noch und in die neuere Zeit hinein wurde mit dem Pferdekopf vielfach Zauber und Aberglauben getrieben[16]. Gebleichte Pferdeköpfe schmücken als Abwehrzeichen gegen Blitz

[14] Wilhelm Uhlmann-Bixterheide, Westfalens Sagenbuch. 4. Aufl. Dortmund, 1922, S. 194/201.

[15] Karl Prümer, Sagen aus Westfalen. Gütersloh, 1909.

[16] Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, a. a. O., S. 546/553.

Digitized by Google

und Ungewitter die Giebel der Bauernhäuser oder sind an die Stalltüre zu gleichem Zwecke angenagelt[17] (s. Abb. 4 und 5).

Die Sage vom umgehenden Schimmel umspielt einsame Kirchlein, wie die St. Georgskapelle von Ascholding bei München, wo nach Volksglauben nächtlicherweile ein gespenstischer Reiter um das Kirchlein sprengt. Um solch einsame Hügelkirchlein spinnt sich da und dort auch die Sage vom eingesperrten und verhungerten Schimmel (besonders in der bayerischen Hallertau). Letztere Sagenart verrät bereits den Spott, den man auf den „verhungerten" heidnischen Roßkult in den Kreisen der Neubekehrten hatte. Eine besondere Beachtung verdient die Sage vom weisenden Schimmel, insofern sie in Verbindung mit der Sage von der wiedererstandenen Frau auftritt: Die Frau eines Ehegatten war nur scheintot; der Gatte beteuert, daß er die Nachricht erst dann glaube, wenn seine beiden Schimmel den Stall verlassen, die Treppe hinaufsteigen und beim

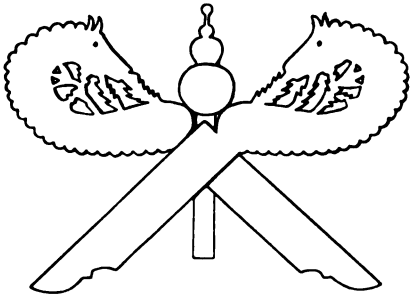


Abb. 4. Pferdeköpfe an einem niedersächsischen Haus. (Nach W. Scheidt und H. Wriede, Die Elbinsel Finkenwärder. München, Lehmann, 1927, S. 35).

offenen Fenster hinausschauen .... Am Richmodishaus am Neumarkt zu Köln ist beim zweiten Fenster des 4. Stockwerkes (von links her) die Erfüllung dieser Schimmelweisung zu sehen[18]. Die Sage spielt übrigens in einer Reihe von deutschen Städten: in Freiburg[19], Schweinfurt[20], Dresden, Gebweiler, Memmingen, Meßkirch usw.

Eine unbewußte Erinnerung an die heidnischen Pferdeopfer sind wohl auch die vielfach an Wallfahrtsorten gesehenen kleinen wächsernen, hölzernen, eisernen, zuweilen sogar silbernen und goldenen Rößlein. In Aigen a. Inn und anderswo schreitet der Pferdebesitzer dreimal um den Altar oder um die Kirche, bevor er das Rößlein opfert, das also hier als Substitut des lebenden Pferdes zu denken ist.

[17] Felix Liebrecht, Zur Volkskunde. Heilbronn, 1879, S. 294. Chr. Petersen, Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern, besonders in Norddeutschland. Kiel, 1860.

[18] Joh. Bolte, In Zeitschrift für Volkskunde, 20 (Berlin, 1910), S. 353/381.

[19] Johann Künzig, Schwarzwaldsagen. Jena, 1930, S. 230 f.

[20] Friedrich Beyschlag, in „Münchner Neueste Nachrichten", 1903, Nr. 347.

Digitized by Google

Auf derselben Linie stehen die da und dort an den Festtagen der heiligen Roßschutzherren und Viehpatrone gebräuchlichen Tier- und Viktualienopfer, die Gabenspenden zum Festschmaus, auch die Oblationen von Votivgaben zur Erwirkung des himmlischen Segens für Roß und Vieh[21]. Indes darf nicht übersehen werden, daß der christliche Gedanke bei der Spendung von Votivgaben nun längst über dem Althergebrachten vorherrschend geworden ist. Die Votivgabe gilt heute weniger mehr als Substitution, sie wird „ex voto", also in dankbarer Erinnerung an erhörte Fürbitten geopfert.

Auch die Abneigung gegen Pferdefleisch mag ihren Grund in der Verpönung desselben durch die christlichen Missionäre haben[22]. Es war Opferfleisch und sein Genuß galt als Teilnahme am Götteropfermahl. Darum ermahnt Papst Gregor III. den hl. Bonifatius: „Du meldest, daß einige Leute Pferde essen. Das, heiligster Bruder, lasse fürderhin um keinen Preis mehr zu, sondern bekämpfe es mit Christi Beistand auf alle Weise und lege solchen Menschen die verdiente Strafe auf; denn es ist unrein und verabscheuenswert"[23]. Zweck des Pferdeopfers und -kultes war u. a. die Erweckung der Erdfruchtbarkeit. Am deutlichsten zeigt sich das am pfälzischen Pfingstquack und den verwandten „Pfingstl-" und Wasservogelritten, bei denen im festlichen Umzug sozusagen der neuverjüngte Vegetationsdämon aus dem Walde hereingeholt wird[24].

Vom festlich geschmückten Opfertier hat der Umrittsgaul die bunte Zier, die ihm in Mähne und Schweif gebunden oder mit Flachshalmen eingeflochten wird. Sie ist Kultschmuck und hat nach Volksglauben die Kraft, Schadenzauber abzuwehren. Zum apotropäischen Kultschmuck gehören auch die Messingspiegel, Kämme und Rosen am Kummet und Zaumzeug und das Dachsfell (s. Abb. 1 und 2), das an sich schon wegen seines Geruches die Plagegeister des Pferdes, die Insekten, abwehrt. —

Das weiße Weiheroß stand, wie wir gesehen haben, im germanischen Kultleben an bevorzugter Stelle. Das beurkundet uns nicht bloß Tacitus in seiner Germania, das beweisen uns ebenso die Erinnerungen, die daran in und nach den Zeiten der Germanenbekehrung geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Wie dort, wo ein Baum gefällt worden war, nach Jahren noch aus dem Wurzelwerk und aus verflogenem Samen Schößlinge und Ableger von ihm weitertreiben und im Kleinen und Einzelnen von vergangenen Herrlichkeiten künden, so treibt, wir haben dafür im Voraus-

[21] Über Schimmelreiter als Gebildbrote s. Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Band III. Berlin und Leipzig, 1930/1931, Sp. 395. Ebenso Karl Spieß, Reiter und Roß als Gefäß, in Mannus, 23 (1931), S. 104/145. Über Rößlein-Votive s. Richard Andree, Votive und Weihegaben, Braunschweig, 1904, 39/76 u. ö.; Rud. Kriß, Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten, Augsburg, 1931, 148 f. u. ö.

[22] Karl Böckenhoff, Die Römische Kirche und die Speisesatzungen der Bußbücher in „Theol. Quartalschrift", 88 (Tübingen, 1906), S. 186/220.

[23] Briefe des hl. Bonifatius, Nr. 28, Ausgabe v. Mich. Tangl, Berlin, 1916.

[24] Albert Becker, Pfälzer Volkskunde, Bonn, 1925, S. 315 ff., 401. Derselbe, Sommertag, Neustadt a. d. Haardt, 1931.

Digitized by Google

gehenden manchen Beweis gefunden, der alte Kult vom heiligen Roß auch in christlicher Zeit noch immer aus, ja die Kirche hat in ihren Pferdesegnungen und in der Förderung der Umrittsbräuche dem alten Stamm und Strunk ein neues lebensfrisches Reis eingepflanzt und so das Brauchtum erhoben und veredelt. Das taciteische Weiheroß lebt weiter, und das volkskundlich geschulte Auge freut sich, seine Lebensäußerungen zu sichten, alte

Abb. 5. Haus der Elbinsel Finkenwärder mit Pferde- und Schwanenköpfen über den Giebeln. (Nach Scheidt-Wriede u. a. O. S. 53).

Zusammenhänge aufzudecken und am Brauchtum von heute die Kultübung von damals zu erkennen.

Kein Geringerer als Goethe hat am 18. Januar 1787 in seiner „Italienischen Reise" unser Brauchtum in sein römisches Tagebuch aufgenommen. Des Dichters Auge sah den Platz vor dem St. Antoniuskirchlein auf dem esquilinischen Hügel „auf das lustigste belebt, Pferde und Maultiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern schön, ja prächtig eingeflochten zu schauen, werden vor die kleine, etwas abstehende Kapelle geführt, wo ein Priester, mit einem großen Wedel versehen, das Weihwasser nicht schonend auf die munteren Geschöpfe lospritzt, manchmal sogar schalkhaft, um sie zu reizen. Andächtige Kutscher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrschaften senden Almosen und Geschenke . . . .". Felix Dahn schrieb im „Neuen Reich" (3. Jahrgang, 1873) über „Altgermanisches Heidentum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart" und schildert eingehend (S. 964/966) den Georgiritt im Chiemgau. Die Leon-

Digitized by Google

hardifahrt in Tölz hat in Karl Stieler ihren Schriftsteller gefunden (Natur- und Lebensbilder aus den Alpen, Stuttgart, 1886, S. 178/210), und ein Band der Hochlandserzählungen von Maximilian Schmidt ist dem Leonhardsritt gewidmet.

Unerörtert ist bis heute die Weiterentwicklung des Sakralwagens geblieben, an den nach unserer Tacitusstelle die heiligen Rosse gespannt wurden. Ob dieser Wagen der gleiche ist, von dem Tacitus in Kap. 40 (Nerthusfahrt) spricht? Wohl kaum. Diese Wagen (car naval) leben wohl in unseren Schiffsumzügen weiter[25], die Schiffsumzüge sind aber etwas anderes als der Umrittsbrauch. Die Truhen jedoch, die bei den Leonhardifahrten die weibliche Jugend aufnehmen, gehen vielleicht doch über die mittelalterliche Reisebeförderung hinaus, wonach die Männer ritten, die Frauen aber in truhenartigen Wägen gefahren wurden. Zu beachten ist, daß diese Wagen auch heute noch für die Teilnahme an der Leonhardifahrt vorbehalten sind und zu nichts anderem benützt werden dürfen. So wäre also die Ausschließlichkeit des Wagens für den heiligen Dienst geblieben. Wenn nun die Bauerntöchter und -Mägde in dem Wagen, der nach Tacitus, Germania, Kap. 10 und 40, von keinem Sterblichen betreten werden durfte, Platz nehmen, so ist das in christlicher Zeit dieselbe Besitzergreifung von heidnischem Kultgut wie das Besteigen des dem menschlichen Gebrauch entzogenen heiligen Pferdes von ehedem.

Was Tacitus nach den Berichten der römischen Offiziere und Kaufleute geschaut, hat sich die deutsche Geschichte hindurch erhalten. Was die Römer um die Wende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts aus der „Germania" des Tacitus gelesen, haben mehr als eineinhalb Jahrtausende später die Deutschen durch Goethe aus Rom vernommen. Der Zeitläufte Auf und Nieder haben nicht verwischt, was Tacitus über das germanische Roßkultwesen geschrieben hat. „Das taciteische Weiheroß von damals und heute" ist die Kunde, die wie Leuchten aus grauer Vorzeit uns umspielt, wenn sich beim Umrittsbrauch die Reitersleut' den altehrwürdigen Zuruf geben:

Hie gut allerweg!
Zu alten Brauches Pfleg'
Gen Jürgenberg wir reiten
Wie zu der Väter Zeiten.

[25] Bay. Hefte für Volkskunde 1 (1914) 209/226; 2 (1915) 73/129. über car naval Fritz Hommel in J. M. Ritz, Festschrift für Marie Andree-Eysn, München, 1928, S. 54.

Anmerkung: Die Druckstöcke zu Abb. 1, 2 und 3 sind freundlicherweise von Herrn Dr. Schierghofer, Bad Tölz, die zu Abb. 4 und 5 vom Verlag Lehmann in München zur Verfügung gestellt worden.

Digitized by Google

Von verschluckten Schlangen und Eidechsen.

Von Adolf Jacoby, Luxemburg.

In den letzten Jahrgängen des Kosmos-Handweisers ist zu verschiedenen Malen von lebenden Schlangen und Eidechsen oder andern lungenatmenden Tieren, die durch versehentliches Verschlucken von Eiern oder Brut in den Leib eines Menschen geraten seien und dort allerlei Beschwerden hervorgerufen hätten, die Rede gewesen und die dahingehenden Zeitungsnachrichten sind dort auf ihren wahren Wert d. i. die Unmöglichkeit der berichteten Vorgänge zurückgeführt worden[1]. Es handelt sich dabei um einen alten Aberglauben, der allem naturwissenschaftlichen Unterricht zum Trotz unausrottbar zu sein scheint. Seine Geschichte ist nicht ohne Reiz und bietet allerlei Beachtenswertes, das dem Volkskundler für seine Forschung und dem Naturfreund zur Unterhaltung dienen kann[2].

Unter den zu St. Leonhard im Lavantal niedergelegten Votiven findet man auch kleine eiserne Schlangen. „Sie werden bei Magenweh geopfert, weil es nach dem Glauben des steirischen und kärntnerischen Volkes zuweilen vorkommt, daß im menschlichen Magen sich Schlangen aufhalten, die entweder aus Unachtsamkeit verschluckt oder beim Schlafen im Freien durch den offenen Mund gekrochen sind. Ich selbst kenne eine an Magenbeschwerden leidende alte Frau, die steif und fest behauptet, sie habe eine Schlange im Bauch, welche beim Genuß bestimmter Speisen rebellisch werde und ihr Schmerzen bereite[3]." Der gleiche Autor R. Kriß[4] teilt ferner an anderer Stelle mit: „In alten Mirakelbüchern stößt man öfters auf Berichte, wo davon die Rede ist, daß kranken Personen nach dem Verlöbnisse (an einen Heiligen) Frösche oder andere Reptilien aus dem Munde kriechen. Zuweilen gilt eine solche Person sogar als verhext und die Frösche entweichen auf Grund des priesterlichen Exorzismus. Auch auf Votivtafeln finden wir derartige Vorkommnisse dargestellt. So hängt in der Bründlkapelle von Berg bei Landshut ein Votivbild aus dem Jahre 1664; der Text meldet, daß eine Jungfrau von 26 Jahren Froschlaich getrunken habe und daß man später die in ihrem Leibe gewachsenen Frösche habe schreien hören. Nach dem Verlöbnis habe sie vier Frösche ausgespieen und sei so von ihrer Krankheit befreit worden." Über solchen Volksglauben wird sich nicht wundern, wer in dem Buch eines sonst für seine Zeit merkwürdig modernen und aufgeklärten Arztes am Ende des 18. Jahrhunderts folgende Ausfüh-

[1] Kosmos-Handweiser XX. 1925, 66; XXVI, 1929, Heft 6, S. XXIX. Heft 7, S. B 43. Heft 9, S. XXII. Heft 11, S. B 73.

[2] Für einige Hinweise aus der Sagenliteratur bin ich Herrn Ingenieur H. Dumont in Luxemburg zu Dank verpflichtet.

[3] R. Kriß, Das Gebärmuttermotiv (1929), 62.

[4] Bayerischer Heimatschutz 26 (1930), 108.

Digitized by Google

rungen liest[5]: „Wasser aus unreinen Pfützen hat mehrmal Unheil gestiftet. Im Sommer 1779 war unser Hof am Kurort. Professor Alix wurde vom Kurorte in das Hessische Amt Schwarzenfels geruffen. Er kam zurück und erzählte mir eine wunderliche Begebenheit. Ein Mann war mehrere Jahre krank; er konnte nicht alles essen, hatte allerley Zufälle, besonders war er an Füssen bis an den Leib stark geschwollen. Er konnte nichts trinken, als entweder Brückenauer Sauerwasser oder Brandwein. Er trank nun eines Tages des Brandweines so viel, daß er einen tüchtigen Rausch bekam, und sich erbrechen mußte. Auf einmal brach er einen lebendigen Eidexen heraus, der in der Stube herumlief. Sogleich verlor sich Geschwulst und andere Zufälle. Der Mann erzählte, daß er einstens besoffen auf der Straße liegen geblieben wäre. In der Nacht bekam er Durst, nahete sich einer Pfütze und trank mit seinem Hute daraus. Damals glaubt er, das junge Eidexchen verschluckt zu haben. Ich habe selber einstens meinem Nachbar am Tische in einer Caraffine ein rothes eydexförmiges Würmchen gezeigt. Das Wasser war nahe bey der Fasanerie aus einem ungefaßten Brunnen geschöpft, den Seine Hochfürstliche Gnaden nun haben decken und fassen lassen." Später teilte Weikard über diesen Fall mit seinen tragischen Folgen eines Rausches noch Weiteres mit[6]: „Lange ist mir keine Nachricht so eben recht gekommen, als die heutige. — Sie werden sich noch erinnern, wenn Sie die erste Abhandlung von der Unreinlichkeit gelesen und nicht alles wieder vergessen haben, daß ich dort das Beispiel eines Mannes angeführet habe, der unreines Wasser getrunken, und nach Geschwulst und andern Zufällen einen lebendigen Eydexen ausgebrochen hat. Jenes hatte mir Professor Alix erzählet, als wir den verflossenen Sommer 1779 am Kurorte bey Brückenau waren. Nun kömmt heute am 18ten Jänner des Jahres 1780 ein Bot aus dem Hessischen Amte Schwarzenfels zu mir, und erzählet mir ausführlichere und weitere Geschichte, und fordert meinen Rath. Die Zufälle waren damals nicht so merklich gemindert, als es Hr. Alix geglaubet hatte. Der Mann war noch am Leibe geschwollen. Endlich brach er vor drey Wochen, wie mir der Mann sagte, etwa gegen vierzig Eydexen aus; sie waren theils lebendig, theils todt, viele verfault. Hierauf wurde die Geschwulst des Leibes sammt andern Zufällen geringer. Aber nun, sagt der Bot, fängt der Mann wieder an, am Leibe und Gesichte zu schwellen, und hat alle Zeichen, daß er wieder den Bauch voll Eydexen hat, welche er denn gerne aus dem Leib gejaget hätte. Wenn man doch da ein rechter Eydexengaßner[7] seyn könnte! Ich las erst kürzlich, mich dünkt, im Magazin für Ärzte, daß noch an den Eydexengeschichten, welche sich in Menschenkörpern sollen zugetragen haben, gezweifelt wird. Eben deswegen habe ich diese Anzeige hier eingerückt. Wer etwa zweifeln möchte, der wende sich an die Herren Beamten des Hessischen Amtes Brandenstein-Schwarzenfels,

[5] M. A. Weikard, fürstl. fuldisch. Leibarzt, Vermischte medicinische Schriften. Drittes Stück (Frankfurt a. M. in der Andreäschen Buchhandlung 1780), 36.

[6] A. a. O., 131.

[7] Gemeint ist Joh. Jos. Gaßner, seit 1758 Pfarrer zu Klösterle im Bistum Chur, gestorben 1779, bekannt geworden als Teufelsbanner und Wunderdoktor.

Digitized by Google

oder an Herrn Oberförster Körner in Sterbfritz, der eigentlich den Boten an mich geschickt hat. Ich habe keinen dieser Eydexen gesehen, doch ist an der Wahrheit der Sache nicht zu zweifeln. Ich bekomme vielleicht einstens Gelegenheit, den Ausgang dieser Eydexengeschichte deutlicher und umständlicher bekannt zu machen." Ob der Autor die Hoffnung, die er uns am Ende seiner Mitteilungen gibt, erfüllt hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

Der, wie wir sehen, in den medizinischen Anschauungen verankerte Glaube an die im menschlichen Leib lebenden Schlangen, Eidechsen und ähnliche Tiere fand nun auch einen Niederschlag in den Volkssagen. Aus Puddenzig, Kreis Naugard, erzählt Jahn[8]: „Ein Mädchen ging in den Wald, Reiser zu suchen, und da es müde war, legte es sich unter einem schattigen Baum auf den Rücken und schlief bald mit offenem Munde ein. Plötzlich schoß eine große Schlange unter einer Wurzel hervor, und fuhr der schlafenden Dirne durch den Mund in den Leib hinein. Das Mädchen erwachte und sah mit Entsetzen, daß ihr der ganze Leib dick angeschwollen war, lief nach Hause und klagte den Eltern ihre Not. Die ließen sofort den Arzt holen und, als der vernommen hatte, daß der Dirne das Unglück zugestoßen sei, wie sie im Walde lag und schlief, dachte er es sich gleich, daß ihr eine Schlange in den Leib gekrochen sei. Er wartete ab, bis die Müdigkeit die Kranke überwältigte und sie einschlief. Dann stellte er eine Schüssel voll Milch neben das Lager, öffnete ihr den Mund und hieß die Mutter genau Obacht geben. Es dauerte gar nicht lange, so roch die Schlange in dem Leibe des Mädchens den lieblichen Geruch der süßen Milch, kroch aus dem Munde heraus und eilte auf den Napf zu. Jetzt sprangen der Arzt und die Mutter herbei, schlossen der Dirne den Mund und weckten sie auf. Nun wollten die andern über die Schlange herfallen und sie töten, der Arzt aber rief: ‚Erschlagt ihr das Tier, so ist das Mädchen verloren.' Da standen sie von ihrem Vorhaben ab, öffneten die Thüre und ließen die Schlange in das Freie hinaus. Aber auch das hat nichts geholfen, das Mädchen, welches vorher eine große und starke Dirne gewesen war, wurde von dem Tage an zusehends schwächer und ‚verquiente'[9] langsam zu Tode." Offenbar ist die Sage auf dem bei den Arzten noch vor hundert Jahren angenommenen Glauben aufgebaut — der Arzt vermutet sofort eine Schlange in dem Mädchen; der nicht übel ausgedachten Heilmethode, die an Tatsächliches anknüpft[10], werden wir noch oft begegnen. In der Warnung

[8] U. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen (1886), 138, Nr. 169.

[9] Zu „verquienen" = „verschwinden, schwinden" vgl. Müller, Mittelhochdeutsches Wörterbuch 1, 898. J. Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Gesch. d. Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter (1901) 524 vom J. 1399: „Do sy die beren ab, don wart sy tu hantz krank, und gantz sere sy do quynede und wart met gantz unfruyt." Das Wort wird auch in „Viergiene" zu suchen sein, das mehrfach in Besegnungsformeln am Schluß steht, vgl. F. Losch, Deutsche Segen-, Heil- und Bannsprüche (Württemb. Vierteljahresh. f. Landesgesch. 13 (1890), 221 Nr. 274, 275, 222 Nr. 278.

[10] Brehm, Tierleben 7 (1892), 314. K. Floerike, Kriechtiere und Lurche Deutschlands (1909), 71, erklärt die Vorliebe der Schlangen für Milch allerdings als Fabel; sie nehmen solche nur im Notfall.

Digitized by Google

des Arztes scheint der alte Seelenglaube nachzuklingen, dem zufolge die Seele in Schlangengestalt auftritt und darum unantastbar ist[11], ein Motiv, das im Grunde nichts mit unserer Sage zu tun hat.

Aus Pommern stammt auch die Mitteilung[12]: „Die Eidechsen sind nicht so unschuldige Tierchen wie man gewöhnlich glaubt. Denn wenn auch ihr Biß unschuldig ist, so haben sie doch die unangenehme Angewohnheit, daß sie einem schlafenden Menschen in den Mund und von da in den Magen kriechen. Derjenige, der von solchem Unglück betroffen wird, hat darnach fortwährende Beschwerden und Schmerzen; denn jedesmal, wenn er schläft, kommt die Eidechse bis zum Halse in die Höhe gekrochen. Glücklicherweise kennt man ein Mittel, um den Quälgeist loszuwerden. Man setzt eine Schale mit Milch hin; sobald die Eidechse die Milch riecht, wird sie hervorgelockt und stürzt sich auf ihre Lieblingsnahrung."

Im Saterland heißt es[13]: „Arbeiter, die viel Moorwasser trinken, schlucken mit diesem manchmal Schlangeneier hinunter. Diese werden dann im Magen ausgebrütet und die jungen Schlangen wachsen heran und quälen den Menschen gar sehr. Sie halten sich in der Herzgrube auf und kommen zuweilen so vor den Hals, als ob sie herauswollten. Einer wurde auch von diesem Übel geplagt und ging zu einem Allerweltsdoktor, der sagte gleich, er habe eine Schlange im Leibe, und gab ihm eine halbe Kanne Branntwein zu trinken, daß er und auch die Schlange ganz betrunken wurden, und der Mann platt auf dem Boden lag, als ob er tot wäre. Dann stellte er vor den Mund des Mannes eine Schale mit Milch. Die Schlange, die von all dem Branntwein im Magen durstig geworden war, witterte die Milch und kroch zum Halse heraus, um zu trinken. Darauf hatte der Doktor gewartet; er stand mit einer Zange daneben, packte die Schlange und schlug sie tot. Als der Mann seinen Rausch ausgeschlafen hatte, stand er gesund und munter wieder auf, als ob ihm nichts gefehlt habe."

Badische Volkssagen berichten ähnlich. „Nachts schleichen die Schlangen in die Viehställe und saugen den Kühen die Milch aus dem Euter. Für Milch haben sie überhaupt eine besondere Vorliebe. — Einem Mann, der mit offenem Munde unter einem Baum schlief, soll eine Schlange durch den Hals in die Eingeweide gekrochen sein. Er mußte dann seinen Kopf über ein Faß Milch halten, worauf die Schlange durch den Mund wieder

[11] S. die Geschichte von König Guntram, dem die Seele als Schlange aus dem Mund schlüpft. Paulus Diaconus, Hist. Langob. 3, 34. Mon. Germ. Hist. Scr. rer. Langobard et Italic. saec. VI.—IX. (1878), 112 f.: „de cuius ore parvum animal in modum reptilis egressum, tenuem rivulum etc." J. Lippert, Die Religionen der europäischen Culturvölker (1881), 41 ff., 390 ff., 430. Grimm, Mythologie (1854), 648 ff. O. Böckel, Die deutsche Volkssage (1914), 81 f.

[12] A. Haas, Pommersche Sagen, gesammelt und herausgegeben (4. Aufl., 1926), 117, Nr. 219.

[13] L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg (1868), 2, 109. K. Wehrhan, Die Sage (1908), 95. Strackerjan-Willoh, Aberglauben und Sagen a. d. H. Oldenburg (1909), 2, 174 Nr. 403 f.

Digitized by Google

hervorkam"[14] und: „Im nördlichen Schwarzwald war eine Magd, die hatte beim Wassertrinken eine ganz kleine Schlange verschluckt, und davon wurde ihr der Leib allmählich ganz dick; denn die Schlange blieb in ihr und wurde immer größer. Mittags aber, wenn die Magd melkte, überfiel sie jedesmal eine solche Müdigkeit, daß sie eine kleine Weile die Augen schließen und schlafen mußte. Dann kam die Schlange aus ihr heraus, trank von der warmen Milch und kroch, wenn sie satt war, wieder in die Magd hinein, worauf diese dann alsbald erwachte. Endlich merkten dies die Hausleute und paßten auf und schlugen die Schlange tot. Darauf verlor die Magd ihren dicken Leib[15]."

Was Menschen geschehen konnte, das war auch bei Tieren nicht ausgeschlossen. Vor zweihundert Jahren wußte die „Vossische Zeitung" ihren Lesern über nachfolgendes Ereignis zu berichten[16]: „Cronberg aus dem Mayntzischen ohnweit Frankfurt, den 12. Febr. Heute vor acht Tagen hat eines hiesigen Bürgers Kuh das Kalb nicht werfen können, weshalb derselben die Nachbarn dazu geruffen, welche das Kalb mit Gewalt von der Kuh ziehen müssen, da dann hernach zu gröster Verwunderung vier Schlangen oder Uncken[17], jede fast eine Elle lang, hervor gekommen, wovon die letztere noch gelebet, und sehr stark geringelt. Gestern sind abermals von eines andern Mannes Kuh, so das erste Kalb bekommen, aber nicht kalben können, und deswegen ebenfalls die Nachbarn dazu beruffen werden müssen, nachdem das Kalb todt abgangen, 7 dergleichen Schlangen oder Uncken nachkommen, welche aber nicht völlig ausgewachsen gewesen. Diese Begebenheiten werden den Naturkündigern und Physicis überlassen, um zu untersuchen, wie diese Schlangen in die Kühe gekommen sein mögen."

Französische Überlieferungen gleicher Art gibt Sébillot[18]: „Une femme avait avalé un sourd[19]; elle enfla, et le devin qu'elle consulta, lui conseilla de placer dans son solier (d. i. grenier) un bassin plein de lait et de se mettre audessous d'un trou pratiqué dans le plancher. Dès que le sourd sentit le lait, il quitta la femme et sauta dans le grenier" und[20]: „Suivant une croyance très répandue, les reptiles s'introduisent dans l'intérieur de l'homme, parfois sans que le patient le sache, et ils produisent de graves désordres. En Poitou, la couleuvre peut y pénétrer par le fondement; en d'autres pays elle entre par la bouche des enfants endormis au soleil, et va jusque dans

[14] J. Künzig, Badische Sagen (1923), 51 Nr. 148.

[15] J. Künzig, Schwarzwaldsagen (1930), 173 (auf S. 174 auch die vorherg. Sage).

[16] E. Buchner, Das Neueste von gestern II (1912), 251, Nr. 528: „Voss. Zeit." Berlin, 1731, Nr. 25.

[17] Vgl. ahd. unc „Schlange" F. Kluge, Etymol. Wörterbuch d. deutschen Sprache (1915), 466. Grimm, Myth. 650 Anm.

[18] P. Sébillot, Traditions et Superstitions de la Haute-Bretagne (1882), 2, 242.

[19] D. i. Salamandra (Salamandra maculosa Laurenti) a. a. O., 241.

[20] Derſ., Le folklore de France 3, (1906), 276.

Digitized by Google

leur estomac pour y déposer des petits. Pour guérir ceux qui sont ainsi attaqués, il faut les suspendre la tête en bas, au-dessus d'un vase de lait chaud, afin que les petits, gourmands de ce breuvage, se hâtent de sortir de l'estomac du malade; le même remède est appliqué dans le Mentonnais". Schon Rabelais[21] kennt den Glauben, den er mit den Worten ſchildert: „Car j'ay aultrefois ouy dire, dist frère Jean, que le serpent entré dans l'estomac ne fait de plaisir aucun, et soubdain retourne dehors, si par les pieds on pend le patient, lui présentant près la bouche un paeslon plein de laict chaud. — Vous, dist Pantagruel, l'avez ouy dire, aussi avoient ceux qui vous l'ont raconté. Mais tel remède ne fut onques veu ne leu. Hippocrates (lib V, Epid.) escrit le cas être de son temps advenu, et le patient subit estre mort par spasme et convulsion." Auf die angemerkte Stelle des Corpus Hippocraticum kommen wir noch zurück. Im Jahre 1666 ſtarb der Straßburger bedeutende Kirchenmann J. C. Dannhauer[22]; er machte in einer ſeiner Predigten einmal Gebrauch von dem alten Aberglauben, deſſen allgemeine Annahme ſeine Ausführungen deutlich zeigen[23]: „Die jenige armſelige Perſonen, die, wie man Exempel auch allhier gehabt hat, irgend in einem unreinen Waſſer Schlan-leich[24] in ſich getruncken, oder irgend auff dem Feld im Schlaff jhnen unwiſſend ein Schlänglein in den Leib kriechen laſſen, die empfinden biſſweilen große ſchmertzen, aber nicht allezeit, ſondern nur per intervalla zu gewiſſen zeiten, ſonderlich wann ſie milch trincken, und damit die innwohnend Schlangen äßen und ſpeiſen, ſo haben ſie Ruh und Liefferung." Und der alte K. Gesner[25], der um die Mitte des 16. Jahrhunderts ſeine berühmte Tiergeſchichte ſchrieb, ſagt uns: „Es geſchieht auch biswеilen, daß die Menſchen unvorhergeſehener Weiſe mit dem Waſſer oder andern Geträncken etwan Eyer von Krotten und Fröſchen in den Leib trincken, welche Eyer darnach in dem Menſchen zu Fröſchen oder Krotten ausgebrütet werden, welches gantz grauſam iſt. Solche müſſen durch ſtarcke Artzeney entweder oben durch Übergeben oder unten durch den Stuhlgang von dem Menſchen getrieben werden." Der Koburger Landphyſikus J. Chr. Fromman[26], deſſen „Tractatus de fascinatione" 1675 in Nürnberg erſchien, erzählt wieder von einer Frau, der beim Schlafen einſt eine dicke Schlange in den offenen Mund und in den Magen kroch; das Weib wohnte in einer ungeſunden Hütte, in der ſich Kröten, Eidechſen und Blindſchleichen aufhielten. Durch ſtarke Abführmittel befreite der Arzt die gequälte Frau von dem unbequemen Liebhaber. Dem fügt ſich wieder an eine Mitteilung des Mizal-

[21] Pantagruel l. 4 ch. 44 (éd. Moland 431).

[22] Vgl. über ihn Hauck's Realenzyklopädie f. prot. Theol. u. Kirche 4, 460ff.

[23] Feſtpredigten (Straßburg, 1677), 268.

[24] D. i. Schlangenlaich.

[25] Brehm, Tierleben 7 (1892), 695. E. Hentges, Die Kröte. Eine okkultiſtiſch-kulturgeſchichtliche Betrachtung (1918), 17.

[26] Hentges a. a. O. 18. Anderes noch bei K. Kieſewetter, Die Geheimwiſſenſchaften (2. Aufl.), 619.

Digitized by Google

dus[27], des „französischen Äskulap" aus Montluçon, der als berühmter Arzt in Paris im 16. Jahrhundert einen großen Namen hatte[28]. Er berichtet nach Volaterra, daß zu dessen Zeit ein beim Heumachen eingeschlafener Bauer durch den offenstehenden Mund den Besuch einer Schlange empfing, von der er sich durch den Genuß von Knoblauch befreite. Das Gift teilte sich freilich bei der Liebesvereinigung seiner Frau mit und brachte ihr den Tod[29]. Noch merkwürdiger ist die von ihm nach Gesner angezogene Geschichte[30]. Im Jahre 1581 wurde in Wien nachstehendes Ereignis gedruckt. Um Margarethentag zeigten sich in zahlreichen Leuten beim Dorfe Zichsa an der Theiß in Ungarn Schlangen und Eidechsen, den natürlichen ähnlich, die den von ihnen Heimgesuchten heftige Schmerzen bereiteten und etwa dreitausend Menschen das Leben gekostet haben sollen. Die Tiere krochen den in der Sonne Schlafenden ein Stück weit aus dem Mund, zogen sich aber rasch wieder in den Leib zurück. Als man einem unter harten Qualen verstorbenen Mädchen den Leib öffnete[31], kamen zwei Schlangen hervor.

Die Erscheinung wurde gelegentlich auf Verhexung zurückgeführt, wie in einem von dem Jesuiten Delrio[32] erzählten Falle, den er C. Gemma ver-

[27] A. Mizaldus, Centuriae IX Memorabilium (Frankfurt, 1613), Cent. VIII, Nr. 77, p. 179.

[28] H. Schelenz, Geschichte der Pharmazie (1904), 407.

[29] Der Text lautet: Volaterranus est auctor, suo tempore inventum rusticum, qui cum per foeni secia aperto ore in agris dormiret, et serpentem per fauces hiantes intra corpus admisisset, sese statim alliis commanducatis, ceu praesenti amuleto, curavit. Virus tamen uxori in coitu (res mira) instillavit et morte comite transfudit."

[30] A. a. O. Cent. V, Nr. 1, p. 91: „Non illud memorabile, et sane quam admirabili iudicabitur, quod Conrado Gesnero, viro citra ullam controversiam eruditissimo, et multarum linguarum peritissimo adnotandum est? Anno, inquit, 1581 pervenit ad nos historia Viennae impressa huiusmodi. Hac aestate, circa diem divae Margarethae in Hungaria, prope pagum Zichsam, iuxta Theisam fluvium, accidit, ut in multorum hominum corporibus serpentes et lacerti naturalibus similes nascerentur. Unde saevissimi dolores oborti, tandem eos misere necarunt, ita ut tria circiter hominum millia sic periisse feratur. Quibusdam humi ad Solem iacentibus, serpentes et lacerti per os aliquatenus emerserunt, sed mox iterum sese in ventrem abdiderunt. Nobili cuidam puellae diris cruciatibus mortuae, cum venter incideretur, serpentes duo prodierunt. Hactenus Gesnerus in praeclaro illo suo opere „De quadrupedibus oviparis".

[31] An der Verstorbenen wurde also eine diagnostische Sektion vorgenommen, ein früher Fall dieser Methode. Die zunächst nur heimlich praktizierte anatomische Sektion kam im 14. Jahrhundert in Italien auf, vgl. Aesculape. Revue mensuelle illustrée 13 (1923), 284 ff.

[32] M. Del-Rio, Disquisitionum magicarum libri sex (Coloniae Agripp. 1679), 424, (die erste Ausgabe erschien 1593): „Sed omnem superat admirationem, quod narrat Cornel. Gemma post calcem li. 2. Cosmocrit. narrat fuse casum Catharinae Gualtheri puellae Lovanensis annorum 15. cujus curationi ipse praefuit Anno 1571. quae, cum obtrusum a gentili et coaetanea libamenti frustulum comedisset, in morbi symptomata incidit

Digitized by Google

dankt. Ein mit Namen genanntes fünfzehnjähriges Mädchen aus Löwen hatte 1571 ein Stückchen Kuchen von einer Altersgenossin erhalten und gegessen. Sie erkrankte unter seltsamen Symptomen, die, so unglaublich sie klingen, der Augenzeuge Gemma doch bestätigt. Im achten Krankheitsmonat ging ein lebendes und vollkommenes Schlänglein oder ein kleiner Aal von ihr ab, daumendick und sechs Fuß lang. „Das Tier hatte Flossen, Augen und den ganzen Schwanz wie ein gewöhnlicher Aal. Drei Tage vor seinem Austritt habe, so erzählt er, nicht nur das Mädchen, sondern auch ihre Umgebung zwei-, dreimal ein von der Schlange im Bauch erzeugtes deutliches, feines Geräusch gehört. Als sie das Tier von sich gab, so berichtete das Mägdlein, habe sie gefühlt, daß es zuerst den Kopf herausstreckte, dann sich durch das Gesäß wieder zurückzog und von dort mit kräftigem Drang austrat. Danach verschwand der Aal, den man an einem hohen, vor den Tieren sichern Orte tot und ausgeweidet aufgehängt hatte, unvermutet." Den Rest können wir übergehen und bemerken nur, daß uns in diesem Fall wieder das Schreien des Reptils, wie oben das der Frösche, begegnet, während uns das Aufhängen unten noch aufstoßen wird. Andererseits wird das Motiv auch in Wunderberichten benutzt. So in der Marchtaller Chronik[33], die erzählt, in der zur Zeit der Abfassung neu erbauten Kirche zu Munderkingen sei eine Malerei, folgende Geschichte darstellend: A. 1498 habe die Frau des Mesners der Kapelle auf dem Berge aus dem dortigen Brunnen Wasser geschöpft und getrunken. Bald darauf sei sie wie eine Schwangere geworden und hätte Vieles zu leiden gehabt. Vertrauend auf Gott, die göttliche Mutter um ihre Fürbitte anrufend, gab sie endlich 62 Schlangen von sich. Im Brunnen fand man darauf ein 20 Fuß 3 Zoll langes Schlangengetier.

In Zeiten, die noch weiter zurückliegen, führen uns einige Geschichten, die der 1240 gestorbene Mönch Caesarius von Heisterbach aufgezeichnet hat. In der ersten[34] berichtet er, daß in Flandern eine Frau ein Kind zur Welt

prorsus prodigiosa, quorum ipse spectator quotidianus, vidit illam eijicientem tot, et talia, et tanta, ut ipse crediturus non fuerit alienis. Octavo morbi mense magno nisu per posticum ejecit anguillam vivam et perfectam, crassitudine policari, longitudine sesquipedali: „cui et squamae, et oculi, et cauda universa ut anguillis solet, triduo ante quam foras erupit, auditum narrat bis terve in utero sonum non ipsi puellae modo, sed adstantibus quoque velut argutum et tenuem ab angue productum: et cum egereret manifeste puella retulit se sensisse, quod primum exserto capite se retraheret per posticum, inde cum impetu exiret. Post anguilla, quam mortuam enteratamque suspenderant, loco sublimi ab animalibus tuto, repente evanuit."

[33] Marchtaller Chronik: Kurze Geschichte von dem Prämonstratenserstifte Obermarchtall (Ehingen a. d. D., 1835), 61, vgl. A. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1 (1861), 253, Nr. 400.

[34] Dialogus miraculorum l. 10 c. 71: „Matrona quaedam in Flandria, sicut nuper audivi a Wigero monacho Vilariensi, cum infantem peperisset, circa illius corpusculum serpens maximus se complicaverat: de quo cum disputatum fuisset, quomodo foret sine perirulo infantis abstrahendus,

Digitized by Google

gebracht habe, um dessen Leib sich eine große Schlange geringelt hatte. Trotzdem das Tier, durch ein ihm aufgelegtes kaltes Schwert erschreckt, von dem Kind sich löste und abglitt, starb dieses wenige Tage nach der Taufe. „Die Frau soll die Schlange in einer Pfütze beim Trinken eingeschluckt haben." So hatte ihm der Mönch Wigerus von Weiler erzählt. Ein Abkömmling dieser Geschichte ist die von Mone[35] mitgeteilte und von Grimm[36] weitergegebene: „Einmal war einer schlafenden schwangeren Frau die Schlange in den offenen Mund gekrochen; als sie eines Kindes genas, lag diesem die Schlange fest um den Hals und mußte durch ein Milchbad losgebracht werden; sie wich aber nicht von des Kindes Seite, lag bei ihm im Bett und fraß aus seiner Schüssel, ohne ihm ein Leid zu tun." Auch der zweite von Caesarius[37] notierte Fall war ihm aus „guter Quelle" zugekommen; der Klosternovize Alardus hatte sie ihm mitgeteilt und geschehen war sie dessen Amme in dem Ort Dulre der Diözese Utrecht. Eines Tages schlief die Frau neben den Bienenkörben. Da schlüpfte ihr durch den Mund, während sie schlafend dalag, eine große Schlange in den Leib. Ihr Mann kam, um sie zu wecken und sah den Schwanz des Reptils einen Finger lang im Munde liegen. Sie erwachte darüber und sprach: „Ich habe sehr schlecht geschlafen." Um sie nicht tötlich zu erschrecken, stand sie doch vor der Entbindung, wollte der Gatte ihr nichts von seiner Beobachtung verraten. Auf seinen Rat gab ihr die Mutter Milch und süße Speisen, um damit die Schlange zu beruhigen. In der Geburt trat das Tier mit dem Kinde aus und wurde von dem Manne mit dem Schwert getötet. Die Frau blieb am Leben.

Wir wundern uns keineswegs, daß solche Geschichten zum höhern Ruhm der Heiligen auch in deren Lebensbeschreibungen aufgenommen wurden, natürlich mit der Wendung, daß sie die Unglücklichen durch ein Wunder von dem bösen Eindringling erlösten. Zeitlich liegt den von Caesarius mitgeteilten Fällen am nächsten der im Leben des 1109 gestorbenen

consilio cuiusdam, gladius super eum positus est, ad cuius frigiditatem coluber territus, se erexit, et ab infante cecidit, qui baptizatus, paucos supervixit dies. In orbita eundem serpentem matrona fertur bibisse."

[35] Mone's Anzeiger für Kunde des Mittelalters 8, 530.

[36] J. Grimm, Deutsche Mythologie 2, 571 ff.

[37] Dial. mirac. l. 10 c. 72: „Simile pene contingit in diocesi Traiectensi, in villa Dulre. Nutrix Alardi novitii nostri, sicut ipse mihi retulit, cum quadam die iuxta alveola apium dormiret, ingens serpens per os ventrem eius intravit: adveniente eius marito, ut dormientem excitaret, vidit caudam, ad mensuram digiti, eiusdem serpentis adhuc in ore superesse, quem cum retrahere non posset, illa evigilavit, dicens: Valde incommode soporata sum, et noluit ei maritus indicare quod acciderat, ne ex ipso timore moreretur: erat enim vicina partui. Cui a matre, consilio viri, lac ac dulcia quaeque ministrabantur, ut serpens eisdem potatus quiesceret: in hora vero partus, mulier cum infante serpentem effudit: quem cum vir extracto gladio expectasset, et ille sicut est naturaliter prudens, ad foeminam rediret, praeoccupatis eius itineribus occisus est, adhuc eadem mulier vivit."

Digitized by Google

Abtes Hugo von Clugny berichtete[38]. Zu diesem brachte man ein Weib, das eine giftige Schlange im Leib hatte. Der Heilige ließ sich Wasser bringen, das er weihte und von dem er dann dreimal mit einem Löffel der Frau einflößte. Sogleich kam vor den Augen aller Anwesenden die grausige Schlange aus dem Mund der Heimgesuchten heraus. Als Zeuge wird ein frommer Mann namens Gaufred genannt. Hat Hugo die Heilung mit Weihwasser vollbracht, so benutzte die selige Monegunde dazu ein Weinblatt und ihren Speichel[39], nach Gregor von Tours[40], der 593 oder 594 starb, so daß sein Bericht noch vor dieses Datum fallen muß. Ein Knabe hatte schädliches Gewürm[41] getrunken und wurde davon vergiftet; in seinen Eingeweiden entwickelten sich Schlangen, die ihn unaufhörlich quälten. Nahm er Speise und Trank zu sich, so mußte er sie wieder von sich geben. Man brachte ihn zu Monegunde, die seinen Leib befühlte und mit der Handfläche bestrich; dabei fühlte sie, daß giftige Schlangen in ihm waren. Sie nahm ein grünes Rebenblatt, befeuchtete es mit ihrem Speichel und

[38] Acta Sanct. Boll. April 3, 659 f.: „Paredum venerat Hugo Pater, ut ibi festum Baptistae Ioannis devotus ageret. Ad quem mulier quaedam, cum turba pro ea supplicante, pervenit: quia ejus uterum irruptio violenta virulenti tenebat serpentis. Tum Sanctus, misericordia motus, aquam afferi praecepit, quam precibus sacris et benedictionibus praesignavit, acceptoque cochleari, ter de aqua illa in os mulieris infudit. Quo facto, statim serpens, cunctis qui aderant videntibus, per os mulieris horrendus exivit. Qui cum moerore venerant, cum gaudio revertentes, Dominum collaudebant. Gaufredus vir fidelis, quo praesente Sanctus apud Aeduam daemones de turba fugavit, et hoc de serpente per eum ejecto se vidisse solet attestari.

[39] Zum Gebrauch des Speichels als Heil- und Wundermittel vgl. meine Ausführungen Zeitschrift f. neutest. Wissenschaft 10 (1909), 185 ff. und meine Ergänzungen Byzant.-Neugriechische Jahrbücher 3 (1922), 420. Dem Bericht Gregors über die Heilung des Knaben geht eine andere voran, in der ein Mädchen von Monegunde gleichfalls mit Speichel geheilt wird.

[40] Mon. Germ. Hist., Scr. rer. Merov. 1, 2 (1885), 738 f., lib. vit. patr. 19 c. 1: de beata Monegunde. Der Text lautet: „Puer vero loci incola maleficium in potione libavit, de quo medificatus, ut adserunt, serpentes generati in interaneis pueri magnum dolorem suis morsibus excitabant, ita ut nulla quiescendi mora vel in modicum momentum indulgeretur. Sed neque cibum aut potum capere potest: et si post diu aliquid accipiebat, protinus reiiciebat. Qui adductus ad beatam feminam, petiit se eius virtutibus mundari. Cumque illa reclamaret, indignam se esse, quae haec agere possit, inplicata precatu parentum, ventrem pueri palpat, et palma demulcet: sensitque, ibi anguium venenatorum nequitiam latitare. Tunc accepto pampini viridis folio, saliva linivit, fixitque super eum crucis beatae signaculum. Quod ponens super alveum iuvenuli, dolore paululum sedato, obdormivit in scamnum, qui olim doloribus insistentibus, caruerat somnum. Post unius vero horae momentum consurgens, ad purgandum ventrem egressus, pestiferae generationis germen effudit, gratiasque referens ancillae Dei, sanus abscessit."

[41] Maleficium bedeutet nach Plinius n. h. 8, 59 (84). 20, 13 (51) auch „schädliches Getier, Ungeziefer, Würmer"; es wird somit der Laich einer giftigen Schlange gemeint sein, mit dem der Knabe „medificatus" d. i. vergiftet wurde.

Digitized by Google

befestigte darauf ein Kreuzchen[42]. Als sie dieses Amulett dem Knaben auf den Unterleib gelegt hatte, ließen die Schmerzen nach und er schlief ein. Eine Stunde später erwachte er und eine Entleerung befreite ihn von dem lästigen und gefährlichen Getier. Noch viel weiter zurück führt uns eine Erzählung im Leben des bekannten Säulenheiligen Symeon, der in Syrien während des 5. Jahrhunderts sein Wesen hatte[43]. Es stehen uns mehrere Fassungen zur Verfügung, die folgenden Verlauf der Angelegenheit berichten[44]. Eine Frau, in der Nacht von Durst geplagt, trank im Wasser eine kleine Schlange mit, die nun in ihrem Innern wuchs. Ärzte und Beschwörer vermochten sie mit all' ihren Künsten nicht zu heilen. So führte man die Leidende denn zu dem heiligen Wundermann, der ihr etwas Wasser und Erde eingeben ließ. Darauf trat das Tier, von ansehnlicher Länge, unverzüglich aus dem Mund des Weibes aus und verendete. Die Berichte weichen in einigen bemerkenswerten Einzelheiten von einander ab, so in der Angabe der Länge des Reptils und in der nur von dem einen gegebenen Nachricht, die an die von Delrio mitgeteilte Geschichte erinnert, daß die Schlange sieben Tage lang allen sichtbar aufgehängt wurde. Die Varianten in der von Simeons Schüler Antonius bearbeiteten Vita beleuchten die Freiheit, mit der solche Erzählungen behandelt wurden, und die Einwirkung mündlicher Überlieferung.

Die Menschen und ihre Erlebnisse, wirklich geschehene und nur geglaubte, sind überall gleich. Es kann darum kaum auffallen, daß uns Berichte, die den bisher betrachteten entsprechen, auch im fernen Osten begegnen. Nach dem Mahâwanso soll im Jahre Buddha's 882, das unserm Jahr 339 n. Chr. parallel ist, der Heilkünstler Buddhadâso folgende Tat voll-

[42] In De gloria Conf. c. 24 a. a. O. 763 heißt es von der Heilung durch Monegunde: „collegens folia cuiuslibet holeris aut pomi, saliva inlinebat, faciensque crucem super ulcus, imponebat folium."

[43] Hauck's Realenzykl. f. prot. Theol. u. Kirche 17, 332.

[44] Die Berichte stehen Acta Sanct. Boll. Januar 1, 266 (c. 4. 13).
„Accidit etiam ut mulier quaedam nocte siti correpta, cum aqua parvum anguem deglutiret. At ille nutritus magnum incrementum in ventre eius cepit. Multi vero medici laborarunt ut eum educerent: et nequicquam. Deportant igitur eam ad Sanctum, eique narrant ut res se habeat. Ille vero: Mittite, inquit, in os eius aliquantum aquae et terrae. Et ut sensit fera, humi eam affligit, et egreditur longa quattuor cubitos, proceditque ante columnam, et virum, medio Angelorum inferentem caput, quasi venerata expirat: omnesque qui adstabant deum laudarunt."

2. Fassung a. a. O. 271 (c. 5, 17):
„Mulier quaedam sitiens nocte, venit ad hydriam bibere aquam, in qua erat parvulus serpens: et bibens transglutivit serpentem illum, et remansit in ventre eius; et fuit in ea annis tribus. Sed et multi medici, et incantatores et magi adhibentes illi studium, nihil profecerunt. Post multos vero dies adducta est ad sanctum Simeonem. At ille iussit de terra et de aqua in ore eius mitti. Et illa exclamavit fortiter. Statimque exivit de ore eius serpens, cuius longitudo erat cubitorum trium. Eadem hora crepuit, et ad multorum testimonium suspensus est septem diebus. Et sana facta est mulier ex illa hora."

Digitized by Google

bracht haben[45]: „A certain person while drinking some water swallowed the spawn of a water serpent, whence a water serpent was engendered which gnawed his entrails. This individual, tortured by this visitation, had recourse to the rája; and the monach inquired into the particulars of his case. Ascertaining that it was a serpent in his stomach, causing him to be bathed and well rubbed, and providing him with a well furnished bed, he kept him in it awake, for seven days. Thereupon overcome (by his previous sufferings) he fell sound asleep with his mouth open. (The rája) placed on his mouth a piece of meat with a string tied to it. In consequence of the savour which exhaled therefrom, the serpent rising up, bit it and attempted to pull it into (the patient's) stomach. Instantly drawing him out by the string, and carefully disengaging (the serpent) therefrom, and placing it in water, contained in a vessel, (the rája) made the following remark: „Jíwako was the physician of the supreme Buddho, and he knew the science. But what wonderful service did he ever render to the world? He performed no cure equal to this: In my case, as I devote myself, without scruple, with equal zeal for the benefit of all, my merit is pre-eminent." Wir können dem Wundermann, der echt buddhistisch das schlimme Tier nicht tötet, sondern in sein Element, das Wasser, setzt, den Stolz auf die gelungene Befreiung des Patienten von dem unwillkommenen Gast nachfühlen.

In Indien ist dieser Glaube an Schlangen, die im Leib von Menschen leben, durchaus nicht vereinzelt. Wesselski[46] erwähnt das Märchen: „Ein Königsohn siecht dahin, da eine Schlange in seinem Leibe steckt. Einmal kommt, während er schläft, seine Gattin dazu, wie diese Schlange, die den Kopf aus seinem Munde gesteckt hat, mit einer andern Schlange spricht, und erfährt so nicht nur die Art, wie beide Schlangen getötet werden können, sondern auch das Versteck eines Schatzes. Sie heilt natürlich den Gatten und hebt den Schatz." Das Märchen findet sich, wie Wesselski bemerkt, zum ersten Mal, soweit bis jetzt feststeht, in dem 1199 n. Chr. vollendeten Pancakhyanaka des Dschaina-Mönches Purnabhadra[47]. Über die

[45] G. Tournour, The Mahâwanso (Ceylon, 1837), 244.

[46] Märchen des Mittelalters (1925), 203.

[47] Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft 58, 58. J. Hertel, Pancatantra, 76 f. Wesselski a. a. O. 205: „Das obenerwähnte Märchen aus Purnabhadras 1199 vollendetem Pancakhyanaka von dem belauschten Gespräch einer in dem Leib eines Menschen steckenden Schlange mit einer andern, das im Katharatnakara (I, 69 f.), im Pancakhyanavarttika (übers. von Hertel, 1923, 11 f.) und im Nirmala Pathakas Pançopakhyana (Hertel, Pancatantra 278) wiederkehrt und heute noch in Indien erzählt wird (M. Frere, Old Deccan Days, 2nd ed., London 1870, 120 f.; A. Dracott, Simla Village Tales, London, 1906, 121 f.), ist in einer schier unglaublich kurzen Zeit nach Europa gewandert; kaum zweihundert Jahre später erscheint es bei Sercambi (Renier, 303 f., Nr. 86, leider nur als Fragment erhalten), wo es sich allerdings um Frösche handelt, deren einer in dem Leib der Prinzessin steckt (s. Köhler II, 610)." Wesselski verweist ferner auf H. Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur (1921), 63 f., vgl. Derſ., Grundzüge der deutschen Volkskunde, 2. Aufl., 1929,

Digitized by Google

Art, wie die Schlange im Leibe des Königsohns vernichtet werden kann, heißt es bei Benfey[48]: „Da sagte die Schlange auf dem Ameisenhügel wiederum (zu der Schlange im Leibe des Königs): ‚He! Bösewicht! Kennt denn kein Mensch das Mittel gegen dich, daß du nämlich durch einen Trank von geriebenem, aufgeblühtem Sephonantus und Senf umkommst?', und im Textus ornatior[49]: „Wiederum sagte die in dem Ameisenhaufen befindliche Schlange: ‚He, du Bösewicht, kennt denn nur niemand jenes Mittel gegen dich, daß du durch Trinken von verdautem und ausgeschiedenem Reisschleime mit Senf (?) den Tod findest?'" Aus allem ergibt sich, daß auch in diesem Märchen der auf medizinischer Basis ruhende Aberglaube Verwendung gefunden hat. In den hauptsächlich südosteuropäischen und asiatischen Varianten (serbischen, russischen, litauischen, armenischen, tatarischen, kalmückischen und arabischen) des Märchens vom dankbaren Toten findet sich das Motiv[50]: der dankbare Tote verlangt die Teilung der Frau, um die in ihrem Leibe stehenden Giftschlangen zu entfernen[51].

Wir wenden uns aus dem fernen Osten wieder zu unsern Breiten und schauen uns weiter nach dem Motiv um. Noch weiter hinauf in die Vergangenheit, vor die Heiligenlegenden, führt uns ein im Corpus Hippocraticum aufgezeichneter Fall[52]: „Ein junger Mann, der zu viel ungemischten Wein getrunken hatte, schlief, auf dem Rücken liegend, in einem Zelt; dort schlüpfte ihm eine Schlange von der Art Argês in den Mund. Da er nicht begreifen konnte, was er fühlte, knirschte er mit den Zähnen und biß ein Stück von der Schlange ab, wurde von schweren Schmerzen gepackt und griff nach der Kehle, wie wenn er ersticke, und warf sich hin und her; er starb in Krämpfen." Die antike Medizin teilte also den Volksglauben und nahm ihn offenbar zur Erklärung mancher Krankheitserscheinungen

140, der das Märchen mit der Sage vom König Guntram (Schlange-Seelentier) vergleicht und zum Schlusse kommt, daß beide Motivketten unabhängig voneinander entstanden sind.

[48] Pantschatantra 2, 257.

[49] R. Schmidt, Das Pancatantram (Textus ornatior, 1901), 229 f.

[50] Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm 3, 490 ff. (vgl. besonders 494 und 514 f.), Motiv C 3.

[51] A. a. O. 515: „Augenscheinlich liegt hier, wie Gerould p. 445 erkannt hat, der Einfluß der Fabel vom Giftmädchen vor, die im 12. Jahrhundert durch die aus dem Arabischen übersetzte pseudo-aristotelische Schrift „De secretis secretorum" in die europäische Literatur, z. B. in die Gesta Romanorum c. 11 drang, vgl. W. Hertz, Die Sage vom Giftmädchen, Abh. Münch. Ak. 1893, 89. Derſ., Gesammelte Abhandlungen (1905), 156."

[52] Littré, Oeuvres complètes d'Hippocrate. Trad. nouv. avec le texte grec en regard 5 (1846), 253, Epdiem. 5, 86 vgl. über das 5. Buch der Epid. a. a. O., 1 (1839), 365 f. Littré überschreibt den Abschnitt: „Affection mélancolique provoquée par une cause singulière; mort." Der griechische Text lautet: „Νεηνίσκος δέ τις πουλὺν ἄκρητον πεπωκώς, ὕπτιος ἐκάθευδεν ἔν τινι σκηνῇ· τούτῳ ὄφις εἰς τὸ στόμα παρεισεδύετο ἀργής. καὶ δή, ὅ τι ἤσθετο, οὐ δυνάμενος φράσασθαι, ἔβρυξε τοὺς ὀδόντας, καὶ παρέτραγε τοῦ ὄφιος, καὶ ἀλγηδόνι μεγάλῃ εἶχετο, καὶ τὰς χεῖρας προσέφερεν ὡς ἀγχόμενος, καὶ ἐρρίπτει ἑωυτὸν, καὶ σπασθεὶς ἔθανεν.

Digitized by Google

auf. Ein zweiter, noch merkwürdigerer Fall ist von einem andern antiken Arzt, dem um 550 n. Chr. wirkenden Alexander von Tralles in Lykien, überliefert worden. Er schreibt[53]: „Eine Frau, die melancholisch war und sich einbildete, eine Schlange verschluckt zu haben, wurde dadurch geheilt, daß man in ihren Auswurf ein kleines Tierchen setzte, das vollständig dem Gebilde ihrer Phantasie glich und dem Tier entsprach, wie ihr leerer Wahn es ihr vorgemalt hatte. Auch sie verdankte ihre Genesung offenbar der plötzlichen Freude, die nach dem Kummer, den die Wahnidee ihr bereitet hatte, sehr natürlich ist." Was uns Alexander hier berichtet, ist ohne Zweifel die eigenartigste Variante der Erzählung von der verschluckten Schlange. Es handelt sich in ihr zwar nicht um ein reales Reptil, sondern nur um ein eingebildetes, das eine offenbar hysterische Frau in sich zu beherbergen glaubte. Aber die Wahnidee setzt natürlich den weit verbreiteten, auch den Ärzten geläufigen Volksglauben voraus, daß man im verunreinigten Wasser Schlangeneier oder kleine Schlangen und ähnliches Getier mittrinken könne oder daß solches Gewürm den Schlafenden durch den offenen Mund in den Leib krieche. Auf dem Hintergrund dieses Allgemeinglaubens setzte sich in der Leidenden der Gedanke fest, die in ihr nagenden und wühlenden Schmerzen rührten von einem verschluckten Reptil her. Man bewundert aber auch den antiken Arzt und seine feine Beobachtung krankhafter Seelenzustände, ebenso seine gewandte Heilmethode, die als eine Form und Anwendung der Suggestionstherapie[54] der Beachtung wert ist und ihm, zumal für jene alte Zeit, alle Ehre macht und in der Geschichte der Medizin einen Platz sichert. Ob man vielleicht vermuten darf, daß manche der Wundererzählungen vergröberte Ausgestaltung solcher Fälle wie der von Alexander dargestellte sein könnten?

Eine primitive Vorstellung, die, wie wir sahen, von den Ärzten sehr lang geteilt und nur langsam überwunden wurde, sollte gewisse Krankheitserscheinungen erklären: dies ist das Ergebnis aus den zahlreichen besprochenen Berichten. Auch heute noch ist die Vorstellung nicht ausgestorben und findet immer wieder Gläubige, auch wo man es kaum vermuten sollte. Dafür sei noch ein drastisches Beispiel angeführt. Meine Frau hielt sich vor etwa dreißig Jahren längere Zeit in England auf und hörte in einer befreundeten Familie in London, daß die Köchin des Hauses, eine Südengländerin, von einem seltsamen Fall in ihrem Heimatsort er-

[53] Alexander v. Tralles ed. Puschmann 1 (1878), 606: περὶ μελαγχολίας. καὶ γυναῖκα δέ τις ἰάσατο οὕτω μελαγχολοῦσαν οἰομένην ὄφιν καταπεπωκέναι ἀποθέμενος εἰς τὸν ἔμετον μικρὸν θηρίον κατὰ πάντα ὅμοιον τῷ ἐκείνης φαντάσματι καὶ τῷ ὑπογραφομένῳ ὑπὸ τῆς κενῆς φαντασίας θηρίῳ· ἔλυσεν οὖν καὶ ταύτης τὸ πάθος ἡ ἀθρόα δηλονότι προσγινομένη χαρὰ δηλονότι διὰ τὴν ἐκ τοῦ δόξαντος λύπην. Man beachte, daß auch Littré den ersten, oben wiedergegebenen Fall auf eine melancholische Affektion zurückführt, trotzdem nach dem strengen Wortlaut dort doch von einer wirklich verschluckten Schlange die Rede ist und nicht nur von einer eingebildeten.

[54] Die z. B. von der Nancyer Schule stark und mit Erfolg betrieben wurde und wird, vgl. etwa Bernheim, De la suggestion et de ses applications à la thérapeutique (1891).

Digitized by Google

zählte. Dort habe ein Mädchen eine große Schlange im Leib gehabt, die ihr viel Pein verursachte. Auf folgende Weise wurde die Heilung erreicht: man briet ein großes Roastbeef und stellte es auf den Tisch. Das Mädchen mußte sich mit offenem Mund vor den Braten an den Tisch setzen, worauf das Tier aus dem Mund der Patientin hervorschlüpfte und sich auf das Fleisch stürzte; das Mädchen war befreit. Was nun an Sagen dieser Art begegnet, ist eigentlich nicht Sage, sondern überlebter, medizinischer Aberglaube, der gelegentlich auch in die Märchen Eingang fand. Manchmal scheinen sich damit freilich auch mythologische Elemente, die irreführen können, Relikte urtümlichen Seelenglaubens, verbunden zu haben[55]. Aber es ist nicht schwer, den rationalen Untergrund des Aberglaubens aufzudecken. Daß peinigende Magenschmerzen und das Reißen und Wühlen in den Gedärmen leicht den Gedanken an dort sich windende und nagende Tiere hervorrufen können, das wissen wir alle aus eigener Erfahrung. Die merkwürdigen, manchmal wie Schreie klingenden Geräusche im Leib, die als Folge einer gestörten Verdauungstätigkeit durch die sich entwickelnden Gase auftreten, erklären das mehrfach erwähnte Schreien der Tiere in den Kranken. Bei Hysterischen kommt dazu noch das Gefühl der sogenannten hysterischen Kugel, die nichts anderes ist als die rein nervöse Empfindung, wie wenn vom Unterleib eine Kugel oder ein Knäuel aufsteige und drückend und würgend im Halse stehe[56]. Wenn dann unter solchen Umständen ein ascaris lumbricoides, dessen männliche Exemplare bis 25 cm, die weiblichen bis zu 40 cm Länge erreichen, ausgebrochen wird oder sonst abgeht, was Wunder, daß die Vorstellung von Schlangen, die sich im Leib aufhalten, entstand und noch fortbesteht! Die Spulwürmer bewirken Übelkeit, Leibschmerzen und Durchfall und andere Erscheinungen, durch eine giftige Ausscheidung sogar in schwereren Fällen eine typhusartige Erkrankung. Zuweilen werden die Schmarotzer in der Tat eingetrunken: „Selbst das Wasser, das wir dem Bach entnehmen, um unsern Durst zu stillen, wird gelegentlich zum Überträger eines keimfähigen Tiers[57]." Auch Taenia mag zur Bildung des Aberglaubens mit beigetragen haben. Wie an sich ganz harmlose Abgänge in falscher Richtung gedeutet werden, das zeigt die „Eidechse" von Niederfischbach, die sich als ein Apfelsinenscheibchen herausstellte, das in seiner Form dem Vorderteil eines solchen Tierchens ähnlich war[58]. Damit dürfte dieser alte, zähe Aberglaube wohl in seinen Varianten eine zureichende Erklärung gefunden haben.

[55] Vgl. auch F. von der Leyen, Das Märchen (1911), 54, dessen Folgerungen wohl einer Korrektur bedürfen.

[56] Bernheim a. a. O. 406: une sensation de pression épigastrique et de boule. 421: (les crises) . . . s'annoncent par la sensation d'un corps étranger à l'épigastre, qui remonte vers le cou, avec sensation de brûlure et de constriction à la région thoracique supérieure; en même temps, elle éprouve dans le nez une sensation de chatouillement, comme si des bêtes y étaient, dit-elle. 431: à la moindre contrariété, sensation d'un corps étranger qui monte de l'épigastre au larynx. 433: sensation de constriction à la gorge (wie in dem Fall, den das Corpus Hippocraticum berichtet).

[57] Brehm's Tierleben, bearb. von C. W. Neumann (1929), 6, 345 ff.

[58] Kosmos-Handweiser XXVI (1929), B 44.

Digitized by Google

Die Zeche des oberösterreichischen Innviertels ... eine Burschen-Altersklasse.

Von **Prof. Dr. Heinrich Jungwirth**, Wien.

Spuren der Burschen-Altersklassen wurden bei den Deutschen in der letzten Zeit vielfach aufgedeckt, seit H. Usener[1] auf ihre Bedeutung hingewiesen hat. In manchen Gebieten, die durch die Volkskunde neu in ihren Forschungsbereich einbezogen wurden, trat die Burschenschaft in einer so lebendigen Organisation entgegen, daß sie das Staunen erregt, in einer Zeit, in der man sich gerne an die Vorstellung gewöhnt hat, alles alte Volksgut sei geschwunden und nur spärliche Reste dieser einst allgemeinen Einrichtung könnten erwartet werden. Es sei nur hingewiesen auf die Entdekkung (man kann es so heißen) der in voller Entfaltung stehenden Burschenschaft in der Kremnitzer Sprachinsel[2]. Ein weiterer Beitrag soll auch im Folgenden geboten werden.

In einigen Teilen Oberösterreichs mußte ein gewisser Zusammenschluß der Bauernburschen seit jeher auffallen. Darin konnte man entweder die einfachste Form einer Altersklassenbildung sehen oder einen Rest davon. Soweit ich die heimat- und volkskundliche Literatur des Landes überschauen kann, ist bis jetzt diesen Kameradschaften noch keine eingehendere Untersuchung zuteil geworden. Vielleicht weil diese oberösterreichische Form, an dem Vorbild einer vollentwickelten Burschenschaft gemessen, scheinbar etwas ganz anderes ist. Man hat dabei übersehen, daß aus dem nicht einheitlichen ursprünglichen Wesen einer Altersklasse eine Entfaltung zu verschiedenen Formen entstehen konnte. Die Bedeutung der Altersklassen der Burschen erschöpft sich nämlich nicht mit der Regelung der Sinnlichkeit, sondern liegt auch auf gesellschaftlichem Gebiet[3]. Dadurch entfaltet sich die Kameradschaftlichkeit in der Jugend mehr und die anderen Züge der Altersklasse treten zurück. Nichtsdestoweniger wird man eine Vereinigung von Burschen, die die Geselligkeit allein als Zweck zu haben scheinen und nur durch diese zusammengehalten wird, als eine Burschenschaft im eigentlichen Sinn des Wortes auffassen.

Eine Sonderentwicklung der Altersklasse der Burschen in dem oben gezeichneten Sinn stellen die Zechen im Innviertel dar. Dies ist vom westlichen Oberösterreich etwa das Gebiet, das durch Donau-Inn-Salzach-Hausruck begrenzt wird. Hier heißt eine Gesellschaft von Burschen und ihre

[1] Hessisch. Blätter f. Volksk. 1, 195 ff.; ferner Schweiz. Arch. f. Volksk. 8, 81 ff.; H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde; Sartori, Sitte II, 188 f. A. Becker, Frauenrechtliches in Sitte und Brauch. Ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde. Zweibrücken, 1913 (mit der S. 60 ff. angegebenen reichen Literatur).

[2] J. Hanika, Hochzeitsgebräuche der Kremnitzer Sprachinsel, Reichenberg, 1927.

[3] Schurtz, a. a. O., 88.

Digitized by Google

Zusammenkünfte zu geselligen Vergnügen bei Essen und Trinken „Zeche". Die Kosten werden aus der gemeinsamen Kasse bestritten. Von diesen Zechen soll im Folgenden zu zeigen versucht werden, daß sie dort, wo sie in der alten Form noch bestehen, eine echte und ursprüngliche Altersklasse der Jugend darstellen.

Diese Zechen bilden den wesentlichsten Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens überhaupt; sie werden in der Lokalgeschichte oft wenig rühmlich genannt, da sie manchmal der Mittelpunkt schwerer Raufereien waren. Wenn die Gerichtssaalberichte immer wieder Raufereien unter feindlichen Zechen erwähnen, muß man beim Lesen den Eindruck gewinnen, daß kaum jemals irgend jemand dem Wesen der Zechen und der in ihnen waltenden Mentalität auf den Grund gegangen ist. Bei richtiger Erkenntnis des Wesens der Burschenschaft, das auf die Ordnung der Gesellschaftlichkeit hinzielt, hätte diese leicht von der obrigkeitlichen Gewalt zur Ordnung herangezogen und für sie verantwortlich gemacht werden können. Es wäre oft eine gegensätzliche Stellungnahme vermieden worden. Wie diese Burschenschaft zu einem Erziehungsmittel der Jugend werden kann, zeigt bekanntlich die Bruderschaft bei den Siebenbürgersachsen[4]. Auch sonst hat man sich weder in der Heimat- noch in der Volkskunde viel um die Zechen gekümmert; dies mag wohl auch deswegen geschehen sein, weil von den Zechen stets nur die unfreundlichen Eigenschaften hervorgehoben wurden und das, was den Alten und Fernstehenden Anlaß zur Klage gab, und mancher Heimat- und Volkskundler nicht gern düstere Züge bekannt gibt. Es soll verzeichnet werden, daß die Zechen im Jahre 1923 eine kurze Erwähnung erfuhren in einem bezeichnenden Zusammenhang, nämlich in der Behandlung des sogenannten Landlertanzes, der in ihnen seine Hauptpflegestätte hat[5]. Ferner ist eine gewisse Zurückhaltung der Zechenmitglieder Außenstehenden gegenüber bemerkbar und es bedarf eines gewissen Vertrauens, bis sie über innere Zechenverhältnisse sprechen. Dies geschieht nur, wenn man aus ihren eigenen ländlichen Kreisen stammt. Daß die Beobachtung des Schweigens einen tiefen Grund hat, wird sich aus den weiteren Ausführungen noch ergeben. Da kein Material zur Verfügung stand, habe ich mir dieses im Sommer 1930 auf Wanderungen durch das in Frage kommende Gebiet von noch jetzigen Zechenmitgliedern gesammelt und so aus der lebenden Tradition unmittelbar geschöpft. Mitteilungen von früheren Zechenmitgliedern über ehemalige, besonders vor dem Krieg bestehende Verhältnisse waren mir sehr wichtig, um die Entwicklung des Zechenwesens verfolgen zu können. Mit einem Fragebogen ergänzte ich das mündlich aufgenommene Material. Vorerst ergeben sich drei wichtige Feststellungen:

1. Unmittelbar nach dem Krieg nahmen die Zechen an Zahl und vor allem in ihrem Mitgliederstand einen großen Aufschwung; die vom Feld Zurückgekehrten glaubten eben dort wieder fortsetzen zu können und auch

[4] Schurtz, 113. S. den Aufsatz des Verfassers in der Volksbildung, Zeitschr. für die Förderung des Volksbildungswesens in Österreich. 12. Jahrgang, Heft 1/2: Das Gemeinschaftsleben der bäuerlichen Jugend.

[5] Heimatgaue, 4, 153 f.

Digitized by Google

zu müssen, wo sie der Krieg herausgerissen hatte; es zeigte sich hier, wie auch auf anderen Gebieten, daß der bäuerliche Soldat in seine alten Verhältnisse und gesellschaftlichen Bindungen zurückkehren wollte. Diese wundersame konservative Haltung des Bauern hat es ja auch verhindert, daß die neue Zeit mit ihrer anderen Einstellung die Tradition ganz abbrechen konnte; seither ist die Zahl der Zechen zurückgegangen, doch ist sie in den meisten Gemeinden noch immer größer als vor dem Krieg, allerdings sind sie in mancher Hinsicht in einer Umwandlung begriffen. Ob diese zu einer Änderung ihres ursprünglichen Wesens führen wird oder zu ihrem allmählichen Verschwinden und ob sie ganz neuen Formen der Vergemeinschaftung auch bei der bäuerlichen Jugend Platz machen werden, läßt sich jetzt noch nicht voraussagen, da die Entwicklung andauert.

2. Das Zechenwesen in der alten Ausdehnung und allgemeinen gesellschaftlichen Bedeutung hat sich in den wenig dem Verkehr aufgeschlossenen Gegenden mehr erhalten, so in dem bergigen und waldreichen Gebiet gegen das Donautal zu, während die flachen Gegenden zum Teil Auflösungserscheinungen zeigen. Vor allem schwindet es mit der Entfernung vom Inn nach Osten, und mit dem Abbruch des Höhenrückens am rechten Donauufer bei Aschach bricht auch das Zechenwesen ab. In Hartkirchen (bei Aschach) haben nur die Berge ein letztes, schwindendes Zechenwesen, die Ebene hat schon die weitere Entwicklung, die Herausbildung eines Gesangvereines aus den Sängern der Zechen. Dies Gebiet gehört zwar zum Hausruckviertel, war aber gerade in den Zechen von dem westlich sich anschließenden Innviertel immer stark beeinflußt.

3. Als Hauptgebiete mit noch ursprünglichem und blühendem Zechenwesen kommen vor allem drei in Betracht, einmal das gegen die Donau zu gelegene Gebiet des sogenannten Sauwaldes (St. Roman, Stadl, St. Sixt, Kopfing, St. Agyd), dann am besten der obere Innviertel-Braunauer Bezirk und der Rieder Bezirk. Dazwischen liegen die Abstufungen mit bald stärkerem, bald schwächerem, bzw. im Schwinden und in Umbildung begriffenem Zechenwesen.

Wenn die Zechen auch infolge ihrer Verbreitung über ein ziemlich großes Gebiet mit verschiedener Bodengestaltung örtliche Besonderheiten aufweisen, so läßt sich doch große Übereinstimmung in ihrem äußeren Aufbau und ihrem inneren Wesen nachweisen.

I. Die äußere Form.

Die Zeche tritt in der Öffentlichkeit als eine Gesellschaft von ledigen Burschen auf; die Zugehörigkeit ist freiwillig. Die Mitgliederzahl wechselt zwischen 8—30, ein noch höherer Mitgliederstand ist selten und für das ruhige Gedeihen der Zeche nicht immer von Vorteil, wegen der Gefahr der Streitereien. Solche mit 15—20 Mitgliedern bewähren sich am besten. Sie heißen Zechbuam (Burschen). In der Regel sind sie nach der Ortschaft benannt, aus der die meisten Mitglieder oder der Zechmeister stammt. Doch stellt sie gegenwärtig nicht mehr immer den ausschließlichen Zusammenschluß der Burschen eines oder mehrerer Dörfer dar, es kann sich der Bursche frei einer Zeche anschließen. Die Zechen greifen mit der Zugehörigkeit ihrer

Digitized by Google

Mitglieder über die Gemeinde- und Pfarrgrenzen hinaus. Ihr Gemeinschaftsgeist kommt jetzt noch oft in gleicher Sonntagskleidung zum Ausdruck, wenn sich auch in dieser Hinsicht bei allen Zechen eine starke Lockerung zeigt; gleiche Hüte sind das einzige, was noch beobachtet wird und das Zusammenstehen auf derselben Stelle des Kirchenplatzes vor und nach dem sonntäglichen Gottesdienst. Die Zeche wird von dem Zechmeister vertreten. Ihr gehören auch Mädchen an; es sind die Schwestern von Zechburschen und deren Geliebte und sie bilden bei allen gesellschaftlichen Veranstaltungen eine enge, zusammengehörige Mädchengruppe.

Die Zeche veranstaltet in gewissen Gasthäusern Zusammenkünfte (Zechen) ihrer Mitglieder, an denen alle teilzunehmen haben; an manchen Sonn- und Feiertagen geschieht dies nach dem Hochamt. An ein oder zwei Tagen der Woche besucht sie bestimmte Bauernhäuser.

Sie beteiligt sich als Gruppe an Tänzen und Hochzeiten.

II. Das innere Wesen.

Eine Betrachtung ihrer inneren Organisation und des ihr zu Grunde liegenden Geistes erweist klar die Zeche als eine Burschenschaft.

1. Sie umfaßt nur die unverheirateten Burschen; heiratet einer, so scheidet er aus. Beteiligt sich ein Verheirateter an den Unterhaltungen der Ledigen, so gilt das in den Augen der Bevölkerung als wenig rühmlich. Diese volkstümliche Auffassung wurzelt eben in der bewußten Sonderung der Altersklassen der Jugend und der Verheirateten.

2. Das Alter für die Aufnahme in die Zeche ist in der Zeit nach dem Krieg immer mehr herabgesetzt worden, 16 und 17 Jahre sind im allgemeinen die Regel. Vor dem Krieg war das Mindestalter 19—20 Jahre; bisweilen war sogar die geleistete Militärpflicht Bedingung (St. Agatha). Jedenfalls steht die Forderung der Geschlechtsreife dahinter. Früher hat man diese als erreicht betrachtet mit dem Zeitpunkt der vollen Erlernung der Bauernarbeit. Die Herabsetzung des Alters wird allgemein bedauert und der Niedergang der Zechen von älteren und ehemaligen Zechburschen damit in Zusammenhang gebracht.

3. Wo die Zechen noch ihr ursprüngliches Wesen erhalten haben, gibt es keinen Unterschied nach Beruf und wirtschaftlichen Verhältnissen. Bauernsohn und Knecht sind in ihr gleich; in den näher der Donau gelegenen Gemeinden, wo nicht alle Burschen in der Landwirtschaft, sondern als Steinbrucharbeiter (Pyreth) tätig sind, macht auch der Beruf keinen Unterschied. Dies ist sicher ein Beweis dafür, daß die Zeche einst die alle Burschen umfassende allgemeine Altersklasse war. Hier und da ist allerdings eine gewisse Scheidung in Zechen mit Besitzerssöhnen und solchen mit überwiegend Knechten zu bemerken (St. Georgen bei Obernberg), besonders aber im Traunviertel, wo die Zechen (die sogenannten Ruden) sich teilen in solche für Bauernsöhne und solche für Knechte[6].

4. Die Zeche führt ein eigenes Gemeinschaftsleben, das sie selbst regelt und ordnet, sie wählt sich einen Führer aus ihrer Mitte, den sogenannten

[6] Heimatgaue, 4, 192.

Digitized by Google

Zechmeister. Er findet sich noch überall, wo die Gemeinschaft den Namen Zeche mit Recht führt. Gegenwärtig wird er weniger formell gewählt als von den Zechburschen mit der Führung betraut. Er ist der Älteste und Geeignetste, nach Außen die Zeche zu vertreten und in ihr Ordnung zu halten. Dem Zechmeister ordnen sich alle Zechburschen unter. Rangordnung nach dem Alter ist eingeführt. Es spricht der ältere Zechbursche vor dem jüngeren und wenigstens in früherer Zeit wurden Verfehlungen dieser Art tatkräftig zurechtgewiesen. Dafür fragt der Zechmeister seine Kameraden in allen wichtigen Fragen um ihre Meinung, z. B. wegen der Beteiligung an Hochzeiten, dem wöchentlichen Besuch der Bauernhäuser und a. m.

5. Die Zeche hält gemeinsame gesellige Zusammenkünfte (ebenso Zeche geheißen) in einem Gasthaus. Diese hat der Zechmeister zuvor anzumelden. Der für die Zeche bestimmte Tisch wird mit Kreide für die übrigen Gäste als Zechtisch bezeichnet. Hier führt der Zechmeister den Vorsitz, bestimmt nach einer Rundfrage den für den Trunk von jedem Burschen zu leistenden gleichen Betrag; früher wurde ein Faß Bier vom Zechmeister bestellt und gemeinsam getrunken und von ihm bezahlt; jetzt wird wenigstens für alle von ihm in Literkrügen bestellt und aus der gemeinsamen Kasse bezahlt. Ist diese erschöpft, wird neuerdings zusammengeschossen. Es ist anzunehmen, daß einst aus einem Krug in die Runde getrunken wurde, worauf das Doppellitertrinken noch hinweist. Auf dem Recht des Stammtisches wird unter allen Umständen bestanden. Bei Erscheinen der Zechbuam ist er von anderen zu räumen; leisten sie Widerstand, werden sie auch mit Gewalt entfernt. Säumigkeit seitens des Wirtes, ihnen den Tisch frei zu machen oder auch die Zuweisung eines anderen, haben sie schon mit Fernbleiben durch mehrere Jahre beantwortet (Pyreth). Dies und der strenge Ausschluß von nicht zur Zeche Gehörigen — es wäre nicht ratsam, unaufgefordert Platz zu nehmen, und meist ersucht der Zechbursche die übrigen und den Zechmeister um Erlaubnis, einen Bekannten Platz nehmen zu lassen — mag den Gedanken nahelegen, daß dem Gasthaus mit dem Zechtisch letzten Endes Spuren des Männerhauses anhaften, das bekanntlich als Versammlungsort der Jugend bei Tiefkulturvölkern die größte Rolle spielt.

6. Die Verpflichtung aller Mitglieder, über die inneren Vorgänge der Zeche, besonders über das Liebesleben, gegenüber Außenstehenden (das ist jeder, der nicht zur eigenen Zeche gehört) zu schweigen, wird ernster genommen, als es sonst in Vereinen üblich ist. Solche, die sich dagegen vergingen, bekamen auch schon eine tüchtige Tracht Prügel, mußten die Zeche verlassen und wurden von keiner anderen genommen (Pyreth). Zusammenhalten und Schweigen weisen deutlich auf die bewußte Sonderung der Burschen hin, wie sie zur Altersklasse führt.

7. Bekanntlich bilden gegenüber der Burschenschaft die Mädchen die Mädchenschaft, die aber nur ein schwaches Abbild und ohne besondere Bedeutung ist. In den Zechen haben die Mädchen nicht die Stellung von weiblichen Mitgliedern mit gleichen Rechten und Pflichten wie in Vereinen, sondern sie stellen die Mädchenschaft dar, die der kräftig entwickelte

Digitized by Google

Burschenverband sich enge angeschlossen hat. Beide zusammen bilden die Dorfjugend. Je kleiner die Gruppe ist, desto inniger und persönlicher ist die Beziehung zwischen Burschen und Mädchen und das Liebesleben. Daher werden die Mädchen zum Schweigen über alles Wichtige verpflichtet und vor allem dazu, daß sie kein Liebesverhältnis mit Außenstehenden unterhalten. In diesem Fall werden sie ausgeschlossen.

8. Es ist somit das Liebesleben geregelt, indem es auf die Burschenschaft beschränkt werden soll. Damit ist wohl ein wesentlicher Zug der primitiven Altersklasse aufgedeckt[7]. Dafür genießen die Mädchen den Schutz der Zeche, besonders dadurch, daß von der Zeche darauf gesehen wird, daß einer der Verpflichtung für das dem Liebesverhältnis entstammende Kind nachkommt (Hartkirchen).

9. Die Burschenschaft wirkte insofern erziehend auf die Mädchen, als sie, zumindest früher, nur im Verband einer Zeche in der Öffentlichkeit beim Tanz erscheinen durften; wo die strenge Zucht noch besteht, ist dies auch gegenwärtig der Fall. Die Zeche bildet das natürliche Organ, um Ordnung und Zucht unter den Burschen und Mädchen aufrecht zu erhalten, wie die echte Altersklasse der Burschen überall.

10. Ferner erweisen sie sich als ursprüngliche Altersklasse, weil sie durch Regelung des Gemeinschaftslebens der Jugend eigentlich das ganze gesellschaftliche Leben der Gemeinde darstellen und so alte Sitte und Brauchtum pflegen, besonders a) den Tanz, das Hauptvergnügen der vereinten männlichen und weiblichen Bauernjugend, dann Musik und Gesang. Getanzt wird zu bestimmten Zeiten, so zu Kirchweih (Kirtatanz) und bei der Ernte (Maschintanz); letzterer ist in den meisten Gemeinden der gepflegteste und gegenüber dem Kirtatanz im Vordringen; ferner tanzt man im Fasching, früher bei der Rockaroas (Spinnstuben) und anderen Gelegenheiten. Besonders bei Hochzeiten hat die Zeche, die die ganze Jugend darstellt, große Bedeutung, denn zu den offiziellen Tänzen sind die Mädchen der Zechen herangezogen: sie werden von den Burschen abgeholt. Bei manchen Hochzeiten waren noch vor dem Krieg gegen 30—40 Zechen anwesend. Die Zeche ist zwar nicht die Veranstalterin der Feste, aber sie beteiligt sich als Gruppe und die Tanzordnung sieht den gesonderten Tanz jeder Zeche vor, wenn mehrere erschienen sind. In der Reihenfolge der Tänze kommt immer in erster Linie der Landler der betreffenden Zeche, der Zetteltanz. b) Die Zechen sind auch dadurch die Pflegestätten alten Brauches, daß sie verschiedene Bräuche ausüben, wodurch sie sich eben als Altersklasse ausweisen; so übernehmen sie in den Rauhnächten das Glöckelgehen. Die Zechenmitglieder gehen maskiert (alle Mitglieder mit ihren Mädchen) zu den Bauern, wo sie bewirtet werden und Fleisch und andere Lebensmittel erhalten, die im Zechwirtshaus zubereitet und verzehrt werden. Im Bauernhaus tanzt und singt die Zeche etwa eine Viertelstunde, ohne sich zu erkennen zu geben und die Bauern bleiben im Unklaren, welche Zeche es ist. Beim Abschied gibt ein Mitglied dem Bauern oder der Bäuerin zum Dank

[7] Schurtz, 88, und sonst.

Digitized by Google

die rußgeschwärzte Hand und dann wird von der oft begleitenden Zechmusik zur Haustür hinausgespielt. Eine große Rolle spielen die Burschen in der Pfingstnacht beim sogenannten Schalkantun (Schardenberg bei Passau). Und bei anderen Gelegenheiten.

11. Auf die Altersklasse deutet auch der Umstand, daß politische und sonstige Ziele, wie sie die auf dem Land immer häufiger werdenden Vereine gern verfolgen, ausgeschlossen sind. Wo in den ganz wenigen Fällen eine politische Stellungnahme innerhalb der Zechen auftritt, können auch sonstige Auflösungserscheinungen festgestellt werden. Geselligkeit, Zusammenhalten und Erziehung der Jungburschen bildet eine wichtige weitere Aufgabe.

12. Bezeichnend ist es auch, daß sie ganz unabhängig von der Religion bestehen, sich nirgends an religiösen Festen und Veranstaltungen als Gruppen beteiligen und nicht wie die Siebenbürger Bruderschaft unter die Aufsicht der Geistlichkeit gekommen sind. Dabei muß hervorgehoben werden, daß der Geist der Zechen nicht antireligiös oder antikirchlich ist — unbeschadet der Stellungnahme einzelner Mitglieder — aber das natürliche Zusammenhalten der Jugend ist stärker. Es ist dadurch die Ausbreitung religiöser Jugendbünde stark behindert.

13. Und schließlich sind gerade die Gründe, die die Seelsorgegeistlichkeit begreiflicherweise in eine gegensätzliche Stellungnahme gegen die Zechen bringen muß, nämlich die Abschließung gegen religiöse Beeinflussung und das oft recht freie Liebesleben in ihnen — (man muß hierin einstige freiere Auffassungen erblicken) — der beste Beweis, daß die Zechen eine echte Altersklasse sind.

14. Dadurch, daß der Bursch mit der Heirat aus der Zeche ausscheidet, ist ein weiteres Merkmal für diese Annahme gegeben. Die Zeche ist an der Hochzeit beteiligt; das Ausmaß ihrer Betätigung ist in den verschiedenen Gebieten im Einzelnen etwas abweichend; besondere wirtschaftliche Verhältnisse mögen bei der Ausbildung dieser örtlichen Unterschiede mitgewirkt haben. Zum sogenannten Hofrecht kommen die Zechburschen am Sonntag vor der Hochzeit im Haus des Bräutigams oder der Braut zusammen; es wird fest aufgekocht und getanzt (Kopfing, St. Georgen bei Obernberg und sonst). Die Zeche wird geladen und nimmt am Kirchenein- und auszug teil, an der Spitze des Zuges vor der Musik (St. Georgen bei Obernberg und Umgebung). Sie tanzt nach den Fuhrleuten, Hochzeitsgästen, mit Braut und Bräutigam. Die Zeche trägt Hochzeitsbüschel, erhält ein Mittagessen und einen bestimmten Trunk (Kopfing). Die Burschen nehmen nicht am Hochzeitszug teil, üben aber das Hochzeitsschießen beim Auszug aus dem Vaterhaus und während des Kirchenzuges. Später erscheinen sie im Gasthaus zum „Hochzeitschauen" (St. Agatha und sonst). Die Zeche gibt ein Hochzeitsgeschenk (Hausfeuer), gegenwärtig meist praktische Dinge, städtischen Hausrat, so besonders gern eine Pendeluhr, Bilder, Spiegel u. a., oder die Braut erhält Tischtücher, Stoff, Geschirr u. a.; dies wird meist 1—2 Tage vorher beim Hofrecht überreicht (St. Georgen bei Obernberg).

Digitized by Google

15. Zuletzt weisen manche Umstände bei der Aufnahme auf die Altersklasse hin. Die Aufnahme ist natürlich keine vereinstechnische Sache, sie erfolgt nach einer Anfrage beim Zechmeister, ob man „mitgehen darf"; in den meisten Fällen fragt dieser die Mitglieder um ihre Zustimmung. Besonders sind gute Sänger erwünscht, und um solche zu gewinnen, — es herrscht eine gewisse Konkurrenz unter den Zechen, — werden auch schon 15jährige aufgenommen. Der neue Zechbursche wird auch jetzt noch bei seinem ersten Erscheinen mit der Zeche im Gasthaus vom Zechenmeister kurz begrüßt und ihm Zusammenhalten, anständiges Verhalten und Schweigen gegen Außenstehende aufgetragen. „Ausplaudern wirst wohl nichts" (Umgebung von Braunau). Aus dem Streben, Raufbolde und Stänkerer aus der Zeche fernzuhalten, kann wohl gefolgert werden, daß gegenteilige Erscheinungen nicht in dem ursprünglichen Wesen begründet waren und die Selbstordnung der Burschen ein wichtiges Element bildete. Wenn der neue Zechbursche den übrigen einen Trunk bezahlt (Doppelliter Bier, natürlich je mehr desto besser), so kann man darin eine Spur des Einkaufes erblicken. Singenkönnen ist, wie schon erwähnt, ein Hauptvorzug für die Aufnahme. Eine Bedingung, von der wohl kaum jemals abgegangen werden wird, ist die Kenntnis des Tanzes und zwar in erster Linie des eigenen Zetteltanzes. Dies ist ein Landler, der Zetteltanz heißt, weil seine Figuren auf einem Zettel (Stück Papier) für den Aufnahmebewerber aufgeschrieben werden, damit er sie einlernen kann. Denn bevor er ihn nicht korrekt tanzen kann, darf er nicht mit der Zeche gehen. Dieser strengen Vorschrift kann man die verschiedenen Prüfungen an die Seite stellen, die in der Altersklasse der Tiefkulturvölker zu bestehen sind, oder bei deutschen Burschenschaften die Prüfung über gewisse Bauernarbeiten. Hier bei den Innviertler Zechen steht das gesellschaftliche Moment im Vordergrund; daher besteht die Aufnahmeprüfung im Nachweis, daß man den Zetteltanz der aufnehmenden Zeche beherrscht.

16. Und so paßt es denn gut in diesen Gedankengang, daß die Zeche eine Art Tanzschule abhält, um den jungen Leuten (Burschen und Mädchen) Gelegenheit zu geben, die Zechentänze richtig zu erlernen und sich für die Aufnahme vorzubereiten. Zu diesem Zweck versammelt sich die Zeche ein oder zweimal abends im Winter in einem Bauernhaus, wo fleißig getanzt wird. Es bedarf wohl keines weiteren Wortes, um darin die Altersklasse zu erkennen.

17. Diese Zusammenkünfte waren aber über das Tanzenlernen hinaus eine Art Anstandsschule für die Jungburschen; es wird geplaudert, Karten gespielt, sonstige Spiele aufgeführt (im Winter). Wo noch der strenge Geist herrscht, hat der Zechmeister und die älteren Burschen die Führung in der Unterhaltung mit dem Bauer und seinen Hausleuten und sie wirken durch ihr vorbildliches Benehmen (die bäuerliche Etikette verlangt angemessene Umgangsformen, die gelehrt und gelernt gehören).

18. Zur Altersklasse gehört es auch, daß ein freiwilliges Ausscheiden im allgemeinen nicht stattfindet und die Zugehörigkeit mit der Heirat endet. Die militärische Dienstleistung bedeutete einst nur eine Unterbrechung. Bei Über-

Digitized by Google

siedlung kann ein Übertritt in eine andere Zeche erfolgen nach Anmeldung beim Zechmeister. Auch Ausschluß ist möglich wegen Unverträglichkeit und Ausplaudern von vertraulichen Angelegenheiten.

19. Die Zugehörigkeit zu einer Zeche ist zwar freiwillig; da aber die Mehrzahl der Burschen doch meistens einer angehört, so bilden sie in ihrer Gesamtheit und mit ihrer gleichförmigen Organisation einen umfassenden Burschenverband. Indem sie das gesellschaftliche Leben erfüllen und gegen Burschen und Mädchen, die nicht der Zeche angehören, exklusiv sind, spielen diese daneben eine unbedeutende Rolle.

Nach den vorherigen Ausführungen wird man in den Innviertler Zechen eine Burschen-Altersklasse sehen dürfen, mit einer Sonderentwicklung nach der gesellschaftlichen Seite hin. Oberösterreich besitzt gleich den Innviertler Zechen auch in anderen Teilen ähnliche Burschenkameradschaften, so der Hausruck die „Passen", das Traunviertel die „Ruden". Auch in ihnen spielt die Pflege des Tanzes und des Gesanges die Hauptrolle und man darf wohl auch sie als Burschenschaften ansprechen. Über ihre Entwicklung kann hier nicht weiter gesprochen werden. Gänzlich geschwunden sind die Burschenschaften im Mühlviertel, dem zwischen dem linken Donauufer und dem Böhmerwald gelegenen Landesteil. Sie haben zwar ebenfalls unter dem Namen Zechen bestanden und die 60jährigen Männer und die älteren sind noch in ihnen aufgewachsen. Gerade die Entwicklung in diesem Gebiet vermag zu zeigen, wie schädlich in vieler Hinsicht für die Burschen und weiterhin für die ganze Bevölkerung das Verschwinden dieser Zuchtschule für die schulentlassene Bauernjugend war. Führerlos vermag sie sich jetzt selten zu echter Geselligkeit zusammenzufinden und ist dadurch schädlichen Einflüssen preisgegeben. Die Klage der Alten, daß das gute Volkslied und der Volksgesang verstummt sind, hat auch seine letzte Ursache darin, daß keine Burschenschaft den Gesang pflegt und in sich die Sangeskunst von den alten Burschen auf die jungen weitergibt und so die ununterbrochene Tradition schafft.

Dagegen ist der Gesang den Innviertler Zechen im Blut und der Wettstreit der Zechen untereinander, die besten Sänger zu haben, ist groß und es ist gewiß in der Blüte des Zechenwesens begründet, daß das Innviertel so viele große und bekannte Bauernsänger besitzt.

Hier sei für wertvolle Unterstützung meiner Arbeit bestens gedankt: den Herren Pfarrer Joh. Atzgersdorfer, Franz Steinbock, Ignatz Heider in St. Agatha; F. Miller, Hochwürmer in Hartkirchen; L. Moser in Neukirchen am Wald; Obl. Mitterecker, Familie Unger in Kopfing; A. Holzinger in Pyreth, Post Wernstein; J. Weigl in Passau; F. Daxl in Waldzell bei Ried; Dr. med. Plunger in Obernberg am Inn; Obl. H. Kainberger in Altenfelden und Pfarrer Zeitlinger in Kirchberg; ferner Frau Obl. M. Pernstein in Braunau am Inn.

Das Zechenwesen folgender Gemeinden (in alphabetischer Reihenfolge) ist berücksichtigt:

Altheim, Andorf, Aspach, Braunau (Umgebung), Blümling bei Riedau, Eberschwang, Engelhartszell an der Donau, Enzenkirchen, Esternberg, Freinberg bei Passau, Geinberg, Gilgenberg, Haibach, Hartkirchen bei Aschach, Heigermoos,

Digitized by Google

Heiligenberg, Kappel, Kirchdorf am Inn, Kopfing, Lamprechten, Lohnsburg, Mörschwang, Münzkirchen, Neuhofen, Neukirchen am Wald, Neustift, Obernberg, Ostermiething, Pattigham, Pramet, Pyrawang, Pyreth (Post Wernstein), Rainbach, Ried (Umgebung), Riedau, Roßbach, Schardenberg, Schildorn, St. Agatha, St. Ägyd, St. Florian bei Schärding, St. Georgen bei Obernberg, St. Radegund, St. Roman, Stadl, Taufkirchen, Taiskirchen, Tarsdorf, Vichtenstein, Wadlkirchen am Wesen, Waldzell, Weilbach.

Anhangsweise seien die mir zur Verfügung gestellten Satzungen einer Zeche (Neuhofen) mitgeteilt. Wenn diese schriftlich niedergelegt werden, so stellt dies einen Ausnahmefall dar, da das in der Zeche geltende Recht durchwegs nur mündlich weitergegeben wird.

1. Ein jeder hat zu trachten, daß die Zeche im Ansehen stehe, daß es lustiger sei als wo anders.

2. Die Jungen müssen die Alten zum Fortgehen antreiben und verständigen, wenn wo etwas an Unterhaltung los ist.

3. Wenn einem etwas nicht paßt, muß er es sofort den älteren Kameraden mitteilen, nicht anderen Leuten; das gilt auch bei Neuigkeiten und Lumpereien.

4. Auch bei fremden Weibern (Mädchen) keinen Kameraden verraten, wer er ist überhaupt nicht. Und den Weibern nicht alles erzählen.

5. Nach Ried die Zechenmädel mitnehmen, ist Pflicht jedes Zechenburschen.

6. Bei Tisch Unterhaltungen machen, nicht dasitzen wie ein Stockfisch oder andererseits von Lumpereien etwas ausplaudern.

7. Das Tanzen ja genau lernen, einen Stolz darauf haben, daß es flott geht.

8. Ein jeder hat sich zu erkundigen, wann der Tanz beginnt, nicht, daß er erst gesucht werden muß.

9. Trachten, daß der Ansinger und die Singerinnen ganz bestimmt bereit sind und daß zwischen diese beim Tanz niemand hineingeht, denn diese gehören zusammen.

10. Ein jeder hat richtig mitzusingen, nicht falsch.

11. Das Reden ist während des Tanzes zu unterlassen.

12. Den Bekannten zu trinken geben, nicht jedem Schmarotzer (d. i. jemand, der sich den fremden Trunk anbieten läßt, um sein Geld zu sparen).

Ferner sei abgedruckt die Anweisung für den sog. Zetteltanz, der sich in seinen Figuren in jeder Zeche unterscheidet. Wer den Ländler kennt, wird sich in den einzelnen Bestimmungen auskennen. Es handelt sich um den Grafinger Landler (bei Passau).

1. Zusammengehen rechtsum und linksum dreimal drehen und einmal drehen.

2. Einziehen rechtsum drehen, links einspringen, rechts aufspringen, linksum dreimal und einmal drehen.

3. Hand auf die Schulter legen, rechts aufspringen, rechts umdrehen, zusammenspringen, linksum dreimal und einmal drehen.

4. Einziehen, rechts aufspringen, rechts umdrehen, linksum dreimal und einmal drehen.

5. Zusammenschliefözen (schleifen), rechts aufspringen, rechts umdrehen, links zusammenschliefözen.

6. Einziehen, links einspringen, linksum dreimal und einmal drehen.

7. Linksum dreimal aufspringen, einziehen, links einspringen, linksum dreimal und einmal drehen.

8. Einziehen, drei Schritt vorwärts gehen, rechts zusammenschliefözen, dreimal und einmal drehen.

Digitized by Google

Beiträge zur Volksheilkunde.

Augenheilkunde aus alter Zeit.

Von Heiner Heimberger, Neudenau.

In der volkstümlichen Augenheilkunde lassen sich, ebenso wie im gesamten Heilschatz des Volkes, außer den stammeseigenen Krankheitsvorstellungen und Heilverfahren auch solche anderer Völker feststellen. Vor allem wurde vieles aus der antiken Heilkunde übernommen. Aus der Mischung germanischer Stammesmedizin und antiker Heilkunst ist die deutsche Volksmedizin größtenteils hervorgegangen; dafür sollen hier Beispiele aus der Adelsheimschen Rezeptsammlung[1] des 16. und 17. Jahrhunderts angeführt werden.

Für einen großen Teil der Augenerkrankungen kannte ehemals die Volksheilkunde keinen Unterschied. Sie beobachtete die auffälligsten Erscheinungen und faßte danach die einzelnen Leiden unter mehr oder weniger treffend bezeichnenden Namen zusammen. So läßt sich bei den in der Abhandlung angeführten Krankheitsnamen nicht überall genau feststellen, welche wissenschaftlich bestimmte Erkrankungen gemeint waren. Auch die Behandlung der einzelnen Krankheiten ging nur teilweise auf medizinisches Wissen zurück und erstreckte sich neben der Anwendung von Sympathiemitteln auf Stoffe aus dem Pflanzen- und Tierreich.

Wenn der Mensch annahm, daß eine Krankheit nicht auf einer körperlichen Ursache beruhte, so griff er zu den seelischen Heilmitteln, zu denen in erster Linie die „Sympathie" gehörte. Dabei bediente man sich neben geheimnisvollen Zauberformeln, Handauflegen, Behauchen, Besprechen, Bekreuzen oft auch der absonderlichsten Mittel. Mögen diese vom Standpunkte der wissenschaftlichen Medizin aus auch völlig erfolglos sein, so dienen sie doch gleichsam als Grundlage, auf der sich der Glaube an die Heilung gründet. Als Beispiel bringt folgendes Rezept ein zootherapeutisches Mittel: „vel in augen zu verdreiben die eins odter zwey jar alt sein. Nim ainer kholschwarzen khazen haupt[2] / pren das 3 Dag vnd 3 nacht zu pulffer / das khain feur dar von khumb / das pulffer reib durch ein khlains (engmaschiges) Duech vnd durch ain rerl (Röhrlein) in die augen geplassen." Der diesem Mittel zugrunde liegende Gedanke ist klar. Da das Gesicht der Katze als außerordentlich gut gilt, warum sollte es da nicht gegen Augenleiden helfen! Das Rezept wird heute noch in Schwaben gegen den „Staar", in Bayern gegen Augenentzündungen gebraucht[3]. Krankheiten dieser Art, insbesondere die durch Entzündung und Geschwüre der Horn-

[1] Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 4, 58 ff.; 5, 125 ff.

[2] Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, § 173. Hovorka und Kronfeld, vgl. Volksmedizin 1, 233.

[3] Hovorka und Kronfeld, a. a. O. 2, 786.

Digitized by Google

haut bedingte Trübung (Cattarhacta, Glaucoma, Pannus, Pterygium, Velum)[4] wurden im Mittelalter sehr treffend unter der Bezeichnung „vel" = Fell zusammengefaßt[5]. Es herrscht die Auffassung, daß ein Häutchen aus den Augenwinkeln heraus über den Augapfel und die Pupille wachse und dadurch die Blindheit verursache.

Während das oben angeführte Rezept jedes wissenschaftlich begründeten Heilerfolges entbehrt, ist artfremdes Eiweiß, wie es in folgender Verordnung angeführt ist, heute ein unumgängliches Hilfsmittel in der Augenheilkunde. „vir die fel der augen. Nim air die pren auß / daselb wasser due in die augen / so bricht das fel zu hant (sofort)." Ob hier die Anwendung des Eiweißes lediglich auf dem Heilerfolg beruht, oder ob die dem Ei zugeschriebene Zauberkraft Beherungen unschädlich zu machen maßgebend war, mag dahingestellt sein[6]. Jedenfalls spielt Eiweiß in Deutschland und in Rußland heute noch eine sehr große Rolle in der volkstümlichen Augenheilkunde[7].

Gegen das „Fell" in den Augen wird ferner als sehr wirksam empfohlen: „Augen wasser. Nempt die blettlen von den blawen feyhelen / thut sie in ain starckh gleslin vnd vermacht sie eben mit ainem hültzin Kelblin (Pflöcklein) gantz beheb zu das es satt ahn lig. vnnd so die Sun nider geet / So thut es jnn ain Onmaysen hauffen[8] vnd losst es 3 Wochen also stehn. Also thut sie den selben tag wider herauss so die Sun Undergeet / so seint die blettlin jm glesslen zu öl oder wasser worden. Das selbig wasser seyge durch ain tuechlin vnnd behalts gar wol. So ainem die augen Rott (rot) oder aber feel in augen weren / dem thut morgens vnnd abends ain troplin / nicht mer / jnn die winckel der augen / so geneust er zu hand. Es hülfft für all augen wee so sonnst nichts helpfen wil." Vielleicht stammt der Kern dieser Heilvorschrift aus der Arzneimittellehre des Dioskurides, der die Blätter des Veilchens (Viola odorata) neben anderen Erkrankungen auch bei Augenentzündungen anwendet[9].

Denselben Ursprung hat auch die Verwendung des Fenchels (Foeniculum officinale) zu Augenwässern. Da er in den Mittelmeerländern beheimatet ist, erscheint es nicht verwunderlich, daß sich schon die Ärzte der Antike eingehend mit seinen Heilkräften befaßten. Dioskurides verordnet Fenchelsaft zur Stärkung der Augen[10]. Auch heute noch wird Fenchel in der wissenschaftlichen Augenheilkunde verwendet: „fenchel wasser das ist ein Köstlich waser das 2 mal gebrendt ist vor die menschen die sternblindt sein / sol man 24 Tag vnd nacht 2 oder 3 dropfen in die Augen ein blase mit eim feder Kile biss er recht wider sehe Kann / dar von er widerumb ohne Zweiffel gesunt vndt sehen würt in vier woche. dise Kunst ist prowirtt worten in 1624."

[4] Dornblüth, s. Klinisches Wörterbuch.
[5] Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch 128.
[6] Wuttke, a. a. O. § 89.
[7] Hovorka und Kronfeld, 2, 785.
[8] Wuttke, § 149.
[9] Hovorka und Kronfeld, 1, 431.
[10] Marzell, Unsere Heilpflanzen 108.

Digitized by Google

Der Krankheitsbegriff „sternblind" ergibt sich aus der Vorstellung der damaligen Zeit, daß der Augenstern (Pupille) durch einen aus dem Hirn herabfallenden (catarrhacta), zu einem Fell oder Häutchen gerinnenden Tropfen verschlossen werde[11]. Einer anderen Auffassung nach sollte sich der durchsichtige Augenstern bei seiner Veränderung in trüben Staar in einen Stein umwandeln (Verkalkung der Linse?)[12]. Hierfür und zugleich für Augenschmerzen verspricht folgendes Mittel Heilung: „für den augen we vnd augstain. Nim bapl shafft mit henig vermisht auff die augen gestrichen / hilfft wol." Ob unter der hier sicher mundartlich angewandten Bezeichnung „Pappel" die Malve (Malva silvestris)[13] oder der Huflattich (Tussilago Farfara) gemeint ist, ist ungewiß[14]. Keines der beiden Kräuter wird vom Volke ausdrücklich in der Augenheilkunde verwendet, doch werden aus den Blättern beider Pflanzen Umschläge bereitet, die erweichen und Entzündungen heilen sollen. Besonders gilt dies von den mit Honig zerriebenen Blättern des Huflattichs[15].

Eigenartig ist auch die Behandlung der erkrankten Augen durch die Nase, wie sie das folgende Rezept empfiehlt. Diese Anwendung beruht ebenfalls auf der Meinung, daß der Schleim vom Gehirn kommt und statt durch die Nase seinen Ausfluß zu nehmen, sich in die Augen setzt und dort den Staar verursacht: „von radte odter Korn negelle de Same mit blaw lilienöll gestosn vndt ihn die Nase gethan vertreibt er de anfangende starn der Auge." Die hier angeführte Pflanze ist nicht die Kornrade (Agrostemma githago), sondern die Kornblume (Centaursa cynaus), deren volkstümliche Verwendung bei Augenleiden bekannt ist[16]. Das Öl der Schwertlilie (Iris germanica) ist hier wahrscheinlich seines Wohlgeruches wegen beigegeben.

Ein drastisches Mittel, das dem vorigen in der Art der Anwendung ähnelt, ist eine Reizbehandlung der Augen durch Hervorrufen eines Tränenflusses. Es handelt sich hierbei um die Bekämpfung von Augenblattern, einer Art von Rose, welche sich in entzündlichen Bläschen auf der Hornhaut auswirkt:[17] „für die blatern in augen. Nim gren blaumen (Blumen) / sau blaumben (Blumen) / is die wurz vnd verhalt den mundt das der Dambf nit durch auß mag / so brechen sy."

Kren = Meerrettig (Cochlearia armoracia) enthält ein ätherisches Öl, das tränende Augen verursacht und auf dem seine volksmedizinische Verwendung beruht. Verstärkt wird die Wirksamkeit des Meerrettigs noch durch ein rein sympathetisches Mittel: die Wurzel der „Saublume" = Löwenzahn (Taraxacum officinale). Seine Wurzel wurde nämlich nach dem Kräuterbuch des mittelalterlichen Botanikers Bock (1498—1554) gegen „Flecken in den Augen" am Halse getragen[18].

[11] Höfler, 55 und 669. [12] Ebenda 682. [13] Marzell, a. a. O. 86.
[14] Arends, Volkstüml. Namen der Arzneimittel, Drogen und Chemikalien, Berlin, 1926.
[15] Marzell, 226.
[16] Wuttke, § 524, Hovorka und Kronfeld, 1, 245.
[17] Höfler, 49.
[18] Marzell, 235.

Digitized by Google

Ein anderes Augenleiden, das durch Reizbehandlung zu beheben versucht wird, ist der „Augenschwamm". Da das Mittelalter Wucherungen und Geschwüre mit „Schwamm" bezeichnet, ist wohl anzunehmen, daß es sich hier um eine Geschwulst oder ein Gewächs im oder am Auge handelt. Höfler setzt „Augenschwamm" dem Augenhöhlensarkom gleich[19]. „rat den augen schwam yber naht (Nacht) verdreiben. Nim bolay shafft mit henig abgerirt / das streich auff ain pflaster / legs zu naht yber die augen / ist on allen schaten." Die Poleiminze (Mentha Pulegium) enthält, wie fast alle Minzen, ein stark riechendes ätherisches Öl und ist schon deshalb in der Volksmedizin seit alters her bekannt. Nach Dioskurides soll eine Auflage des zerriebenen Krautes u. a. die Blutunterlaufung in den Augen vertreiben[20]. Celsus rechnet die Poleiminze zu den Stoffen, die äußerlich aufgelegt zerteilend und zugleich kühlend wirken[21]. Durch die Beimischung von Honig wird die Wirkung noch erhöht.

Wenn schon die antiken Ärzte und Botaniker sich eingehend mit der Heilkraft des Schellkrauts und der Raute beschäftigen und diese Pflanzen auch gegen Schädigungen der Augen verordnen, so erscheint es nicht verwunderlich, daß man ihnen in der mittelalterlichen Volksheilkunde wieder begegnet. Hier dienen sie um „lautere augen zu machen. Nim die gelben bleimben (Blümlein) von schelkhraut / Rauten / vnd den shaft dorauß gedruckht / ainer halben orbes (Erbse) gros in die augen gedan." Die Eignung des Schellkrauts (Chelidonium maius) zu Heilzwecken scheint hier auf dem scharfen Safte zu beruhen, der die Augen zu Tränen reizt[22]. Die gleiche Eigenschaft rechtfertigt — wenigstens nach der Ansicht des Laien — die Anwendung der Raute (Ruta graveolens)[23].

Augenkatarrhe und Augenentzündungen behandelt das Volk heute noch wie im Mittelalter mit Auswaschungen der Augen, zu denen verschiedene meist harmlose Pflanzenaufgüsse benutzt werden. Eine solche Zusammenstellung gibt folgendes Rezept: „augen wasser. Nim wögwart / wilt rossen / weiß gilgen wasser / ain vil als das andterss als auß gebrent / vndter ein andter gemisht vnd in die augen gedan." Über die Heilkraft der alten Zauberpflanze Wegwarte (Cichorium Intybus) berichtet Lonicerus (1703—1783): „Wegweißblumen, des morgens gesamlet und gebrandt zu wasser, dienen zu viel krankheiten des auges als geschwür, dunkelung, für fell und flecken der Augen und andere krankheiten mehr[24]". Die Anwendung der Rose (Rosa centifolia) und der Lilie (Lilium candidum) scheint dem antiken Heilmittelschatze entnommen zu sein. Dioskurides verordnet die Abkochung von Rosenblättern in Wein unter anderm gegen Augenschmerzen[25]. Die Blüten der Lilie wurden früher zur Gewinnung von Öl und augenstärkendem Lilienwasser benutzt. Mit letzterem behandeln heute noch die Slowaken Augenentzündungen. Auch binden sie in Branntwein gelegte Lilienblätter auf die Lider[26].

[19] Höfler, 614.
[20] Hovorka und Kronfeld, 1, 352.
[21] Celsus, Arzneiwissenschaft (Braunschweig, 1906), 658.
[22] Marzell, 55 ff. [23] Ebenda, 73 ff. [24] Söhns, Unsere Pflanzen, 116.
[25] Hovorka und Kronfeld, 1, 363. [26] Ebenda, 2, 788.

Digitized by Google

Das Martiniweibchen in der Pfalz.

Von **Karl Kleeberger**, Ludwigshafen a. Rh.

Ich kann zwar gleich einschränken: in Ludwigshafen a. Rh. und seinen Vororten (einschließlich Gartenstadt Hochfeld). Denn in der übrigen Pfalz ist es nicht gekannt. Daher weiß auch die 1925 erschienene „Pfälzische Volkskunde" von Dr. Albert Becker nichts darüber zu berichten. Mit eigenen Augen sah ich das Martiniweibchen erstmals in Ludwigshafen und zwar an Martini Ende der 1880er Jahre, abends nach Eintritt der Dunkelheit. Es trieb sich in der Südstadt herum, in der Nähe des Städtischen Ratskellers (Gesellschaftshaus). Ein größerer Junge von 14 Jahren stak in alten Frauenkleidern, hatte ein Kopftuch auf, trug einen Sack und einen Knüppelstecken in der Hand. Vor ihm rissen die Kinder, besonders schulpflichtige Mädchen, die um diese Zeit noch auf der Straße waren oder aus Neugier vor der Haustüre standen, aus und flüchteten in die Hausgänge oder Toreinfahrten, bis wohin sie die Schreckgestalt mit dem Stocke drohend verfolgte. Wanderte dann die Maske auf der Straße weiter, kam auch der Kinderschwarm wieder zum Vorschein und zog lärmend eine Strecke hinten nach. Sonderlich Furcht schienen sie nicht gehabt zu haben, die Mummerei erschien mir fast wie ein Spiel. Andern Tags in der Schule erfuhr ich dann, daß das Gespenst das „Martiniweibchen" oder „'s Martiniweibel" genannt werde. Den kleineren Kindern drohe man, wenn sie nicht brav seien oder nicht rechtzeitig von der Gasse heraufkämen: „Wart nur, 's Martiniweibchen holt dich und steckt dich in den Sack!"

Ziemlich übereinstimmend laufen alle Berichte, die mir in letzter Zeit auf eine Umfrage hin zugingen. Sie stammen aus den Stadtteilen Süd, Nord, Friesenheim, Mundenheim und Hochfeld. Besonders Damen, die hier geboren sind und hier ihre Kinderjahre zubrachten, wußten aus eigenem Erleben die Schreckgestalt zu schildern. Die Begegnung mit dem Martiniweibel gehört zu den eindrucksvollsten Erlebnissen ihrer Kindheit. Das war vor dreißig und mehr Jahren.

In die belebten Straßen des Stadtinnern der heutigen Großstadt Ludwigshafen paßt die Gestalt des Martiniweibes nicht mehr. Aber wie ein Dutzend in der „Welt der Kleinen", 1930, Bl. 2—4, veröffentlichte freie Schüleraufsätze einer fünften Mädchenklasse in Mundenheim dartun, hält dort auch heute noch das Martiniweibel die Jugend in Atem. Immer ist es eine etwas häßliche, schlampige Erscheinung. Vor dem Gesicht oft eine selbstgemachte Larve aus weißer Leinwand, in die ein paar Löcher für Augen und Mund geschnitten sind. Oder ein Kopftuch wird tief übers Gesicht gezogen. Sack und dicker Prügel fehlen nicht. Eine Mutter erklärte ihrem Kinde: „Weißt du, das Martiniweibchen kommt jedes Jahr einmal. Es trägt einen Sack auf dem Rücken und steckt die bösen Kinder hinein

Digitized by Google

und trägt sie ans Meer. Dort werden sie ins Wasser geworfen, daß sie ertrinken." Deutlich kommt überall die erzieherische Aufgabe, die das Martiniweibchen zu erfüllen hat, zum Vorschein. „Mein Vater gab ihm ein Zehnpfennigstück; es möge jetzt wieder fortgehen, es sei genug" (nämlich mit der Einschüchterung), so berichtet eine Schülerin.

Der Hauptwesenszug des Martiniweibchens in Ludwigshafen ist also das Schrecken und Fürchtemachen der Kinder zu dem Zwecke, daß sie abends rechtzeitig heimgehen und von der Gasse verschwinden, daß sie überhaupt brav und folgsam seien. Als der gleiche Kinderschreck gilt die Klunglerin, schweizerisch Glungeri. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens von H. Bächtold-Stäubli 2, 53 schildert sie: Weiblicher Unhold mit Höcker, gebogener Nase und langen Fingernägeln. So schleicht sie spät abends auf den Gassen umher und fängt sich die Kinder, die zur Unzeit sich noch umhertreiben. Daß man sich vermummt, um sie den Kindern vorzutäuschen, ist aus dem Jahr 1578 belegt: „Das ist allgemein üblich bei uns, daß einer oder eine, damit die Kinder recht brav und fleißig seien, sich verkleidet und die Kinder fürchten macht. Man droht den Kindern, die Klunglerin werde sie fressen oder in den Sack stecken." Ist das nicht unser Martiniweibchen?

Der Name Klunglerin oder Glungeri leitet sich ab von schweiz. Glungel, d. i. unser Klüngel, gleichbedeutend mit Knäuel, z. B. in Wollklüngel, Garnklüngel, Klüngelstock, Klüngelwirtschaft usw. Die Glungerei ist auch der Spinnstubendämon (gleich der Frau Holle oder Berchta). Faulen Spinnerinnen macht sie zur Strafe über Nacht Knäuel (Glungeln) und Wirrnis ins gesponnene Garn. Weil sie davon den Namen trägt, folgert man, wird dies auch ihre ursprüngliche Wesensart sein. Aus dem Mägdeschreck ist also erst später der Kinderschreck geworden und es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß unser Martiniweibchen ausschließlich nur die Mädchen verfolgt. So könnte die schweizerische Spukgestalt mit schweizerischen Einwanderern zu uns nach Ludwigshafen gekommen sein. Ist doch z. B. die bedeutende Fabrik der Gebrüder Sulzer ein Tochtergeschäft von Winterthur.

Freilich nahm die Schreckgestalt auch Züge von anderen Gestalten der Advents- und Fastenzeit an. Im Mittwinter ist zuviel durcheinander gequirlt, sagen die „Deutschen Gaue" 30, 167. Und wenn auch Martini heute nicht mehr zur Adventszeit zählt, so beginnt doch mit diesem Tage das Winterleben im bäuerlichen Haushalt. Die letzten Feldfrüchte, die Dick- und Weißrüben, sind eingeheimst, die Wintersaat ist bestellt. So lange Flachs und Hanf gebaut wurden, konnte um Martini mit dem Spinnen begonnen werden. Früh senkte sich der Schatten der Nacht hernieder und den Kindern verblieb nach dem Nachmittagsunterricht kaum ein Stündchen zum Springen im Freien. Die Voraussetzungen waren gegeben, daß der Spinnstubendämon und der Kinderschreck erscheinen konnten, ja vielleicht herbeigewünscht wurden. Am Abend vor dem 11. November stellt sich dann richtig das Martiniweibchen ein.

In unserer Schwesterstadt Mannheim geht das „Martiniweiwel" auch um. Aber Liese Behr (Badische Heimat, 1927, S. 278) schildert die abendliche Erscheinung teilweise abweichend von der in Ludwigshafen und

Digitized by Google

kommt bezüglich der Wesensart zu andern Schlüssen. Ihr ist das hervorstechendste Merkmal der Martiniweibchen, die in kleineren Rotten einherziehen, das Spektakelmachen, und sie hält es für zulässig anzunehmen, „daß die Buben in ihren gespensterhaften Aufzügen und dem starken Lärmen, dem gleichsam warnenden Hineinrufen in die Hausgänge eine Art Geistervertreibung noch unbewußt bezwecken". Wie schon eingangs ausgeführt, trifft das für Ludwigshafen nicht zu.

Die Gegenüberstellung fordert dazu auf, an recht vielen Orten Umschau und Anfrage zu halten, was man sich vom Martiniweibchen zu erzählen weiß und was von ihm tatsächlich heute noch im Volksleben fortbesteht. Erst wenn viele zuverlässige Aufzeichnungen vorliegen, wird man die Eigenheit seines Wesens klar und vollständig herausfinden können.

Benütztes Schrifttum:

1. Dr. Albert Becker, Pfälzische Volkskunde. Bonn, 1925.

2. Hedwig Laudien, Kinder am Rhein. Verse mit Scherenschnitten. Eßlingen, 1925. (Darin das Kindergedicht: Das Martiniweibchen.)

3. Liese Behr, Volkskundliches aus Mannheim und seinen Vororten. In: „Badische Heimat", 1927.

4. Karl Kleeberger, Das Martiniweibchen als Kinderschreck. In: „Heimatblätter für Ludwigshafen a. Rh. und Umgebung", 1929. Nr. 20 und 21.

5. Kinderarbeiten über Martini und Martiniweibchen. In: Hans Loschky, Die Welt der Kleinen. Ludwigshafen a. Rh., 1930, Nr. 2, 3 und 4.

6. Dr. C. Frank, Deutsche Gaue, 30. Kaufbeuren, 1929.

7. Hanns Bächtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin und Leipzig, 1927, ff.

Nietzsche, Menschliches-Allzumenschliches 2, Nr. 223: Es leben sehr wahrscheinlich die letzten drei Jahrhunderte in allen ihren Kulturfärbungen und -strahlenbrechungen auch in unserer Nähe noch fort: sie wollen nur entdeckt werden. In manchen Familien, ja in einzelnen Menschen liegen die Schichten schön und übersichtlich noch übereinander; anderswo gibt es Versprengungen und Verwerfungen des Gesteins. Gewiß hat sich in abgelegenen Gegenden, in weniger betretenen Gebirgstälern, umschlossenen Gemeinwesen ein ehrwürdiges Musterstück sehr viel älterer Empfindung leichter erhalten können und muß hier aufgespürt werden, während es z. B. unwahrscheinlich ist, in Berlin, wo der Mensch ausgelaugt und abgebrüht zur Welt kommt, solche Entdeckungen zu machen.

Digitized by Google

Kleinere Mitteilungen.

Totenglaube und Totenkult in der Ukraine und am Don.

Als 1918 deutsche Truppen in Südrußland gegen die Bolschewiken kämpften, geschah dies im Bund mit ukrainischen Freiwilligen, Haidamaken genannt, und mit zarentreu gebliebenen russischen Truppen, namentlich Kosaken. Laut Abkommen des Deutschen Reichs mit der ukrainischen Regierung, waren für Kriegsgerichtsangelegenheiten gegen Zivilpersonen diese Bundesgenossen zuständig, sobald sie sich überhaupt in erreichbarer Nähe befanden. Das war zweckmäßig; denn deutsche Rechtspflege paßte dort zu Lande nicht. In Bataisk bei Rostow standen deutsche Truppen. Zu ihrem Kommandeur kamen einige Einwohner und berichteten, die Kosaken hätten einen Verwandten von ihnen wegen Spionage erschossen. Um die Leiche begraben zu können, baten sie um Erlaubniskarten zum Überschreiten der durch Kosakenposten abgesperrten Ortsgrenze. Diese Karten erhielten sie.

Andern Tags kam ein Kosakenoffizier um sich im Auftrag seines Generals gegen diesen deutschen Übergriff zu beklagen. So erfuhr der deutsche Kommandeur, das Kosakengericht habe den Spion zum Tod ohne Beerdigung verurteilt, damit sein Geist als Vampyr umgehen und seinen spionageverdächtigen Angehörigen das Blut aussauge. Diese Absicht des Gerichts sei jetzt durch den deutschen Kommandeur durchkreuzt worden. Der Letztere entschuldigte sich mit seiner Unkenntnis solcher Dinge. Der Friede zwischen den Bundesgenossen war wieder hergestellt.

Daß dieser Volksglaube sich jedoch weit hinaus über die Donkosaken auch auf die Russen erstreckt, das erhellt aus folgendem Umstand. 1915 hatten die zurückweichenden Russen vielfach ihren gefallenen Kameraden wenigstens das Gesicht mit Erde bedeckt, wenn ihnen zur Beerdigung die Zeit nicht ausreichte[1].

Unter normalen Verhältnissen liegt in der Ukraine ein runder Brotlaib auf dem Sargdeckel, welcher dem offenen Sarg vorangetragen wird. Nur wenn ansteckende Krankheit die Todesursache war, wird schon im Trauerhaus der Deckel auf dem Sarg befestigt, so daß der Tote dann nicht, wie sonst, während des Zugs zum Grabe sichtbar ist. Der Brotlaib wird mitbegraben.

Ursprünglich sollte das Brot jedenfalls eine Wegzehrung auf dem Pfad ins Jenseits bilden. Ob dann die griechisch orthodoxe Kirche vielleicht der Sache eine andere Deutung unterlegte, ändert daran nichts.

Ein Leichenzug mit all seinen Fahnen und Heiligenbildern macht selbst in verkehrsreichen Städten der Ukraine an jeder Straßenkreuzung Halt, jedermann — auch die zufällig Vorübergehenden treten in den Kreis um den Sarg und sperren so den Weg. Der Geistliche singt und spricht eine Liturgie, ein Sängerkorps rispondiert. Niemand beklagt sich über die Verkehrshemmung, für Russen gilt kein „Zeit ist Geld". Der Leichenzug eines russischen Offiziers brauchte zu 2 Kilometer Weg 1½ Stunden, die Beerdigung selbst mit dem Gottesdienst auf dem Friedhof erforderte noch einmal reichlich dieselbe Zeit. Zum Schluß warf dann der Pope 3 Schaufeln Erde in das Grab, die Leidtragenden aber hockten sich nieder und schleuderten mit beiden Händen eiligst Erde hinab, bis der Sarg nicht mehr zu sehen war. Dann erst überließ man die weitere Arbeit dem Totengräber.

[1] Vgl. A. Dieterich, Mutter Erde, 3. Aufl., 1925, S. 27.

Digitized by Google

So pietätvoll und pomphaft ein ukrainisches Leichenbegängnis ist, so ungepflegt sieht ein Friedhof dort aus. Die Grabkreuze hängen krumm und schief, eine Kirchhofsmauer oder Hecke fehlt meist, Weidevieh läuft da hinein und frißt das wildwachsende Gras zwischen den Grabhügeln. Fast niemals besucht ein Mensch die öde Stätte.

An das Leichenbegängnis schließt sich ein Leichenschmaus an, bei welchem der Wutki, dieser scharfbrennende russische Schnaps, eine mächtige Rolle spielt. Allgemeine sinnlose Betrunkenheit von Männern und Frauen pflegt selbst in den oberen Ständen des Liedes Ende zu sein.

In Kaisuk am Don, nahe an dessen Mündung, fand 1918 eine Trauerfeier statt für die 1917 von den Bolschewiken dort ermordeten Offiziere und Beamten. Die Feier begann in der Kirche, sie bestand, wie jeder russische Gottesdienst, fast nur in Gesang. Eine prachtvolle Frauenstimme sang ein Lied, wunderbar schön, aber annähernd zwei Stunden lang immer wieder dieselbe Weise. Während dessen erschienen und verschwanden im Kirchenchor durch die vergoldeten Türen feierlich, geheimnisvoll Popen in gold- und seidenglänzenden Gewändern.

Pope heißt zu deutsch Pfaffe, mit derselben verächtlichen Bedeutung wie das deutsche Wort. Man redet den griechischen Priester niemals so an, sondern mit „ehrwürdiger Vater oder Väterchen". Am Schluß jenes Gottesdienstes trat ein sehr ehrwürdig aussehender alter Priester mit einer silbernen Platte voll Brötchen an die anwesenden deutschen Offiziere heran und sagte in hartem Deutsch: „Bitte, nemmen Sie, geweihtes Brott und mein Seggen." Dann wandte er sich damit zu den Damen, den russischen Offizieren und schließlich zum Volk.

Hierauf zog alles in Prozession zum Friedhof, voraus unglaublich schmutzige und verlumpte Männer mit Kirchenfahnen und Heiligenbildern. Auf dem Friedhof war das Massengrab wieder aufgegraben, so daß man in den meist zusammengebrochenen Särgen die Leichen sah und — bei 30 Grad Hitze — noch mehr roch. Es folgte nochmals eine zweistündige Liturgie, während welcher jedermann langsam eine Blume um die andere in das Grab warf. Dazu hatte man wagenradgroße Sträuße mitgenommen. Dann salutierte eine Kosakenabteilung mit den Säbeln, steckte dieselben in die Scheide und schoß mit den bisher umgehängten Karabinern drei Salven über das Grab.

Die Feier war zu Ende.

Heilbronn. Fromm, Oberst a. D.

Ein Habergäulchen reiben.

Während der langen Zeit meiner hiesigen Wirksamkeit konnte ich beobachten, daß sich in Abständen von etwa 10 Jahren bei unsern Schulkindern eine Unsitte einstellte, die sich rasch verbreitet und die dann bald darauf wieder in Vergessenheit gerät. So fiel mir (1921) in einer ersten Mädchenklasse auf, daß eine Schülerin auf zwei Knöcheln der linken Handrisse je eine linsengroße durchgescheuerte Stelle der Haut aufwies, welche leicht entzündet war. Auf mein Befragen gab das Kind an, daß ein größeres Mädchen aus seinem Bekanntenkreise ihm mit den Fingerspitzen diese Wunden aufgerieben habe. Einen Grund, warum es geschehen sei, konnte das Kind nicht angeben. Die Schulpflegerinnen bestätigten mir damals, daß der Unfug in den oberen Klassen häufiger auftrat. Dort glaubte man, so eine aufgeriebene Stelle gebe Kraft. In einer achten Knabenklasse (? 1901) war kein Schüler ohne wundgeriebene Hautstelle. „Habergäulchen" nannten die Buben diese Wunden, von denen manche fast pfenniggroß waren. Offenbar lag bei der Namengebung der Gedanke der Kraftbildung zugrunde. Anfangs der 1890er Jahre waren

Digitized by Google

die Mädchen einer sechsten Klasse von dem Glauben beseelt, daß diese Scheuerstellen gesund machten. Keine Aufklärung, keine noch so ernsthafte Ermahnung vonseiten des Lehrers konnte damals dem Unfug wehren, dem die ganze Klasse erlag. Selbst während des Unterrichtes wußten es einzelne Mädchen fertig zu bringen, mit dem rechten Zeigefinger auf der zur Verfügung gestellten linken Hand der Nachbarin die leicht kreisenden Bewegungen auszuführen. Bei dieser Spielerei scheinen beide Teile ein gewisses Wohlgefühl empfunden zu haben.

Daß auch anderwärts diese Erscheinung auftrat, bestätigte ein kurzer Bericht der „Pfälzer Zeitung" vom 2. Oktober 1919: „Geistige Epidemie. Aus leitenden Elberfelder Schulkreisen wird mitgeteilt, daß sich seit einiger Zeit unter den Schulkindern ein gefährlicher Unfug bemerkbar macht. Knaben wie Mädchen kratzen sich mit Nägeln, Scherben und ähnlichen Gegenständen die Haut auf, so daß sich eine Entzündung bildet. Es handelt sich um eine geistige Epidemie, die in manchen Fällen Blutvergiftung und Tod zur Folge gehabt hat."

Wie schon erwähnt, hier in Ludwigshafen geschah das Reiben mit der etwas rauhen Fingerspitze und wurde als Freundschaftsdienst gegenseitig geleistet. Man braucht dabei nicht an Sadismus zu denken, der Wollust sucht im Schmerz. Aber die Sache grenzt daran. Die Schulpflegerin B. fragte ein zerschundenes Mädchen: „Warum ließest du es geschehen?" — „Die Große hat wie rasend darauf losgerieben und meine Hand fest gehalten!" Die Stelle war stark entzündet.

Ich möchte fast annehmen, daß hier noch eine Anschauungsweise hereinspukt, die dem jungen Geschlecht unbewußt ist, die aber in früherer Zeit allgemein geteilt wurde: der Heilwert der Fontanelle. Diese war eine künstliche Wunde, gewöhnlich am Oberarm, in die der Wundarzt täglich eine frische Erbse legte um sie nicht zuheilen zu lassen. Dadurch sollten die unreinen Säfte des Körpers Abfluß erhalten. Die Fontanelle sollte also gesund machen oder gesund erhalten. Lebt im „Habergäulchen", den Kindern unbewußt, noch etwas davon fort?

Ludwigshafen a. Rh. Karl Kleeberger.

Waren die Chattenkrieger ein religiöser Bund?

In der Besprechung meiner Arbeit Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde[1] im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur XLVIII, 1. 4. 1929, hat Jost, Trier, folgende Bedenken gegen meine Erklärung des Kap. 31 der Germania des Tacitus: „Indem L. W. sich Fustel de Coulanges weitgehend anvertraut, macht sie — wie man sieht — den Anfangsteil von Kap. 31 auch zu einem Bestandteil der Bundesschilderung. Er ist aber doch wohl nur von der allgemeinen Jünglingsweihe zu verstehen und sagt — wie mir scheint — nichts über den religiösen und Bundescharakter der wilden besitz- und eheloſen Berufskrieger. Mit den Worten ‚fortissimus quisque' fängt etwas Neues an, jedenfalls müssen wir das vorsichtigerweise annehmen. Aus der reinen Interpretation des Kap. 31 können wir also — was die Bünde anlangt — L. W.s Folgerungen unsererseits nicht gewinnen; stärker wirken germanische Parallelen, die sie beibringt, und, vor ihrem Hintergrund gesehen, ordnen sich die Krieger des Kap. 31 in neue Zusammenhänge; der ihnen von L. W. zugeschriebene Charakter gewinnt an Wahrscheinlichkeit."

Man ist bei der Behandlung altgermanischer Fragen leider nur allzuviel auf Analogieschlüsse angewiesen. Es ist daher von großer Wichtigkeit, daß eine Er-

[1] Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertums- und Volkskunde. (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, herausg. von Eugen Fehrle, Heft 1.) 1927. Verlag Konkordia, Bühl.

Digitized by Google

klärung nicht nur durch andere Parallelen an Wahrscheinlichkeit gewinnt, sondern soweit es möglich ist, aus dem Texte selbst einleuchtend wirkt. Der Rezensent hat einen wesentlichen Punkt berührt, der innere Zusammenhang des Kapitels muß genauer dargetan und nicht nur aus religionsgeschichtlichen Erkenntnissen erschlossen werden. Die wilde Haartracht ist eine Maske, die den Träger als Dämon[2] kennzeichnen soll. Masken sind heilig. Kein Unberufener darf sie tragen, sondern nur Geweihte, vor allem Priester. Noch in heutigen Volksvorstellungen findet man Spuren des alten Glaubens, die Dämonen lassen sich nicht ungestraft nachahmen. Trifft man daher innerhalb eines Stammes zweimal dieselbe Maske, so wie im Kap. 31 bei der Jünglingsweihe und dem Kriegerbund, wird man aus allgemeinen Gründen nicht annehmen können, daß beides voneinander unabhängig ist. Aber bei unserem Bericht kommen noch besondere Gründe dazu. Die verwilderte Haartracht hat hier ja entscheidende soziale Folgen, die Strubelköpfe werden überall bewirtet und brauchen sich in keiner Weise um ihren Unterhalt zu sorgen. Sollte der Kriegerbund den Jünglingen ohne weiteres diese Haartracht zugestehen? Wahrscheinlich lag auch damals die Versuchung nahe, die Haartracht auszunützen, herumzuziehen und sich bewirten zu lassen. Man kennt aus allen Zeiten Beispiele, Masken zu allerlei Unfug zu mißbrauchen, man denke nur an die Räuberbanden in der Schweiz in neuerer Zeit[3]. Die gleiche Haartracht muß, wenn man sich die Lage im wirklichen Leben vorstellt, m. E. die Zugehörigkeit der Jünglinge zum Bund ausgedrückt haben, sie wurden vom Bunde überwacht. Das wird noch durch eine weitere Tatsache wahrscheinlich. Im ersten Teil des Kapitels heißt es, den Feigen und Unkriegerischen verbleibt das verwilderte Haar, während die anderen, die im Kriege tüchtig waren und die Mutprobe abgelegt hatten, die Haare schneiden. Auch hier taucht sofort die Frage auf, haben die tapferen Krieger, die im Kampf die ersten waren, geduldet, daß gerade die Feigen sich mit derselben auffallenden Haartracht herumtrieben wie sie selbst? Das ist bei der Verachtung der Feigheit bei den alten Germanen, abgesehen von den erwähnten praktischen Folgen des Haarwustes, nicht wahrscheinlich. Wie soll man sich dann die Sache erklären? Das verwilderte Haar der Feigen kann nur bedeuten, daß sie dem Kriegerbund verfallen sind. In meiner Arbeit habe ich vermutet, daß die Feigen, wie das bei manchen Tiefkulturvölkern üblich ist, vom Kriegerbund beiseite geschafft wurden. Eine Ansicht, die vielfach Zustimmung gefunden hat. Dafür spricht auch noch eine andere Erwägung. Zu allen Zeiten, auch im Weltkrieg, hat man die Feigen, die man nicht immer alle töten kann, zu den Kerntruppen an die vorderste Front geschickt. Hier konnten sie durch Tapferkeit wieder zu Ansehen gelangen, oder sie wurden vom Feind oder den Eigenen getötet. Damit ist, glaube ich, die Zusammengehörigkeit von Weihekandidaten, Feigen und Kriegerbund aus dem Text selbst klargestellt.

Nun zur anderen Frage, ob die Nachrichten über die Weihe etwas über den religiösen und Bundescharakter der Berufskrieger aussagen. Außer der erwähnten Bedeutung der Haartracht als Maske, läßt sich noch Folgendes sagen: Wenn die Berufskrieger die Feigen töten oder strafen durften, dann mußten sie eine Art Priesterschaft sein. Kap. 7 der Germania berichtet: „Ferner ist es den Führern nicht erlaubt, jemanden hinrichten oder fesseln zu lassen, auch nicht auspeitschen, das steht nur dem Priester zu." Also auch dieser Zug läßt sich, trotz der Knappheit der Überlieferung, wahrscheinlich machen.

Oslo. Lily Weiser-Aall.

[2] Als Tote. Jünglingsweihen. 36 f., 41 f., Fehrle, P. C. Tacitus Germania, Lehmann, München, 1929. S. 98.

[3] Jünglingsweihen, 57 f.

Digitized by Google

Volksbräuche aus Bobstadt im bad. Frankenlande.

Bei der Geburt eines Kindes werden am Tauftag den Gästen Limburger Käse und Stollwecke vorgesetzt.

Der jährlich wiederkehrende Geburtstag eines Kindes gibt Anlaß, ihm sein Leibgericht zu kochen. Eine Beschenkung findet nur in ganz geringem Maße statt.

Geht bei der Hochzeit die Braut nach auswärts oder kommt sie von da, so wird die Aussteuer auf einen Brautwagen gerichtet, auf dem die Betten aufgeschlagen und überzogen sind. Findet die Hochzeit im Dorf selbst statt, so schießen die Altersgenossen beim Zusammenläuten.

Hat die Braut nicht ihren ursprünglichen Liebhaber geheiratet, so wird in der Nacht vor der Hochzeit vom Hause des verschmähten Burschen zum Hause der Braut Spreu gestreut.

Nach dem Mittagessen bewegt sich die Hochzeitsgesellschaft in langem Zuge unter dem Gesang: „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten", voran bekränzte Kinder, darnach das Brautpaar, dessen Eltern und Gäste, durchs Dorf in eine Wirtschaft.

Soll aus irgend einem Grunde von der Hochzeit nicht viel Aufheben gemacht werden, so wird eine stille Hochzeit gehalten, wobei keine Glocken zur Kirche läuten.

Beim Tod eines Einwohners wird der Sarg vor dem Hause aufgestellt, und alle Leidtragenden versammeln sich darum. Nachdem auf einem Teller Rosmarinzweige (Zemmel) angeboten worden sind, und sich Geistlicher, Lehrer und Sargträger je einen Zweig genommen und angesteckt oder ins Gesangbuch gelegt haben, singen die Schulkinder. Ein kurzes Gebet schließt die Feier vor dem Hause ab, und unter Gesang wendet sich der Leichenzug zum Friedhof. Nach dem, anschließend an die Beerdigung stattfindenden Gottesdienst werden die Leichengäste mit Limburger Käse und Stollwecken bewirtet.

Kleinste Kinder werden von Mädchen zum Friedhof getragen, Mädchen dagegen von jungen Burschen.

Putzt sich die Katze das Gesicht von oben nach unten, so erhält man Besuch und zwar von „oben". Putzt sie sich dagegen von unten nach oben, so erhält man Besuch von „unten".

Sind die Unken oder Frösche naß, so gibt es schlechtes Wetter, sind sie dagegen trocken, so gibt es gutes Wetter.

Der Ruf des Käuzleins, das als Totenvogel gilt, wird gedeutet: „S'ist koolt".

Bei Ausschlag und Grind im Gesicht heißt es: „Der hat der Mutter ins Griebehäffele geguckt!".

Muß man dreimal nießen, so bekommt man am gleichen Tage noch etwas geschenkt.

Ziegelhausen bei Heidelberg. Reinhard Hoppe.

Wettervorhersage für Seckenheim.

Heute hat man in jeder Schule und in jedem Dorfe den Wetterbericht der Landeswetterwarte. Wenn er auch nicht immer recht behält, das Zutrauen zu ihm ist im Volk schon so groß, daß keine Tageszeitung mehr an ihm vorübergehen kann. Man „klopft" zwar noch auf das Barometer, man berücksichtigt den hundertjährigen Kalender, man sagt auch noch hie und da ein Wetterspröchlein, das an irgendeine Naturbeobachtung anknüpft; aber diese haben selbst beim Bauersmann, der doch am meisten sich nach dem Wetter richten muß, keine Geltung mehr. Denn mit Humor würzt er ja den König seiner Wetterregeln:

Digitized by Google

Kräht der Hahn auf dem Mist
So ändert sich das Wetter,
Oder es bleibt, wie es ist.

Es ist zu erwarten, daß durch die neue Wetterkunde die des Volkes ins Grab sinkt. So habe ich (die allgemeinen Bauernregeln über das Wetter weglassend) die Regeln zusammengestellt, die für gutes oder schlechtes Wetter sprechen.

Es bringt schönes Wetter:

Wenn die Sonne heiter untergeht, so geht sie auch heiter auf.
Abendrot bringt schönes Wetter.
Abendrot — trockenes Brot.
Wenn der Mond weiß leuchtet.
Wenn die Milchstraße deutlich zu sehen ist.
Wenn die Eulen nachts schreien.
Wenn die Feldmäuse abends lustig springen.
Wenn die Wolken abends oder morgens von West nach Ost ziehen.
Wenn die Kerzen ruhig brennen.
Wenn der Rauch des Schornsteins zum Himmel steigt.
Wenn die Mücken nach Sonnenuntergang lustig tanzen.
Wenn die Schwalben hoch fliegen.
Wenn der Kuckuck schreit.
Wenn die Tauben ausfliegen.

Aber es regnet:

Wenn die Tauben am Schlag sitzen bleiben.
Wenn der Mond einen Hof hat.
Wenn der Mond mit rotem Licht aufgeht.
Wenn die Sonne mit rotem Licht aufgeht.
Wenn Morgenrot ist.
Morgenrot — nasses Brot.
Wenn die Sonne Wasser zieht.
Wenn Sonnengewebe umherfliegen.
Wenn man das Haardtgebirg sieht.
Wenn der Wind kommt von Speyer,
Dann ist gut Wetter teuer.
Regnet es aber Blasen (große Tropfen) dann regnet es drei Tage so weiter, erst dann folgt schönes Wetter.
Wenn das Salz naß wird.
Wenn die Frösche quaken.
Wenn die Schnaken geigen.
Wenn der Hund heult.
Wenn die Hühner schreien, gibt es ein Gewitter.
Wenn der Himmel Wölkchen zieht.
Wenn der Rauch vom Schornstein heruntergeht.

Im allgemeinen ist die Spinne der beste Wetterprophet. Spinnt sie lange Fäden, dann ist 10—14 Tage schönes Wetter. Spinnt sie nicht, versteckt sie sich, dann gibt es Wind und Regen.

Wetterprophet fürs Jahr ist der Frosch: Liegt der Laich im Wasser, so gibt es einen trockenen Sommer; liegt der Laich am Ufer, dann gibt es ein nasses Jahr.

Der Neckar liegt eigentümlich so ganz außerhalb des Volksmundes.

Mannheim-Seckenheim. K. Wolber.

Digitized by Google

Archivrat Dr. Franz Barth in Donaueschingen †.

Am 18. März d. J. starb in Donaueschingen, 43 Jahre alt, der Verwalter des Fürstlich-Fürstenbergischen Archivs Dr. Franz Barth. Er hat sich um die Volkskunde und Geschichte der engeren Heimat sehr verdient gemacht. Besonders die Erforschung der sachlichen Volkskunde lag ihm am Herzen. Ein großer Teil seiner Arbeiten ist nicht vollendet. Manches ist in Zeitungsbeilagen und in Zeitschriftenaufsätzen veröffentlicht. Unter seinen größeren Arbeiten nenne ich den Aufsatz: „Der Baaremer Bauer im letzten Jahrhundert vor der Mediatisierung des Fürstentums Fürstenberg", in den Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, 17, 1928.

Wir werden Barth ein gutes Andenken bewahren!

Bücherbesprechungen.

Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde. Im Auftrag des deutschen Flurnamenausschusses herausgegeben von Hans Beschorner, Dresden, Eugen Fehrle, Heidelberg, Johannes Leipold, Dresden, Ernst Schwarz, Prag, Hermann Strunk, Danzig.

Heute, wo die Not am deutschen Volke nagt, wo ein großes Sterben durch das Land geht, verdient es wirklich Bewunderung, daß der deutsche Flurnamenausschuß es wagt, ein Nachrichtenblatt herauszugeben. Doch diese Veröffentlichung ist unbedingt eine Notwendigkeit. Denn überall im deutschen Land wächst die Anteilnahme an der Flurnamensammlung mit Macht. Weithin ist der Wert der Flurnamen für wichtige Wissensgebiete erkannt worden, viele wollen mitarbeiten und streben nach einem gemeinsamen Ziel. Mannigfach sind dabei aber die Meinungen über Einzelfragen, mannigfacher noch die Wege, die man gehen will. Doch nicht nur das Ziel soll gemeinsam sein, gemeinsam sollen auch die Richtlinien werden zum Wohle des Einzelnen wie des Ganzen.

Rat und Richtung will dabei das „Nachrichtenblatt" so manchem vielleicht dilettantisch Strauchelnden geben. „Es gilt auch allen denen, die sich mit Flurnamen beschäftigen, das wissenschaftliche Gewissen zu schärfen und die Flurnamenkunde nach allen Seiten methodisch zu heben, damit den von Seiten der Sprachwissenschaft gegen die Flurnamenkunde erhobenen Vorwürfen der Boden entzogen wird," heißt es u. a. im Geleitwort des ersten Heftes. Veröffentlichungen des deutschen Flurnamenausschusses sollen rasch allen Sammlern zugänglich gemacht werden können. Im vorliegenden Heft werden darum „Richtlinien für die Veröffentlichung großer Flurnamensammlungen" gegeben. Kleine wissenschaftliche Aufsätze greifen Einzelfragen der Flurnamenforschung heraus, handeln über Hilfsmittel des Flurnamenforschers usw. So sucht diesmal Dr. J., Miedel, bei den „Geschlechtsnamen als Flurnamen" nachzuweisen, daß es sich bei Bezeichnungen wie der „Schneider" die „Schneiderin" nicht eigentlich um Personifikationen der Feldteile handelt, daß auch nicht bloß Wiese oder Acker zu ergänzen sei, sondern, „daß die Personen genannt" werden, „an deren Felder aber gedacht" wird, daß „Besitzer und Grundstücke in eins übergehen". Wertvoller noch als diese vielleicht etwas zu fein geschliffene Unterscheidung erscheinen in diesem Aufsatz die praktischen Hinweise auf die Art der Fragestellung bei der Flurnamenaufsammlung. (Fl. im Satzzusammenhang) und

Digitized by Google

die Warnung, zu feine Nuancen bei der Namengebung durch den schlichten Bauersmann annehmen zu wollen. Buchbesprechungen schließen sich an, u. a. eine wohl abgewogene über die Neuauflage von M. R. Buck „Oberdeutsches Flurnamenbuch". Und dann soll vor allem der Teil „Rundfragen" den Gedankenaustausch der Leser untereinander in Verbindung mit der Zentralstelle ermöglichen. Gerade dieser Abschnitt wird vielen Flurnamensammlern besonders willkommen sein. Doppelt willkommen sicher bei der heutigen Hochflut an Veröffentlichungen über Flurnamen die sichtende Zusammenstellung von Hans Beschorner „Die deutsche Flurnamenliteratur des Jahres 1927, 1928, 1929, die in laufenden Lieferungen den einzelnen Heften des Nachrichtenblattes beiliegen. Bei dem niedrigen Bezugspreis des Nachrichtenblattes (2 Mk. jährlich) darf man hoffen, daß recht viele Sammler die günstige Gelegenheit ergreifen, so daß dieses klug geplante Unternehmen des deutschen Flurnamenausschusses ein voller Erfolg wird.

Bühl (Baden). Dr. O. A. Müller.

Otto Heilig, **Die Nordbadischen Ortsnamen.** (Zeitschrift für Ortsnamenforschung, herausg. von Jos. Schnetz. VII. 1931. S. 105 ff., 208 ff.

In vorbildlicher Weise hat H. die badischen Ortsnamen behandelt. „In erster Linie sind die mundartlichen Namen als Abkömmlinge ahd. bzw. mhd. Formen und etwaiger vordeutscher Namen in entwicklungsgeschichtlicher Hinsicht von Belang, dann aber läßt sich mit ihrer Hilfe manche Etymologie stützen, in Zweifel ziehen, abweisen oder neubilden." Die mundartlichen Formen hat er, der bekannte Mundartenforscher, teils selbst dem Volksmund entnommen, teils den Mitteilungen zuständiger Gewährsmänner. In abecelicher Folge bringt er die amtlichen, urkundlichen und mundartlichen Formen, redet über die Betonung, bringt einiges zur Siedlungs- und Stammesgeschichte (bes. nach K. Schumacher und J. Busch) und führt schließlich alle Namenserklärungen an, die bis jetzt gemacht worden sind. (Zu „Heidelberg": Sillib-Lohmeyer haben einen „Heidilo als Siedler" keineswegs „nachgewiesen", nur der Name ist belegt, was natürlich nichts beweist.) Die gewissenhafte, zuverlässige Arbeit ist in gleicher Weise als Nachschlageheftchen wie als Grundlage für weitere Forschung nützlich.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Karl Siegfried Bader, **Vorsprecher und Anwalt in den Fürstenbergischen und verwandten Rechtsquellen.** Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Rechtsanwaltschaft. Freiburg i. Br., 1931. — 4,50 Mk..

Diese Arbeit kann den — leider noch immer nicht kleinen — Kreisen empfohlen werden, die sich das Rechtsleben der vergangenen Jahrhunderte noch immer teils als „finsteres Mittelalter", teils als kindische Schnurfaxerei vorstellen. In einleuchtender Weise werden die deutschrechtlichen Grundlagen der Parteienvertretung im Prozeß dargestellt; wie neben dem Vorsprechen, dem Vertreter im Wort, der Anwalt stand, der Vertreter in der Sache; wie sich nach dem Eindringen des römischen Rechts heimische und fremde Grundsätze bekämpften und ergänzten, so daß aus der Verschmelzung von Vorsprechen und Anwalt die einheitliche Anwaltschaft entstand. Nichts von Willkür und Aberglaube, nichts von Rückständigkeit und Beschränktheit, sondern nüchternes und redliches Streben nach richtiger Pflege des Rechtes.

Heidelberg. v. Künßberg.

Eberhard Kranzmayer, **Sprachschichten und Sprachbewegungen in den Ostalpen I.** (Arbeiten zur Bayer.-Österr. Dialektgeographie, im Auftr. d. Wörter-

Digitized by Google

buch-Kommission der Akademien der Wissenschaften in München und Wien herausgegeben im Verein mit F. Lüers und W. Steinhauser von A. Pfalz. 2. Heft.) Wien und München, 1931. Mit einer Grundkarte und elf Pausen. 63 S.

K. untersucht eine „ausgesprochene Übergangsmundart vom Süd- zum Mittelbairischen, im besonderen vom südbairischen Kärntnerischen zum süd-mittelbairischen Steirischen". Die Kartenbeigaben (1 : 1 000 000) erläutern seine Ergebnisse in anschaulicher Weise. Die Grundkarte verzeichnet (leider fehlen Angaben über die geographische Breite und Länge) die Hauptorte, die Gebirgskämme, die Pässe, die Talengen und Gewässer, Deckblatt 1, die politischen Grenzen, 2, die Sprachlandschaften, 3, die besonders eingehend untersuchten Orte, die übrigen, die einzelnen lautlichen Erscheinungen. In der Steiermark rücken die in der Bundeshauptstadt geltenden mittelbairischen Formen vor, in Kärnten hält sich das Südbairische besser, so wird die verhältnismäßig junge politische zur Mundartgrenze. über die politischen Grenzen hinweg wirkt der Verkehr ausgleichend, und zwar verbinden (wegen der zu ihrer Überwindung nötigen Vorspanndienste der Anwohner) steile Paßstraßen mehr als niedrige. Talengen behindern den Verkehr. Sie werden Sprachgrenzen. — Eine Reihe seiner Beobachtungen macht die Arbeit über den engen Bereich des behandelten Gebietes hinaus wichtig. So etwa die Feststellung, daß Bergorte beharrlicher sind als Talorte (S. 9), oder daß in den Grenzorten gegen das Slowenische die Mundart sich stadtsprachlich färbt (S. 10) u. a. m.

Horst Oppenheim, **Naturschilderung und Naturgefühl bei den frühen Meistersingern** (Form und Geist, herausg. von Lutz Mackensen, Band 22). Leipzig, 1931. X und 81 S.

W. Stammler hat in seinem Aufsatze über die Wurzeln des Meistergesangs (Dtsch. Vjschr. f. Literaturwiss. und Geistesgesch. 1 [1923] 529—557) die Grundlinien gezogen, in die auch O.'s Dissertation einzuzeichnen ist. Er hat die drei Wurzeln, die höfische, die geistliche, endlich die in die unteren Schichten des Volkes reichende verfolgt und neben den zwei an dieser Kunst teilhabenden Schichten auch die beiden Abschnitte (14. und 15. Jahrhundert einerseits und die Zeit vom letzten Viertel des 15. Jahrhunderts andererseits) unterschieden. O. behandelt nur den ersten und in ihm die Naturschilderung und — kürzer — das Naturgefühl der Meistersänger vom Marner bis zu Jörg Schiller und folg. Er möchte erweisen, daß diese Zeit nicht unfruchtbar gewesen sei, vielmehr neben bewahrtem Alten Neues sich ankünde. Dem dienen im ersten Teil der Arbeit eine Fülle von Einzelbeobachtungen und Analysen der Meister, im zweiten Parallelen aus der bildenden Kunst, die freilich nicht genügend unterbaut sind. Im Ganzen ist die Arbeit ein Beitrag zur Rettung eines oft verkannten Abschnittes unserer Literatur.

Heidelberg. Hans Teske.

Weismantel, Leo, **Schattenspielbuch.** Schattenspiele des weltlichen und geistlichen Jahres und Anleitung zur Herstellung einer Schattenspielbühne. Benno Filser, Verlag, Augsburg, 1930. 284 S., geb. 12 Mk.

Weismantel, der unermüdliche, stellt seit einem guten Jahrzehnt sein dichterisches Können auch in den unmittelbaren Dienst der Jugend- und Volksbildung. Seine besondere Liebe gehört dem Puppen- und Schattenspiel. 1924 erschien im Bühnenvolksbundverlag sein vortreffliches Werkbuch der Puppenspiele, dem er 3 Reihen von je 6 erneuerten Spielen: Vaterländische-, Hans Sachs- und Poccispielen folgen ließ mit Figurinenbogen. Diese Spiele waren in erster Linie für Schattenspiele oder bunte, stehende Flachmarionetten bestimmt. Neben dem Handpuppenspiel, das immer nur für humoristische Darstellungen in Frage kommt, dünkte Weismantel das Schattenspiel in besonderem Maße geeignet auch für

Digitized by Google

ernste, heldische und sogar tragische Stoffe. Welch tiefe und künstlerische Wirkungen das Schattenspiel hervorzubringen vermag, zeigen uns die asiatischen Völker, wo es z. B. in Java alte Götter- und Heldensagen in solch weihevoller Weise den Nächte hindurch lauschenden Zuschauern vorführt, daß Hagemann in seinem berühmten Buch „Spiele der Völker" erst in der katholischen Messe wieder eine Vergleichsmöglichkeit findet. Weismantels Schattenspielbuch überzeugt eindringlich, welch große jugendbildnerischen Werte in dieser zu wenig gekannten Kunst schlummern. Ein mit lehrreichen Zeichnungen versehenes und lebendig geschriebenes Eingangskapitel lehrt den Bau der Schattenbühne und bietet 2 Stücke mit höchst lustigen Schattenbildern und Figurinen: Pocci's „Kasperl ist überall" und ein Schattenspiel von Zachariä: Die Reise um die Welt. Den Hauptteil des Buches bilden: Schattenspiele des weltlichen und geistlichen Jahres, Bearbeitungen von 12 weltlichen und 20 geistlichen Liedern und Balladen. Der 3. Teil bringt ein großes kultisches Spiel: Die Geheimnisse der 12 heiligen Nächte, das einer ausführlichen Besprechung würdig wäre. Wird es auch selten möglich sein, das Ganze zu spielen, so dürften doch schon einige der „Geheimnisse", etwa das erste: Fülle der Zeit mit seiner tiefen Symbolik größte Wirkung haben: Der Baum der Erkenntnis, der zum Baum der Sünde geworden ist, wird auf Geheiß des Herrn ausgegraben und auf Golgatha gepflanzt, bis er nach 33 Jahren als Kreuzholz die Früchte der Erlösung tragen wird. Die Vermählung Marias mit Joseph wird als Hochzeit der Lilie mit der Narzisse symbolisiert. Begrüßenswert, daß dieses Spiel ebenso wie die Balladenspiele je auch als besondere Bücher erschienen sind. Mögen sie manche Feier in Heim und Gemeinschaft befruchten!

Gentges, Ignaz: **Das Sprechchorbuch.** Grundlagen und Texte. Bühnenvolksbundverlag, Berlin, 1929.

Der Sprechchor ist in den wenigen Jahren seit seiner Neuentdeckung schon da und dort rasch benützte Schablone geworden. Das darf die Feststellung nicht hindern, daß er, mit Ernst und Ehrfurcht angefaßt, ohne Zweifel wertvolle Möglichkeiten für eine nachschaffende Gestaltung chorisch geformter Dichtungen gibt. Aus reicher eigener Erfahrung in Spielkursen usw. hat Gentges, der Herausgeber der führenden Laienspielzeitschrift „Das Volksspiel", ein Werkbüchlein geschrieben, das das Thema grundsätzlich und praktisch vortrefflich behandelt. Seine Einstellung gipfelt in dem Satz, daß der Sprechchor sein Lebensrecht nur dann habe, „wenn eine aus gemeinsamen Kräften bewegte Gruppe ihre solidare Verbundenheit zu bezeugen sich innerlich gedrängt fühlt". In den grundlegenden Eingangskapiteln spricht Gentges vom Wert der Gemeinschaft, von den Geschehnissen, aus denen das Wort steigt und von der Gestaltwerdung des gegliederten Wortes. Die individuell verschiedene Atemdruckführung einer Dichtung bzw. eines Dichters ist zuerst zu erspüren und zu erfassen, damit der Sprecher sich statt seiner eigenen Sprechgewohnheit ihr anschließt. Der Mittelteil des Buches enthält fein ausgewählte Sprechchortexte, teilweise akzentuiert und mit dynamischen Vortragsbezeichnungen versehen. Die Texte sind gruppiert um die Stichworte: Natur, Arbeit, Freude, Heimat, Liebe, Tod und Gott. Im Anhang wird Goethes Meeresstille und Glückliche Fahrt beispielhaft auf alle Feinheiten des Vortrags hin mit teils komplizierten graphischen Zeichen aufgebaut.

Freiburg. Johannes Künzig.

Jörg Freiherr v. Schauenburg, **Verklungener Lärm.** Bilder aus der Kulturgeschichte des badischen Oberlandes, mit acht Abbildungen. Karlsruhe, Badenia, 1932, 276 S.

Dichtungen geschichtlichen Inhaltes erfüllen, auch wenn sie sich von der Basis wissenschaftlicher Forschung entfernen, für die Kultur eines Volkes eine wertvolle

Digitized by Google

Aufgabe. Jörg Freiherr v. Schauenburg legt hier über die Geschichte des Renchtales eine nützliche Arbeit vor, die aus der Liebe zu Sippe, Volk und Heimat erwachsen ist und als eine verdienstliche Bereicherung der badischen Geschichtsliteratur im weiteren Sinne zu gelten hat. Dem Buche liegt nicht als Hauptzweck zu Grunde, geschichtliche Studien im Sinne zusammengefaßter Forschungsergebnisse über das badische Oberland zu liefern. Dafür ist Jörg von Schauenburg gegenüber der geschichtlichen Tatsachenwelt von zu lebendigem und dichterischem Geiste durchdrungen, er, der Geschichte in abgerundeten Bildern und satten Farben schaut, er, der kleine Lücken, die die Wissenschaft nicht hat ausfüllen können, mit gut gesehener Auffassung schließt, wobei eine künstlerische Eingebung nährend und ergänzend zur Seite steht. Die literarische Eigenart der Jörg v. Schauenburgschen Veröffentlichung besteht darin, daß die rein wissenschaftliche Grundlage gewahrt bleibt und nicht allein alle quellenmäßigen Forschungen zur Bearbeitung herangezogen, sondern auch noch vor jedem Kapitel, vor jedem Bilde genau angeführt werden. Wir erhalten dadurch einen reizvollen Einblick in die Werkstatt eines Geschichtsschriftstellers, der den wissenschaftlichen Boden nur da verläßt, wo ihm keine Quellen und keine von Geschichtskundigen erforschte Wahrheit mehr zu Gebote stehen.

In großen Zügen gibt Jörg v. Schauenburg, der übrigens als Ehrenritter des souveränen Malteserordens während des Krieges in Frankreich, Belgien und Rumänien deutscher Malteser-Delegierter war, den Lauf geschichtlicher Entwicklung von 200—1450, gesehen von dem Sitze der heute noch blühenden Familie der Schauenburger im Renchtale. Das reiche Archiv zu Gaisbach bildet die gewaltige Fundgrube aus der das Leben und Kämpfen vieler Jahrhunderte in neuem Gewande malerisch emporsteigt. Zehn Erzählungen: Das Kastell (200 n. Chr.), Die heiligen Männer (800), Zwangsvermählt (1128), Welf VI (1131), Das Kloster Allerheiligen (1196), Reinecheim (1326), Peter von Staufenberg und die weiße Frau (1350), Über den Tod getreu (1326), Das Sühnekreuz bei der Fürsteneck (1432) und Jörg der Böse (1450) beleuchten die geschichtlichen Tatbestände in ruhig plaudernder, einfacher, frischer Sprache. Das bunte Spiel vergangener Tage breitet sich in plastischer Klarheit aus: Die Gestalten der Kelten, Römer, Alemannen beginnen sich im Renchtale zu regen, das Christentum obsiegt über Wotanglauben und Naturreligion der alemannischen Markgenossen, unter denen sich der aus dem Korker Waldbriefe bekannte Herr Eppel und seine Hausfrau Frau Uze durch gewaltigen Reichtum und ihren Verkehr mit Fürsten vor ihrer Sippe auszeichnen (Abschrift des „Korker Waldbriefes" vom Jahr 1389 im Archiv der Freih. von Schauenburg zu Gaisbach, Chronik und Geschichte der Frh. v. Schauenburg, S. 2). Den Volkskundler erfreut die Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeiten der berühmten Herzogin Uta von Schauenburg mit Welfo VI., dem Grafen von Altdorf und Bruder des mächtigen Welfenherzogs Heinrich des Stolzen (S. 75 ff.), dann Brautsprüche, ferner die mit der Gründung des Klosters Allerheiligen zusammenhängenden Bräuche des Tiertriebes zur Markierung und Auffindung der Gebietsgrenzen. Wie im „Korker Waldbrief" ein 5 Jahre alter Stier, dem man Jahr und Tag „Sonne und Mond vorenthalten hatte, die Grenzen des Fünfheimburger-Waldes durch seinen Lauf bezeichnet (Weiß, Gesch. des Dekanates und der Dekane des Rural- oder Landkapitels, Offenburg, 1892. Anhang S. 8), so sucht bei der Gründung des Klosters Allerheiligen ein mit Schätzen beladener Esel den Ort auf, wo die Stiftung zu erbauen ist (S. 115 ff.).

Karlsruhe i. B. Prof. Dr. Herm. Reinfried.

Badisches Wörterbuch, herausgegeben mit Unterstützung des badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts. Vorbereitet von Friedrich Kluge, Alfred Götze, Lud-

Digitized by Google

wig Sütterlin, Friedrich Wilhelm, Ernst Ochs, bearbeitet von Ernst Ochs. Lahr, Moritz Schauenburg, 1926 ff.

Dies Werk erscheint in Lieferungen. Bis jetzt liegen 4 Hefte vor. Sie sind eine äußerst wertvolle Fundgrube für Volkskunde. Sprichwörter des Volkes und Rätsel sind sehr oft erwähnt, besonders reichen Stoff liefern viele Artikel für Volksglauben und -brauch. Ich nenne einige, die unmittelbar ins Gebiet der Volkskunde führen: Abschrötlein, Abstand, Agathe (Brot, Zettel), Alraun, Altvater (nicht genannt ist hier ein Kinderspiel, das Altvater heißt, z. B. in Dilsberg. Ein Kind ist der Altvater und muß die anderen fangen), Amber (wird als Edelharz bezeichnet. Darüber gibt es heute andere Ansichten. Vgl. Aberglaubenwörterbuch unter Ambra. Es ist in Amuletten, die aus dem Orient und Nordafrika stammen, viel gebraucht. Vgl. diese Ztf. 5, 1931, 54 f.), Andreasmarkt, Anklopfen, Aprilnarr (daneben vermisse ich Aprilnas. In Heidelberg sagen die Kinder, wenn sie jemand in April geschickt haben: „Aprilennas, was gafft der Has?"), Auffahrtbraut, Palme, Palmepfel, banteln, Bantli, Pantoffel (hier erinnere ich an den Pantoffel als Bezeichnung des Hochzeitschuhes, wie er z. B. in dem verbreiteten Kinderlied erhalten ist: Es kommt ein Herr mit eim Pantoffel), Bärmutter, Bastonade (ist auch durch das Kasperletheater verbreitet. In Heidelberg habe ich es dabei oft gehört), Bausmärtel, Beerenmann, Beidermännle, Beifuß, Pelzmartin, Pelznickel (zu diesen und anderen Nickeln vgl. H. Güntert, Kalypso S. 76, 124, der Nickel nicht nur von Nikolaus herleiten will), Benedikt (es wird angegeben, daß man an diesem Tag Knoblauch stecken soll. Im Hegau, z. B. in Weiterdingen kennt man den Spruch: Benedikt macht d' Zwieble dick und steckt am 21. März deshalb Zwiebeln. Auch in Heidelberg kannten Leute, die ich fragte, diesen Spruch und Brauch), Beningrose (einige Arten volksmedizinischer Verwendung werden angegeben. Warum nur diese Auswahl? Vgl. Fehrle, Bad. Vkde 1, 145 f.), Berchenappele, Berchtelestag, berchteln, Bergspiegel, beschreien, Beschreikraut, besiebnen, besprechen, Peter, Peterling, Bett, Bettbrunzer, Bettelhans, Bettelleute, Bettelmann, Bettelsack (vgl. Fehrle, Bad. Vkde 1,78 f.), Bettstatt, Bettzaierle, Betzeit, Betzeitweible, Pfanne, Pfeffer, Pfingstbutz, Pfingstweck. Vermißt habe ich hier: Pflumeschlucker (Spottname auf die Bonndorfer, jetzt Bezeichnung der Fastnachtsgesellschaft), Bibernell, Pickesel, Blau, Bleckarsch, Bobegägesle, pocheln, Pochelnacht, Bock, Poppele, Boz, Böz-bozennickel, Brauchbrief, -büchle, brauchen, Braut, Brautkräusele.

Die Angaben bei diesen Stichworten sind zuverlässig. Da und dort wäre ein Hinweis auf eine volkskundliche Schrift zweckmäßig. Das Wörterbuch würde dadurch an Wert gewinnen.

Allerlei Wünsche über Ergänzung und Quellenangabe habe ich früher ausgesprochen. Heute möchte ich nur vom Standpunkt der Volkskunde aus das Wörterbuch beurteilen und allen, die sich um Sprache, Art, Brauch und Glauben unseres badischen Volkes kümmern, als wichtiges Nachschlagewerk warm empfehlen.

Max Gottschald, **Deutsche Namenkunde.** Unsere Familiennamen nach ihrer Entstehung und Bedeutung. München, J. F. Lehmann, 1932, 423 S., geh. 13 Mk., geb. 15 Mk.

Auf 118 Seiten wird hier zunächst eine ausführliche Einführung in die Namenkunde gegeben mit den Abschnitten: Namen und Namengebung, Namenforschung, die indogermanischen, bes. griechischen, slawischen und keltischen Personennamen; lateinische und semitische Namen; altdeutsche Namen, Kurz- und Mischformen, kirchliche und literarische Namen, Entstehung der Familiennamen: Taufnamen als Familiennamen, Namen nach Wohnstätte und Herkunftsart, Stand und Beruf, Übernamen, Satznamen. Vgl. o., Judennamen, Latinisierungen und ähnliche Um-

Digitized by Google

gestaltungen, slawische und andere fremde Namen; die Vornamen, appellativischer Gebrauch der Personennamen, Namenswandel und Deutung. Das dieser Namenkunde S. 119 beigefügte Sachverzeichnis ist sehr nützlich.

S. 121—423 folgt das Namenbuch, d. h. eine Aufzählung und Erklärung der Namen nach dem ABC.

Diese Namenkunde ist für Forschung und Schule bedeutungsvoll und dem Volkskundler warm zu empfehlen.

Deutschkundliches. Friedrich Panzer zum 60. Geburtstag überreicht von Heidelberger Fachgenossen, herausgegeben von Hans Teske (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von M. Freih. v. Waldberg, 16. Band), Heidelberg, Winter, 1930, 191 S.

Diese Festschrift für den bekannten Heidelberger Germanisten enthält folgende Abhandlungen: H. Güntert: Zur Frage nach der Urheimat der Indogermanen; Johannes Hoops: Das Preislied auf Beowulf und die Sigemund-Heremod-Episode; Gustav Ehrismann: Die mittelhochdeutsche didaktische Literatur als Gesellschaftsethik; Otto Mann: Oswald von Wolkenstein und die Fremde; Eberhard Freiherr von Künßberg: Swer einen Spilman haben wil, der sol in auch beraten; Friedrich Gundolf: Justus Georg Schottel; Max Freiherr von Waldberg: Eine deutsch-französische Literaturfehde; Ewald A. Boucke: Asch; Hans Teske: Der Gott der Heimat. Ein Versuch zu Gorch Fock; Eugen Fehrle: Ein vorsichtiger Raucher. Ein Beitrag zur Amulettenforschung; Hubert Schrade: Beiträge zur Erklärung des Schmerzensmannbildes; — Die Schriften Friedrich Panzers. Zusammengestellt von Heinrich Grund.

Mehrere dieser Arbeiten gehen den Volkskundler an: zunächst Günterts klare Darlegungen über die Urheimat der Indogermanen, eine Frage, die sich jedem, der unsere Kultur aus ihrem Werden verstehen will, immer wieder erhebt. Hoops führt in die altgermanische Heldendichtung, Ehrismanns Ausführungen weisen auf wesentliche Voraussetzungen für das Verständnis vieler Volksredensarten hin, Mann führt zum Minnesang, v. Künßberg in das Grenzgebiet von Rechtsgeschichte und Literatur, Gundolf behandelt einen Dichter und Wissenschaftler aus der Nachfolge Opitzens, der gegen die Verwelschung unserer Sprache arbeitete, v. Waldberg zeigt wie deutsche Schriftsteller sich wehrten gegen welsche Herabsetzung des deutschen Namens, Boucke gibt einen Einblick in Schumanns Schaffen und die „romantische Stimmungsmusik" um 1830, Teske zeigt den aufs Innigste mit der Heimat verwachsenen und viel zu wenig bekannten norddeutschen Dichter Gorch Fock, den Dichter der deutschen Seefahrt, Fehrle erläutert einen mit Amuletten versehenen Pfeifenkopf, Schrade führt ein in das Problem des Schmerzensmannbildes. Die Übersicht, über die Schriften Panzers, die Grund gibt, wird sehr begrüßt.

Die Inhaltsübersicht zeigt die Reichhaltigkeit der Festschrift. Ihrem Gehalt nach ist sie gut und gediegen und würdig des Mannes, dem sie gewidmet ist.

Lexikon für Theologie und Kirche. In Verbindung mit Fachgelehrten und mit Dr. Konrad Hofmann als Schriftleiter herausgegeben von Dr. Michael Buchberger, Bischof von Regensburg. 1.—3. Band. Bis Filioque. Mit Tafeln, farb. Karten, Kartenskizzen und vielen Textabbildungen. Freiburg i. Br., Herder & Co., 1930 ff.

Das neue katholische Kirchenlexikon behandelt in 34 Fachgruppen das gesamte Gebiet der Theologie und der kirchlichen Verwaltungspraxis. Das auf 10 Bände berechnete Werk umfaßt für den Band durchschnittlich 1000 Spalten. Eine der 34 Fachgruppen enthält die Religiöse Volkskunde, deren Referent der Münchener Generalvikar Prälat Dr. Rudolf Hindringer ist. Ein Stab von Mitarbeitern steht dem einzelnen Fachreferenten zur Seite. Aus der

Digitized by Google

religiösen Volkskunde seien aus dem 1. Band genannt: Amulett, Andachtsbild (vgl. dazu A. Spamer, das kleine Andachtsbild vom 14.—20. Jahrhundert, München, Bruckmann), Angstläuten, Animismus, Antlaß, Apokalypsen, Apokryphen, ars moriendi, Astralreligion, Astrologie, Auge, Aussegnung; aus dem 2. Band: Basilisk, Baumkult, Becherwahrsagung, Benediktuskreuz, Berge heilige, Beschwörung, Besessenheit, Besprechen, Bestattung, Bildzauber, Blutaberglaube, Blutritt, Blutsegen, Böser Blick, Buchstabenzauber, Cäsarius v. Arles (vgl. diese Zeitschrift I, 1927, 97 ff.), Celtis (vgl. Kurpfälzer Jahrbuch, 1926, 180 ff.), Chiromantie (vgl. diese Zeitschrift 4,32 ff.), Christbaum, Christophorus, Clavicula Salomonis.

Aus dem 3. Band nenne ich aus der religiösen Volkskunde die Stichwörter Dämon, Drache, Elmsfeuer, Erbärmde, Eßzettel, Fastnacht, Faustsage und Feuer, aus volkstümlichem Heiligenleben Corona, Dioskur, Dreikönige, Eisheilige, Engelmar, Erasmus. Bei letzterem Heiligen ist als neuestes Forschungsergebnis gebucht, daß das Attribut des hl. Erasmus, die Winde, keineswegs auf dessen Martyrium hinweist, sondern die mißverstandene Schiffswinde mit den aufgewickelten Ankertauen ist. Die „Fastenbrezel" werden nicht unter die Gebildbrote gerechnet, sie sind vielmehr das Brot der altkirchlichen Fastenordnung, wonach die Verwendung von Laktizinien während der Quadragesimalzeit auch für die Brotbereitung untersagt war; eine Abbildung der Fastenbrezel in einem dem 5. Jahrhundert angehörenden vatikanischen Codex bestätigt diese Meinung. Im Artikel „Fastnacht" werden die einzelnen Bräuche auf die sieben Schierghoferschen Grundformen des Brauchtums zurückgeführt. Bei „Feuer" ist unterschieden, ob die Bräuche auf kirchliche Osterbräuche oder auf heidnische Fruchtbarkeitsriten zurückgehen. Jeder einzelne Artikel ist mit einem ausgiebigen Literaturverzeichnis versehen. Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens wird durchgehend zitiert; Zeitschriftenaufsätze sind ebenfalls berücksichtigt.

Das Lexikon ist nicht nur für die kirchliche Volkskunde von großer Bedeutung, sondern auch für viele andere Gebiete der Volkskunde ein wertvolles Nachschlagewerk. Dafür bürgt schon der Name Rudolf Hindringer.

Der Große Herder, Nachschlagewerk für Wissen und Leben. 4. völlig neubearbeitete Auflage von Herders Konversationslexikon. Freiburg i. B., Herder.

Erster Band, 1931, A. Bakkenberg, 1696 Spalten; zweiter Band, 1932, Bakterie-Cajetan, 1728 Sp.

Das ganze Nachschlagewerk ist auf 12 Bände berechnet mit 180 000 Stichwörtern und 20 000 Bildern, dazu kommt ein Weltatlas mit 226 Haupt- und vielen Neben- und Wirtschaftskarten. Bei sofortiger Vorauszahlung kostet das ganze Werk 300 Mk., bei Ratenzahlung erhöht sich der Preis etwas. In Halbfranz mit Goldschnitt kostet der Band 38 Mk.

Der Verlag spricht in einem Geleitwort von einem „neuen Typ des Lexikons", der hier vorliege, und das ist berechtigt, denn neben den üblichen Nachschlageartikeln hat es die sogenannten Rahmenartikel, d. h. Aufsätze über entscheidende Fragen des Gegenwartslebens, die zusammen eine Art Lesebuch über wichtige Fragen bilden. Sie sind durch Umrahmung äußerlich gekennzeichnet.

Der Verlag nennt in einem Begleitschreiben das Werk ein katholisches Nachschlagewerk. Damit ist nicht gesagt, daß es nur Fragen behandle, die den Katholiken angehen, es ist ein Konversationslexikon wie andere. Vielen Artikeln sieht man keinerlei Weltanschauung an. Bei anderen ist die Stellung der katholischen Kirche angegeben. Auch für den Nichtkatholiken mag es in vielen Fällen von Bedeutung sein zu wissen, wie über bestimmte Fragen die katholische Kirche urteile.

Das Nachschlagewerk im Ganzen muß nach den vorliegenden Bänden als ausgezeichnete Leistung angesehen werden. Der Text ist zuverlässig. Die Bilder

Digitized by Google

sind sehr gut. So kann das Werk warm empfohlen werden. Daß auch die Volkskunde darin zu ihrem Rechte kommt, soll ein Hinweis auf Stichwörter zeigen, die ich dem 2. Band entnehme: Bauernhaus (bei der Schriftenangabe, wo erfreulicherweise auch für einzelne Gegenden Werke genannt sind z. B. den Hotzenwald, fehlt ein Hinweis auf das Schwarzwaldhaus. Vgl. R. Schilling, Das alte malerische Schwarzwaldhaus, 1915; Fehrle, Badische Volkskunde I, 1924), Berchta, Berchtenspringen, Berufskraut, Berührungszauber, Beschwörung, Besprechen, Bestattung, Bibernell, Birkenbaumsage, Blut, Böser Blick.

S. R. Steinmetz, **Gesammelte kleinere Schriften zur Ethnologie und Soziologie.** 1. Band, 1928, 328 S., 7,50 fl., 2. Band, 1930, 481 S., 12 fl. Groningen (Holland), Nordhoff.

Verschiedene Wissenschaften werden es begrüßen, daß die kleineren Schriften dieses in allen Ländern bekannten Forschers hier vereinigt vorgelegt werden. Seine Vielseitigkeit soll durch einen Überblick über die Arbeiten gezeigt werden: 1. Band: De „fosterage" of opvoeding in vreembe families; Eine neue Theorie über die Entstehung des Gottesurteils; Suicide among primitive peoples; Endokannibilismus; Kontinuität oder Lohn und Strafe im Jenseits der Naturvölker. 2. Band: Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern bei Naturvölkern; Gli antichi scongiuri giuridici contro i debitori; Die neueren Forschungen zur Geschichte der menschlichen Familie; Classification des types sociaux et catalogue des peuples; L'ethnologie et l'anthropologie criminelle; Die Bedeutung der Ethnologie für die Soziologie; Der erbliche Rassen- und Volkscharakter; Die Aufgaben der Sozial-Ethnologie; Über die Beschaffung des ethnographischen Materials; Der Selbstmord bei den afrikanischen Naturvölkern; Eine Berichtigung zu Eduard Hahns Aufsatz „Niederer Ackerbau oder Hackbau"; Het nieuwe menschenras in Amerika; Het goederenverkeer bij de laagste volken; Een ondergaand volk; Das persönliche Element in der Rassenkreuzung; Fragen zur Erforschung des Wirtschaftslebens der Naturvölker; Eeene nieuwe richting in de ethnologie; De motieven van het tatoeëeren.

Ethnologie, Religionswissenschaft, Volkskunde, vergleichende Rechtswissenschaft, Kulturgeschichte sind in gleicher Weise an diesen Forschungen beteiligt. Man staunt über ihre Vielseitigkeit, fühlt sich zum Weiterforschen angeregt und erkennt den großen Wert vergleichender Betrachtung von Sitte und Brauch. Für Grundfragen der Volkskunde bringen diese beiden Bände wertvolle Beiträge und Ausführungen. Sie sind bisher in volkskundlichen Schriften wenig genannt. Drum sei hier nachdrücklich und empfehlend auf sie hingewiesen. In einer Sonderabhandlung komme ich auf sie zurück.

Georg Wagner, **Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte** mit besonderer Berücksichtigung Süddeutschlands, mit 503 Abbildungen, 33 Fossil- und 176 Kunstdrucktafeln, Oehringen, Verlag der Hohenloheschen Buchhandlung, 1931, geb. 20 Mk., in zwei Bänden, 22 Mk.

Der 1. Teil dieses schönen und reichhaltigen Buches behandelt die geologischen Kräfte und ihre Arbeit, der 2. den Ablauf der Erdgeschichte.

Im ersten Teil sind zunächst die außenbürtigen (exogenen) Kräfte behandelt. 1. Die Arbeit des Wassers (Niederschlag, Verdunstung und Abfluß, Chemische Wirkungen des Regenwassers, Mechanische Arbeit des Wassers, Entwicklung eines Flusses, Stufenlandschaft, Kampf um die Wasserscheide, Zerstörende Arbeit des Meeres, Ablagerungen des Meeres und der Seen, Torf, Braunkohle, Steinkohle). 2. Des Eises. Gletscher. 3. Des Windes. Äolische Ablagerungen. Sand. Staub, Löß, Lehm.

Digitized by Google

Dann werden die innenbürtigen (endogenen) Kräfte besprochen: Erdwärme, Zusammensetzung des Erdinnern, Vulkanismus, Glutfluß- und Erstarrungsgesteine, Gesteinsumwandlung, Schichtenlagerung, Gebirgsbildung, Erdbeben.

Der zweite Teil „Ablauf der Erdgeschichte" ist folgendermaßen gegliedert: Entstehung des Sonnensystems. Sternzeitalter der Erde. · Archaikum-Urzeit, Eozoikum-Frühzeit, Paläozoikum-Altzeit, Mesozoikum-Erdmittelalter (Trias, Jura, Kreide), Neozoikum-Erdneuzeit (Tertiär, Quartär, Werdegang des Menschengeschlechtes, Geologische Zeitrechnung).

Diese Zusammenfassung ist eine große wissenschaftliche Leistung. Da und dort ist vielleicht der Fachgenosse anderer Ansicht, aber das ist bei einem so umfassenden Werke ja selbstverständlich und schadet dem Ganzen gar nichts.

Geologen und Geographen werden das Buch oft und mit Nutzen beiziehen.

Aber jeder gebildete Deutsche, vor allem aus dem oberdeutschen Kulturgebiet, das in erster Linie behandelt ist, wird gerne in dem Buch lesen und nachschlagen. Wir Volkskundler können die Menschen nicht verstehen, wenn wir das Stück Erde nicht kennen, auf dem sie wohnen, und die Verschiedenheit der Bräuche und Sitten ist öfters bedingt durch die Verschiedenheit des Erdbodens. So sind Erdkunde und Volkskunde zwei Wissensgebiete, die eng zusammengehören. Deshalb ist Wagners zusammenfassendes und übersichtliches Buch auch für die Volkskunde von Bedeutung. In größeren Büchereien Süddeutschlands sollte es nicht fehlen. Es sei auch den Lehrern aller Schulen warm empfohlen.

Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen von Ad. Hauffen, eingeleitet und herausgegeben von Gust. Jungbauer, Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, im Auftrage der deutschen Ges. der Wiss. und Künste für die Tschechoslowakische Republik, 20 Bd., 1931, Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, 400 S. mit einem Bild Hauffens, brosch. 10,80 Mk., geb. 12 Mk.

Diese Bibliographie ist so gegliedert: 1. Allgemeines (Geschichte und Besiedlung), Die Deutschböhmen und ihr Verhältnis zu den Tschechen, Landes-, Heimat-, Bezirks- und Ortskunden, Volkskunde, a) Allgemeines, b) Volks- und Heimatforscher. 2. Volks- und Stammesart. Familienkunde. 3. Volkssprache und Volksdichtung (Mundart und Namen, Sage, Märchen und Schwank, Volksschauspiel, Volkslied und Volksmusik, Kleindichtung wie Kinderdichtung, Rätsel, Sprichwörter und Redensarten, Inschriften. 4. Volksglaube und Volksbrauch (darin u. a. Volksmedizin, Volksrecht). 5. Sachkunde (Haus und Siedlung, Wirtschaftsleben, Nahrung, Kleidung, Volkskunst, Ausstellungswesen).

Orts-, Personen- und Sachverzeichnisse folgen. Vorwort und Einleitung sind vorangeschickt.

Dieses wertvolle Werk ist unentbehrlich für jeden, der in Böhmen Volkskunde treibt, es ist aber für unsere Wissenschaft im Ganzen eine reiche Fundgrube von Stoff, und jedem, der auf einem Sondergebiet arbeitet, wird empfohlen, es beizuziehen. Es ist gut gegliedert, die Schlagwortangaben sind gut. Somit ist die wissenschaftliche Benutzung dieses Werkes sehr erleichtert.

Dem Anreger und Verfasser, Prof. Hauffen, der in der Geschichte der Volkskunde, nicht nur in Böhmen, eine große Bedeutung hat und dessen Tod wir alle beklagen — er starb 67jährig am 2. 2. 1930 — und dem um die Volkskunde hochverdienten Herausgeber Prof. Gust. Jungbauer sind wir für die wertvolle Arbeitshilfe zu großem Dank verpflichtet.

Robert Mielke, **Siedlungskunde des deutschen Volkes** und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft, mit 73 Abb. und 6 Tafeln, München, Lehmann. 1927, 310 S. geb. 10 Mk.

Digitized by Google

M. spricht zuerst über die vorgeschichtliche Siedlung in Europa, dann über die keltische und slawische, schließlich über die germanische. Hier bespricht er zunächst in drei Abschnitten die Siedlungen der Ebene, die niedersächsische, friesische und niederdeutsche außerhalb Deutschlands, dann die mitteldeutsche Art, wobei die fränkische Siedlung in Stadt und Land von Thüringen bis Baden und Bayern behandelt wird. Daran schließen sich die Siedlungen im Hochgebirge, wie wir sie in der Schweiz und in Tirol haben. Ein vierter Abschnitt behandelt die mittel- und ostdeutsche Kolonialsiedlung. In einem Schlußabschnitt werden der modernen Siedlung auf Grund geschichtlicher Betrachtung Aufgaben und Wege gezeigt.

Gute Bilder sind beigegeben. Wort und Bild geben einen klaren Überblick über die Art, wie das bodenständige Volk in Deutschland von jeher gewohnt hat und wie alte Überlieferung gerade hier sich zäh hält, denn sie beruht auf langer Erfahrung und hat sich bewährt.

Ferdinand Herrmann, **Modische Erscheinungen im heutigen Deutsch.** Heidelberger Dissertation. Druck: Rennebohm & Hausknecht, Bielefeld, 1931, 84 S.

Man hat der Volkskunde gelegentlich vorgeworfen, sie beschäftige sich zu wenig mit der Gegenwart und suche zu viel nach alten Überresten einer geschwundenen oder schwindenden Kultur. Der Vorwurf war teilweise berechtigt. Er trifft aber auch unsere deutsche Philologie. Doch in beiden Wissenschaften ist Wandel geschaffen. Man untersucht vielfach das Leben um uns, auch wenn man weiß, daß es schnell fließt. Denn es ist von Wert zu wissen, wie der Zustand einer Kulturerscheinung einer bestimmten Zeit ist. H. hat dafür in seinen sprachlichen Untersuchungen einen wertvollen Beitrag gegeben, der auch für die Volkskunde Bedeutung hat. Dabei liest sich das Büchlein sehr angenehm. Denn der Leser hat das Empfinden: es geht mich an und das Leben, das ich täglich um mich spüre. Ein Wortweiser erleichtert die wissenschaftliche Benutzung.

Schau-ins-Land, herausgegeben vom Breisgau-Verein Schau-ins-Land, Freiburg, Jahrlauf 1931. Schriftleitung: Archivdirektor Dr. F. Hefele.

Dieser Band enthält die bedeutende Arbeit von Prof. Fritz Geiges, **Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters.** Seine Geschichte, die Ursachen seines Zerfalles und die Maßnahmen zu seiner Wiederherstellung; zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Baues selbst. Verlag des Breisgau-Vereins Schau-ins-Land, 200 Seiten mit zahlreichen Bildern. Erscheint gleichzeitig als Sonderpublikation im Buchhandel.

Die hervorragende und gründliche Arbeit kann der Volkskunde gute Dienste leisten, zunächst der Legendenforschung. Mehrere Heilige sind behandelt. Wie weit Kunst und Legende voneinander abhängen, ist an guten Beispielen gezeigt. Solche Bilder, die den Gläubigen in andächtigen Stunden oft vor Augen standen, waren wesentlich für die Erhaltung und Ausgestaltung des Volksglaubens. Ob und wie viel Anregungen sie der Volkskunst gegeben haben, kann jetzt noch nicht gesagt werden, da hierfür die Vorarbeiten fehlen.

Der 2. Teil der Arbeit ist für das Jahr 1932 in Aussicht gestellt. Er wird uns Gelegenheit geben, noch einmal auf das Werk im Ganzen zurückzukommen

Aus der Heimatbewegung. Berichte von der Hauptversammlung des Nordbayer. Verbandes für Heimatforschung und Heimatpflege, 1931. Feuchtwangen, Sommer & Schorr. 20 S.

Der rührige Vorsitzende des Verbandes Prof. Dr. Weinmann in Windsheim entwickelt in warmen Worten die Ziele der Heimatbewegung und ihre Ausgestaltung in Vereinen. Dr. K. Groeschel spricht über heimatliche Zusammenfassung in Nordbayern.

Digitized by Google

Wilh. Geier, **Die Grundbesitzerverhältnisse des Stiftes Säckingen im ausgehenden Mittelalter.** Heidelberger Dissertation. Heidelberg, Herm. Meister, 1931, 68 S. und 1 Karte.

Ein gediegener Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des Hotzenwaldes und zur Entwicklung des Bauerntums. S. 52 ff. werden zwei Weistümer veröffentlicht. Die Arbeit gibt einen klaren Einblick in vergangene Kulturzustände und in das hier meist gute Verhältnis zwischen der Herrschaft und den von ihr abhängigen Bauern.

Ludwig Heizmann, Die **Renchtal-Heilquellen.** Ein Führer. Oberkirch, August Sturn, 1927, 52 S.

Dieses Heft wird jedem, der in den Renchtalbädern Erholung sucht, ein willkommener Führer sein. Es erklärt die Namen der Orte und gibt einen guten Einblick in ihre Geschichte.

Manfred Eimer, **Das obere Murgtal.** Seine Geschichte und Kultur, mit zahlreichen Abbildungen. Klosterreichenbach, Emanuel Haisch, 1931, 191 S., 3,50 Mk.

Auf Grund eingehender Bearbeitung alter Urkunden wird hier die Geschichte der Kultur des oberen Murgtales, besonders des Klosters Reichenbach und der angrenzenden Gebiete von der älteren Zeit bis zum vergangenen Jahrhundert gegeben. Zur Namen- und Siedlungskunde werden viele Beiträge geliefert. S. 158 ff. sind mehrere Sagen angeführt. Die zahlreichen Bilder sind sehr gut wiedergegeben, eins sogar farbig. So kann das Buch warm empfohlen werden.

Pflanzen und Volkskunde der Pfalz.

Julius Wilde, Oberlehrer in Neustadt a. Haardt behandelte in einer Reihe größerer und kleinerer Schriften die Pflanzen der Pfalz und die Einstellung des Volkes zu ihnen. Es liegen folgende Schriften vor:

Die Pflanzennamen im Sprachschatz der Pfälzer, ihre Herkunft, Entwicklung und Anwendung, Neustadt an der Haardt, Pfälzer Volksbildungsverlag o. J. (1923), 303 S.

Die Pflanzen sind nach dem ABC aufgeführt, volkstümliche Namen sind angegeben, oft auch erklärt. Volksglaube, Brauch und Kinderverse, in denen die Namen eine Rolle spielen, sind beigefügt. Für Sprachforschung und Volkskunde bietet das Buch wertvollen Stoff.

Die Färberpflanzen der bayerischen Rheinpfalz in der Zeit von 800 bis 1800. Kaiserslautern, Hermann Kayser, 1930, 52 S. (Sonderdruck aus den Mitt. des Pfälz. Vereins f. Naturkunde Pollichia N. F. 3, S. 149—200.

Die verschiedensten Pflanzen zum Färben der Stoffe und Gebäcke werden angeführt und erläutert. Dabei ist überall die Volkskunde weitgehend beteiligt. Sehr schöne Bilder sind beigegeben.

Die Pflanzenwelt im Kurgarten von Bad Münster a. St., gedruckt bei F. Harrach, Bad Kreuznach, 40 S.

Auch hier ist der Volksglaube beigezogen.

Der Naturschutz in der Pfalz, seine Geschichte, Wege und Ziele. Pfälz. Museum 44, 1927, S. 1—8.

Dr. **Carl Petit, ein pfälzischer Botaniker.** Pfälz. Mus. 48, 1931, S. 1—5.

Die Eibe in der Pfalz von 600 n. Chr. bis zur Gegenwart, eine kulturgeschichtliche Studie. Sonderdruck aus Mitt. d. pfälz. Ver. für Naturkunde 2, 1925/26, S. 1—31.

Digitized by Google

Die Königskerze im Wandel der Zeiten. Pfälz. Mus. 43, 1926, S. 1—12.

Die Pfälzischen Dreckſäckelcher und ihre Träger. (Pfälz. Mus., 42, 1925, 1—5.) Die Dreckſäckelcher ſind die abgelagerten und feigigen Früchte des Spierlingsbaumes.

Andere Pflanzen wie Tulpe, Schneeglöckchen und Miſtel ſind in Zeitungsartikeln behandelt. All dieſe Aufſätze enthalten viel Stoff für die Volkskunde und ſind deshalb wichtig, weil der Verfaſſer die Pflanzen ebenſogut kennt wie ſein Pfälzer Volk und aus dieſem doppelſeitigen Wiſſen vielfach Aufſchluß geben kann, wo der einſeitig gebildete Fachmann verſagt.

Eine wertvolle Überſicht über das Heimatſchrifttum der Pfalz gibt Daniel Häberle: **Pfälziſche Bibliographie** 5, Die ortskundliche Literatur der Rheinpfalz von 1910—1926, mit Ergänzungen aus früheren Jahren. Veröffentlichungen der Pfälziſchen Geſellſchaft zur Förderung der Wiſſenſchaften, hrg. von A. Pfeiffer, Bd. 1. Speyer, 1927, 455 S. Nach dem ABC ſind die pfälziſchen Orte angeführt mit Angabe der Schriften darüber. Häberles umfangreiche Kenntniſſe der Pfälzer Landeskunde und ſeine Gewiſſenhaftigkeit ſind bekannt. Deshalb brauche ich zum Lobe dieſes Nachſchlagewerkes nichts zu ſagen.

Vom ſelben Verfaſſer liegen zwei kleinere Schriften vor: **Die Beſiedlung des Pfälzerwaldes.** Sonderdruck aus dem Pfälzerwald-Vereins-Wanderbuch, 1930. Neuſtadt a. Haardt. Lieſenberg, 25 S. und: **In der Pfälzer Rheinebene.** Sonderdruck aus dem „Kurpfälzer Jahrbuch", 1930. Heidelberg, Braus, 13 S.

Karl Kleeberger, **Heimatblätter für Ludwigshafen a. Rh. und Umgebung.** Ludwigshafen, Druckerei Julius Waldkirch.

Dieſe Blätter bringen mehrfach Beiträge zur Volkskunde. Ich nenne einige aus den letzten Jahrgängen.

16. Jahrgang, 1927: Chriſtmann, Glinne, glitſche, ſchleife, ſchliere uſw., Nr. 1: Lützel, Eingegangene Dörfer, Nr. 2; Wihr, Affholterloch, Nr. 3, 4, 5, 6; Kleeberger, Weſpe und Hornis im Volksmund, Nr. 5; Derſ.: Die Schlehe oder der Schwarzdorn, Nr. 8; Orth, Hausinſchriften, Nr. 12.

17. Jahrgang, 1928: Kunz, Vom Würzwiſch, Nr. 1, 19; Lützel, Altes Karfreitagslied, Nr. 5; Kleeberger und Wilde, Pfannenkuchenkraut, Nr. 17; Sagen, Nr. 9, 24.

18. Jahrgang, 1929: Kleeberger, Zimmermannsſpruch, Nr. 1; derſ., Karfreitagslied, Nr. 7; Kunz, Heilpflanzen, Nr. 2, 12; Kleeberger, Martiniweibchen, Nr. 20, 21; Braun, Immergrün als Zauberkraut, Nr. 25.

19. Jahrgang, 1930: Wihr, Die Schüſſel bei Waldſee (Brauch am Georgstag, Nr. 6; derſ., Sage von der weißen Frau, Nr. 7; Braun, Aberglauben, Nr. 8; Kleeberger, Einen Runkſen Brot, Nr. 16; derſ., Flooz, Fleez, Nr. 21; derſ., Queckborn, ein vorgeſchichtliches Dorf (Kindlesbrunnen), Nr. 23.

20. Jahrgang, 1931: Sagen. Nr. 1, 10 (Dorftier), 18, 21, 24; Heeger, Altes Karfreitagslied, Nr. 7.

E. Chriſtmann, **Sprachbewegungen in der Pfalz,** Richtungen und Schranken, Reſtformen und Reſtgebiete, ein Verſuch vor allem auf Grund von Karten der pfälziſchen Wörterbuchkanzlei und des Sprachatlaſſes des Deutſchen Reiches mit 23 Abbildungen. Veröffentlichung der pfälziſchen Geſellſchaft zur Förderung der Wiſſenſchaften, herausgegeben von A. Pfeiffer, Band 19, Speyer, 1931, Jägerſche Buchhandlung, 104 S.

Durch Jahrhunderte werden hier die Sprachbewegungen verfolgt, die die Pfalz durchlaufen haben. Man erkennt, wie einzelne Mittelpunkte Wirkungen

Digitized by Google

ausstrahlen, Gemeinsames schaffen und Andersartiges fernhalten, wie Zu- und Durchwanderer Spuren hinterlassen haben und wie die verschiedensten Einflüsse zusammenwirken. Die Arbeit hat nicht nur für die Erkenntnis der pfälzer Art Bedeutung, sondern ist auch grundsätzlich für den Sprachforscher wichtig. Denn Christmann ist ein kenntnisreicher und gediegener Forscher.

Theodor Zink, **Die Pfalz.** Deutsche Volkskunst, hrg. von Reichskunstwart E. Redslob, Band 12. München, Delphin-Verlag, 43 S. und 231 Abb.

Einen schönen Einblick in pfälzer Art auf dem Gebiete der Kunst gibt hier der Direktor des volkskundlichen Museums in Kaiserslautern. Erläuterungen über Land und Leute, Dorf und Stadt, Bauernhaus und Bürgerhaus (dabei Hausinschriften), das Innere des Hauses, Hausrat, Tracht und kirchliche Kunst sind vorangeschickt. Dann bekommen wir in einer Reihe gut ausgewählter Bilder einen Überblick über die schöne Pfalz am Rhein. Das Buch sei allen Pfälzern warm empfohlen. Dem Erforscher der Volkskunst gibt es, wie die anderen Bände dieser prächtigen Sammlung, wertvolle Unterlagen.

Und nun tun wir noch einen Blick in die badische Pfalz und machen einen Gang durch Heidelberg: Ada v. Lettow-Vorbeck, **Heidelberger Eigengärten in alter und neuer Zeit**, Heidelberg, Hörning, 1931, 31 S. mit zahlreichen schönen Bildern auf Tafeln.

Heidelberg kennt man in der ganzen Welt. Aber die kunstverständige Verfasserin dieses lieben und schönen Büchleins zeigt auch dem Einheimischen manche Schönheiten, die er nicht kennt, die heute teilweise in der Altstadt hinter Häusermauern blühen und echte, prächtige Zeugen alter Kultur der Pfalz sind. Daneben werden schöne Bilder neuerer Gärten gegeben. Das Büchlein wird jedem Freude bereiten, der sich seiner Führung anvertraut.

Kurz schweifen wir in Gedanken hinüber über viele Berge zu Pfälzern, die vor langer Zeit die Heimat verlassen haben, aber auch in der Fremde ihr treu geblieben sind: Hermann Hofmann, **Bei den Pfälzern im Banat,** im Lande deutscher Treue, Reiseerlebnisse, Münster, Aschendorff, 1930, 88 S. mit einigen Bildern. Voll Freude schildert hier ein Pfälzer seine Erlebnisse auf der Fahrt und bei den Landsleuten in der fernen, neuen Heimat. Wenn auch wenig von volkskundlichen Einzelerscheinungen gegeben wird, so ist die Volksverbundenheit zwischen der Heimat und den Fernlebenden doch stark zu spüren.

Zum Schluß erwähne ich zwei Büchlein, die alle Pfälzer angehen, in der Heimat und in der Fremde: Lina Sommer, **Deß und Sell,** Gedichte und Prosa in pfälzer Mundart, Neustadt a. H., Wilh. Marnet, 1925, 144 S. — Dieselbe, **Im Vorübergehn,** kleines Sammelwerkchen hochdeutscher Gedichte. Speyer, Zechner, 1931, 80 S. In Lina Sommer ist echtes pfälzer Wesen verkörpert. Das Leben hat sie hart mitgenommen, aber nie untergekriegt. Auch im Alter bewahrt sie ihre pfälzer Fröhlichkeit und zeigt sie in Gedichten. Sie gleicht ihrem Lande, der sonnigen Pfalz am Rhein, die trotz aller Heimsuchungen immer wieder in frischen, frohen Farben uns anlacht.

Jeder Deutsche freut sich, daß die Pfalz wieder frei ist von fremder Besatzung und daß man dies prächtige Land wie früher unbehindert durchwandern und mit seinen frohen Bewohnern wieder lachen darf. Mögen die erwähnten Bücher recht viele Wanderer nach der Pfalz locken!

Digitized by Google

Franz Wieland, **Gefangen und wieder befreit.** Erlebnisse eines badischen Leibgrenadiers an einem Großkampftage vor Verdun 1917, Bühl, Konkordia, 125 S., mit mehreren Bildern.

Warm und schlicht schildert hier ein Soldat Erlebnisse aus dem Kriege. Neben furchtbaren Kampfszenen stehen Taten voll Liebe und Treuherzigkeit. Das Buch gewährt einen guten Einblick in das Leben an der Front und ist von einem Menschen geschrieben, der treu und ehrlich berichtet und nicht aus irgend welchen Absichten schwarz oder weiß färbt.

Hennig Brinkmann, **Zum Ursprung des liturgischen Spieles** (Sonderdruck aus Xenia Bonnensia). Bonn, Friedrich Cohen. 1929, 40 S.

Oster- und Weihnachtsspiele werden hier behandelt. Das Osterspiel ist das ältere. Es ist aus dem Umschwung der Stimmung von der Fastenklage zum Jubel über die Auferstehung des Herrn entstanden im Anschluß an Liturgie und Predigt, also ganz aus dem christlichen Glauben heraus, nicht etwa, wie man angenommen hat (Kern, Die griechischen Mysterien der klass. Zeit 58) im Anschluß an die heidnischen Mysterien in Eleusis. Die Peripetie, d. h. der Stimmungsumschwung, den das Volk erlebt und dem die Liturgie Ausdruck verleiht — man muß das in einem katholischen Dorf des Schwarzwaldes erlebt haben — wurde schon früh vom Volke übertragen auf seine persönlichen Wünsche und Hoffnungen und gab teilweise Veranlassung zu Äußerungen des Volksglaubens, die die Kirche nicht mehr billigen konnte (Brinkmann S. 33). Wer die Kreuzerhebung (elevatio), durch die die Auferstehung des Heilandes sinnbildlich dargestellt wurde, schaute, hoffte in demselben Jahr vor dem Tode bewahrt zu sein. In vielen anderen Äußerungen des Volksglaubens ist eine Art magischer Verbindung gesucht zwischen dem Umschwung vom Tod zum Leben, wie es das Osterspiel darstellte und irgend einem Wunsch. Brinkmanns Abhandlung entwickelt sehr klar die Grundvorstellung dafür. Vgl. Fehrle, Zauber und Segen, S. 44 f., 53 ff.

Gustav Neckel, **Germanen und Kelten,** historisch-linguistisch-rassenkundliche Forschungen zur Geisteskrisis (Kultur und Sprache, 6. Band). Heidelberg, Carl Winter, 1929, 142 S., 3 Mk.

Neckel gliedert sein Buch in folgende Abschnitte: 1. Kultur. 2. Alter und Erstreckung des Germanentums nach den Quellen. Darin die Anhänge: Prähistorische Schiffahrt. Der Germanenname. 3. Urheimat und Rasse. Darin die Anhänge: Allgemeines zur menschlichen Rassenkunde. Berlin—Paris.

Das Buch ist für die Volkskunde von großer Bedeutung. Es behandelt nicht etwa nur alte Zeiten, sondern verbindet alte Berichte mit den Erscheinungen des Volkstums unserer Zeit. Auch rein theoretisch stellt es dabei wichtige Aufgaben, indem es Probleme behandelt und aufgreift, die jedem Kulturhistoriker wesentlich sind z. B. über das Wesen eines Volkstums, über Einfluß einer Kultur auf eine andere und die Maßstäbe der Bewertung und des Vergleichs. Heute kann das reichhaltige Buch nur angezeigt werden. Später komme ich auf einzelne Abschnitte zurück. Doch das sei jetzt schon betont; es fällt heraus aus dem Rahmen der üblichen Betrachtung; Der Verfasser begnügt sich nicht damit, in ausgefahrenen Gleisen weiterzugehen, er bringt neue wichtige Gesichtspunkte, behandelt sie mit Mut und fördert dadurch das Wissen um unser Volkstum wesentlich.

Der Froschmäusekrieg (Batrachomyomachia, deutsch von Werner Wolf, mit Zeichnungen von Gerolf Steiner. Bühl (Baden), Konkordia, 1931, 39 S., 1 Mk.

Diese niedliche griechische Dichtung, die dem großen Homer zugeschrieben war, aber von der Philologie längst als nachhomerisch erkannnt ist, ist das älteste Tierepos Europas. Wie in der Ilias die Helden Trojas und Griechenlands gegen-

Digitized by Google

einander kämpfen, so bekriegen sich hier die Frösche und die Mäuse, die ebenso heroisch, klingende Namen haben wie weiland die Helden vor Troja.

Und wie entstand dieser Krieg? Einst kam eine Maus an einen Wassertümpel, um zu trinken. Da redet sie der Froschkönig an und lädt sie ein, ihn zu besuchen. Die Maus setzt sich ihm auf den Rücken, er schwimmt mit ihr durchs Wasser, um sie in seine Behausung zu bringen. Da, mitten im Wasser zeigt sich eine Wasserschlange: Der Frosch vergißt in seiner Angst die Maus, taucht unter, und die Maus muß elendiglich ertrinken. Das sehen Mäuse vom Ufer aus. Sie beschließen, den Fröschen den Krieg zu erklären. Man kämpft heftig und hat auf beiden Seiten große Verluste. Fast sah es so aus, als ob das Volk der Frösche aussterben sollte. Da mischte sich der Vater Zeus ein. Er schickte den Fröschen die Krebse zu Hilfe. Die scherten den Mäusen Schwänze und Füße ab. Jetzt ergriffen diese die Flucht, und der Krieg war entschieden.

Diese Dichtung ist voll Humor und macht auch uns so viel Freude wie einst den Griechen vor fast anderthalb Jahrtausenden. Die Zeichnungen Steiners sind vortrefflich.

Hans Grimm, **Der Schriftsteller und die Zeit.** Bekenntnis. München, Albert Langen, 1931, 187 S., geh. 4,50 Mk.

Hans Grimm, der Verfasser des gewaltigen Romanes „Volk ohne Raum", das man mit Recht das deutsche Schicksalsbuch genannt hat, tritt hier mit einem Bekenntnis vor die Öffentlichkeit. Er zeigt in einzelnen kurzen Darlegungen, was der Schriftsteller der Zeit und seinem Volke schuldig ist. Die Aufsätze sollen all denen, die politisch tätig sind oder sonst führend an der Gestaltung des deutschen Schicksals teilhaben, die Augen öffnen und dem Ausland eine Warnung sein.

Ja, aber was hat das mit Volkskunde zu tun? Denn Anderes soll in dieser Zeitschrift doch nicht besprochen werden.

Wir schreiben und sprechen über den Untergang der Dorfkultur, über den Zerfall bäuerlicher Sitte und über die Notwendigkeit, daß der Volkskundler sich jetzt der Kultur des Proletariats zuwenden müsse. Vgl. die letzte Zusammenstellung von H. Naumann in der „Zeitschrift für deutsche Bildung", 7. Jahrgang. 1931, S. 459 f. Ich glaube nicht an die Prophezeiungen über die Vernichtung des bäuerlichen Volkstums durch den proletarischen Stand, weil ich nicht an den Untergang unseres Vaterlandes glauben kann. Wenn aber das Bauerntum vernichtet wäre, wären wir als Volk dem Untergang geweiht. Der Volkskundler ist hier zuviel von Theorien beeinflußt. Der Bauer, der mit dem Boden und all dem Leben der Tiere und Pflanzen innig verbunden ist, wird das Tiefste von dem, was wir als bäuerliche Kultur bezeichnen, immer haben. Nur Äußerlichkeiten wandeln sich.

Schaden leidet er nur zusammen mit dem ganzen Volke, und Hauptschuld trägt die Enge, der Mangel an Raum und der Fluch des unerhörten Diktats von Versailles. Aber unser Volk wird auch gegen all diese Beengungen sich zu helfen wissen und dann werden wir wieder ein gesundes Bauerntum haben, und all die Prophezeiungen über sein Ende werden belächelt werden. Ich deute dies jetzt nur kurz an, im nächsten Heft komme ich eingehend darauf zurück. Diese Zeilen sollen im wesentlichen nur hinweisen auf das bedeutende Buch von H. Grimm, das zeigt, wo das Übel zu heilen ist, wenn man ihm wirklich beikommen und nicht nur Pflaster kleben will.

Hans Grimm, **Volk ohne Raum**, München, Albert Langen, 1931, 1353 S., 8,50 Mark.

Es ist lebhaft zu begrüßen, daß der Verlag sich entschlossen hat, dies Buch, das bisher geb. 25 Mk. kostete, jetzt in einer billigen und doch schönen Ausgabe

Digitized by Google

vorzulegen. Dies Werk sollte in möglichst vielen Familien und in allen Schulbüchereien sein, damit jeder Deutsche, der irgendwie führend an der Gestaltung unserer Kultur mitarbeitet, es kennt. Denn die Voraussetzung für einen erheblichen Teil der Not unsres Volkes, der Mangel an Raum wird hier, von hoher Warte aus gesehen, eindringlich in packenden Schilderungen vorgeführt.

Eugen Fehrle.

Ernst Bargheer, **Eingeweide. Lebens- und Seelenkräfte des Leibesinnern im Deutschen Glauben und Brauch.** Mit 8 Tafeln und 8 Abbildungen im Text. Berlin und Leipzig, 1931, Walter de Gruyter & Co., XV, 443 S.

Der Begriff „Eingeweide" ist recht weit gefaßt. Der Verfasser behandelt alles, was sich im Innern des Menschen befindet, nebst den Ausscheidungen, also Hirn, Lunge und Hauch, Herz, Blut, Leber und Galle, Zwerchfell, Milz, Magen, Speichel und Kot, Nieren, Harnblase und Harn, Geburts- und Zeugungsorgane. Nach einer Einleitung über die Körperseele und ihr Verhältnis zur Welt der ungebundenen Seelen wird das Eingeweide als Sitz des Lebens und der Seele untersucht. Uralter bis heute gewahrter Glaube zielt dahin, „in dem Bestreben nach naturphilosophischer Einheit und Einheitlichkeit der Welt, die Seele und den Körper, besonders auch die Organe in Beziehung zu setzen zu übernatürlichen Mächten und zum Kosmos" (S. 5). Die Beobachtung, daß bei Entfernung bestimmter Eingeweideteile aus dem Körper der Tod eintritt, legt den Schluß an eine im Organ schlummernde Lebenskraft nahe. Somit kann die Seele in jedem Organ des Leibesinnern sitzen: im Hirn, in der Leber, in der Lunge — hier spielt der Atem eine Rolle: der Leiche fehlt die Atemtätigkeit, im Glauben von Naturvölkern ist der Hauch von Mund zu Mund zum Erzeugen eines lebendigen Kindes notwendig — im Herzen, das man ißt, um sich die Lebenskraft des andern anzueignen (vgl. diese Zt. 3, 100 ff.), besonders auch im Blut: beim Trinken von Tierblut geht die Tierseele mit ein, und manche Tote, die „Nachzehrer", saugen das Blut der Hinterbliebenen ein, nach deren Lebenskraft sie gierig sind, indem sie an ihrem Gewand kauen. Diese Lebenskraft steckt aber auch in den Ausscheidungen des Menschen: der Ureinwohner von Haiti soll aus Speichel entstanden sein, und nach einer mexikanischen Sage wird eine Jungfrau schwanger, als ein Gott ihr in die Hand speit; der dampfende Kot dient dem Dieb als Wächter, und wenn man den Kot des Diebes im Schornstein vertrocknen läßt, geht der Dieb zugrunde; bei den kalifornischen Indianern hat man die Vorstellung getroffen, der Mensch sei aus den Exkrementen geschaffen. — Der nächste Abschnitt befaßt sich mit der Eingeweidemantik. Form oder Fehlen bestimmter Organe sind für die Opferschau wichtig. Lunge und Hauch haben weissagende Kräfte beim Niesen des Menschen und beim Wiehern der Pferde. Der Leichnam blutet, wenn der Mörder sich ihm naht, und bei Grimmelshausen fangen die Nasen des Simplex und seines ihm unbekannten Vaters an zu bluten, als sie sich küssen. Träume von Kot bedeuten Geld, und aus dem Harn des Kranken sieht man nicht nur seinen gegenwärtigen, sondern auch seinen zukünftigen Gesundheitszustand. Ebenso werden Mißgeburten, Nabelschnur und Nachgeburt zu Weissagungen verwendet. — Ein weiteres Kapitel widmet sich dem Zauber mit den Eingeweiden. „Eingeweidezauber kann nur erwachsen aus der Vorstellung von Organseelen, von Durchdringung des Organismus mit gewaltigen Naturkräften" (S. 160). Der Freischütze taucht seine Kugeln in das Eingeweide bestimmter Tiere. Eine mit Menschenfett, besonders mit „Armsünderschmalz" genährte Lampe hat magische Wirkung, ebenso das Essen von Tierhirn und von Kinderherzen; eine Hexe wird getötet, indem man ein bestimmtes Tierherz mit Nadeln besteckt und kocht. Der Hauch schützt vor Zauber, Hexen und Zauberer schaden den Menschen durch An-

Digitized by Google

hauchen. Das Ausspucken schützt vor Dämonen, Menstrualblut und Harn finden im Tierzauber Verwendung. Der Zauber mit Gebär- und Geburtsteilen stützt sich auf die außerordentliche Zaubermacht des ungeborenen Kindes. — Das folgende Kapitel behandelt das heilende Eingeweide. Hier gilt im ganzen der Grundsatz: similia similibus curantur, d. h. das kranke Organ wird durch das entsprechende einer menschlichen Leiche oder eines Tieres geheilt. Heilkräftig ist auch das Blut eines armen Sünders, da der in der Blüte der Jahre stehende Mensch noch volle Lebenskraft besitzt. Die Galle vernichtet durch ihre Hitze und Bitterkeit irgendwelche Schmarotzer. Ferner gilt der Kot als wichtige Medizin, einmal durch den Lebensrest, der ihm innewohnt, dann durch seine Dungkraft. — Der letzte Abschnitt redet von den kranken Eingeweiden und ihrer Heilung. Nach dem Glauben des Volkes entstehen Krankheiten vielfach durch Verhexung; heute noch gebräuchliche Bezeichnungen wie „Hexenschuß" und „Schlag" weisen darauf hin. Nachbildungen kranker Organe sollen als Votivgaben Heilung bewirken. Zwischen dem Menschen und seinem Blut besteht eine gewisse Sympathie; so muß die Waffe, mit der der Mensch verwundet worden ist, gepflegt und verbunden werden. Auch für die Übertragungskur ist das Blut wichtig: es wird vergraben oder in Bäumen verpflöckt. Da man öfters Würmer im Verdauungstrakt beobachtete, nahm man auch in anderen erkrankten Organen das Vorhandensein von Würmern an, die ausgetrieben werden mußten. — Dies alles sind nur wenige Andeutungen über die reiche Fülle des Stoffes, den das Buch bietet. Es ist außerordentlich wichtig für die Geschichte der Seelenvorstellung, der Volksreligionen und des noch lebenden Volksglaubens, vor allem aber auch für die Volksmedizin.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Das alte Hänneschen-Theater. Eine neue Gabe für Freunde rheinischer Volkskunst mit 6 Bildern. Köln, 1929, Paul Gehli. 40 S.

Nach einleitenden Worten von Friedrich Hussong über das Hänneschen-Theater spricht Hedda Schürmann-Lindner über die Puppenspieler und über das Wesen des Puppenspiels, Carola Ihlenburg erzählt vom alten Kölner Hänneschen-Theater, und das „Pitterche" wendet sich in Kölner Mundart an die Kinder. Rheinische Dichter reden über das Kölner Hännesche, Stimmen deutscher Dichter und Künstler über die Bedeutung des Puppenspiels schließen sich an. Zum Schluß kommt Carl Niessen zu Wort, der das Rheinische Puppenspiel ausführlich in den Rheinischen Neujahrsblättern (1928, Verlag Fritz Klopp, Bonn) behandelt hat. Man gewinnt einen guten Einblick in die Welt dieser eigenartigen Puppen, die sich sowohl von den Marionetten wie von den Handpuppen des Kasperletheaters unterscheiden: mit pendelnden Gliedern sitzen sie auf der Tragstange des Spielers, nur die rechte Hand wird durch einen Führungsdraht bewegt, so daß die Kunst des Spielers, der den Puppen ein überraschendes Leben zu geben weiß, die höchste Bewunderung verdient. Möge das Heftchen dem Kölner Hänneschen recht viele neue Freunde gewinnen!

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Hermann Urtel, **Beiträge zur portugiesischen Volkskunde.** Hamburgische Universität. Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Band 27, Reihe B, Hamburg, Kommissionsverlag L. Friedrichsen und Co., 1928, 82 S., 4 Tafeln.

In einer Einleitung spricht Urtel über die portugiesische Volkskunde im Allgemeinen. Dann behandelt er einige ihrer Sondergebiete: Gebärdensprache, Amulette, Festkalender, Baum- und Pflanzenkult, Toten- und Seelenglaube, Werwolf, Volksmedizin, Sternenglaube, Wasser, Brot, Bett, Spiegel, Menschenklasse und Berufe.

Digitized by Google

Auf Einzelnes will ich jetzt hier nicht eingehen. Im Ganzen dürfen die Arbeiten des leider zu früh verstorbenen Gelehrten — er erlebte das Erscheinen seines Buches nicht — als tüchtig und zuverlässig bezeichnet werden. Für die Erforschung der deutschen Volkskunde sind die Parallelerscheinungen von großem Wert. Oft zeigt Urtel volkskundliche Erscheinungen, die wir in Deutschland in gleicher Gestalt haben und gerne als deutsche Eigenart ansprechen möchten. Entweder liegen hier überreste altgermanischen Glaubens vor oder Nachwirkungen des griechisch-römischen Altertums, die bei uns sich zeigen wie in Portugal, oder indogermanisches oder vorindogermanisches Erbgut oder es handelt sich um allgemeine Erscheinungen, die überall entstehen können. Für die Beantwortung solcher Fragen ist Urtels Buch sehr wertvoll.

J. Lefftz und A. Pfleger, **Elsässische Weihnacht.** Ein Buch von unseres Landes Art und Brauch, Gebweiler, Alsatia-Verlag, 1931, 239 S. mit zahlreichen Bildern. Karton. 7,50, geb. 10 Mk.

Viele Aufsätze verschiedener Verfasser sind hier vereinigt. Sie enthalten z. T. wichtige Mitteilungen über deutsche Volksbräuche im Dezember: St. Nikolaus, Christbaum, Weihnachtslieder, -sagen und -legenden, Volksglauben an Weihnachten, Christrosen, Lebkuchenformen, Weihnachtsgrippe, Wetteraberglauben, Johannissegen, die alemannische Becht, Neujahrswünsche, Dreikönig.

Ich greife einen Brauch heraus: Das Aufrichten der Weihnachtsgarbe. Die Kinder betteln Getreide und bekommen Ähren der letzten Garbe oder vom Glückshämpfele. Daraus wird die Weihnachtsgarbe gebunden. Sie wird für die hungrigen Vögel aufgestellt. Hinter diesem Brauch steckt alter Volksglaube, über den ich gerade arbeite. Deshalb wäre ich für Mitteilungen ähnlicher Vorstellungen und Bräuche sehr dankbar.

Einige kritische Bemerkungen: S. 58 wird gesagt, Schlettstadt dürfe für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, als Wiege des ältesten Weihnachtsbaumes zu gelten. Das kann man nicht sagen, auch wenn die älteste Nachricht zufällig aus Schlettstadt kommen sollte. Die Verbote der Forstverwaltungen, Weihnachtsbäume ohne behördliche Erlaubnis zu holen, haben wir Mitte des 16. Jahrhunderts mehrfach im alemannischen Gebiet, z. B. auch in Freiburg i. Br.

Zu dem Bericht der Pfälzerin Liselotte, der S. 61 nicht ganz richtig verwendet wird, vgl. diese Zeitschrift 5, 85 f.

Viele dieser Bräuche (so z. B. die Darstellung des Christkindels durch eine verschleierte weibliche Person, vgl. Fehrle, Bad. Volkskunde I, Abb. 52) haben ihre genauen Entsprechungen rechts des Rheines und zeigen, daß das Volkstum im Elsaß deutsch ist. Im Ganzen vergleiche man das herrliche und zuverlässige Buch von Hermann Mang, Unsere Weihnacht, Volksbrauch und -kunst in Tirol, 1927.

Mehrere Aufsätze enthalten Stimmungsbilder aus dem Elsaß und werden denen, die einst dort gelebt haben, willkommen sein.

Viele gute Bilder elsässischer Künstler der Gegenwart und Vergangenheit schmücken das Buch.

Die Auslieferung des Werkes für Deutschland ist dem Verlag E. H. M. Meyer, Berlin W 30, Rosenheimerstraße 8a, übertragen.

M. R. Buck, **Oberdeutsches Flurnamenbuch,** ein alphabetisch geordneter Handweiser für Freunde deutscher Sprach- und Kulturgeschichte, 2. verbesserte Auflage, Bayreuth, Seligsbergs Antiquariatsbuchhandlung, 1931, 316 S.

Die erste Ausgabe dieses Werkes ist 1880 erschienen. Es hat der Flurnamenforschung gute Dienste getan und ist heute noch, wenigstens in den Händen sprach-

Digitized by Google

wissenschaftlich geschulter Forscher ein nützliches Werk. Die Worterklärungen sind teilweise veraltet. Der Inhaber des obengenannten Verlages, Fritz Seuffert, hat die Neuauflage selbst besorgt. Wir sind ihm dafür dankbar, daß das Buch, das lange vergriffen war, wieder zu kaufen ist. Kleinere Verbesserungen, teilweise auch Änderungen, die lieber unterlassen worden wären, sind vorgenommen.

Erich Retzlaff: **Die von der Scholle.** 56 photographische Bildnisse bodenständiger Menschen. Mit einem Geleitwort von Hans Fr. Blunck. (Deutsche Menschen, I. Folge.) **Menschen am Werk.** 56 photographische Bildnisse aus deutschen Industriestädten. Mit einem Geleitwort von Heinrich Lersch. (Deutsche Menschen, II. Folge.) Göttingen, 1931. Verlag der Deuerlichschen Buchhandlung. 56 S., 4°. Kart. je Mk. 3,80.

In diesen zwei Bilderbüchern blättert man immer wieder gerne, und jedes Mal schauen einem die dargestellten Menschen anders an. Die Bilder führen zu einer Verbundenheit mit deutschen Menschen, die durch ihre Arbeit eine bestimmte Prägung erhalten haben: hier der schollengebundene Bauer, so verschiedenartig in Ausdruck und Haltung wie die Landschaft, in der er wirkt, dort der Arbeiter, besonders aus den Industriestädten des Westens, energisch, hart, wie Leben und Arbeit ihn formte. Die Bilder sind ausgezeichnet aufgenommen und wiedergegeben.

Jahrbuch für jüdische Volkskunde 1924/25, herausgegeben von Max Grunwald, Berlin/Wien, Benjamin Harz, 1925, 619 S. (= 26. und 27. Jahrgang der Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde).

Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde, 29. Jahrgang, 1926, = Menorah, Jüdisches Familienblatt für Wissenschaft, Kunst und Literatur. 30. Jahrgang, 1927, 54 S., 31./32. Jahrgang, 1929, 74 S. Frankfurt a. M., J. Kauffmann.

Dem Jahrbuch 1925 liegt eine Mitteilung bei, nach der die bis jetzt „periodisch erschienenen" Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde von nun an in Form von Jahrbüchern herausgegeben werden. Bei den ungünstigen Zeitverhältnissen wurde diese Vergrößerung offenbar bald aufgegeben und die Beiträge zur jüdischen Volkskunde erscheinen wieder als „Mitteilungen". Jahrbuch und Mitteilungen enthalten wertvolle Beiträge zur Volkskunde und haben weit über das jüdische Kulturgebiet hinaus für vergleichende Religionswissenschaft und Volkskunde Bedeutung.

Aus dem Jahrbuch 1924/25 hebe ich hervor: A. Löwinger, Der Windgeist Keteb, S. 157—170, darin 161 ff., Ziegenbock, Winddämon, 167 ff., Papo die sexuelle Ethik im Quoran, darin Menstruation, 223 ff.; Keuschheit, 258 ff.; M. Mieses, Die Dämonisierung fremder Feiertage, 292—306, dazu: Mitteilungen, 1926, 579—582; Grunwald, Rasse, Volk, Nation, 307—343; A. Marmorstein, Beiträge zur Religionsgeschichte und Volkskunde, 344—383, darin Schatzsagen, Vorzeichen, Beschwörungen; Grunwald, Mattersdorf, 402—563, darin Volksbräuche, Lieder, Volksglaube aus den „Sieben Gemeinden".

Aus dem 29. Jahrgang der Mitt.: A. Löwinger, Der böse Blick, nach jüdischen Quellen, 551—569; S. Blach, Volksbräuche und Lieder aus dem ehemaligen Kurhessen, 583—590; M. Grunwald, Jüdische Volkslieder, 591—595.

30. Jahrg.: E. Roth, Jüd. Bräuche im Comtat Venaissin, 16—20; Grunwald, Aus Hausapotheke und Hexenküche, 27—29; Marmorstein, 31—53: Legenden (Löwenreiter), Bräuche, Volksglaube, Kraniomantie, Mutter Erde, Ikanomantie, Astrologie; Grunwald, Zauber, 53 f.

31./32. Jahrg.: A. Lunel, Purim, darin Maskenspiele, 5—10; Marmorstein, Eine Geisteraustreibung aus neuerer Zeit, 2—19; V. Kurrein, Die Symbolik des

Digitized by Google

Körpers in den rituellen Bräuchen, 20—39, darin u. a. Haar, Auge, Weinen; J. Pulner, Zur Volkskunde der georgischen Juden, 60—65, darin Schwangerschaft, Geburt, Amulette, Kind.

Reallexikon der Vorgeschichte, unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter hrg. von Max Ebert, 15. Band, Register, mit einem Nachruf auf Max Ebert und seinem Bildnis. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 515 S.

Im Jahrgang 1929 dieser Zeitschrift konnte ich das Erscheinen des letzten Bandes dieses hervorragenden Nachschlagewerkes anzeigen und auf den Registerband verweisen. Er ist nun erschienen.

Jeder Benutzer dieses Werkes weiß, welch ungeheuere Schätze es birgt. Und doch wird durch den Registerband erst die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit in vollem Maße klar. Nach dem ABC werden hunderte von Stichwörtern angeführt. Dabei wird zunächst auf den Hauptartikel verwiesen, soweit ein solcher über das betreffende Wort vorliegt, dann auf die Behandlung in anderen Artikeln. So erkennt man aus dem Wortweiser, wieviel Wertvolles das Werk auch für die Volkskunde enthält. Ich greife beliebig einige Stichwörter heraus: Aberglaube, Abwehrzauber, Fasten, Haus, Lebender Leichnam, Lebensbaum, Medizin, Orakel, Rote Farbe, Seele, Votivgabe. Dem Stichwortverzeichnis folgt nach dem ABC eine Aufzählung der Mitarbeiter mit ihren Beiträgen. Auch dies ist sehr willkommen und wichtig.

Im Ganzen darf gesagt werden: Das Reallexikon der Vorgeschichte ist eines der gediegensten Sammelwerke deutscher Wissenschaft. Sein Herausgeber, Max Ebert, starb beim Abschluß des 14. Bandes. Ein schöneres Denkmal für ihn kann man sich kaum denken als dieses stolze Werk. Für die Wissenschaft und Schule ist es auf verschiedenen Gebieten, besonders für Vorgeschichte, Religionswissenschaft, Geschichte, Volkskunde, Kunstgeschichte, Erdkunde eine bedeutende Grundlage der Forschung und für den Lehrer oft fast unentbehrlich; darum sollte es soviel wie möglich auch in Schulen sein.

Archiv für Religionswissenschaft vereint mit den Beiträgen zur Religionswissenschaft der religionswissenschaftlichen Gesellschaft in Stockholm, herausgegeben von O. Weinreich und M. P. Nilsson, 28, 1930, Leipzig, Teubner, 400 S.

Für religiöse Volkskunde ist diese Zeitschrift sehr wichtig. Sie ist vielseitig und gediegen. Ich führe einige Arbeiten an: L. Radermacher, Zur Charakteristik neutestamentlicher Erzählungen; R. Reitzenstein, Eros und Psyche; O. Weinreich, Eros und Psyche bei den Kabylen; Bielohlawek, Komische Motive in der homerischen Gestaltung des griechischen Göttermythus; L. Sternberg, Der Adlerkult bei den Völkern Sibiriens; Scheftelowitz, Der göttliche Urmensch in der manichäischen Religion; Lewy, Zum Dämonenglauben; Börtzler, Zu den antiken Chaoskosmogonien; Jacoby, Ein Berliner Chnubisamulett; Marmorstein, Der hl. Geist in der rabbin. Legende; Weinreich, Ein Spurzauber; Wittekindt, Nachleben Dionys. Mysterienriten?; Kerenyi, Teiche und Wölfe in Mittelgriechenland; E. Klein, Der Ritus des Tötens bei den nordischen Völkern. Eugen Fehrle.

Leo Jutz, **Die alemannischen Mundarten.** (Abriß der Lautverhältnisse.) Mit 1 Karte, gedruckt mit Unterstützung der österr.-deutschen Wissenschaftshilfe, Halle (Saale), 1931, Max Niemeyer, XII und 289 Seiten, geh. 16 Mk.

Leo Jutz macht den Versuch, die in Zeitschriften und Doktorarbeiten weit verstreuten und zum Teil schwer zugänglichen Arbeiten zur alemannischen Mundart in eine Gesamtdarstellung zu bringen. „Das Buch soll nicht eine erschöpfende Untersuchung der alemannischen Lautverhältnisse, sondern nur einen Abriß der-

Digitized by Google

selben darstellen." So schwierig ein solches Unternehmen ist, so dankbar ist es, ermöglicht das Buch doch ein erleichtertes, gründliches Arbeiten auf dem Gebiet der alemannischen Mundart auch denen, die fern von großen Büchereien sind. Die Einleitung gibt an erster Stelle die Mundartgrenzen, dann deren Alter und Entwicklung, behandelt die Sprachinseln, die Gliederung der Mundarten und das bisherige Schrifttum darüber. Nach diesen gründlichen und ausführlichen Einleitungsabschnitten folgt dann die eigentliche Lautgeschichte. Es werden behandelt: Vokale, Diphthonge, die Vokale vor Nasal und Spirant, Rundung und Entrundung, die Dehnung, die Kürzung, Konsonanten. Ein Wörterverzeichnis und eine reiche Karte erleichtern den Gebrauch des Buches. Der Verfasser folgt nicht immer ganz genau seinen Vorarbeitern. Aus der Gesamtschau heraus und im Hinblick auf die Mundartverhältnisse der deutschen Nachbarn wagt er Änderungen, ohne sich in ermüdende Streitfragen näher einzulassen. So erscheint die Fülle gebändigt und die Einzelerscheinungen sind leicht auffindbar.

Von dieser Stelle aus soll ein andermal näher auf das Buch eingegangen werden, für heute genüge dieser Hinweis.

Karlsruhe. Ernst Fehrle.

1. **Oberpfälzisches Heimatbuch.** Herausgegeben von Karl Winkler. Illustriert von Hans Laßleben. 1032 S., 1 Karte. Oberpfalzverlag M. Laßleben, Kallmünz, 1929, geb. 12 Mk.

2. Kurz, Joh. Baptist. **Oberpfälzisches Heimat- und Bauernbuch.** Mit 85 Illustrationen, 123 S. Verlag G. J. Manz, Regensburg, 1930. Kart. 6 Mk.

1. Die Oberpfalz, ihrer Bodenbeschaffenheit und kargen Erwerbsmöglichkeit wegen oft nur als Steinpfalz bezeichnet, ist keine unserer besonders gut gekannten und besuchten Landschaften. Und doch wohnt dort ein gesundes, zähes Bauernvolk, das Jahrhunderte hindurch treue Grenzwacht gegen das Slawentum hielt und sich dieser Aufgabe im letzten Jahrzehnt gesteigerter nationalistischer Bestrebungen der Tschechen erneut bewußt wurde. Das vorliegende Sammelwerk von mehreren hundert kleinen Aufsätzen über Natur, Geschichte und Kunst, Volkstum und Erwerbsleben des Gebietes, gutenteils früher schon in Büchern und Heimatschriften veröffentlicht, will in erster Linie die Heimatliebe und Heimatverbundenheit der Oberpfälzer fördern, darüber hinaus aber allgemein Sinn für das Grenzland wecken, das in seinem Waldland, besonders in dem noch wenig berührten Böhmerwald, auch dem Wanderfreund Reize zu bieten hat. Ob der angestrebte Zweck bei einer solch magazinartigen Anhäufung voll erreicht wird, mag freilich bezweifelt werden. Dem Herausgeber wäre für eine zweite Auflage eine Zusammenziehung des Wesentlichen anzuraten. Der halbe Umfang des Buches und damit ein halb so hoher Preis würden mehr Aussicht bieten, es zum Haus- und Heimatbuch werden zu lassen.

2. Im Gegensatz zu Winklers Sammelwerk ist der Band des durch sein Wolfram von Eschenbach-Buch bekannt gewordenen Kanonikus Kurz ganz von ihm selbst geschrieben, darum mehr aus einem Guß und lesbarer. Es ist seiner volkstümlichen Sprache wegen im besten Sinn ein Bauernbuch, stellt auch die Schicksale der Landwirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart, des Bauern Siedlung, Dorf und Bauernhof in bevorzugter Weise dar. Daneben ist ein Kapitel dem Leben in den oberpfälzischen Kleinstädten gewidmet. Mit besonderer Liebe wird der Böhmerwald uns nahe gebracht, unterstützt durch manche Bilder. Schließlich ist auch in einigen Abschnitten das Wichtigste aus der Geschichte der Oberpfalz, vornehmlich aus der Zeit der Hussiteneinfälle fesselnd dargestellt.

Freiburg i. Br. Johannes Künzig.

Digitized by Google

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde
Schriftleiter: Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, Werderstr. 24
2. Heft 6. Jahrgang 1932

Aus Wilhelm Raabes Werk.

Von Prof. Dr. Ernst Fehrle, Karlsruhe.

Abkürzungen und Quellen: (H.P.) = W. Raabe, Der Hungerpastor, Deutsche Buchgemeinschaft. Verlagsanstalt H. Klemm, Berlin-Grunewald o. J.; (A.T.) = W. Raabe, Abu Telfan, 13. Aufl. H. Klemm, Berlin-Grunewald o. J.; (Sch.) = W. Raabe, Der Schüdderump, 15. Aufl. H. Klemm, Berlin-Grunewald o. J. Für die Einführung in W. Raabes Lebenswerk nenne ich aus dem reichen Schrifttum nur: H. Spiero, Raabe, Leben, Werk, Wirkung², Wittenberg o. J. (mit vielen lit. Angaben). Sonst seien genannt: H. Höffding, Humor als Lebensgefühl, Teubner, Leipzig und Berlin, 1918; Th. Lipps, Komik und Humor², Leipzig, 1922. L. Lévy-Bruhl, Das Denken der Naturvölker, 2. Aufl., 1926; Knabenhans, Zur Psychologie des primitiven Menschen, Schweiz. Archiv f. Volkskunde 23 (1920/21), 121 ff.; Thurnwald, Primitives Denken, Reallexikon der Vorgeschichte, hgg. von Max Ebert, 10, 294 ff.

Wenn wir die Werke Wilhelm Raabes lesen, so fällt uns auf, wie genau er das Leben kannte. Die Lebensnähe ist spürbar aus jedem Wort, das er gab. Das zieht ungemein an in einer sachlich gerichteten Zeit wie es die heutige aus freien Stücken und aus Not geworden ist. Wir bemühen uns, alle großen Gesten abzutun, alles „Theater" fallen zu lassen, wir wollen schlicht und einfach werden, ehrlich und wahr. Kein Wunder, wenn wir uns zu den Führern wenden, die das immer gewesen sind wie Wilhelm Raabe. Einige Beispiele aus den bekanntesten Werken als Beleg: Von der Mutter des Hungerpastors sagt er: „Eine recht ungebildete Frau war die Witwe des Schusters. Lesen und Schreiben konnte sie kaum notdürftig, ihre philosophische Bildung war gänzlich vernachlässigt, sie weinte leicht und gern. In der Dunkelheit geboren, blieb sie in der Dunkelheit, säugte ihr Kind, stellte es auf die Füße, lehrte ihm das Gehen; stellte es für das ganze Leben auf die Füße und lehrte ihm für das ganze Leben das Gehen. Das ist ein großer Ruhm, und die gebildetste Mutter kann nicht mehr für ihr Kind tun" (H.P. 20). In die einfachsten Worte ist eine große Lebenswahrheit eingeschlossen. Schlichter und eindringlicher findet man wohl kaum irgendwo die Aufgabe einer Mutter dargestellt. Der Satz „sie weinte leicht und gern" bezeichnet treffend die Seelenlage des einfachen Menschen, der die Welt nicht genügend überschaut und kennt, um von ihr unabhängig zu sein. Ihn schreckt noch so vieles Dunkle und Ungeklärte. Kinder und in der Frühzeit der Kultur stehende Menschen erlösen sich aus einer augenblicklichen Dumpfheit, aus unerklärlichem Druck durch Lachen und Weinen. Ein erhöhtes Ausdrucksverlangen lindert starke innere Erregungszustände gefühlsmäßiger Art in Tränen. Geistig einfach gebliebene Menschen antworten ebenso auf innere Spannungen,

Digitized by Google

seien sie nun triebhafter oder gefühlsmäßiger Natur, sobald sie die Zusammenhänge des Geschehens in der Welt nicht erfassen und ihre eigene Bedingtheit lebhaft fühlen. Ein anderes Beispiel von Lebensnähe, ein heilsam Wörtchen auch für unsere Zeit: „Der Oberst und der Pastor wußten auch keinen Rat . . . sie schüttelten nur die Köpfe, und dadurch ist nur selten ein Ding besser geworden in der Welt" (H.P. 396). Im Abu Telfan hat Wilhelm Raabe einen jungen Menschen nach abenteuerlicher Irrfahrt aus Krieg und Gefangenschaft zurückkommen lassen und die Schwierigkeiten aufgezeigt, die das Wiedereinleben in geordnete bürgerliche Kreise macht. Er hat nicht so viel Luft dazu verbraucht wie Remarque in seinem Weg zurück oder wie das Zeittheater mit dem Drama „Karl und Anna". Schlicht und einfach sind die schweren Gegensätze unserer Zeit vorweggenommen, sachlich ist jede Erfahrung aufgezeichnet. Dem dritten Stuttgarter Roman, dem Schüdderump, gab das Pestleichenfuhrwerk den Namen, ein hoher, schwarzer Karren auf zwei Rädern, den man durch einfaches Ziehen eines Riegels vor dem Massengrab umkippen lassen konnte, so daß er sich ohne weitere Beihilfe seiner grausigen Last entledigte. Der Totengräber des Ortes zeigte ihn dem Fremden mit den Worten: „Will der Herr vielleicht einmal die Maschinerie selber probieren? Ich versichere den Herrn, es ist bequem für beide Parteien" (Sch. 4). Der Totengräber, ein Mann, durch seine Hantierung gelassen geworden, ein Lebenskünstler aus Erfahrung, weiß auch noch aus dem Grausig-Großen einen kleinen Vorteil zu ziehen. Die nüchtern sachliche Art, mit der er Tod und Leben gegenübersteht, alle Gegensätze ausgleicht, erschüttert in ihrer trockenen Selbstverständlichkeit und erhebt in ihrem gleichmütigen Abstandhaltenkönnen von den Schrecknissen und Freuden der Welt.

Ein anderes Beispiel zeigt Raabes Spott über Lebensfremdheit und barockes Schwülstigtun in Würden im Gegensatz zur Leistung in der Tat. Henning, der jüngste Sproß auf dem Lauenhofe, wird erzogen von einem armen Fräulein aus Frankreich, von den Hofbewohnern „Frölen Trine" genannt, sie selbst, eine Emigrantentochter, schreibt sich: „Très noble et très puissante Dame Comtesse de Pardiac, Dame Haute-Justicière du Comté de Valcroissant, née Chevalière de Malte par privilège accordé par le Pape Honorius III à la très illustre famille de Jehan de Brienne, premier Prince de Tyr et ensuite Empereur de Constantinople. Zu deutsch: Sehr edle und mächtige Frau, Gräfin von Pardiac, Frau und Gerichtsherrin der Grafschaft Valcroissant, geborene Ritterin von Malta zufolge des Privilegs des Papstes Honorius des Dritten, verliehen der sehr glorreichen Familie Johanns von Brienne, ersten Fürsten zu Tyrus und späterhin Kaisers von Konstantinopel. (Sch. 13.) Und so geschwollen und geschraubt erzieht sie den Buben auch. Raabes Zuneigung geht ohne Zweifel — das sehen wir aus dem barocken Spottitel — ganz auf die Seite einer bäuerlich-derben Auffassung über das Wesen der Kindererziehung: Die wachsen von selber auf, meint der Bauer, mit der lieben Jugend im Stall hat man viel mehr Not. Henning ist zum erstenmal durchgebrannt, zu gleicher Zeit ein fettes Schwein. Beide kehren zur selben

Digitized by Google

Regenwetterstunde am späten Abend heim. Der ganze Hof ist in Aufregung um die Sau beschäftigt. Jane Warwolf bringt in diese Lage den Buben herein und meldet der Gutsherrin das Ereignis. „Richtig! Natürlich! Munter", sagte die Gnädige, versetzte ihrem Sprößlinge im Fluge eine tüchtige Maulschelle und widmete sich, ohne weitere Zeit für ihn übrig zu haben, von neuem mit Energie dem Hinterteil des Borstentieres, welches letztere noch immer eine heftige Abneigung gegen seinen Stall kundgab und nur geschoben seitwärts sich demselben zubewegte" (Sch. 104). Daß seine Erzieherin, die geborene Ritterin von Malta, über diese massive Lebensart fast in Ohnmacht fällt, ist nicht verwunderlich. Hennings Mutter, die gesunde, adelige Bäuerin stellt beide, Erzieherin und Sohn, „als einmal" wieder in die wirkliche Welt: „Nun, Frölen, jetzt tun Sie mir die einzige Liebe an und machen Sie mir den Bengel nicht ganz verrückt. Weiß der Himmel, nächstens muß ich ihn noch mit den Hämmeln auf die Weide schicken, damit er nicht verlernt, daß das Gras grün ist, und daß der Regen naß macht" (Sch. 46).

Außer der Vorliebe für Gegensätzlichkeit, die dem Volke so liegt, und außer der Lebenserfahrung zeigt dies letzte Beispiel auch eine andere Seite von Raabes Geistesgut. Die Anschauungsnähe des künstlerischen Erlebens. An Stelle des reinen Denkens setzt er wie das Kind und wie der in der Frühzeit der Kultur stehende Mensch gerne das Bild. „Das alles muß einem hier in Wien klar werden", sagt er im Schübderump einmal, „hier, allwo jeder, der Ihnen begegnet, vor Behagen kaum Platz in seiner Haut zu haben scheint!" (Sch. 304). Treffsicherer und kürzer kann man das alte Wien nimmer charakterisieren. Der Begriff behaglich ist durch den Bildzusatz unverlierbar deutlich geworden.

Diese wenigen Beispiele schon zeigen einen Dichter, dessen Sprachsicherheit und Formvermögen auf klarster Lebensschau und feinstgestimmtem künstlerischen Einfühlungsvermögen auch in die Kunstmittel erwachsen sind. Ein Beispiel aus dem Abu Telfan: Nikola von Einstein hat sich für die Sommerfrische auf einem nahrhaften Gutshofe obendrin ein liebes Stüblein eingerichtet. Davon sagt Raabe: „Es war wie eine Rosenknospe auf einem Korb voll Käse" (A.T. 106). Den Schneider und Hauswirt Täuberich-Pascha redet das Professorentöchterchen Serena Reihenschlager so an: „Sie sind ein gefühlvoller Mensch und ein personifiziertes Dämmerstündchen" (A.T. 281). Von gleicher Anschauungsnähe und zwingender Bilderfülle sind auch die sprichwörtlichen Redensarten, die Raabe recht gern einfügt. Der Schuster Grünebaum sagt zu seinem Schwager, als die späte Geburt eines Sohnes den Haushalt aus dem Gleichgewicht bringt: „Laß es gehen, wie's will; wenn die Katze vom Dach geworfen ist, muß sie sich erst besinnen" (H.P. 10). Vom Oheim selbst heißt es: „Er hielt sich für einen ungemein praktischen und klaren Kopf und blies Verachtung durch die Nase, ohne zu bedenken, daß das beste Pfeifenrohr verschlämmen kann" (H.P. 25). Als Hans Unwirrsch ins Studium muß, wird der Abschied von Mutter und Base schwer. „Na denn, Christine," rief der Oheim Grünebaum, „haue deinem Lamento den Schwanz ab und gib jetzt den Jungen frei. Habt Euch nicht, Base Schlotterbeck, Ihr seid doch sonsten ein fermes

Digitized by Google

Frauenzimmer. O Weibsen, Weibsen, ihr seid mir ein paar rare Exemplare, und nun hat der Junge auch wieder an der Zwiebel gerochen. Ach, Du liebster Gott, wenn das nicht über alle Fontänen geht, so will ich mir meine eigene Nase befohlen, beflecken und vorschuhen... Und jetzt ist es aus und zu Ende damit, sage ich euch; der Deibel hole eure Wasserwerke! Packe auf, Hans, und marsch! Die Weiber bleiben zurück von wegen dem öffentlichen Anstand; ich als unaffizinierter Vormund marschiere mit bis zum Tor, und dann Gott befohlen und 'n fröhliches, fideles Wiedersehen!" (H.P. 121). Hans findet in der Musenstadt ein Zimmer, aber was für eins: „Es war ein Loch, nehmt alles nur in allem; aber Hans Unwirrsch verlebte auch hier glückliche Stunden, und das griechische Wort, daß Olymp und Tartarus jedem Erdenflecke gleich fern und gleich nah seien, bewährte sich auch hier wieder." Raabe fügt hinzu: „Es waren recht kluge Leute, diese alten Griechen!" (H.P. 129.) Noch ein Schlußbildchen: „und jedermann schnitt solche Gesichter, ein Leichenstein hätte lachen müssen" (H. P. 470). Die Lebensnähe der dichterischen Schau, die Sachlichkeit der Darstellung, der Anschauungszwang, den die Bilder uns auferlegen, alle diese Feststellungen sind wohl durch die bisherigen Proben genügend belegt.

Anziehend zu beobachten ist auch, daß Raabe jede Person in der ihrem Berufe, ihrem Bildungsgrad und Charakter angemessenen Sprache reden läßt. Umgangssprache, Standes- und Berufssprachen kommen reich zur Geltung. Auch die Bilderwelt, der Wortschatz, die Satzbildung sind genau auf den Gemeinschaftskreis abgestimmt, dem der Erlebende zugehört. Sei das nun der Gymnasialprofessor und Doktor der Philosophie, Blasius Fackler oder der Herr Fabrikant, sei es der abgedankte alte Leutnant Götz oder seine Schwägerin, die Geheimrätin Aurelie Götz geborene von Lichtenhahn, der Junggeselle, die Witwe, die Tante Schnödler, sie alle haben ihre „Hecke" und aus der heraus denken und erleben sie, über diese Gebundenheit kommen sie weder dem Inhalt noch der Form ihres Erlebens nach jemals hinaus. Ein paar Proben zeigen auch das: Immer, wenn der Leutnant Götz von seiner Jugend erzählt, haben wir die derbe Soldatensprache: „Seine lustigen Burschen haben ein fideles Ende für diesmal gemacht und dem Feinde die Plempe zu guter Letzt noch mal tüchtig durch die Fressage gezogen" (H.P. 198). Der Herr Geheimrat Götz, des abgedankten Leutnants Bruder, redet eine andere Sprache: „Franziska hat mir alles referiert ... wir müssen nun die Nora tragen, wie wir können ... sie notifizierte es uns ... völlig rätselhafte Intensionen. Mein Einfluß ist in dieser Beziehung ziemlich irrelevant und ich vermag ipso facto nicht ..." usw. Es ist schade, daß Leute, die heute noch von „globaler Relevanz" reden, statt einfach zu sagen von großer Bedeutung, oder wörtlicher von Weltbedeutung, schade, daß sie diese Stelle nicht immer wieder einmal vorgelesen bekommen.

Für den Hof- und Marktschreierton ist die Entwicklung der deutschen Geschichte, wie sie Raabe im Abu Telfan (136—141) gibt, ein ergötzliches Beispiel.

Mit einer anderen Gesellschaftsschicht eine andere Sprache: Der schnell zu Ansehn und Reichtum gekommene Fabrikant der fünfziger Jahre des

Digitized by Google

Braut und Bräutigam aus Gesees im Mistelgau

Probetafel aus

Helm, Deutsche Volkstrachten. Mit 115 Trachtenbildern (aus dem Germanischen Museum in Nürnberg) auf 48 schwarzen und 8 farbigen Tafeln, Kart. Mk. 4. J. F. Lehmanns Verlag, München 2 SW.

Digitized by Google

Deutsche Volkstrachten

aus der Sammlung des Germanischen Museums in Nürnberg

Herausgegeben von Rudolf Helm

Konservator am Germanischen Museum in Nürnberg

Mit 115 Trachtenbildern auf 48 schwarzen und 8 farbigen Tafeln

Preis kartoniert Mk. 4.–

Mit der weitberühmten wundervollen Trachtensammlung des Germanischen Museums wird der Allgemeinheit ein besonders reizvolles Feld deutscher Volksart erschlossen; diese Sammlung gibt etwa den Stand der deutschen Volkstrachten um die Jahrhundertwende wieder. Das ist insofern ein großer Vorteil, als bei dem leider so schnellen Verschwinden der Trachten auf diese Weise noch viele Trachten aufgenommen werden konnten, die heute im Aussterben begriffen sind. Die Reichhaltigkeit dieser Sammlung zeigt so recht, wieviel das deutsche Volkstum zu verlieren im Begriff steht, wenn nicht bald der immer weiter um sich greifenden Gleichmacherei Einhalt geboten wird. Das Buch wendet sich daher an alle, seien es Einzelne oder Vereine, die gewillt sind, für die Erhaltung der schönen, bedeutungsvollen Volkstrachten einzutreten: besonders an alle Trachten- und Heimatvereine, Heimatmuseen, Sammler, Lehrer und Geistliche, Mitglieder von Jugend- und Wandervereinen usw., denn die Trachten erfüllen ihren Zweck ja nicht als Museumsschaustücke, sondern als Vorbilder lebendigen Volkstums.

Es sind Trachten aus folgenden Gegenden wiedergegeben (* bedeutet farbige Tafel):

1. Insel Marken, Holland, 2. Volendamm, Nordholland, 3. * Hindelopen, Westfriesland, 4. Vierlande bei Hamburg, 5. Probstei, Holstein, 6. Insel Föhr und Schleswig, 7. Mönchgut, Rügen, 8. * Waizacker bei Pyritz, Pommern, 9. Schönberg in Mecklenburg-Strelitz und Schlesien, 10. Ratibor i. d. Oberlausitz und Muskau, 11. Klitten i. d. Oberlausitz, 12. Burg im Spreewald, 13. Sachsen-Altenburg, 14. Meinsen bei Bückeburg, 15. * Wietersheim bei Minden und Lindhorst bei Stadthagen, 16. Bortfeld/Braunschweig, 17. Nördlicher Harz und Langeln bei Wernigerode, 18. Buchenau im hessischen Hinterland, 19. Römershausen und Buchenau, 20. Eisenhausen und Wallau im hessischen Hinterland 21.22.* und 23. Schwalm, Hessen, 24. Wolfshausen bei Marburg, 25. Pohlgöns bei Gießen, 26. Eichenfürst im Spessart, 27. Schweinfurt und Ochsenfurter Gegend, 28. Gosberg bei Forchheim und Saal im Grabfeld, Franken, 29. Kraftshof bei Nürnberg, 30. 31.* Gefees im Mistelgau bei Bayreuth, 32. Egerland, 33. Niederbayern, Abensberg bei Kelheim und Labertal, 34. Aichach bei Ingolstadt, 35. Dachau und Schliersee, 36. Buchloe und Allgäu, 37. und 38. Betzingen in Schwaben, 39. Rottenburg am Neckar und Rothenberg bei Alpirsbach, 40. * Schleital bei Weißenburg und Hausbergen im Elsaß, 41. Schonach und St. Georgen im Schwarzwald, 42. Mühlenbachtal und Kirnbachtal im Schwarzwald, 43. * Grafschaft Hauenstein und Oberprechtal im Schwarzwald, 44. Schwenningen in der Baar und Schütterwald bei Offenburg, 45. Appenzell, 46. Amt Knonau und Fricktal, Kanton Zürich, 47. Lötschental im Wallis und Sursee im Kanton Zürich, 48. Montafon, Vorarlberg und Lechtal, Nordtirol, 49. Passeyertal, Südtirol und Defereggental, Osttirol, 50. Gegend von Sterzing, 51. Enneberg, Südtirol, 52. * Sarntal, Südtirol, 53. Alpachtal, Nordtirol und Buchenstein, Südtirol, 54. Gröden, Südtirol, 55. Lienz, Osttirol und Pustertal, Südtirol, 56. Thiers, Südtirol.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Digitized by Google

letzten Jahrhunderts möchte seinen Söhnen etwas Bildung durch einen Hauslehrer geben lassen „ein wenig von dem, was ihr Herren die Humaniora nennt", sagt er zu Hans Unwirrsch: „Setzen Sie nur Ihren Trichter an, lieber Herr, und füllen Sie auf; — Bildung ist eine schöne Gegend, und etwas Latein kann gar nicht schaden. Wissen Sie, es gibt so viele Fremdwörter in der Welt und dergleichen. Latein ist auch eine sehr schöne Gegend und gar nicht zu verachten, aber immer mit Maß, immer mit Maß. Na, trichtern Sie nur, ich will die Augen schon offen halten" (H.P. 178). Die gute Base Schlotterbeck erzählt in breitem Nebeneinander, wie ihr die Dinge einfallen: „Der Herr Professor Fackler, der jetzt recht alt und kümmerlich wird und seine Eugenie hat gefreit, aber die andere ist noch zu haben, hat dasselbe gesagt." (H.P. 287.) Ein Bild hat das andere ausgelöst, sie erscheinen ohne logische Notwendigkeit, die Base hat aber einmal in der Schule gelernt, daß jeder Satz seine Aussage haben muß, so klebt sie eine hinter die Assoziationen. Ganz ähnlich ruft beim Schuster Grünebaum ein Gleichklang einer ganz anderen Gedankenreihe, wenn er sagt: „Was will der Mensch . . . , wenn er sich den letzten Zahn an seiner trockenen Brotrinde ausgebissen hat und der Podagra in seine Zehen murxt, welches mich darauf bringt, daß der Nachbar Murx auch erlöst ist, und ich habe sein Spanisches erstanden in der Auktion" (H.P. 285). Von seinem gelehrten Schusterdeutsch nur noch einen Briefanfang: „Hochzuverehrender Nevö, insbesondere geliebter Herr Theologus Candidatiä, Studio und Hauspräzeptor, Wohlgeboren! Insbesondere von wegen dem nassen Sommer, das ewige Geregne, dem Dreck und die verwandschaftliche Liebe und Affektion übersende ich ein Paar Stiebeln mit doppelte Sohlen und dem Wunsch, daß sie mit Gesundheit verrissen werden möchten" (H.P. 284). Raabe knüpft auch sonst gern assoziativ an: „Die Schaffner und die Reisenden hatten sehr rote Nasen. Rotgeweinte Augen hatte die Frau Brandenauer..." (H.P. 431) oder an anderer Stelle: „Da das Lämmerweiden und Scheren ein wenig aus der Mode gekommen ist, so fiel man sich einander gegenseitig in die Wolle, und es mangelte nicht an Scherereien allerart" (H.P. 20). Raabe selbst prickelt es, dem Spott auch Form zu geben. So heißt es im Abu Telfan vom Familientag: „Das germanische Spießbürgertum fühlte sich dieser fabelhaften, zerfahrenen, aus Rand und Band gekommenen, dieser entgleisten, entwurzelten, quer über den Weg geworfenen Existenz gegenüber" — gemeint ist der zurückgekehrte Hagebucher — „in seiner ganzen Staats- und Kommunalsteuer zahlenden, Kirchenstuhl gemietet habenden, von der Polizei bewachten und von sämtlichen fürstlichen Behörden überwachten, glorioſen Sicherheit und sprach sich demgemäß aus..." (A.T. 39).

Die Reihe genügt, Raabes Wirklichkeitstreue und Sprachsicherheit von dieser philologischen Seite aus zu zeigen. Gucken wir ihm weiter in seine geistige Werkstatt: Lebensnähe, Anschauungszwang, Standes- und Berufssprachen, der Bilderschatz haben uns seine bauernmäßige Sachlichkeit gezeigt, aber auch sein hohes Formempfinden. Zu diesem feinen Spürsinn in Wort- und Satzwahl noch einige Beobachtungen: Mehrfach verwendet der Dichter bezeichnenderweise den Wessenfall, wenn er einen wider-

Digitized by Google

wärtigen Menschen oder eine widerliche Lage zeichnen will, so wie er im letzten Beispiel als Ausdruck eines geschwollenen Spießerselbstbewußtseins. die Häufung der Mittelwörter anwandte. So heißt es bei der Geldgier und Herzlosigkeit von Moses Freudenstein: „Die Zähne des Sohnes dieses alten Mannes schlugen aufeinander" (H.P. 114). Eine ähnliche Genetivhäufung zeichnet noch einmal eine widerliche Lage: „Sie nahmen stumm ihre Plätze nebeneinander ein; der giftige Schatten des Sohnes des Trödlers Samuel Freudenstein aus der Kröpelstraße lag zwischen ihnen" (H.P. 277). Daß diese Verwendung der stelzenden, steifen Wessenform Absicht ist, Formempfinden und Stilgefühl, ist bei Raabe selbstverständlich. Ganz glücklichen Gebrauch macht er von der Wiederholung um der Eindringlichkeit willen. Einzelne Beispiele wurden schon gebracht. Drei weitere für viele: „Schon lehnte ich mich mit einem unwillkürlichen Seufzer der Befriedigung zurück in den Lindenschatten" (Das Nachstellen der Ortsbezeichnung kennzeichnet die behagliche Befriedigung), als ein kleines, schwarzes Männlein, welches auf der Bank an der anderen Seite der Tür saß, eine kleine, kurze, schwarze Pfeife rauchte..." (Sch. 2). Manchmal benutzt Raabe eine Art Kettentechnik, wie sie sonst die Abzählreime der Kinder haben: „Hinter der Kirche befand sich der Kirchhof; dicht am Kirchhofe lag meines Begleiters Amtswohnung, und dicht neben meines Begleiters Amtswohnung war ein uraltes steinernes Gewölbe, abgesperrt durch eine rostige, schwarze eiserne Gittertür. Diese Tür ..." (Sch. 3). Die wiederholende Anknüpfung bereitet durch beide Beispiele hindurch den unheimlichen Anblick des Schübderumps vor. Steigerung der Spannung durch Wiederholung. Wenn Raabe an anderer Stelle sagt: „Und die Butterweiber kamen im Butterweibertrab ..." (H.P. 124), so hört man und sieht sie laufen.

Tun wir nochmals einen Blick in das neuere Schrifttum, um Raabe deutlicher zu sehen. Mancher Sonderling ist uns in den bisherigen Beispielen schon begegnet. Unser Dichter hat sie gern, und wir halten uns auch noch einmal bei ihnen auf. Sind sie nicht gerade Anlaß auch zur neuen Dichtung? Freilich! Aber mit Unterschied: Bei Raabe hat jeder dieser Käuze eine ganz strenge Forderung an das Leben zu stellen, bei den gestrigen Dichtern wird er wegen der ausgefallenen Seelenlage selbst ans Licht gezogen. L. Hagebucher z. B. ist kein Abenteurer, keiner, der sich nur seinen Trieben überläßt, wie das so gern und ausgiebig geschildert wurde als Nervenkitzel der vergangenen Jahre. Raabes absonderliche Gestalten wurzeln zutiefst in ihrer „Hecke", einer Gemeinschaft, die sie bedingt. Die Leute dagegen, die so gern das Wort kollektivistisch gebrauchen, geben meist ausgeklügelte Individualitäten. Deren Seelenornamentik geht ihnen über den Seelenbau. Sie haben immer Angst, man könnte sie und ihre Geschöpfe für normal halten, für gesund. Einfach sein ist für sie eine Schande. So errichtet man seit Jahrzehnten allem Bloßabsonderlichen, auf der Schattenseite des Daseins Liegenden, Altäre, man schnüffelte, statt zu suchen, blendete statt zu erleuchten, trapierte statt zu kleiden. Leere wurde gleich Einfachheit und Größe zur Sensation und bloßer Mache herabgewürdigt. So arbeiteten schon viele Naturalisten, der Impressionismus trieb darin die barockſten Blüten und selbst der Expressionismus vertiefte diese

Digitized by Google

krankhafte Schau. Gott sei Dank, daß unsere Tage wieder wesentlicher werden, daß man die Tatsache auch dann wieder zu ehren beginnt, wenn sie einfach ist und gesund, daß man sie wieder hinausdeutet in den Weltenablauf in lebensstarken Farben und klaren Formen. Wir verstehen jetzt auch besser, daß Raabe im vergangenen Menschenalter wenig, im beginnenden nach Verdienst gewürdigt wird.

Die Art und Weise wie Raabe die Welt sah, ist nach all den Beispielen Sachlichkeit. Fragen wir einmal nach des Dichters Welt- und Lebensanschauung. Einfach und einsichtig ist die Entwicklung: ein Mensch von solcher Lebensnähe, von dieser Eindringlichkeit der Anschauung muß bald feststellen, daß es dieser Welt an vielen Stellen an Vollkommenheit gebricht. Statt des Guten herrscht der Durchtriebene, an Stelle eines bescheidenen Fachmannes bekommt der eitle Nichtskönner den Posten, der Heldentenorschritt und ein Abgang mit hinterherflatterndem Mantel finden Beifall, man könnte so fortfahren und käme dann am Ende seiner nüchternen Betrachtung dazu, zu sagen: die Welt ist schlecht, wie sie ist. Manchmal scheint es, Raabe wolle so sagen. Wer im Leben scharf zusieht, wiederum wer sachlich ist, der findet aber auch die schellenklingende Leere der genannten Herrschenden, ihre ewige, kaum zu verbergende Unsicherheit, der findet aber auch andererseits, daß immer, wenn es einmal wirklich drauf ankommt, in allen großen Augenblicken, in denen die Welt wirklich den Atem anhält, eben doch das Gute, Starke, Gesunde, Große den Ausschlag gibt, mit anderen Worten, daß die Welt, wie sie ist, eben doch recht ist. Raabe vergißt über Gewinn und Verlust des einzelnen Menschen nie die Aufgabe der Menschheit: weiterzuwachsen an sittlicher Größe, gottähnlich zu werden. Jeder einzelne hat seinen Aufgabenkreis wohl für sich, ist aber auch ein Glied in der Kette von Adam bis zum letzten Menschen und damit verantwortungsbeladen für die Menschheit. Das weiß sogar der Oheim und Schuster Grünebaum. Als Hans ihn dadurch beleidigt, daß er kein Schuster werden will, sondern das Lateinische lernen, hält er diese zornmütige Rede: „So'n Knirps — will sich an der ganzen ehrbaren Schusterei vergreifen! — der Deibel —, wenn man's nicht mit höchsteigenhändigen Ohren gehört hätte, sollte man's nicht glauben — bis dahin, daß man's — mit seinen eigentümlichen Augen gesehen hätte — hallo! — Donner und Hagel, und als wenn nicht von Adam herunter ein ganzer Schwanz von Schustern hinge, einer am andern, und diese miserablige, naseweise Kröte, das Exkrementum von die ganz achtbare und notable Reihe!" (H.P. 66). Hans sollte also die Verantwortung spüren, die ihm als Jüngstem auferlegt ist, die ganze Menschheitsschusterei weiterzuführen.

Hier ist das lustig gesagt, Raabes ernste Menschen erleben es aber auch ebenso ernst. Der Schuster Anton Unwirrsch hat den großen Hunger nach Erkenntnis und Sichverschwendenkönnen gelitten und nicht gestillt bekommen: „Der Sohn sollte und mußte erreichen, was der Vater nicht erreichen konnte" (H.P. 16). Und am Ende des Buches, nachdem im Hungerpastor des Vaters Ziel erreicht war, sagt Raabe: „Gib deine Waffen weiter, Hans Unwirrsch!" (H.P. 480). Ist für jemand, der zur Welt nur „nein" sagt, dieser Ewigkeitsgedanke möglich? So sehen wir den großen

Digitized by Google

Rahmen zu jedem Raabeerlebnis weltbejahend gezogen. Den Rahmen. In der Bildfläche selbst fehlt es nicht an Zweifeln. Schon bei der Geburt des späteren Hungerpastors heißt es: „In einem niederen, dunkeln Zimmer, in das wenig frische Luft und noch weniger Sonne drang, erwachte Hans zum Bewußtsein, und dies war in einer Hinsicht gut; er fürchtete sich später nicht allzusehr vor den Höhlen, in welchen die bei weitem größere Hälfte der an den Segnungen der Zivilisation teilnehmenden Menschheit ihr Dasein hinbringen muß. Sein ganzes Leben hindurch nahm er Licht und Luft für das, was sie sind, Luxusartikel, die das Geschick gibt und verweigert, und welches es lieber zu verweigern als zu geben scheint" (H.P. 20). Die sogenannten Segnungen der Zivilisation sind in grassen Gegensatz zum Kulturgedanken des umspannenden Rahmens gestellt. Daß Hans sein Leben lang Licht und Luft für Luxusartikel nahm — und Raabe betont ausdrücklich, daß sie das seien, das ist jene reine Demut, von der Max Scheler sagt, daß sie „ein Modus der Liebe" sei. Es ist der Standpunkt, „daß Nichts verdient sei und Alles Geschenk und Wunder!" Es ist diese Demut „eine Tugend der geborenen Herren", deren Herrschaft sich „in einer tief geheimen Dienstbereitschaft" an denen, über die sie herrschen, vollzieht, während das Gegenspiel, der „Servile" sich „nur aus Mangel an Kraft dienend verbeugt", also dort, wo er muß, sonst aber herrschen will. Die Lebensweisheit auf der Straße nennt diese Sorte Menschen einfach „Marke Radfahrer": sie buckeln nach oben und treten nach unten. Das Ausgucken des eben angeführten Raabebildes gibt zum Schluß noch einen Zweifel: „das Geschick gibt solche Luxusartikel, scheint sie aber lieber zu verweigern als zu geben. „Was überwiegt? Unstreitig die Bejahung des Lebens, denn Hans Unwirrsch wird ja in seiner stets dienstbereiten Herrschaft glücklich. „O welch ein Reichtum, — welch eine weite, weite Welt", rief das Fränzchen (seine Frau auf der Hungerpfarre), die Hände faltend. „Wie hätte ich in meinen kühnsten Träumen hoffen können, so überschwenglich reich, so unsäglich glücklich in so weitem Wirkungskreis zu werden. Ach, Johannes, wer hätte es gedacht, daß wir beide so glücklich werden könnten? Aber wir wollen auch glücklich machen; wir wollen nicht selbstsüchtig nur in uns allein leben, unsere Herzen sollen in unserer Liebe nicht enge werden; — wir wollen Liebe und Glück geben und beide sollen nicht weniger werden" (H.P. 425). Ganz deutlich hat Raabe in diese Stelle die Icherweiterung in die Welt hinein gearbeitet und das Glück der damit wachsenden Verantwortung und Verantwortungsfreudigkeit gezeichnet. Die beiden jungen Leute sind auf dem Wege des Menschheitswanderns ihrem Ziele, der Gottähnlichkeit, einen guten Schritt näher gekommen. Sie haben den eigentlichen Menschenberuf erkannt: gelöst von aller Eigensüchtigkeit, wollen sie andere glücklich machen, wollen Glück und Liebe geben, sich verschwenden, und das ist immer noch der schönste Beruf auf Erden. Daß Raabe nicht leichtsinnig zum Leben ja sagt, ist klar. Von ihm selbst kann man mit seinen eigenen Worten sagen: „Er gehörte nun einmal zu jenen glücklich-unglücklichen Naturen, die jeden Widerspruch, der ihnen entgegen tritt, auflösen müssen, die nichts mit einem Apage beiseite schieben können. Er hatte eben jenen Hunger nach dem

Digitized by Google

Maß und Gleichmaß aller Dinge, den so wenige Menschen begreifen, und welcher so schwer zu befriedigen ist und vollständig nur durch den Tod befriedigt wird" (H.P.257). Darum läßt er Nikola von Einstein sagen: „Ich bin ich, und das ist das Leiden" (A.T. 31). Den ehemaligen Afrikaner Leonhard Hagebucher aber wie zum Trost: „Wem geschieht auf Erden etwas anderes als sein Recht?" (A.T. 294). Zusammengefaßt heißt das alles: „Es ist eine Freude, in der Wirklichkeit zu leben, so viele scharfe Ecken, boshafte Haken und heimtückische verräterische Fallgruben sie auch haben mag" (A.T. 314). Und dazu die Lebensregel: „Acht auf die Gassen, blick nach den Sternen!" Raabe sah die Gegensätzlichkeit im Leben wohl, er erkannte aber auch deren Notwendigkeit. Wie wollten wir das Gute erkennen und hochhalten, wenn es nur Gutes gäbe, wie könnten wir das Licht schätzen, wenn wir das Dunkel nicht hätten? Er sagt deshalb einmal, als zwei, die sich nicht kriegen durften, immer enger zusammenwuchsen: „Die Götter schufen sich eben nur einen Grund zum Lachen, und — wer will ihnen das verdenken in ihrer langweiligen, ewigblauen Seligkeit?" (Sch. 190). Damit kennzeichnet Raabe des Menschen Faustnatur: rastlos vorwärts, rastlos aufwärts, kein stille halten können in himmelblauer Seligkeit, das ist des Menschen Schicksal; sein Glück: der Verzicht, ein Heim bei der lieben Frau von der Geduld. In all das Jagen hinein aber rumpelt wieder der Pestwagen mit seiner verzweifelten Last: „So viel Lichter um uns her angezündet sein mögen, so hell die Sonne scheinen mag, auf einmal wissen wir wieder, daß wir aus dem Dunkeln kommen und in das Dunkle gehen, und daß auf Erden kein größeres Wunder ist, als daß wir dieses je für den kürzesten Moment vergessen konnten" (Sch. 247). Und doch ist der Mensch ein glückliches Geschöpf: das Wunder dieses Vergessens ist ja, Gott sei Dank, oft bei uns zu Gast. Der schwarze Karren holpert seltener durch unsere Straßen. Der Mensch ist glücklicherweise dazu angetan, das Böse der Vergangenheit leichter zu vergessen als das genossene Gute. Darum hofft er auch gern von der Zukunft viel von dem, was ihm die Erinnerung aus alten Tagen ließ. „O Gott, wie billig sind doch die Genüsse dieses Lebens, wenn man zu genießen versteht!" (Sch. 347).

Wodurch hat Raabe die Gegensätzlichkeit in der Welt überwunden? Durch den H u m o r. Entsteht doch Humor gerade auf dem Hintergrund solcher Gegensätzlichkeit. Ein Beispiel: das Haus des Vaters Hagebucher wird so beschrieben „Der Storch klapperte auf dem Dache des Steuerinspektors, die Schwalbe bewohnte ungestört ihr Nest an seinen Mauern; den frommen Tauben war alle Gelegenheit zu einer wünschenswerten Vermehrung geboten; über der Pforte stand der biblische Spruch: gesegnet sei dein Eingang und Ausgang, und hinter der Tür stand der dicke Knüppel für unverschämte Bettelleute, Handwerkgesellen und fremde Hunde ..." (A.T. 10). Sehen wir uns daraufhin auch einmal die Personen an: Da ist der Oheim Grünebaum, ein weltweiser Mann, aber nur ein „Pechschuster", wie ihn Hans einmal nennt, ein Schuster, der das Zeug hätte, Welten zu leiten, sich aber kaum ordentlich ernähren kann. Da ist der Meister Unwirrsch, kein Politiker wie sein Schwager, aber ein traumschwerer Dichterschuster mit dem großen Hunger nach Erkenntnis: muß auch Schuhe

Digitized by Google

flicken; die Base Schlotterbeck mit ihrem zweiten Gesicht, der Leutnant Götz: könnte Schlachten gewinnen, wenn es zu seiner Zeit nur welche gegeben hätte, die Professoren sind da, die Neuntöter am Stammtisch, alles Menschen, deren Gaben, deren Willen höchstgespannte Erwartungen setzen, die aber das Geschick auf einen zu niederen Wirkungskreis drückte, oder ihnen das Maul beim Dreschen verband, sei es durch einen Vorgesetzten oder die bessere Hälfte. Da ist ein Totengräber Spaßmacher, dort eine Höckerin Philosoph, die Armenhäusler und das liebe Vieh rechnen einander zusammen. Diese Personenwahl trägt allein schon die Gegensätzlichkeit der Welt in sich. Wem die Natur einen großen Verstand gab und das Geschick ein zu kleines Amt, der muß eben notwendigerweise ein Außenseiter werden im Guten oder im Bösen. Darum haben wir unter dem Volk so viele Käuze, daher kommen auch die edlen Räuber der Sage, daher die Steckenpferdreiter. Raabe liebt diese Sorte Menschen wie das Volk sie gern hat. Er liebt den Oheim Grünebaum und die Base Schlotterbeck mit einem ganz selbstverständlichen Überlegenheitsgefühl, wird sie nie auslachen, und lacht doch, wenn sie erscheinen, er lacht über die großen, guten Herzen, die so kleine törichte Worte haben. Raabe steckt aber auch in allen anderen Personen drin und trägt mit Großmut deren Last, siegt mit dem Ritter von Glaubigern sich zu Tode und stirbt als Sieger mit der Enkelin des Edlen von Haussenbleib, als wäre das im Ablauf der Welt so vorgezeichnet. Wehmut treibt ihn andererseits nach Hansens Lebenserfahrung zur kranken Mutter, und Sehnsucht führt zur Hungerpfarre in Grunznow. Immer aber spürt Raabe die großen Zusammenhänge, ist sich bewußt, daß die Welt ein Kosmos ist und darum auch das Kleinste in den großen Zusammenhang eingebettet, und das alles ist die Grundlage seines Humors. Ein schönes Beispiel dafür, wie Raabe alles zusammen sehen kann und auf den großen Hintergrund, bietet der Schüdderump: „Es war ein ziemlich heißer Tag; aber es war ein schöner und, sozusagen, nahrhafter Tag. Die Harzberge erhoben sich lachend im blaugrünen Glanz, über den Feldern und Wiesen lag jenes Flimmern und Zittern, welches auch über den Werken der großen Dichter liegt und überall die Sonne zur Mutter hat. Jeder Bauer verspürte den Tag wie einen Handschlag auf das Versprechen einer guten Ernte; jede Bäuerin schwitzte mit Behagen in den Abend hinein. Selbst aus den Ställen erklang das Gegrunz der Schweine wie ein mit Mühe unterdrückter behaglicher Jubel über die schönen Würste und fetten Schinken, welche die lieben Tiere für den Winterkohl des Jahres mit Selbstgefühl in der Stille heranbildeten" (Sch. 19). Sonnenglanz, Liebe, Schwitzen, Schöpferfreude im Dichterwerk und Schweinegrunzen, alles Ausstrahlungen e i n e r großen Einheit, alles ewigkeitsbezogen in geordnetem Nebeneinander. Wer natürlich unter solch einer seelischen Gesamthaltung die Mißerfolge, wer Zurücksetzung, Glücksfälle, Tagesschmerz und Eintagsfreude des einzelnen Menschen auf den Hintergrund des Menschheitsganzen sieht, dem kommen die Ungerechtigkeiten, Hintansetzung, jedes Beiseitegeschobenwerden, aber auch jeder augenblickliche Erfolg, Reichtum und Stellung, so klein vor, daß sie alle und jede Bedeutung verlieren. Macht aber

Digitized by Google

dann der liebe Nächste, der im Tagtäglichen sein Alles sieht, das übliche Geschrei und Theater um solche Kleinigkeiten, dann reizt es den andern, der den großen Hintergrund sieht, ganz einfach zum gutmütigsten Lachen. Dies Lachen ist vielleicht erst einmal da, dann zweimal, wir nehmen es anfänglich über uns selber erstaunt wahr, es schafft eine beglückende Zufriedenheit, und so gewöhnt sich der Mensch, zumal wenn er Veranlagung dazu spürt, zum Glück berufen ist, die Dinge dauernd so zu sehen, er hat, wie die Wissenschaft sagt, den großen Humor, für den es wie „in der Diplomatie nichts Großes und nichts Kleines gibt" (H.P. 284). Humor ist für ihn Haltung geworden, Seelenlage, Weltanschauung. Jetzt ist die Welt weder die schlechteste noch die beste, sondern sie ist, wie sie ist und ist recht so. Die Menschen tragen all ihr Glück und Unglück — das Schicksal also — einmal in ihrer Ablaufreihe, in der sie in Bewegung gesetzt wurden und dann, wenn sie diese Begrenzung ihrer selbst nach oben und unten, ihre Möglichkeit nach vorwärts und aufwärts erkannt haben, in ihrer eigenen Brust. Wer den großen Humor hat, aufgebaut auf einer strengen Sachlichkeit, wer dazu zum Leben ja sagt, der kann auch, wie der Bauer, den Tod ertragen und wird von allem drum und dran kaum erschreckt. Raabe erzählt darum auch unbefangen friedlich vom Sterben und vom Friedhof, der Base Schlotterbeck begegnen die Toten am hellen Tage. Wie die Soldaten die Reihe schließen, wenn einer gefallen, so sollen wir dem Leben gehören und die Toten doch nicht vergessen. Mitten ins Leben werden sie hineingezogen, zu den Festen geladen, an Feiertagen besucht, und doch gehört der Lebende den Lebenden. Das drängt einen Vergleich auf mit Gottfried Keller, der seinen Grünen Heinrich mit einem Lob auf die heimische Friedhoferde beginnen läßt. Mehr als das, dies bäuerliche Sicherstehen in Leben und Tod haben die beiden gemeinsam. Eigen ist beiden eine ähnliche Weltschau, der Humor als Seelenlage. Nur arbeitet Raabe mehr als Keller aus dem Verstand heraus, ist daher leichter zu Wortwitz, zur Satire geneigt, zu Hohn und Spott sogar. Keller ist beschaulicher, sieht die Einzelfall-Erlebnisse aus noch größerer Ferne auf dem Ewigkeitshintergrund, wird darum aus dieser Schau heraus auch wärmer. Keller ist sinnlicher, das Wort seiner ganzen Bedeutung nach genommen; Raabes scharfer Verstand unterdrückt jeden Hang dazu, manchmal allerdings auf Kosten einer gemütlichen, weniger scharfen Aufarbeitung. Keller macht daher auch mehr Abschweifungen. Raabe findet sich vom Kleinen weg viel schneller zum Wesentlichen zurück. Fragen wir nach dem warum dieses Unterschiedes: ein Niedersachse und ein Alemanne stehen sich gegenüber, aber, nicht zu vergessen, auch zwei ganz verschieden veranlagte Menschen an sich.

Auffällt, daß Raabe in den älteren Literaturgeschichten kaum, in manchen neueren nur flüchtig erwähnt ist. Die üblichen Gedichtsammlungen schweigen ihn auch tot. Das macht einmal seine späte Aufnahme unter das zu lesende deutsche Geistesgut, dann aber auch die seltene Erwähnung seiner im Briefwechsel und in Tagebüchern zeitgenössischer Dichter. Raabe hatte gelegentlich Umgang mit Schriftstellern, liebte aber noch mehr ein Stammtischphilisterium und das geistige Ausruhen dort. Wie ist das bei einem Menschen von so gepflegter Geistigkeit zu erklären? Offenbar hatte er,

Digitized by Google

was Art und Zeitmaß seines Schaffens angeht, ungefähr die Lebensart unserer Bauern: Arbeit bis zur Höchstleistung, wenn es not tut, im Allgemeinen und Tagtäglichen aber gibt man nicht das letzte her, sondern arbeitet mit Dreiviertelskraft. Das gibt etwas Spielerisches und damit Herrengefühl, wenn man sich nicht ausgepumpt fühlt, sondern immer noch fähig wäre, nach vollbrachtem Tagewerk ein mehr zu leisten. Dies spielerische Fühlen einer unverbrauchten Kraft drängt zur Vergesellschaftung mit Gleichen, die mit der nämlichen Seßhaftigkeit ausruhend genießen können. Gerade weil Raabe den Gesinnungsspießer mit seiner Stundenplanarbeit haßte, mag er sich zu einer fröhlichen Stammtischbruderschaft hingezogen gefühlt haben. Ein bißchen gutmütiger Klatsch, lustiges Kopfwaschen untereinander im Verein mit einem launigen Vergessen der kleinen Nöte des Tagtäglichen — all das leicht unter Nikotin und Alkohol gesetzt — erzeugt eine Gebundenheit der Seelen und hilft einer Gruppengeistigkeit zum Leben, die sich außerhalb des gewöhnlichen Schrittmaßes und ehrlicher bewegen darf, die ihre ungeschriebenen Gesetze für sich selber hat. In Stunden solcher Abgelöstheit von einem bloßen Zweckleben, der Freiheit von rein logischem Denken, lockert sich die Einzelseele auf und bildet mit den andern zusammen eine Geistigkeit von eigener Gesetzmäßigkeit: die sogenannte Gruppen- oder Gemeinschaftsseele. Man denke an Raabes Neuntöter im Hungerpastor oder an die Männergemeinschaft im Haus des Obersten von Bulau weit hinten an der Ostsee, oder an den Pfauenstammtisch im Abu Telfan. Bei wirklicher solcher Gelegenheit, etwa in Stuttgart, oder bei den Kleidersellern in Braunschweig war Raabe gern in der „Hecke", durfte er doch den nüchternen Verstand samt den Bildungsschranken einmal beiseite stellen, sich dem Gruppenerleben hingeben, assoziativ und komplex denken und beobachten. Das hat manches liebe Idyll und manch unvergeßliche Gestalt in seinen Werken gegeben. Man verwechsle nicht: Raabe liebt aber solches Philisterium nur, wenn es nicht täglich Brot ist, sondern Ausnahme, Feiertag, eben jenes Spielen mit dem eingesparten Viertel an Arbeitskraft und nicht das Versinken in Pfennigfuchserei und kümmelspalterisches Meßmachertum. Auch geistig regsame Menschen kennen die Behaglichkeit und liebe Muse eines Vespertisches oder einer Kaffeerunde. Dazu gehört aber Gesellschaft, genießerische Mitfreude, allein ist es Abfütterung ohne jegliches anregende Ausruhen. Man empfindet eben in der Gruppengeistigkeit eine ungeahnte innere Freiheit, eine Mehrstärke kameradschaftlicher Verbundenheit, deren Hauptmerkmale Offenheit und zwanglose Ehrlichkeit sind, eine innere Freiheit, die jedes Übelnehmen von vornherein ausschließt, die richtige Luft für kerngesunden Humor und biderbe Rede. Gelegenheit zum Erleben dieser seelischen Haltung bietet auch eine gut geleitete, gelungene Kneipe urwüchsiger Studenten und alter Herren.

Wenn vorhin der Bauer als gruppengebunden bezeichnet wurde, so haben wir hier den Gebildeten in gleicher Seelenlage. Das aufkommende Bürgertum um die Mitte des 19. Jahrhunderts, das Bürgertum der kleinen Städte, in denen Raabe immer lebte, fühlte sich ganz als geschlossener Stand und grenzte sich scharf ab nach oben und unten, war also für eine

Digitized by Google

Gruppengeistigkeit der rechte Boden: Frei von Gefühlsduselei, sachlich, halb mit Gruseln, halb mit altererbtem Schauer zu allerlei Spukwerk hingezogen und andrerseits nüchtern erhaben über jedes Wunder, so erlebten sie das Leben, kannten und liebten sie es. Wie die Menschen sich mit diesem Leben auseinandersetzen, wie sie es meistern, oder wie das Leben sie zwingt, das alles lesen wir in Raabes Werken. Jedes ist ein wahrer Schatz an Lebenserfahrung, und eine lebendige Quelle der Lebenskunst.

Bemerkungen über Grenzen und Ziele der Volkskunde.

Von Prof. Dr. **Eugen Fehrle**, Heidelberg.

Die Volkskunde untersucht die tiefsten Regungen des menschlichen Herzens, die nicht oder wenig von verstandesgemäßer Überlegung beeinflußt sind und oft die Richtung des Lebens oder einzelner Betätigungen des Menschen bestimmen[1]. Dazu gehören Wünsche und Sorgen, wie sie der Mensch allezeit hatte und immerfort haben wird.

Das Volk bringt solche Wünsche in sichtbarer, anschaulicher Form zum Ausdruck. Im Frühjahr sehnt man sich nach dem Ende der Winterszeit und nach der Sommerwärme. Das zeigt man in der Schweiz und vereinzelt noch im südlichen Baden dadurch, daß man in der Übergangszeit vom Winter zum Sommer Lichtlein den Bach hinunterschwimmen läßt. Strohwische, Kienspäne oder Kerzen werden auf einem Brett angebracht, anderswo auch in einer ausgehöhlten Rübe. Bei Einbruch der Dunkelheit zündet man die Lichter an, stellt das Ganze in den Dorfbach und läßt es bachab fließen. Jubelnd wird das Licht begleitet, denn so wie dies Licht aus der Gemarkung weggeht, so soll man nun auch nicht mehr abends bei Licht arbeiten müssen. (Um den Brauch voll zu verstehen, muß man an frühere Zeiten denken, wo beim Spinnen oder anderen Nachtarbeiten der Kienspan oder sonst ein dürftiges, für die Umsitzenden wenig angenehmes Licht brannte.) Es wird hier nicht der Winter durch eine umfassende Gestaltung dargestellt wie etwa bei den Kämpfen zwischen Sommer und Winter, wo der Winter personifiziert ist, sondern eine Einzelerscheinung der Winterarbeit, das Licht, das dabei leuchtet, wird weggeschafft und damit der Wunsch zum Ausdruck gebracht, der Winter möge zu Ende gehen[2].

[1] Siehe Oberd. Ztsch. f. Volksk. 4, 1930, 81 ff.

[2] E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes 138; Brockmann-Jerosch, Schweizer Volksleben 1, S. 100 f., hier ist eine Abbildung. Bei Brockmann-Jerosch wird von einer anderen Auffassung ausgegangen. Der Brauch soll ursprünglich ein Opfer an den Bach dargestellt haben. Die guten Geister, die im Bach wohnen und Menschen, Tieren und Saaten Segen und Erquickung bringen, sollen damit belohnt, die bösen, die Überschwemmung und sonst Unheil bringen, sollen begütigt werden. Warum müssen dann gerade Lichter dem Bach geopfert werden? M. E. besteht kein Grund zur Annahme der Opfervorstellung. Sollte sie aber irgendwo vorhanden sein, so würde ich sie als abgeleitet auffassen.

Digitized by Google

Dieser Brauch ist an keinen bestimmten Tag gebunden und mit der Zeit irgend einem Fest des Vorfrühlings angeschlossen worden, z. B. der Fastnacht, dem Josefstag (19. März), Gründonnerstag.

Solche Wünsche wiederholt man jährlich, sie werden zum Volksbrauch. Und mit dem Brauch kann sich der Glaube verbinden, der Sommer komme nicht, wenn man den Brauch nicht mache. Ist der Glaube gebildet, so ist die Einstellung des Volkes zum Brauch eine andere als im Anfang: nach dem Glauben bewirkt nun die Handlung, daß der Winter vorbei geht, während sie ursprünglich nur Ausdruck der Sehnsucht war; der Übergang zum Glauben geht über die Zuversicht, die sich der Hoffnung und Sehnsucht anschließt und auf der Erfahrung früherer Jahre begründet ist.

Die Handlung wird nach und nach zum Vorbildzauber. Was man vormacht, muß in Wirklichkeit eintreten. Man stellt gerne solche Glaubensvorstellungen und Bräuche an den Anfang einer Entwicklung als primitive Äußerungen des Aberglaubens. Unser Beispiel zeigt, daß sie nicht am Anfang zu stehen brauchen.

Glaube und Brauch sind in ihrem Fortgang oft erstarrt, machen in diesem Zustand den Eindruck geringer Geistigkeit und halten sich in solcher Erstarrung oft jahrhundertelang[3]. Vom Leben, dem sie entsprangen und das auch, wenn sie gedanklich anders ausgelegt wurden, ihnen meist noch zugrunde liegt, ist damit nichts gesagt. Sie sind eben erst im Zustand gewisser Erstarrung beobachtet. Man untersucht wohl ihren Aufbau, nicht aber ihren religiösen Gehalt. Nur das Beobachten ihrer Geschichte führt zu einem freien Urteil oder bewahrt uns mindestens vor der einseitigen Annahme, daß man auf Frühstufen der Kultur nur Magie, Primitivität und Minderwertigkeit sehen müsse.

Damit möchte ich nicht der Ansicht huldigen, daß immer am Anfang das Erhabene stehe und der Aberglaube sich erst allmählich entwickelt habe. Er wird oft schon auf Frühstufen der Entwicklung mit den Bräuchen verbunden gewesen sein, braucht es aber nicht. Die Zuversicht, die zum Glauben führt, kann auch schon dort religiös gewesen sein.

Wir wissen eben für diese Frühstufen wohl von der äußeren Form der Verehrung göttlicher Mächte, nicht aber von der Frömmigkeit. Was ich für den einzelnen Brauch, z. B. das Lichtlein-schwimmen-lassen eben ausgeführt habe, gilt auch für umfassendere religiöse Begehungen. Die alten Germanen hatten einen ausgedehnten Sonnenkult. Geräte wie der „Sonnenwagen von Trundholm"[4], die Sonnenräder, dann das bis heute noch übliche Scheibenwerfen im Frühling und Wälzen eines brennenden Rades[5] lassen die Möglichkeit einer Entwicklung zu, wie ich sie oben ge-

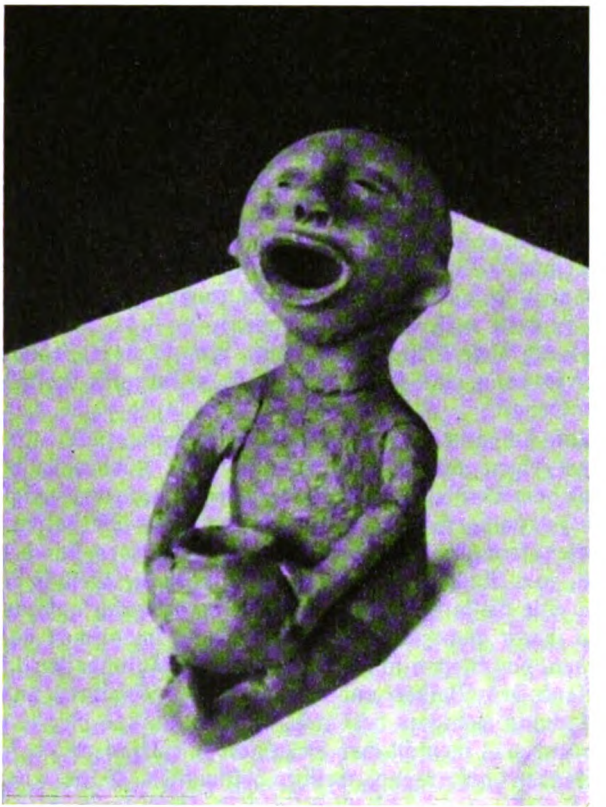
[3] Ein ungewisses Gefühl, daß sie heilbringend seien oder Unheil abwehren könnten, und dann die Überlieferung, die besonders bei dem durch dieselbe Heimat eng an seine Vorfahren gebundenen Bauern eine starke Macht ist, sind Hauptursachen ihres Bestandes.

[4] Abb. in meiner Ausgabe der Germania des Tacitus (1929), Tafel 10, 27. Bild. Dort sind S. 105 mehrere Werke über Sonnenverehrung der Germanen genannt. Dazu vgl. Herman Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, S. 66 ff.

[5] Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche, 1927, 34 ff.

Digitized by Google

ſchildert habe. Die Sehnſucht nach der Sommerſonne mag den erſten Anlaß zum Anfertigen von Bildern der Sonne gegeben haben. Zuverſicht und Glaube, daß ſie alle Jahre komme, verbinden ſich. Je nach der Kulturſtufe der Verehrer entſteht daraus ein Kult oder ein magiſcher Brauch. Im Allgemeinen reden wir bei Volksbräuchen mit Umführen oder Werfen eines



„Regengott" der Pueblo-Indianer in der v. Portheim-Stiftung, Heidelberg.

Sonnenbildes von Vorbildzauber, d. h. man macht der Sonne vor, was ſie nachmachen ſoll und zwingt ſie dabei durch einen Spruch, dies wirklich zu tun. Doch auch hier müſſen wir, mindeſtens für die alte Zeit, aus der wir keine Nachricht, ſondern nur Funde haben, für die wir vor allem nichts wiſſen über die religiöſe Einſtellung der Sonnenverehrer, es unentſchieden laſſen, ob wir im Einzelfalle von Religion oder Magie reden ſollen[6].

Jedenfalls haben wir kein Recht, dieſen germaniſchen Sonnenkult ohne weiteres der Magie zuzuweiſen und tiefer zu ſtellen als orientaliſch-antike

[6] Über dieſe beiden Begriffe vgl. Karl Beth, Religion und Magie, 1927.

Digitized by Google

Sonnenverehrung. Dort hat das Staunen vor der Macht der Sonne und das Bedürfnis, sich ihre Hilfe zu gewinnen, zur Gestaltung persönlich vorgestellter Götter geführt, die man anbetete und nötigte zu helfen. Oft wird von der Forschung der persönlich gestaltete Gott religiös höher gestellt als die allgemein verehrte Macht, „jenes Geheimnisvolle, das man nur in frommer Andacht schaut", wie Tacitus es von den Germanen sagt (Kap. 9).

Wenden wir uns zu einer ganz anderen Kultur, zu einem „Regengott" der Pueblo-Indianer. (Siehe das Bild.) Die Gestalt ist aus weißem Ton gemacht. Ihr Aufstellen soll bei langer Trockenheit Regen bringen. Man muß schon einmal ganz entsetzlich unter der sengenden Sonne gelitten haben, um das inbrünstige Gebet, das diese Gestalt darstellt, in seiner ganzen Eindringlichkeit nachsprechen und erleben zu können, dieses herzbewegende Flehen um Regen, das von dem Männlein zum Himmel steigt. Mund, Nase, Ohren, alles steht offen, fleht, sehnt sich, will empfangen. Was überwiegt, die Inbrunst des Flehens oder die Gewißheit eines beglückenden Empfangendürfens? Man weiß es nicht. So treuherzig hält es sein Töpfchen hin[7]; sonnengeblendet und voll Vertrauen schließen sich fast seine Augen: Der Himmel muß Erbarmen haben!

So möchte ich diese Gestalt auffassen[8]. Aus solchem Sehnen ist sie entstanden. Nur so kann man sie in ihrer ganzen Inbrunst verstehen. Das ist ihr religiöser Gehalt.

Man kann sich nun vorstellen, daß die Indianer solche Gestalten aufstellten, um zu zeigen, was sie wollten, und dazu Zaubersprüche hersagten, oder schon mit dem Aufstellen das Vertrauen hatten, durch magischen Bann die Gottheit zu zwingen, Regen zu schicken; das Verhalten kann auch religiös gewesen sein und ein Vertrauen zu Gott, der sich der Menschen erbarmen soll, zum Ausdruck bringen; dann wäre die Gestalt eine Art Gebet im Bilde. Die Gestalt, die zunächst nur dem Wunsch anschaulichen Ausdruck verleiht, kann auch zur Darstellung eines dämonischen oder göttlichen Wesens werden, das Regen schicken soll. Diese Möglichkeiten sind abhängig vom Kulturstand des Volkes und der einzelnen Verehrer und haben für meine Untersuchung wenig zu bedeuten. Mir kommt es hier nur darauf an, auf den Ursprung aus menschlicher Sehnsucht hinzuweisen, die zunächst nicht mit dem Glauben an irgend welche bestimmten Götter verbunden zu sein braucht.

K. Th. Preuß führt im Globus 87, 1905, 396, einen Schamanengesang an, der Regen herbeiführen soll. Dieser Zweck ist zwar nicht ausgesprochen, es wird nur davon erzählt:

„In Blüten stehen die Jaltomaten,
In Blüten stehen sie und werden reif.
Dort auf dem Bergrücken hängt der Nebel,
Das Wasser ist nahe.

[7] Ob die „Dechseler Kultfigur" ebenso aufzufassen ist wie unser „Regengott"? Vgl. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, 2. Bd., S. 350 und Tafel 174.

[8] Herrn Regierungsrat Dr. Zintgraff in der v. Portheim-Stiftung spreche ich hiermit meinen Dank aus für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung dieses Bildes und für Überlassung des Druckstockes.

Digitized by Google

Der Nebel ruht auf dem Gebirge und der Mesa.
Der Blauvogel singt und schwirrt auf den Bäumen, und
Der männliche Specht ruft auf der Ebene,
Wo der Nebel aufsteigt.
Die große Steinschwalbe macht ihre Stöße durch die Abendluft.
Der Regen ist schon ganz nahe.
Wenn die Steinschwalbe durch die Luft schießt, macht sie
ihr schwirrendes summendes Geräusch.
Das Eichhörnchen klettert auf den Baum und pfeift.
Die Pflanzen werden wachsen und die Früchte reifen.
Und wenn sie reif sind, fallen sie zu Boden.
Sie fallen, weil sie so reif sind.
Die Blumen richten sich auf, wogend im Wind.
Der Truthahn spielt und der Adler ruft;
Deshalb wird die Regenzeit bald einsetzen."

Man denkt bei dem Lied an die Art der Suggestion, wie sie Coué empfiehlt. Die Zuversicht ist hier ebenso bestimmt ausgesprochen wie dort. Für gewisse Stufen der Entwicklung religiöser Vorstellungen spricht man hier mit Recht von Erzählungszauber. Wie in der oben abgebildeten Gestalt der Indianer der Wunsch im Bilde, ist er hier im Wort ausgesprochen. So wenig wie das Bild braucht das bindende Wort ursprünglich mit einer bestimmten Gottheit verbunden gewesen zu sein.

Das sind Äußerungen des religiösen Lebens oder der Magie, wie sie bei allen Völkern und zu allen Zeiten üblich sind und sein werden.

Nun sprechen wir aber von deutscher, englischer, italienischer, französischer, jüdischer Volkskunde, d. h. wir grenzen derlei Erscheinungen nach dem Volkstum ab. Wo fangen solche, an sich allgemein menschlichen Erscheinungen der Volkskunde an völkisch verschieden zu sein?

Volkskunde und Völkerkunde haben längst beobachtet, daß auf einer Frühstufe der Entwicklung die Völker in ihrer Kunst, ihrem Glauben, ihren Sitten merkwürdige Ähnlichkeiten aufweisen. Erst im Laufe der Entwicklung, wenn eine Volksgemeinschaft zum Persönlichkeitsbewußtsein erwacht, zeigen sich die Unterschiede merklicher. Es geht bei den Völkern wie bei den einzelnen Menschen: auf einer Frühstufe d. h. in der Kindheit spielen sie alle miteinander dieselben Spiele, erwacht im Menschen das Bewußtsein der Persönlichkeit, dann trennen sie sich, und die Eigenarten der Einzelnen treten deutlicher hervor.

Diese Eigenarten sind aber bei den Völkern auf einer Frühstufe ebenso vorhanden wie beim Kinde.

Vor Kurzem erschien bei Eugen Diederichs in Jena ein Buch von Georg Schmidt-Rohr: „Die Sprache als Bildnerin der Völker." Darin werden die nachgeburtlichen Einwirkungen auf die Gestaltung des Einzelmenschen und der Völker viel höher bewertet als die vorgeburtlichen, sie sollen entscheidend sein, nicht Blut und Rasse. Die Gruppenpersönlichkeit, das Volk wird nach Schmidt-Rohr, S. 208 ff., „fälschlicherweise als eine körperliche, bluthafte Einheit angesehen ..., während sie doch wesentlich auf nachgeburtlicher Erziehungseinwirkung durch eine gleiche Sprache beruht".

Digitized by Google

Es ist ein großes Verdienst von Schmidt-Rohr, die Bedeutung der Sprache für die Bildung des Volkstums und die Gestaltung eines Volkes dargestellt und betont zu haben[9].

Er hebt mit Recht hervor, die Sprache sei nicht nur ein Verständigungsmittel zwischen den Mitgliedern einer Volksgemeinschaft und ein Merkmal, das die Volksart darstellt, sie sei vielmehr art-bildend. Sie ist nicht nur Ausdruck unseres Denkens, sondern gestaltet auch unser Denken und Fühlen. Sie verbindet ein Volk (S. 246) und steigert die Wirksamkeit der formenden Kräfte des Rassetums, des Staates, des Raumes usw. (S. 280). So ist die Sprache eine gewaltige Macht im Volksleben: sie bindet das Volk nach seinem Wesen und nach seinem Willen und ermöglicht ihm zu einer Nation zu werden, die den Willen hat, die Eigenart ihrer Persönlichkeit zu behaupten und durchzusetzen.

Für diese klaren und überzeugenden Ausführungen wird die Wissenschaft Schmidt-Rohr dankbar sein. Für die Erzieher sind sie eine eindringliche Mahnung, die Muttersprache als eines der wertvollsten Kleinode zu pflegen und zu fördern.

Schmidt-Rohr erörtert öfters in seinem Buch die Begriffe Volk und Volkstum. Volk deckt sich ihm mit Sprachvolk. Das ist richtig, wenn wir das Hauptmerkmal einer Volksgemeinschaft betrachten. Aber untersuchen wir die Erscheinungen, aus denen ein Volkstum geworden ist, so stellt Schmidt-Rohr die nachgeburtlichen Einwirkungen zu sehr in den Vordergrund den vorgeburtlichen gegenüber. Dabei kämpft er vor allem gegen die Rasseforschung, wie sie in erster Reihe von Günther und seinen Anhängern vertreten wird[10].

Schmidt-Rohr führt Seite 289 in einem Abschnitt „Rückweisung der Rassemystik" den Satz von Lenz an: „Erhaltung der Rasse ist wichtiger als die Erhaltung der Sprache."

Dieser Satz von Lenz ist ebenso einseitig und falsch wie die gegenteilige Behauptung von Schmidt-Rohr, die Rasse sei nebensächlich. Güntert hat in seinem obengenannten Buche Seite 102 ff. schön gezeigt, wie die deutsche Sprache von deutscher Art und Sitte abhängig ist und andererseits wieder im deutschen Sinne weitererzieht.

Wertvoll scheint mir das Urteil zu sein, das Eugen Fischer in seinem Büchlein „Rasse und Rasseentstehung beim Menschen". (Sammlung: Wege zum Wissen, 1927, S. 136 f.) über die Beziehung von Rasse und Volk gibt. Nachdem er festgestellt hat, daß die Begriffe „Rasse" und „Volk" einander grundsätzlich und begrifflich fremd sind, sagt er: „Aber nichts wäre falscher als die Annahme, daß nun auch in Wirklichkeit diese beiden Dinge nichts miteinander zu tun hätten ... Es kann gar kein Zweifel sein, daß das

[9] In ganz anderer Weise hat das kurz vor Schmidt-Rohr Hermann Güntert gezeigt in seinem Buch „Deutscher Geist" (Konkordia, Bühl, Baden), 1932.

[10] F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 14. und 15. Auflage; derf. Rasse und Stil. Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker; L. F. Clauß, Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. Eine Einführung in die vergleichende Ausdrucksforschung. Verlag J. F. Lehmann, München.

Digitized by Google

Schicksal der Stämme, Völker und Staaten aufs Stärkste und Entschiedenste von der rassenmäßigen Natur ihrer Träger beeinflußt ist. Auch Weltgeschichte ist ein Stück Rassengeschichte. So sehr man gewisse Übertreibungen oder Entgleisungen eines Houston Stuart Chamberlain bedauern kann: an der Tatsache, daß die Rasse bzw. Rassenkombination der Träger eines Volks- und Staatentums deren Schicksal bedingt, kommt man nicht vorbei. So führt die Frage nach der Rassenentstehung und der Rassenbiologie zu den tiefsten und schwersten Fragen im Leben der Menschheit überhaupt. Naturgeschichte und Kulturgeschichte des Menschen sind nicht zweierlei, sondern eines."

Schmidt-Rohr dagegen will den Einfluß der Rasse auf die Kultur stark eindämmen. Er sagt S. 214: „Es bleibt natürlich zweifellos — im Körperlichen, und im Körperlichen allein — die formende Kraft der vorgeburtlichen Einflüsse sehr viel größer als die der nachgeburtlichen Einflüsse. Die vorgeburtlichen Einflüsse, die rassenhafte Veranlagung lassen nur einen Spielraum, einen nicht sehr großen Spielraum für nachgeburtliche Wandlungen, also auch für durch die Sprache bedingte Spielformen. Die Rasse hat eine gewisse „Plastizität", die es ermöglicht, daß auf einer gleichen Rasse sich verschiedenes Volkstum auch in körperlicher Verschiedenheit, in einer Verschiedenheit der Ausdrucksprägung zeigen kann." Mehrfach betont er z. B. S. 218, daß für das geistig-seelische Sosein der Menschen Sprachentum wichtiger, bedeutsamer sei als Rassetum, wenn er auch immer wieder kleinere Zugeständnisse nach der anderen Seite macht.

Die Rassemerkmale sind körperlich sichtbar und durch Geschlechter nachweisbar. Doch ist auch mit Bestimmtheit festzustellen, daß geistig-seelische Merkmale blutgebunden sind und daß auch für sie die Erbgesetze gelten, wenn sie auch hier schwerer zu erkennen sind und ihre Erforschung noch nicht so weit ist wie die Beobachtung körperlicher Merkmale. Hier wird die Familienkunde wertvolle Aufschlüsse bringen. Was für die einzelnen Familien besteht, gilt auch für die Gruppen, die sich aus den Familien zusammensetzen, und schließlich für das Volk und den Staat. Es ist also nicht gleichgültig, welcher Rasse die Volksgenossen angehören.

Die Volkskunde wird sich demnach mit der Rassenforschung zu beschäftigen haben. Denn wir werden ein Volkstum nur verstehen, wenn wir seine Entfaltungsmöglichkeiten kennen, die teilweise durch die Rasse bedingt sind. Daneben kommen Lebensraum, Umwelt, Geschichte, und andere Umstände in Frage, in hervorragendem Maße auch die Sprache, wie Güntert und Schmidt-Rohr gezeigt haben. Ob bei der Gestaltung des Volkstums die vor- oder nachgeburtlichen Einflüsse stärker seien, das muß erst durch genaue Forschung entschieden werden. Jede Einseitigkeit ist heute verfrüht.

Wir hatten oben festgestellt, daß auf einer Frühstufe der Entwicklung die Völker merkwürdige Übereinstimmungen in einzelnen Äußerungen ihrer Kultur zeigen. Andererseits sehen wir, daß die verschiedenartige Gestaltung des Volkstums bedingt und teilweise bestimmt ist durch vorgeburtliche Einflüsse. Liegen hier nicht Widersprüche vor? Und hat Schmidt-Rohr vielleicht doch recht, wenn er die nachgeburtlichen Einflüsse für entscheidend erklärt? Nein. Die Übereinstimmung der Kunst, der Religion und Sitte

Digitized by Google

der Völker auf einer Frühstufe, die man öfters betont, beruht darauf, daß diese Erscheinungen unmittelbare Äußerungen menschlicher Bedürfnisse, Sorgen und Wünsche sind. Bei näherem Zusehen ist die Übereinstimmung übrigens nicht so vielseitig und groß, wie es dem flüchtigen Beobachter oft erscheint. Man beachte z. B. das, was K. Th. Preuß im Globus 86, S. 321 ff., 355 ff., 376 ff., 389 ff. und Bd. 87, S. 333 ff., 347 ff., 380 ff., 394 ff., 413 ff. über mexikanische Religion ausführt, und untersuche daneben die Frühstufen der Religion der Ägypter, Griechen, Römer, Germanen, dann wird man auch schon für die Frühstufe sehr große Unterschiede finden. Und wenn wir für die Erkenntnis der Frühstufen so viel Quellen haben, daß wir nicht nur den Aufbau der Vorstellungen, sondern auch ihren Gehalt erkennen, dann erscheinen die Unterschiede noch größer.

Merkbarer werden diese Unterschiede, wenn ein Volk über die Frühzeit, über seine Kindheit weg ist und das Wirken großer Persönlichkeiten in Erscheinung tritt, die die Eigenschaften und Erlebnisse des Volkes bewußt gestalten, und wenn dieses Volk sich seiner Eigenpersönlichkeit selbst bewußt wird, sie mit Wissen ausbildet und gewillt ist, seine Eigenart anderen gegenüber zu behaupten.

Die Persönlichkeitswerte eines Volkes, die Volksseele, wie Herder sagt, nach Veranlagung und Erlebnis zu erforschen, gehört zu den Aufgaben der Volkskunde. Diese Forschung führt uns zu den stärksten Wurzeln unserer Kraft und läßt uns etwas fühlen vom gesunden „Herzschlag unseres Volkes". Von solchen Forschungen aus werden wir auch am ehesten die Überfremdungen[11] erkennen, denen unser Volk Jahrhunderte lang in verschiedener Form ausgesetzt war. Wir werden fähig sein, ohne hohle Großrederei an der Gesundung und Reinerhaltung unseres Volkes zu arbeiten.

Karl Mehrmann hat in der deutschen Rundschau 58, 1932 (März), S. 196, die bemerkenswerte Beobachtung gemacht, daß in unseren Wörterbüchern wohl das Wort Entartung zu finden ist, aber nicht die Artung. Darunter müssen wir das Gestalten unserer Art-Wesenheit verstehen. Darauf hat der Deutsche im Allgemeinen bisher zu wenig geachtet. Die Mißerfolge derer, die bisher mit gutem Willen deutsche Art pflegen wollten, aber wenig Gehör fanden, mögen darauf zurückzuführen sein, daß die richtigen Grundlagen für die Erkenntnis fehlten. Diese übermittelt die Volkskunde. Sie lehrt uns, das Triebhaft-Bestimmende in unserem Volke zu fassen, zu gestalten und für die Erziehung nutzbar zu machen.

[11] Als lehrreiches Beispiel, wenn auch nur für ein kleines Einzelgebiet unseres Volksglaubens, nenne ich den Aufsatz von Perlick, unten Seite 123 ff.

Digitized by Google

Badisch-fränkische Waffeleisen.

Von Heiner Heimberger, Neudenau.

An dem, was man gemeinhin unter dem Begriff „Volkskunst" versteht, hat das Handwerk einen großen Anteil. Stammen doch eine Menge der volkskundlichen Gegenstände, die die Heimatmuseen bergen, aus einer Werkstatt. Und doch wäre es falsch, den Begriff Volkskunst in Bauern- und Handwerkskunst zu spalten. Denn das Volk ist an den Erzeugnissen des volkstümlichen Handwerks in weitem Maße beteiligt. Der Handwerker ist letzten Endes nur der Übersetzer der Volksseele in den von ihm verarbeiteten Stoff. Das Gerät, das er herstellt, ist, soweit es dem bäuerlichen Bedarf und Geschmack entspricht, der Ausdruck von Volkstum und Volksbrauch. Es ist immer entstanden aus der unmittelbaren Beziehung zum Besteller und seiner Welt, sowohl in wirtschaftlicher und technischer, als auch in gemütsmäßiger Art. Die Ansprüche, die das Volk an seine Geräte stellt, sind ganz bestimmte: äußerste Zweckmäßigkeit, strenge Einhaltung der altüberlieferten Formen und endlich Schmuck derselben. In Befolgung solcher allgemein gültiger Forderungen schafft der Handwerker nichts Individuelles wie sein Berufskollege in der Stadt, sondern Typisches. Er arbeitet auch nicht wie jener auf Vorrat, sondern auf Bestellung und für einen bestimmten Kundenkreis, in dem er hinreichend bekannt ist. Daher unterläßt er es meistens, seine Erzeugnisse zu marken. So bleibt er in seinen Arbeiten anonym und diese werden Allgemeingut — Volksgut.

Ein ausgesprochenes Gebiet der handwerklichen Volkskunst ist das der Waffeleisen. In vorliegender Arbeit sind Waffeleisen aus dem zwischen Neckar und Main liegenden badischen Frankenland zusammengestellt und verarbeitet. Aufgenommen wurden die Bestände der Ortsmuseen in Wertheim, Walldürn, Buchen und Adelsheim. In den Museen in Eberbach, Mosbach, Boxberg und Tauberbischofsheim fanden sich keine Waffeleisen. Außerdem wurden Einzelstücke, die sich in Privatbesitz befinden, herangezogen.

Insgesamt wurden 12 Waffeleisen aufgenommen. Auf den ersten Blick ist diese Zahl für den großen Landstrich erstaunlich klein. Jedoch muß in Betracht gezogen werden, daß nicht jede Haushaltung früher ihr Waffeleisen besaß, sondern daß solche nur für wohlhabendere Bauern- und Bürgerhäuser in Frage kamen, ferner daß seit der Außergebrauchsetzung der alten Waffeleisen eine geraume Zeit verstrichen ist, während der viele der verrosteten Eisen unbeachtet aus der Rumpelkammer auf den Wagen des Alteisenhändlers gewandert sind. Ersatz boten die praktischeren, in der Fabrik gegossenen Eisen. Nur im Taubertal (Distelhausen, Amt Tauberbischofsheim) sind die alten Formen vereinzelt noch heute im Gebrauch. Da ferner

Digitized by Google

für diese Arbeit nur gezierte Eisen in Betracht kommen, wurde manches ungeschmückte von vorne herein ausgeschieden, ebenso eine Anzahl Hostieneisen.

Über Alter und Hersteller der aufgenommenen Waffeleisen finden sich auf ihnen keinerlei Anhaltspunkte; Stilelemente aus der Ornamentik der Eisen zur Zeitbestimmung zugrunde zu legen, wäre zu unsicher.

Hersteller der Waffeleisen war der Schmied des Dorfes oder der Kleinstadt. Gegeben war die Zweckform: zwei Schmiedeeisenplatten an zwei langen Eisengriffen angeschweißt (Bild 1). Die Platten sind meistens rund (13 bis 17 cm) und flach, nur in einem Falle gewölbt (A). Seltener sind ovale Eisen. Die beiden Innenflächen boten reichlich Gelegenheit zur Verzierung und Flächenfüllung. Mit Kreuzmeißel, Punzen und sonstigen Formmeißeln, die er sich zu diesem Zwecke herstellte, arbeitete der Schmied die Verzierungen in das weiche Schmiedeeisen in kaltem Zustand ein und zwar so tief, daß die eingehauene Zeichnung im Gebrauch zugleich das erhabene Muster auf der Waffel ergab. Solche Arbeiten gehen im allgemeinen über die eigentliche handwerkliche Tätigkeit des Huf- und Wagenschmiedes hin-

Bild 1.

aus. Er entledigt sich ihrer jedoch meist mit einem erstaunlichen Geschick. Dabei verläßt er sich auf seinen unverbildeten Schönheitssinn und wendet — ganz unbewußt und ohne Kenntnis derselben — die Gesetze der Ornamentik an. Seine schwere Hand und seine Arbeitsart zwingt ihn, die Formen zu vereinfachen und Überflüssiges beiseite zu lassen. Gerade dadurch aber wird die Ausdruckskraft der Linie gesteigert. Die Schmuckelemente bestehen aus geometrischen und natürlichen Formen; letztere entsprechen teils mehr der Wirklichkeit, teils sind sie auf strengere Form gebracht, d. h. stilisiert. Vielfach ist das Grundmotiv wiederholt und erscheint als Muster über die ganze Fläche verbreitet, bald freier, bald in gewisser Ordnung. Oft folgt es dem Umriß des Eisens, oder es betont den Mittelpunkt.

Die meisten dieser Motive sind auf allen Gebieten der Volkskunst zu finden: bei der Holzbearbeitung, in der Auszier der Gewebe, auf Töpfer-, Glas- und Metallarbeiten. Und zwar erscheinen in all diesen Techniken dieselben Vorbilder wieder. Da jedoch die einzelnen Motive meistens, je nach persönlicher Auffassung des Handwerkers, abgewandelt sind, wirken sie niemals als langweilige Wiederholung. Durch Bevorzugung einzelner Vorbilder, die der Eigenart der Landschaft und des Volksstammes mehr entsprechen als andere, wird die ohnehin nicht allzugroße Zahl derselben noch begrenzt.

Bei dieser Ornamentik, die das künstlerisch Wertvolle an den Waffeleisen ist, handelt es sich nicht lediglich um eine Verzierung und Flächen-

Digitized by Google

belebung, wenigstens nicht dort, wo vegetative Formen zur Anwendung kommen. Diesen liegt vielfach eine tiefe Symbolik zugrunde, die in engstem Zusammenhang zu Volksbrauch und volkstümlicher Lebensanschauung stehen. In früheren, auf das Sinnbild Wert legenden Zeiten, war diese Symbolik meist unbewußtes und unpersönliches Gut. Ihr Urzweck war die schwer zu fassende Auseinandersetzung des eigenen Seins mit den Naturgewalten im Sinne einer Segen- und Banntätigkeit, die wie das ganze Brauchtum mythischen Ursprungs ist. Im Laufe der Jahrhunderte schwand die Bedeutung der Sinnbilder immer mehr aus dem Volksbewußtsein, die Ausdrucksmittel aber erhielten sich in erstaunlicher Treue lebendig. Wenn also

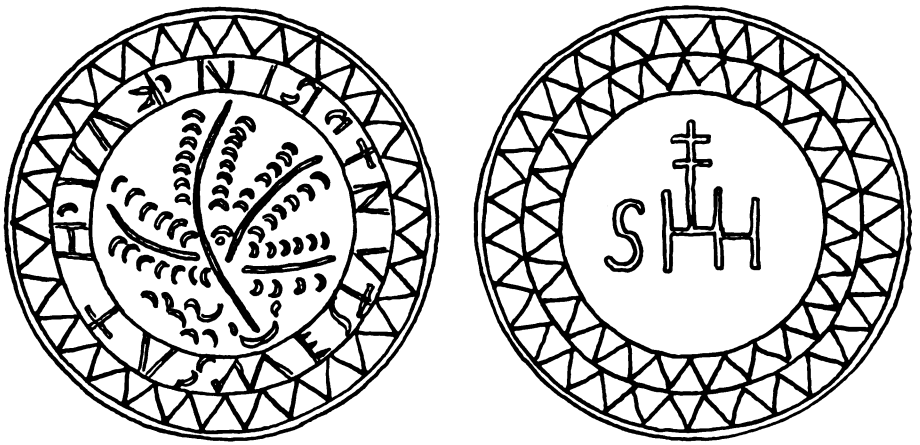


Bild 2. (Buchen, Heimatmuseum Inv. 762 — Durchm. 17 cm.)

der Schmied für das Waffeleisen aus seinem Formenschatz irgend ein Vorbild auswählte, so war er sich wohl des tieferen Sinnes desselben ebensowenig bewußt, wie der Besteller, der es seiner Braut zur Ergänzung des hochzeitlichen Hausrates verehrte.

Eines der bevorzugtesten Sinnbilder der Volkskunst ist der in einem Gefäß wurzelnde Lebensbaum[1]. Wir finden ihn auf allen Gegenständen des bäuerlichen Hausrates in vielfältiger Abwandlung. Ihm liegt der vielen Völkern, besonders aber dem nordischen Kulturkreis eigene Baumkult zugrunde. Der hochstrebende, langlebige Baum galt als Sitz des verkörperten Naturlebens. Aus seinem Wachstum schließt der Mensch auf Wesensgleichheit zwischen dem Baum und sich selbst. Die Schale als Behälter des Lebenswassers ist mit dem Lebensbaummotiv in der Volkskunst überall aufs innigste verquickt. Dieses Vorbild tritt uns auf einem Walldürner Waffeleisen (Bild 2) in einfachster Art entgegen: aus einer Schale wachsend, mit ganz einfacher Behandlung der Zweige und Blätter. Um-

[1] Vgl. Karl Spieß, Bauernkunst, 221 ff. und sonst öfters.

Digitized by Google

Bild 3. (Neudenau, Schule — Durchm. 13/16 cm.)

geben ist das Bild von einem nicht entzifferbaren Schriftband und dieses wiederum von einem Zickzackornament (Strahlenkranz).

Als fünfblütiger Blumensproß gestaltet, senkrecht und gleichseitig behandelt, erscheint das Lebensbaummotiv auf dem Neudenauer Eisen (Bild 3).

Bild 4. (Buchen, Heimatmuseum, Inv. 761 — Durchm. 15,5 cm.)

Eine weitere beachtenswerte Abwandlung zeigt ein Buchener Waffeleisen (Bild 4). Hier haben wir ein typisches Beispiel dafür, wie der volkstümliche Handwerker, sich mit den Stileinflüssen der hohen Kunst auseinandersetzend, dieselben benutzt, um das alte Motiv in ein neues Gewand zu kleiden. In barocken Formen, die ja für das Frankenland bezeichnend sind, finden wir hier das Lebensbaummotiv wieder in kunstvoller Ausführung.

Digitized by Google

Bild 5. (Wertheim, Heimatmuseum — Durchm. 16,5 cm.)

Die Abwandlung eines recht eigenartigen Musters kann ebenfalls an drei Beispielen gezeigt werden. Ein Wertheimer Waffeleisen (Bild 5) enthält eine Zusammenstellung von Pflanzenteilen, die an germanische Zierformen erinnern. Die Blätter- und Blütenbestandteile sind hier in einer

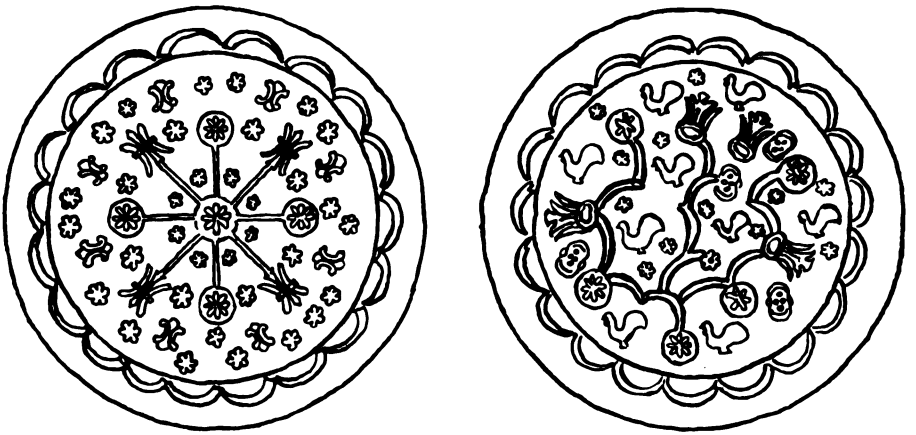


Bild 6. (Distelhausen, Privatbesitz — Durchm. 16,8 cm.)

ganz unorganischen, geometrischen Art zusammengesetzt. Überhaupt kommt es dem Volkskünstler durchaus nicht darauf an, daß man die Pflanzengattung genau erkennen kann, denn er legt keinen Wert auf naturwahre Kunstanschauung.

Verändert, jedoch in weit weniger charakteristischer Ausführung, kehren dieselben Verzierungen wieder in einem Eisen aus Distelhausen (Amt

Digitized by Google

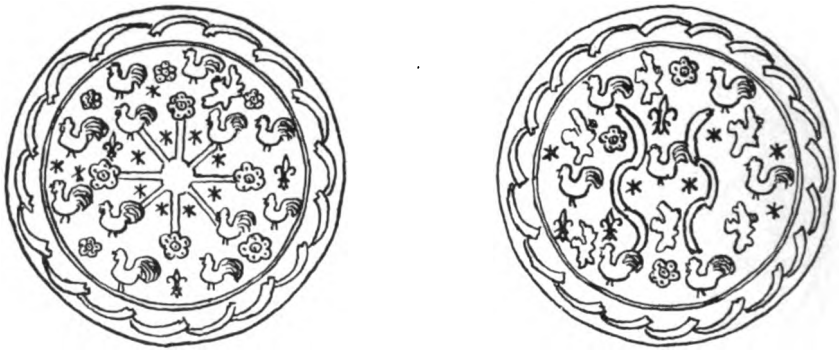


Bild 7. (Heimatmuseum Walldürn — Durchm. 13,6 cm.)

Tauberbischofsheim) (Bild 6). Die rechte Seite enthält hier, in das Grundmotiv eingestreut, die in der Volkskunst weit verbreitete Tierform des Hahns. Eine weitere Abwandlung dieser Zusammenstellung zeigt ein Walldürner Eisen, bei dem der Hahn ebenfalls als Streumuster verwendet ist (Bild 7). Es ist kaum anzunehmen, daß diese drei Stücke aus ein und derselben Werkstatt stammen. Wenn sie trotzdem im wesentlichen so große

Bild 8. (Heimatmuseum Walldürn — Durchm. 14 cm.)

Ähnlichkeit aufweisen, so ist dies wohl bedingt durch die stammesgebundene Erbgemeinschaft, in der dieselben Vorbilder von Geschlecht zu Geschlecht übernommen wurden.

Unverkennbar ist der Zusammenhang zwischen einem Walldürner (Bild 8) und einem Wertheimer Waffeleisen (Bild 9). Die rechten Seiten sind, abgesehen von geringen Größenunterschieden bei beiden völlig gleich. Die Rautenfelder enthalten stilisierte Rebblätter. Bei den linken Seiten ist der Doppeladler des Walldürner Eisens auf dem Wertheimer durch einen Pelikan ersetzt. Außerdem sind die Rebranken, die beide Bilder umrahmen,

Digitized by Google

Bild 9. (Heimatmuseum Wertheim — Durchm. 14,4 cm.)

hier in Form eines Dreipasses, dort als Vierpaß gestaltet. Der Doppeladler, ein weit verbreitetes Volksmotiv, ist nicht, wie man annehmen könnte, ein Wappentier, denn er war in Mitteleuropa schon seit der Hallstattzeit bekannt[2]. Der Pelikan jedoch, der sich die Brust aufreißt, um die Jungen mit seinem Blute zu atzen, entstammt der christlichen Kunst. Diese

Bild 10. (Heimatmuseum Wertheim.)

spielt stark ins Volksleben herein. Ihr entlehnt der Handwerker zum Schmucke des Waffeleisens und mittelbar auch zum Schutze der Waffeleisser das religiöse Monogramm I H S (Bild 9). Es stammt von den Hostieneisen (Bild 10) und ist das Sinnbild für Christus. Auch das Traubenrankwerk (Bild 8 und 9) ist christlichen Ursprungs. Wir treffen es häufig

[2] Über Doppeladler vgl. K. Spieß, Bauernkunst.

Digitized by Google

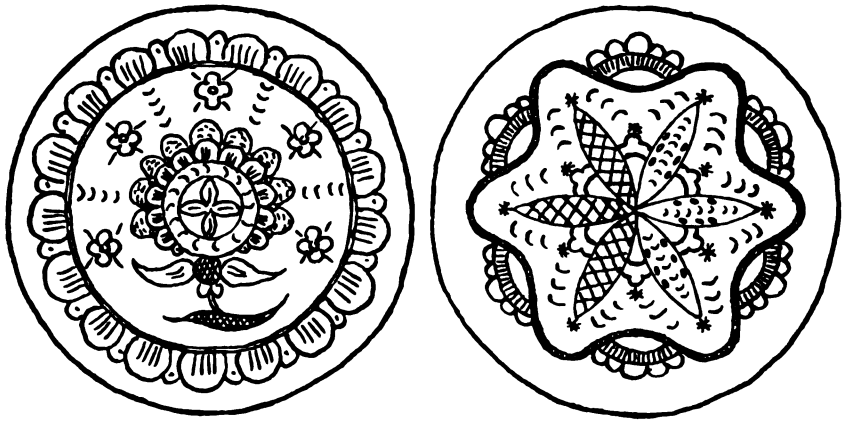


Bild 11. (Adelsheim, Altertumssammlung [Sennfeld] — Durchm. 15,6 cm.)

auf den Träubelesbildstöcken des Frankenlandes an. Solcher vegetativer Schmuck muß ja dem Landmann näher liegen als abstrakte Linienornamentik. Doch finden wir auch diese und zwar auf dem Adelsheimer Waffeleisen (Bild 11). Seine rechte Seite enthält rein geometrischen Schmuck, der unter

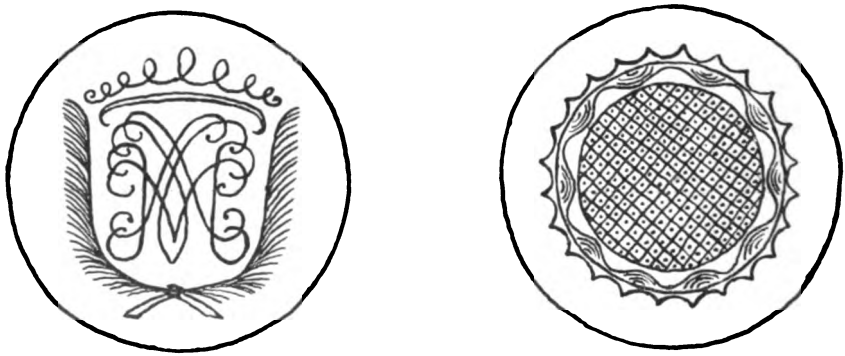


Bild 12. (Heimatmuseum Walldürn — Durchm. 13,6 cm.)

Benutzung des Zirkelschlages entstanden ist. Die linke Seite weist als Hauptverzierung eine stark stilisierte Blume auf.

Als letzte Gruppe folgen zwei Waffeleisen, deren Schmuck von den bisher besprochenen Motiven abweicht. Die Eisen sind für einen bestimmten Besitzer eigens angefertigt worden. Ein Walldürner Waffeleisen enthält auf der einen Platte, eingeschlossen zwischen zwei Palmzweigen, einen Namenszug (Bild 12). Ein Eisen aus Wertheim (Bild 13) trägt Wappen der gräflichen Familie Löwenstein-Wertheim.

Digitized by Google

Bild 13. (Heimatmuseum Wertheim — Durchm. 15,2 cm.)

In Distelhausen (Amt Tauberbischofsheim) fand sich im Privatbesitz ein Waffeleisen, das zwar nicht aus der Gegend stammt, aber dennoch hier angeführt werden soll. Es ist ein typisches Beispiel dafür, wie sich die berufliche Tätigkeit der Bevölkerung auch in der Volkskunst auswirkt. Beide Platten sind vollständig gleich und zwar zeigen sie, tief in das Eisen eingearbeitet, zwei Bergknappen in ihrer Tracht mit Hammer und Licht (Bild 14).

Diese Arbeiten kennzeichnen den Dorfschmied als echten Volkskünstler. Er ist, als einer der Verkörperer der uralten Gestaltungskraft unseres Volkswesens, ein Glied in der Überlieferung der Volkskunst.

Bild 14. (Distelhausen, Privatbesitz.)

Digitized by Google

Die Grundbedeutung von nhd. „Tier“.

Von Prof. Dr. **Hermann Günkert**, Heidelberg.

Es kann als die allgemein herrschende Ansicht bezeichnet werden, daß unser Wort Tier, ahd. tior, agſ. déor, aſ. dier, aiſl. dýr, got. dius (belegt im dat. plur. diuzam Mc. I, 13; 1 Cor. 15, 32) zu dem indogermaniſchen Wortſtamm *dheues - zu ſtellen ſei, von dem abg. duchŭ, duša „Atem, Geiſt“, dychati „atmen, hauchen, wehen“, lett. dvaša „Atem, Hauch, Geruch“, lit. dvasià „Geiſt“, att. θεῖον, hom. θέειον „Schwefel-Dampf“ (aus * θϝεσ - ειο - ν) uſw. abgeleitet ſind (vgl. die einzelnen Zuſammenſtellungen bei Walde - Pokorny Indog. Wb. I, 843 ff.). Man beruft ſich wegen der Bedeutung auf das lat. animal „Lebeweſen, Geſchöpf“, das ja offenkundig zu anima gehört[1]. Allein mir ſcheint dieſe Bedeutungsparallele doch nicht recht überzeugend; denn animal bedeutet „Lebeweſen“ im Gegenſatz zu lebloſen, nicht handelnden Dingen: animalia und inanimalia werden gegenübergeſtellt. Zu den animalia gehört daher urſprünglich auch der Menſch; die Bedeutung „Haus“- oder „Zugtier“ iſt bei animal erſt ſpät eingeengt worden. Bei dem germ. Wort deuza - Tier aber waltet urſprünglich der Gegenſatz ‚Menſch und Haustier‘ einerſeits, ‚wildes, vierfüßiges Tier‘ andererſeits: Die Sinnfelder ſind alſo bei animal ganz verſchieden abgeſteckt. Der heutige Gebrauch von „Tier“ für Menſchen (z. B. er ist ein großes oder ein armes Tier) iſt nicht alt und für die Feſtlegung der Grundbedeutung belanglos[2]. Das altgermaniſche Wort (deuzá-) bedeutete aber nicht nur „wildes Tier“ im allgemeinen, ſondern im beſonderen „H i r ſ c h a r t e n“; ſo ahd. tior, mhd. tier „Hirſchkuh, Reh“; agſ. déor-frid iſt „Wildſchutz“, engl. deer „Rotwild, Hirſch“, und noch in der nhd. Jägerſprache verſteht man unter „Tieren“ vorzugsweiſe die Hirſcharten. Dieſe Grundbedeutung „wildes Jagdtier, insbeſondere Hirſche“ im Gegenſatz zu anderen ‚Tieren‘ (wie Vögel, Fiſche, Gewürm, aber auch gezähmte Haustiere) und zum Menſchen läßt ſich vollends ſchwer aus einem allgemeinen Grundſinn „Lebeweſen“ (im Gegenſatz zu lebloſen, nicht handelnden Sachen) ableiten, wie das für das lat. animal, animans, für griech. ζῷον oder aiſl. kvikende ſicher iſt; vgl. auch noch nhd. Tiergarten, wo Tier- die ältere Bedeutung bewahrt hat. Auch will beachtet ſein, daß neben agſ. déor „Tier, Wild“ das Beiwort déor, déorlic, déormód „tapfer, kühn“,

[1] Vgl. Feiſt got. et. Wb.[2] 90, Paul Wb.[3] 546, Weigand Wb.[3] 2, 1045, Kluge Wb. 7, 458, Falk-Torp, Norw. et. Wb. I, 172. Ganz abzulehnen iſt die Verbindung von dius mit griech. θέω „laufe“, eine richtige Papieranalyſe ohne Rückſicht auf hiſtoriſche Bedeutungsmöglichkeiten.

[2] Belege ſ. bei Grimm, Wb. XI, 373 f.

Digitized by Google

neben ahd. tior tiorlih „wild" steht: das alte deuzá-„Tier" ist in seiner Bildung und Form ein Adjektivum gewesen.

Unsere Bedenken, die durch das genaue Eingehen auf die älteste belegte Bedeutung unseres Wortes stark zunahmen, lassen sich beheben, wenn wir erwägen, daß Jagdtiere, insbesondere gerade Hirsche *als Seelenwesen* aufgefaßt werden; ich erinnere an die zahllosen Sagen, wo ein Hirsch den Jäger in das Elbenland lockt, ins Land der Zwerge oder ins Totenland[3]. Gespenster, Zauberer, Hexen reiten nach der Sage gern auf einem Hirsch. Solche Sagen sind über das gesamte germanische Gebiet verbreitet. Nach nordischem Glauben kann die Fylgja, also das seelische, andere Ich des Menschen, die Gestalt eines Hirsches annehmen. Daß aber auch Bären (vgl. aisl. berserkr) und Wölfe (vgl. Werwolf) als Seelentiere aufgefaßt wurden, ist ja ganz allgemein bekannt[4].

Damit erst ist die Frage nach der Herkunft des Wortes „Tier" bedeutungsgeschichtlich gelöst: es sind ursprünglich wilde Jagdtiere mit deuza- bezeichnet worden, die man als Seelenwesen aufgefaßt hat, in erster Linie Hirsche, dann aber auch andere „wilde" Tiere, wie Bären und Wölfe. Daß unser Stamm *dheu̯es- gerade auf die Begriffe „Seele, Geist" (als sog. ‚Hauchseele') ging, zeigen viele Ableitungen, wie mhd. getwās „Gespenst", tuster „Gespenst", gallisch dusios „daemon, immundus, incubus", lett. dvēsele „Atem, Seele", lit. dvasià „Geist", abg. duchŭ, duša „Atem, Geist, Seele;" dazu habe ich schon früher (Kalypso, 119 ff.) ahd. zussa „Hexe" gestellt. Für jene Adjektive agl. déorlíc, ahd. tiorlih „wild, mutig, heftig, kühn", die selbständig neben den betreffenden Substantiven stehen, vgl. man ähnlich bedeutende Ableitungen von unserem Wortstamm, wie griech. θύω „stürme", θυῖα „Bakchantin", θυάζειν „im bakchantischen Taumel sein", lat. furo „rase, wüte", θυμός „Seele, Zorn", altir. dásacht „Wut"; daistir immum „werde rasend", lit. dusmas „Zorn". Auch deuzá-„Tier" war, wie erwähnt, eigentlich Adjektiv und wurde dann bezeichnenderweise als Neutrum substantiviert, da dieses Geschlecht das Unbestimmte, Unfaßbare, Unheimliche der Seelenwesen oder geistiger Mächte ausdrückte (vgl. *das* Geschick, Glück, Schicksal, *das* Wesen, *das* Gespenst oder das δαιμόνιον des Sokrates).

Noch in einer zweiten indogermanischen Sprache ist von dem besprochenen Grundstamm eine Ableitung mit dem Sinn „Seelentier", dann „wildes, unheimliches Tier" gebildet worden, was die Richtigkeit meiner Erklärung von „Tier" bestätigt: lat. bēstia „Tier" (im Gegensatz zum Menschen), „wildes Tier" und bellua „großes, seltsames, außergewöhnliches Tier"; wenn bēstia seit Plautus auch von Raupen, Motten, Bienen gebraucht wird, so erinnere ich nur daran, daß auch diese Tiere, wie ich früher darlegte (Kalypso, S. 237 f.), als „Seelenwesen" galten; vgl. den Seelen-

[3] Belege sind zuletzt zusammengestellt von R. v. Kienle, W. u. S. 14 (1932), 43 f. Viel Stoff bietet das Büchlein „Balder" von Losch. Nur weil es ähnliche einheimische Sagen in Menge gab, wurde die aus Indien stammende Legende von *Hubertus* bei uns so schnell und allgemein beliebt.

[4] Vgl. meine Arbeit „Über altisländische Berserkergeschichten", Heidelberg, 1912.

Digitized by Google

schmetterling und die Redewendungen: Mucken haben, Grillen im Kopf haben, engl. you have a bee in your bonnet usw. (vgl. auch Riegler W. u. S. 6, 196 ff.)[5]. Gerade, daß wir hier überall auf dieselbe Urvorstellung vom „Seelentier, Seelenwesen" kommen, scheint mir für die Richtigkeit unserer Auffassung zu sprechen: nicht vom „Atmen" ist bei diesen Wörtern für die Grundbedeutung auszugehen, sondern von der „Hauchseele", und damit ist sofort begreiflich, warum Tier im Anfang nicht nur zum Menschen, sondern auch zu den gezähmten Haustieren im Gegensatz gebraucht worden ist, was man seither kaum hatte verstehen können.

Die Federkielstickereien der Tiroler Lederfatschen.

Von Dr. Ferdinand Herrmann, Heidelberg.

Neben der in den letzten Jahrzehnten immer mehr sich erweiternden wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Volkskunst in ihrer Gesamtheit[1] ging eine rege Bearbeitung ihrer verschiedenen Teilgebiete in größeren und kleineren Veröffentlichungen einher[2]. Verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit wurde bisher den verzierten Lederbestandteilen der Trachten geschenkt, selbst nicht in den Fällen, bei denen diese zu den wesentlichen Stücken gehören, wie beim tiroler Feststaat.

Wie überall bei der Tracht aus dem Bestreben, für den Sonntag, besondere Kirchenfeiertage, die Hochzeit oder andere Feste sich zu schmücken, die vielfältigen Verzierungen des Bauernstaates sich entwickelt haben, so wurde in Tirol bei der Frau der Lederriemen mit Gehänge, beim Mann die Lederfatsche zum bedeutsamen Schmuckstück. Der Ledergürtel mit dem Gehänge gilt durchweg als Zeichen der Frau. Prächtig hebt sich z. B. im Pustertal von der dunkelblauen Leinenschürze das Lederzeug ab, an dem Messer und Schlüssel hängen. Es setzt sich z. T. aus Lederstreifen zusammen, die geflochten sind, was früher besonders geschätzt war, z. T. ist der einfache Lederriemen durch Metallnägelchen und Drähte geschmackvoll verziert. Zu einer späteren Zeit wurden vorzugsweise die Federkielstickereien auf dem Leder getragen.

---

[5] Daher ist Sommers Verbindung von **bestia** mit griech. δέος „Furcht" abzulehnen, die Walde-Pokorny, Indog. Wb. 844 zweifelnd erwähnt; vgl. Walde-Hofmann, Lat. et. Wb.[3] (1930), 102.

[1] Eine gute Übersicht über die wesentlichen Werke zur Volkskunst gibt Spamer in der Fußnote zu seinem Aufsatz „Volkskunst und Volkskunde", „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde", 2, 1928, 1 ff.

[2] Vgl. namentlich das Schriftenverzeichnis bei K. Spieß, „Bauernkunst", Wien, 1925, S. 284 ff., wo die hauptsächlichen Beiträge zu folgenden Gebieten verzeichnet sind: Holzarbeiten, Gewebe, Töpferarbeiten, Glas- und Metallkunst.

Digitized by Google

Bild I. 1. Schützen-Fatsche aus braunem Leder. Aufschrift: Maria—Jesus. Aus dem alten Feststaat der tiroler Schützen. Oberwieseler in Spisses (Rodenek). 2. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Jesus-Maria. Sarntal. 3. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Ahrntal. 4. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Kielstickerei: J. P. und die Zeichen Mariae und JHS. Eisaktal. 5. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Lindner Johann. S. Lorenzen im Pustertal.

Die Lederfatsche des Tirolers, das Gegenstück zu dem Lederschmuck der Frau, ist, wie die meisten Kunstgegenstände des Volkes, aus ursprünglichen Zweckmäßigkeitsgründen erwachsen, mit der Zeit zu einem geschätzten Zierstück des Bauernstaates geworden. Hat der Ledergürtel der Frau noch heute seine Zweckaufgabe, so ist bei der Lederfatsche des Mannes diese nicht mehr so leicht zu erkennen. Sie diente nämlich im Anfange der Entwicklung als Ranzen — eine Aufgabe, die im Ziller- und Brixentale sich am längsten in der Form erhalten hat. Denn hier blieb die Fatsche bis zuletzt ausgesprochener Bauchranzen, in dem der Bauer seine Wertgegenstände und das Geld verwahrte.

Als frühesten Schmuck finden wir bei der Fatsche ebenfalls die Verzierungen mittels Messingstiften, Zinn-Drähten und -Nägeln. Unterlegte bunte Lederstreifchen und Flecken, auch Seidenstückchen, erhöhen hin und wieder die Gesamtwirkung; die Grundfarbe der Fatsche ist in der Regel schwarz oder braun. Das Alter läßt sich, manchmal mittels der daraufangebrachten Jahreszahlen, bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Von dem Innsbrucker Volkskunstmuseum, das eine reiche Sammlung tiroler Trachtenstücke aufweist, wird als ältester, mit einer Jahreszahl bestickter

Digitized by Google

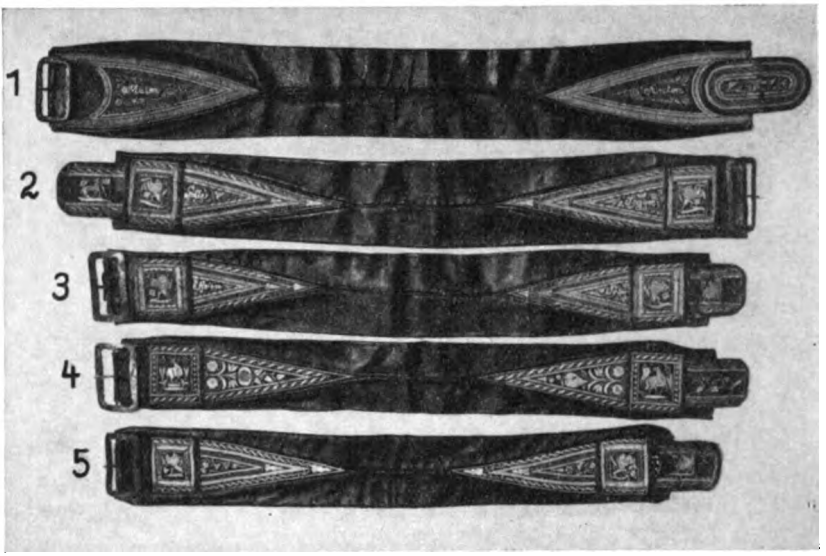


Bild II. 1. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Maier Anton. Ahrntal. 2. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Gottes Segen. Ahrntal. 3. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Steiner Peter. Eisaktal. 4. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Ahrntal. 5. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Ahrntal.

Gürtel einer aus dem Jahre 1738 vorgelegt. Die weitere Entwicklung der Verzierung der Ledergurten vollzog sich in gleicher Weise wie bei den Lederriemen der Frauen: die Federkielstickereien verdrängten allmählich das Schmücken des Leders mittels Metallnägeln.

Das Wort „Fatsche", das in dieser Arbeit schon mehrfach gebraucht wurde, bedarf noch einer Erklärung. Man spricht von „Schützenfatschen", „Blattlfatschen", „Bauchfatschen", „Marktfatschen". Fatsche ist nach dem Bayerischen Wörterbuch von Schmeller (2. Aufl., Sp. 779) und dem Deutschen Wörterbuch von Grimm (3. Bd., S. 1363) mit dem lateinischen fascia, fasciola = Binde, Wiegenband in Verbindung zu bringen. Doch ist es nach Grimm nicht unmöglich, daß das Wort von dem deutschen fasz vestis stammt. Fatschen (Fätschen) nennt man im Bayerischen auch das „breite Band, womit kleine Kinder umwickelt werden", woher sich die Bezeichnung „Fadschn-Kind" für Wickelkind herleitet. Da die lateinisch-italienischen Mütter das feste Umwickeln der Kinder mittels eines Bandes mit „fascia" und „fasciare" bezeichnen, so ist die Beziehung zu dem deutschen Wort dadurch gegeben, daß tatsächlich in den Italien benachbarten deutschsprachigen Gebieten diese gleiche Maßnahme „fätschen" genannt wird.

Die Federkielstickereien der Lederfatschen, mit denen wir uns in dieser Arbeit befassen wollen, erscheinen erstmalig zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Es sei hier zunächst die Vermutung über ihr plötzliches Auftauchen in Tirol

Digitized by Google

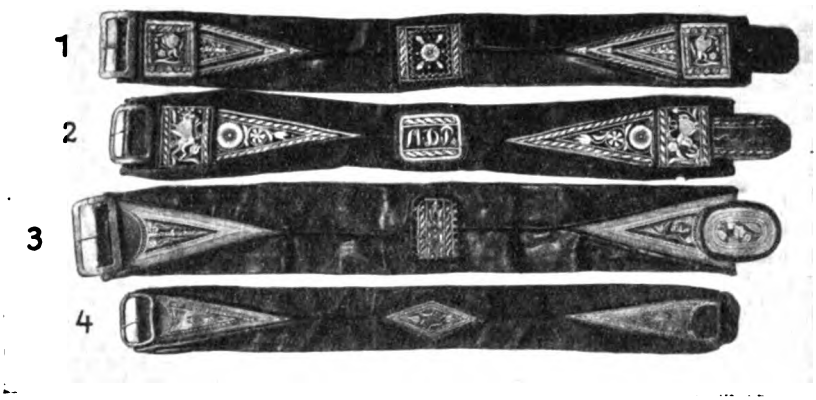


Bild III. 1. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Steiner Anton. Eisaktal. 2. Markt-Fatsche aus schwarzem Leder. (Die Markt-Fatschen werden vom Bauern getragen, wenn er die Viehmärkte besucht.) Aufschrift: M. D. P. Enneberg. 3. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Pörenbacher Peter. Ahrntal. 4. Schützen-Fatsche aus schwarzem Leder. Ahrntal.

eingeschoben, die Felix von Luschan auf der zweiten gemeinschaftlichen Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1894 aussprach[3]. F. v. Luschan glaubt nämlich, daß diese Art der Verzierung des Leders am Anfang des 19. Jahrhunderts aus Nordamerika nach Tirol übertragen wurde. Er bringt diese Übertragung in Zusammenhang mit den tiroler Bergleuten, die um jene Zeit aus Nordamerika zurückwanderten und möchte darin „eine ethnographische Brücke zwischen der alten und neuen Welt" erblicken. Auf die deutschen Bergleute, so vermutet er, hat jene Fertigkeit gewisser amerikanischer Indianerstämme, das Leder mittels Federkielstickereien zu verzieren, solchen Eindruck gemacht, daß sie sich diese Kunst aneigneten, nach ihrer Rückkehr nach Deutschland weiterausübten und bald in Tirol überall Nachahmung fanden. So bestechend diese Ansicht v. Luschans ist, so fehlen doch die tatsächlichen Beweise dafür, weswegen auch M. Haberlandt sie in seiner „Österreichischen Volkskunst" ablehnt. Außerdem muß hier festgestellt werden, daß die Verzierung der Bauchgürtel mit Federkielstichen nicht auf Tirol beschränkt ist, wie v. Luschan glaubt, sondern sowohl im Böhmerwald wie auch im Riesengebirge bekannt ist.

In den Federkielstickereien, in denen wir somit eine verhältnismäßig spät auftretende Verzierungsart sehen dürfen, erkennen wir unschwer die schon bei der Ausschmückung des Leders durch Metallstifte verwendeten Schmuckformen. Gewisse Abweichungen und ein z. T. verändertes Gesamtaussehen der einzelnen Fatschen gegenüber älteren, mit Metall behandelten bringt die wesentliche Verschiedenheit des Schmuckstoffes, des Federkieles,

[3] Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Bd. 24, Wien 1894, S. 105.

Digitized by Google

mit sich. Die benützten Kiele stammen hauptsächlich von Pfauen-, Hühner- oder Gans-Federn[4]. Sie sind handwerksmäßige Erzeugnisse, werden also nur von den Sattlern oder Fatschenmachern hergestellt. Sie gehörten so, wollte man A. Riegls ursprünglich gefaßte, enge Begriffsumgrenzung des Wortes „Volkskunst" zu Grunde legen, nicht mehr zur „Volkskunst", obwohl sie tatsächlich echte Äußerungen volkhaften Kunstempfindens sind. Sie könnten daher vielmehr als sprechende Beweise dafür mitherangezogen werden, daß zur Volkskunst unbedingt auch die handwerksmäßig hergestellten Kunstwerke des Volkes gehören. Der Fatschensticker hat in der Hauptsache den gleichen Geschmack wie jeder andere Dorfbewohner, und sein Erfolg und die Blüte seines Handwerkes hängen ja wesenseng damit zusammen. Wenn er nicht den Geschmack seiner Abnehmer trifft, wird sein Handwerk bald nichts mehr einbringen, da sich die Dorfbewohner in diesem Falle nach einem andern umsähen und vielleicht sogar den Fatschensticker des benachbarten Ortes aufsuchten. Daß so auch tatsächlich enge Beziehungen bestehen zwischen den Schmuckformen der Ledergürtel und den Schmuckformen anderer Gegenstände, die noch von der ländlichen Bevölkerung selbst hergestellt werden (nach Haberlandt also der „primären" Volkskunst angehören), braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Eigentümlicherweise ist in den verschiedenen Arbeiten, in denen die Lederfatschen beiläufig im Zusammenhang behandelt wurden, nicht genügend auf die drei Hauptformen, die sich bei näherer Betrachtung ergeben, hingewiesen worden. Das sei hier kurz nachgeholt. Neben der möglicherweise verbreitetsten Form, der man hauptsächlich in den zahlreichen Abbildungen der genannten Veröffentlichungen begegnet und die uns im Bilde I entgegentritt, dürfen zwei weitere Hauptformen nicht übersehen werden. Wir erkennen zunächst als zweite Hauptgruppe jene, die sich in verschiedenen Abwandlungen in den Abbildungen II und III heraushebt. Der Hauptteil der Lederfatsche besteht bei dieser Gruppe aus einem Stück Leder, das auf der Vorderseite in der Mitte zusammentrifft und durch einen meistens hier dazwischen eingenähten roten Lederstreifen recht malerisch aussieht. Die in

[4] Die Fatschen, die dieser Arbeit zu Grunde gelegt wurden, sind Eigentum der von Portheim-Stiftung in Heidelberg, die innerhalb ihrer volkskundlichen Abteilung eine umfangreiche Sammlung tiroler Gegenstände besitzt. Dabei sind die Lederbestandteile der tiroler Tracht hervorragend vertreten. Die Abbildungen bringen nur die bemerkenswerten Stücke dieser Art und hauptsächlich Fatschen aus dem Puster-, Ahrn- und Sarntale. Die übrigen, nicht in Bildern festgehaltenen Gürtel wurden bei der Arbeit jedoch ebenfalls mitbehandelt, wie auch die Abbildungen von Fatschen aus anderen Museen zum Vergleich stets herangezogen wurden. M. Haberlandt bringt in dem Tafelband seiner „Österreichischen Volkskunst" (Bd. II, Tafel 109) eine schöne Auswahl von Abbildungen der Stücke aus der Sammlung Josef Salzer. Gute Aufnahmen enthält auch die Zeitschrift „Tirol" (Heft 4, Innsbruck 1929, S. 84 f.), wo Frau Gertrud Pesendorfer in einem beachtenswerten Beitrag „Zur Trachten-Sammlung des Tiroler Volkskunstmuseums" ebenfalls die Aufmerksamkeit den Ledergürteln zuwendet. Weitere Bilder sind anzutreffen u. a. bei Holme, „Peasant Art in Austria"; K. Hahm, „Deutsche Volkskunst" (Tafel 141) und K. Spieß, „Bauernkunst" (S. 181).

Digitized by Google

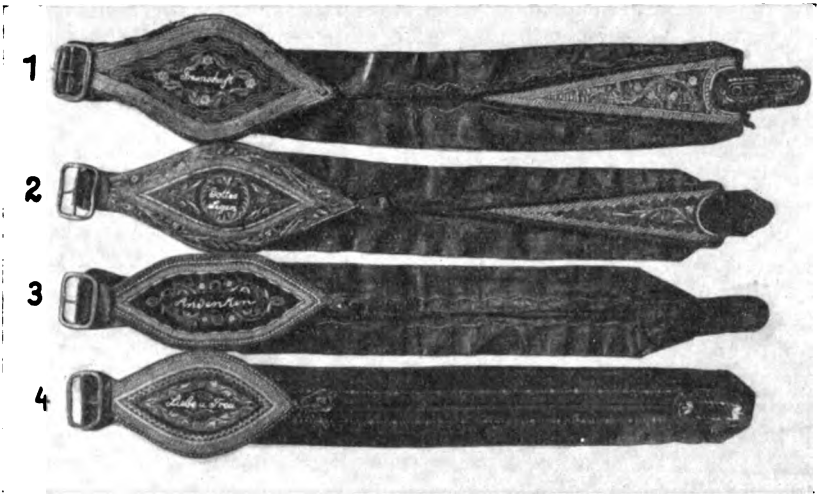


Bild IV. 1. Blattl-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Freundschaft. Ahrntal. 2. Blattl-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Gottes Segen. Monthal. 3. Blattl-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Andenken. Ahrntal. 4. Blattl-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Liebe und Treu. Pustertal.

Abbildung I und in den erwähnten Arbeiten (besonders in der von Frau Pesendorfer) wiedergegebenen Fatschen setzen sich dagegen im Hauptteile aus zwei gleichen Lederstreifen zusammen; der eine dient als Außenseite, der andere als Innenseite; beide sind aufeinander genäht. Die Verzierungen trägt bei Gruppe I der als Außenseite benützte Lederstreifen; bei Gruppe II ist der Hauptteil überhaupt nicht Träger des Schmuckes, sondern die an den beiden Enden eingenähten gleichschenkligen Lederdreiecke. In den in Abbildung III festgehaltenen Gürteln fallen als besonderer Schmuck noch die in der Mitte aufgenähten quadratischen, rechteckigen und rhombischen Lederstückchen mit Verzierungen auf, die freilich die Grundform nicht verändern. Das Merkmal der Gruppe III ist das nur ganz lose an beiden Seiten befestigte „Blattl", weswegen man die hierzu gehörigen Stücke wohl auch „Blattl-Fatschen" nennt (Abbildungen IV und V). Auch bei diesen besteht der eigentliche Gürtel nur aus e i n e m Stück Leder, das ebenfalls außen in der Mitte zusammengenäht ist und so die Außenseite der Fatsche in zwei gleichgroße Flächen, eine obere und eine untere, aufteilt. Als Übergangsformen von Gruppe II zu III könnten etwa die unter Abbildung IV, 1 und 2 sowie V, 3 wiedergegebenen Gürtel angesehen werden, da hier noch auf der einen Seite das verzierte, eingenähte gleichschenklige Dreieck anzutreffen ist. Das „Blattl" jedoch ändert die Grundform wesentlich, so daß es wohl berechtigt erscheint, hier keine Übergangs- oder Zwischen-Form, sondern eine gesonderte Hauptgruppe zu unterscheiden. Abgesehen von den meist wellenlinig, weniger geradelinig, verlaufenden Verzierungsstrichen, trägt der Hauptgurt bei Gruppe III fast keine Kielstickereien, ver-

Digitized by Google

ziert sind dagegen das „Blattl" und das eingeschobene Lederdreieck, soweit es überhaupt vorhanden ist. Es wäre verlockend, die Abwandlungen der herausgestellten drei Grundformen im einzelnen zu betrachten. Davon muß jedoch Abstand genommen werden, um den Rahmen dieser Arbeit nicht zu sprengen.

Betrachten wir nun, ohne Rücksicht auf die Form der Lederfatschen, ohne Rücksicht auch auf die durch Pressung des Leders erzeugten Zierformen, die Federkielstickereien selbst. Es sind hauptsächlich Plattstiche, mit denen das Zierwerk erreicht wird. Diese Plattstiche dienen sowohl zum Sticken der Buchstaben (Abbildung I, 1, 2, 4 und 5; II, 1—3; III, 1—3; IV, 1—4; V, 1—5 und VI, 5) wie auch der Verzierungen sonstiger Art. Die geometrischen Zeichnungen, die Tiere und die Pflanzen werden durch sie auf dem Leder dargestellt. Seltener wird der Kreuzstich gebraucht. Was diese verhältnismäßige Eintönigkeit der Sticharten angeht, so ist diese durchaus nicht erstaunlich, wenn man in Betracht zieht, daß auch bei der alpenländischen Leinenstickerei von einem Abwechslungsreichtum der Sticharten nicht gesprochen werden kann und daß Platt- und Kreuzstich auch dort vorherrschen.

Welche Motive, Linien und Flächenformen erfreuen sich nun als Verzierungen besonderer Beliebtheit? Bei den meisten Lederfatschen finden wir als Grundbestandteil die Wellenlinie, wie sie in einfachster Form in den Abbildungen IV, 3 und V, 1—4 die Fläche belebt. (Abbildung VI, 3 veranschaulicht eine bevorzugte Wellenlinie in ihrer wirklichen Größe.) Der nächste Schritt zu einer reichlicheren, füllenderen und mehr auftragenden Schmuckform ist die Verschlingung zweier Wellenzüge und damit gleichzeitig die Erweiterung der einfachen Linie zur Fläche. (Sie ist am schönsten zu beobachten in Abbildung I, 2, wo sie den Hauptteil des Gürtels oben und unten wie auch die aufgenähten rechteckigen Lederstückchen einrahmt. Die untere Linie eines dieser Lederstückchen ist in wirklicher Größe in Abbildung VI, 4 festgehalten.) Geradlinige Bewegung auf den Lederfatschen ist ebenfalls nicht selten, wenn sie auch gegen die wellenlinige einigermaßen zurücktritt. Sie wird erzeugt einmal durch einfache Stichchen, die in kleineren Abständen voneinander in das Leder gemacht werden (Abb. IV, 4 und VI, 1), daneben durch schräg angesetzte, hart aneinander gereihte Stiche, die nur scheinbar den Eindruck einer geraden Linie erwecken (VI, 2).

Neben den auch sonst in der Volkskunst häufig wiederkehrenden geometrischen Figuren hat die Natur einen bevorzugten Platz. Der ländliche Mensch ist immer eng mit ihr verbunden und beobachtet sie zu allen Zeiten mit nie ruhender Aufmerksamkeit. Daß der Bewohner alpenländischer Gebiete die ihn in besonderer Weise fesselnden Tiere und Pflanzen in seine Kunstwerke hineinwirkt, ist bezeichnend für die nicht durch städtische Moden oder andere Einflüsse von außen abänderbare Eigensinnigkeit (im ursprünglichen und wahren Sinn des Wortes!) des tiroler Volkes. Kein Wunder, daß die Gemse in dieser Welt einen bevorzugten Platz einnimmt! (Abbildung I, 1—2.) Ihr begegnen wir in der gleichen Stellung, wie sie bei den Federkielstickereien beliebt ist, auch sonst auf den Kunstwerken der Tiroler. Vornehmlich fällt sie in den kleinen Holzschnitzereien, die als Hut-

Digitized by Google

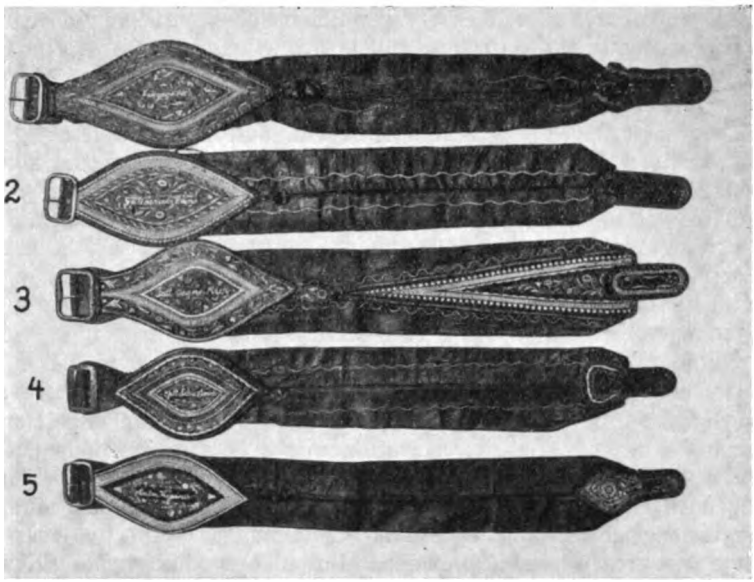


Bild V. 1. Blattl-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Verzage nie. Pustertal. 2. Blattl-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Gott schütz uns. Ahrntal. 3. Blattl-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Gott segne mich. Gais. 4. Blattl-Fatsche aus braunem Leder. Aufschrift: Gott schützt mich. Pustertal. 5. Blattl-Fatsche aus schwarzem Leder. Aufschrift: Anton Vergeiner. Enneberg.

schmuck dienen, auf. (Der alte Gemsenjäger Bachmoar in St. Johann im Ahrntale hat solche in seinem nahezu hundertjährigen Leben in unübersehbarer Zahl geschnitzt.) Daneben ist der Steinbock und von den Haustieren das Pferd hin und wieder in den Stickereien zu finden. Um sie rankt sich die Pflanzenwelt in stark stilisierten Einzelerscheinungen in geometrischer Strenge und prächtigen Blumensträußen.

Zu der Natur, der für die Volksseele eindrucksvollsten Macht, gesellen sich Staat und Kirche, die für das körperliche und geistige Wohl sich sorgsam bemühen. Die Zeichen des Staates offenbaren sich dem Volke sinnfällig in den Wappen an den amtlichen Gebäuden und auf den schriftlichen Kundgebungen und Erlassen. Der Doppeladler und der Löwe, diese zwei beliebten Wappentiere, verdanken diesem Einfluß staatlicher Sinnbilder ihr Dasein als Kielstickereien auf den Fatschen[5].

[5] Ein wirklich schöner alter Gürtel mit Doppeladler befindet sich im Besitze der von Portheim-Stiftung; er erwies sich jedoch für eine Aufnahme als ungeeignet. Aus den Abb. I, 3; II, 2, 3 und 5; III, 1 und 2 ist die für den Wappenlöwen typisch gewordene Stellung zu erkennen. Doch sind auch hier gewisse Abweichungen bei näherem Hinsehen festzustellen, wie auch sonst in der Volkskunst irgendein bestimmtes Motiv durch den einzelnen Künstler immer ein persönliches Gepräge erhält.

Digitized by Google

Wenn die Motive, die dem kirchlichen Leben entlehnt sind, vorwiegen, so hat das seine guten Gründe. Diese sind einmal sowohl in dem Glauben wie aber auch in dem Aberglauben des Volkes zu suchen. Gerade der Aberglaube mag vielfach zu dem Anbringen religiöser Sinnbilder auf durchaus profanen Gegenständen geführt haben. Der einfache (wie übrigens auch der „kultivierte") Mensch schützt sich gegen böse Mächte, wo er kann. Der Schmuck und oft die Tracht übernehmen damit die Aufgabe, gleichzeitig auch als Schutz- und Abwehrmittel zu dienen. Ist es nicht der heidnische Drudenfuß, so sind es die christlichen Zeichen, Namen, Bilder und Sinnbilder, denen die Rolle zufällt, gegen Hexen, andere böswillige Wesen, den bösen Blick und ähnliche gefürchtete Einflüsse zu schützen und diese abzuwehren.

Was die Bevorzugung der kirchlichen Zeichensprache bei der Verzierung der Lederfatschen noch begünstigt haben mag, ist folgende entwicklungsgeschichtlich zu berücksichtigende Tatsache: Die Lederstickereien lassen, wie schon anfangs erwähnt wurde, häufig eine gewisse Abhängigkeit von den Leinenstickereien erkennen. Nicht nur, daß sie in den alpenländischen Gegenden etwa die nämlichen Sticharten wie diese bevorzugen, auch in den Motiven zeigen sie ganz augenfällige Entlehnungen. Nun sind aber die Anfänge der Leinenstickereien ausschließlich in den Klöstern des Mittelalters zu suchen. In den Klöstern wurden die für den Gottesdienst benötigten Leinenstücke zum ersten Male ausgeschmückt, wobei natürlich nur christliches Gedankengut sinnlich festgehalten wurde. So gab es ursprünglich eigentlich nur kirchliche Stickereien. Dazu kommt nun, daß auch zu einer viel späteren Zeit, zu der sich sonst die profanen Stickereien mit rein weltlichen Motiven überall durchgesetzt hatten, in den abgeschlossenen Tälern Tirols den Bauernmädchen, aus Mangel an anderen Vorlagen, als einzige, ständig sich aufdrängende Vorbilder für ihre Hausstickereien die Altardecken, Fahnen und kirchlichen Gewänder sich darboten. So wird man bei den Lederstickereien, sich der Leinenarbeiten und anderer kirchlich beeinflußten Stickereien erinnernd, gern die dort wiederkehrenden Motive übernommen haben. Freilich wird zunächst das Bestreben, sich durch christliche Abwehrmittel zu feien, Hauptanlaß zu dieser Aufnahme christlicher Zeichen und Sinnbilder gewesen sein, wobei eben die Vorbilder auf den kirchlichen Stickereien diesem Bestreben entgegenkamen und die Ausführung erleichterten. So dürfen wir wohl die christlichen Sinnbilder, wie das Osterlamm mit der Fahne (Abbildung I, 5 und II, 2—5), das Zeichen JHS für „Jesus Heiland Seligmacher" (Abbildung I, 4 und 5), das eigentümlich verschnörkelte „Maria" (Abbildung VI, 5) und die Verbindung der Namen Jesus und Maria (I, 1—2) deuten.

In gewisser Beziehung, jedoch in einigem Abstand, gehören hierher auch jene Lederfatschen, die religiöse Gedanken in knappen Worten aufweisen. Solche sind ja auf den Gegenständen des Volkes nicht selten anzutreffen, vornehmlich als Hausinschriften, dann aber auch auf Behältnissen der verschiedensten Art kehren sie wieder. Namentlich die „Blattl-Fatschen", die vorzugsweise von den jungen Mädchen ihren Liebhabern als Minnegaben geschenkt werden, wie schon ein Teil der Aufschriften besagt („An-

Digitized by Google

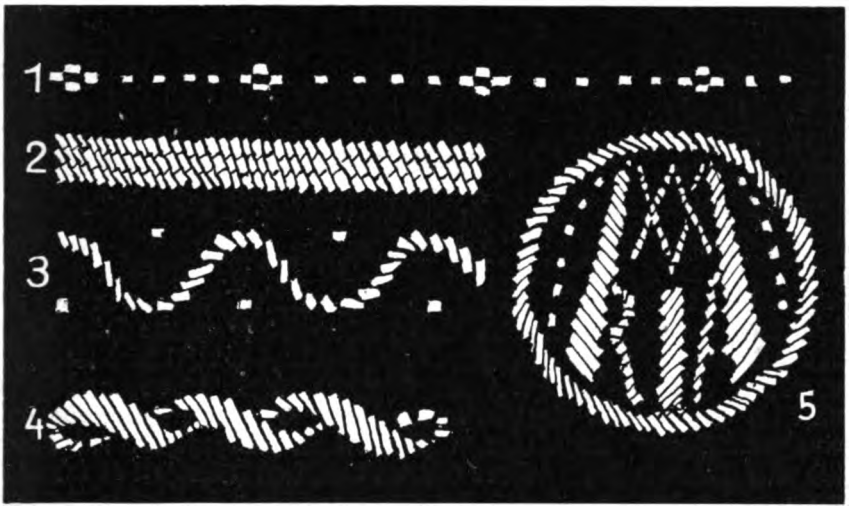


Bild VI. 1. Linie (in wirklicher Größe) aus der Lederfatsche IV, 4. 2. Flächenverzierung in gradliniger Bewegung (wirkliche Größe) der Lederfatsche I, 1. 3. Wellenlinie (in wirklicher Größe) der Lederfatsche V, 3. 4. Doppelwellenlinie (in wirklicher Größe) eines der Lederrechtecke der Schützenfatsche I, 2. 5. Zeichen „Maria" (in wirklicher Größe) aus der Lederfatsche I, 4.

denken", „Liebe und Treue": IV, 3 und 4), weisen neben weltlichen Wünschen zahlreiche fromme Sprüche und Gedanken auf: „Gott schütz uns" (V, 2), „Gott schützt mich" (V, 4), „Gott segne mich" (V, 3). Auch hier tritt das Bestreben, geschützt zu sein, in den Vordergrund, und man glaubt, dem Träger nichts Besseres wünschen zu können als Gottes Schutz. Dieses kommt auch in dem Wunsche nach Gottes Segen zum Ausdruck, denn wer von Gott gesegnet ist, wird auch von ihm beschützt werden. —

Herrlich, wie überall aus den Federkielstickereien dieser Lederfatschen, dieser Gürtel, die nur ein abschließendes Stück der Kleidung bilden, wenn wir aus ihrer Mannigfaltigkeit das Wesentliche herauszulesen vermögen, die Welt des tiroler Bergvolkes sich sinnlich offenbart! Diese Welt ist gegründet und tiefverwurzelt in dem kraftvollen Erdreich der Natur, sinnhaft durch die Gemse gekennzeichnet, in sich geschlossen durch Kirche und Staat. Von diesem wurde das Land 1918 z. T. äußerlich abgetrennt, innerlich wird es bei dem am Alten hangenden und das Althergebrachte verehrenden Sinn und der deutschen Art seiner Bewohner niemals losgerissen werden können.

Digitized by Google

Grundsätzliche Betrachtungen zum 2. Merseburger Zauberspruch.

Von Dr. **Rudolf Kriß**, Berchtesgaden.

Es mag vielen als ein überflüssiges Beginnen erscheinen, wenn ich mit folgendem Beitrage die ohnehin schon mächtig angeschwollene Literatur zu den beiden Merseburger Zaubersprüchen (abgekürzt M. Z.) noch weiterhin vermehre. Zur Rechtfertigung will ich gleich eingangs betonen, daß ich nicht die Absicht habe, Einzelheiten des Spruches zu untersuchen oder gar eine neue Theorie aufzustellen, mithin Dingen nachzugehen, mit denen sich erste Fachleute in zahlreichen Studien befaßten[1]. Hier geht es mir vielmehr um den geistigen Gehalt des Spruches und ich will versuchen, ihn dem Lebenskreise einzuordnen, dem er entstammt.

Den Schlüssel zum Verständnis jenes Lebenskreises aber bieten uns die Forschungsergebnisse auf dem Gebiete der in der Gegenwart eifrig betriebenen religiösen Volkskunde. Als Volksglauben können wir im Anschluß an Naumann[2] die stets alte und stets neu sich bildende religiöse Einstellung des primitiven Menschen bezeichnen, die sich im Gegensatz zu den Hochreligionen als eine zeitlose und ziemlich unveränderliche Unterströmung innerhalb jeder Kulturreligion vorfindet. Zu den Eigenheiten des deutschen Volksglaubens aber gehört neben den Kategorien der Toten, Tier-, agrarischen Religion und anderer Formen (vgl. Naumann, a. a. O.) auch das Zauberwesen, das in diesem Zusammenhange besonders wichtig ist. Betrachten wir den 2. M. Z. und ähnliche Formeln aus der ahd. Bekehrungszeit, so müssen wir uns stets gegenwärtig halten, daß wir mit drei Größen zu rechnen haben, dem Christentum und Heidentum als individualistischen Hochformen und dem Volksglauben als einer unpersönlichen Primitiv-Religion. Historisch gesehen haben die beiden ersten Größen nacheinander auf die dritte eingewirkt. (Vgl. Naumann „Christentum und deutscher Volksglaube", S. 322.)

[1] Die wichtigste einschlägige Literatur ist von Christiansen: „Die finnischen und nordischen Varianten des 2. M. Z.-Spruches" in: „FF Communications, Nr. 18, Hamina, 1915, Kapitel 1, S. 1—17 (zit. Christiansen) zusammengestellt und erläutert. Ich verzichte daher an dieser Stelle darauf, sie nochmals vollständig anzuführen. Auf folgende Abhandlungen werde ich jedoch öfters zu sprechen kommen: R. Meyer: „Trier und Merseburg", Z. f. d. A., 52, S. 390 ff. (zit. Meyer); F. W. E. Roth und E. Schröder: „Althochdeutsches aus Trier", Z. f. d. A., 52, S. 169 ff. (zit. Schröder); Wolf von Unwerth: „Z. f. d. A., 54, S. 195 ff." (zit. Unwerth); Kaarle Krohn: „Göttingische gelehrte Anzeigen 1912", S. 213 ff. (zit. Krohn); Oskar Ebermann: „Blut- und Wundsegen", Palaestra, XXIV, 1903 (zit. Ebermann).

[2] Hans Naumann: „Primitive Gemeinschaftskultur", 1921, derselbe: „Christentum und deutscher Volksglaube" in Z. S. für Deutschkunde, 1928, S. 321 ff.

Digitized by Google

Seinem innersten Wesen nach ist der Zauberspruch unpersönliches Volksgut. Eugen Fehrle („Zauber und Segen", 1926) gibt uns eine gute Übersicht über die verschiedenen Fassungen, die er besitzen kann. Für uns kommen zwei Typen in Betracht; die einteilige Beschwörung in Befehlsform und die zweiteilige, bei der dem Befehl ein epischer Eingang, die Erzählung eines gleichlaufenden Ereignisses, des sog. klassischen Falles, vorangeht. Die Wirkung tritt ein auf dem Wege des Analogiezaubers. Dem zweiteiligen Typus gehört der 2. M. Z. an. Es ist klar, daß sich das Volk bei der äußeren Einkleidung seiner Zaubersprüche eines von der jeweilig herrschenden Hochreligion dargebotenen Rahmens bedient. Das tritt besonders beim epischen Teile in Erscheinung; zur Zeit des germanischen Heidentums gebrauchte man Götter- und Dämonennamen, im Christentum werden Namen und Ereignisse aus der Bibel und den Heiligenleben herangezogen. Weniger stark beeinflußbar ist der zweite Teil, die eigentliche Befehlsformel. Das Christentum hat zwar versucht, das seinem Geist widersprechende Zauberwesen auszuschalten und hat deshalb die Befehlsform mitunter in den epischen Teil hineinkomponiert oder in eine Wunsch- oder Flehform verwandelt, woraus sich die heute von uns als Segen bezeichneten Texte entwickelten. Trotzdem ist die Veränderung geringfügiger als man auf den ersten Blick glauben könnte. Das Zauberhafte liegt ja nicht so sehr in der Form als in der Formel, mit anderen Worten, auch der in Gebetsform vorgetragene Spruch behält das Formelhafte bei, er ist irgendwie in gebundener Rede gegeben, sei es daß Endreim, Stabreim, Gleichklang bestimmter Worte oder Satzteile oder sonst ein festes Gefüge vorliegt. Vom Rhythmus des Spruches geht die zauberhafte und suggestive Wirkung im Volksempfinden aus.

Diese wenigen Leitgedanken mögen genügen, um die Natur des volkstümlichen Zauberspruches zu kennzeichnen. Wenden wir das Gesagte auf den Sonderfall des 2. M. Z. an, so sehen wir, daß eigentlich alle die bisherigen Arbeiten, so wertvoll sie auch sonst sein mögen, unter einer verhängnisvollen Voraussetzung abgefaßt sind. Sie stehen nämlich noch auf der Alternative: Hie Christentum — hie Heidentum, und überschätzen daher die Bedeutung der äußeren Einkleidung des Segens in die Formen dieser Hochreligionen, welche doch in Wahrheit für die Erkenntnis seines inneren Wesens ziemlich nebensächlich ist. Das Außerachtlassen der dritten Größe „primitiver Volksglaube", wäre für sich allein vielleicht noch nicht so bedeutsam gewesen, hätte es nicht auch die ganze Forschungsmethode beeinflußt. Christentum und germanisches Heidentum sind beide Hochreligionen, oberschichtliche Kulturblüten, somit auch ihre literarischen Schöpfungen Leistungen einzelner begabter Individuen, mochten auch viele davon namentlich unbekannt bleiben. Als man nun den Zauberspruch in dieses Gebiet einbezog, ging man in gewohnter Weise auch hier philologisch-kritisch vor, man fragte nach Verfasser, bestimmtem Entstehungsort und genauer Entstehungszeit; stieß man auf Varianten, so suchte man auch hier wieder nach Gründen für die Änderung usw.

Inzwischen haben die neuen volkskundlichen Forschungen ergeben, daß das Zauberwesen zum Volksglauben gehört, die Zauberformeln mithin Er-

Digitized by Google

zeugnisse unpersönlicher Art sind, bei denen die Frage nach Verfasser und genauen Ort- und Zeitangaben der Entstehung von vorneherein verfehlt ist. In der Literatur über die M. Z. und ihren Kreis, wozu die gesamten Verrenkungssegen gehören, werden trotz Unterschiedlichkeiten im einzelnen zwei Hauptrichtungen vertreten: Die eine, die ich als die ältere bezeichnen will, behauptet, der zweite M. Z. sei heidnischen Charakters und die späteren Verrenkungssegen seine verchristlichte Sprößlinge; die andere, von mir die jüngere genannt, hält den 2. M. Z. nur für eine nachträgliche paganisierte Fassung eines christlichen Verrenkungssegens. Die ältere Richtung hat den großen Vorzug für sich, daß sie, was die äußere Einkleidung anbelangt, zweifellos im Recht ist. Doch leidet auch sie unter der implicite fast stets bemerkbaren Voraussetzung, derzufolge sie die Aufzeichner der schriftlichen Denkmäler nicht scharf von den Verfassern trennt und bei Varianten an bewußte Substituierungen bzw. Übernahmen denkt.

In Wahrheit dürfte es wohl in den seltensten Fällen festzustellen sein, ob ein Spruch übertragen, oder ob er aus der gleichen Situation heraus an einem bestimmten Ort neu entstanden ist. Wie das Volk die Verfasserschaft auffaßt, möge ein modernes Beispiel beleuchten. Alfred Karasek erzählte mir, daß es ihm bei seinen Volksliedforschungen öfters vorgekommen sei, daß sich auf Umfragen mehrere Personen steif und fest als die Verfasser ein und desselben Liedes bezeichnet und auch wirklich dafür gehalten hätten. Solche Vorkommnisse erweisen trefflich, den unpersönlichen Charakter der Volksdichtung. Unsere ahd. Zaubersprüche sind sicher schon lange Zeit in verschiedenen Abwandlungen im Volke umgegangen, bis sie zufällig einmal schriftlich festgelegt wurden. Die Zeitlage brachte es mit sich, daß die Aufzeichner vor allem der christlichen Sprüche des Schreibens kundige Angehörige der Oberschicht, meist Geistliche, gewesen sind. Daraus erklärt sich das oberschichtliche Gepräge vieler schriftlicher Denkmäler.

Wenn auch in den seltensten Fällen die Geistlichen es gewesen sein dürften, die äußerlich in einen heidnischen Spruch christliche Namen einsetzten — solche Umwandlungen vollzogen sich allmählich im Schoße des mehr und mehr von christlichen Vorstellungen durchsetzten Volkes selbst — so werden sie sich bei der Niederschrift (besonders bei langen Sprüchen) doch um eine Ausgestaltung und innere Umwandlung im christlichen Sinne bemüht haben. Sicher sind dann auch die Verse wiederum ins Volk gedrungen; leider wissen wir nicht, ob sie lange wörtlich fortlebten, ob und wie sie zersagt wurden, und welche Mischungen sie mit den primitiven, ursprünglich vorhandenen Sprüchen eingegangen sind. Das Eine aber kann (wie sich aus dem Vergleich der althochdeutschen Zauberliteratur mit der modernen ergibt) mit Sicherheit behauptet werden: Hätte es schon in althochdeutscher Zeit eine „Segenkommission" gegeben, die uns alle die volksläufigen Zaubersprüche aufgezeichnet hätte, das Bild, das wir uns nach den wenigen überlieferten schriftlichen Denkmälern gemacht haben, müßte in mancher Hinsicht abgeändert werden.

Während aber auch angesichts der veränderten Sachlage die ältere Literatur zum 2. M. Z. trotzdem ihren Wert behält, müssen die Ergebnisse der neueren Literatur als Fehlschlüsse bezeichnet werden. Sie wird haupt-

Digitized by Google

sächlich von K. Krohn und seinem Schüler Christiansen vertreten. Krohn stellt in den Göttingischen gelehrten Anz., S. 213 ff., zum erstenmal die Behauptung auf, der 2. M. Z. sei christlichen Ursprunges und der heidnische Name erst nachträglich eingesetzt. Als Beweis zieht er den von Roth und Schröder herausgegebenen sog. 2. Trierer Zauberspruch heran, der mit dem 2. M. Z. unmittelbar verwandt sei, diesem aber zeitlich vorausgehe. Christiansen sucht die Behauptung seines Lehrers durch die Veröffentlichung zahlreicher nordischer und finnisch-ugrischer Parallelen sicherzustellen. So dankbar wir ihm für das neue Material sind, für seine Theorie beweist es nichts. Christiansen nämlich will mit seiner großen Spruchsammlung erweisen, daß man für das Verständnis eines einzigen isolierten Zeugnisses, wie des 2. M. Z. nicht von diesem, sondern von den vielen anderen ausgehen müsse. (Vgl. Christiansen, S. 206 und 217.) Dabei übersieht er, daß die früheren heidnischen Zaubersprüche zu den späteren mittelalterlichen und neuzeitlichen in genau demselben Zahlenverhältnis stehen, als die spärlichen ahd. Literaturdenkmäler zu der Masse der mittelalterlichen und modernen Literatur. Merkwürdig berührt auch, wenn Krohn (S. 213 ff.) und Christiansen (S. IV., 217 u. a.) wiederholt erklären, daß wir uns mit den Zaubersprüchen in der Vorstellungswelt des katholischen Mittelalters befänden. Wer so etwas behauptet, muß vom Wesen nicht nur des mittelalterlichen, sondern des Christentums überhaupt, das jede Art von Magie ausschließt, recht seltsame Begriffe haben. Nur so kann man das zeitliche Zusammenfallen zweier einander wesenhaft entgegengesetzter Anschauungen wie der religiösen und der magischen mit innerer Verwandtschaft verwechseln. Daß natürlich bei der großen Verbreitung des volkstümlichen Zauberglaubens mancherlei Berührungen und Mischungen stattfanden, ist selbstverständlich, ebenso, wie auch einzelne Geistliche nicht immer den Trennungsstrich scharf gezogen haben. Grundsätzlich aber muß daran festgehalten werden, daß der Zauber vom Volke als ein Fremdkörper in die kirchliche Glaubenswelt hineingetragen wurde und daß die Geistlichkeit, da in jener Zeit an ein Ausrotten nicht zu denken war, sich bemühte, diesen Dingen christlichen Geist einzuhauchen. Weit besser dagegen verträgt sich das Zauberwesen mit der germanischen Hochreligion jener Zeit, weshalb an dem heidnischen Charakter der beiden M. Z. aus inneren Gründen schon gar nicht gezweifelt werden kann.

Sowohl Krohn (S. 213 ff.) wie Christiansen (S. 14 ff., 17 ff., 205 ff.) legen zur Stützung ihrer Behauptung größtes Gewicht auf den Trierer Segen, der sprachlich älter sei als der 2. M. Z., dabei aber mit ihm in engster Verbindung stehe. Gegen diese Ansicht hat schon Meyer (a. a. O., S. 390—396) mehrere Bedenken vorgebracht, die von Krohn und Christiansen nicht widerlegt werden konnten. Er hebt mit Recht hervor, daß die absolute Chronologie nichts bedeute gegen die relative und daß der 2. M. Z. ein völlig klares organisches Gebilde darstelle, während der Trierer Spruch uneinheitlich und innerlich haltlos sei. Dazu kommt der wichtige Aufsatz von Unwerth (a. a. O., S. 195 ff.), der die Form des 2. M. Z. für eine andere erklärt als die des Trierer Spruches; er führt aus, der epische Eingang des Trierer Segens gehe auf den Einzug des Heilandes am Palmtage in

Digitized by Google

Jerusalem und der Spruch würde auch gegen eine andere Krankheit verwendet. Wenn auf der anderen Seite Krohn den Anfang des 2. M. Z., das „zi holza" — fahren Wodans, für nicht ursprünglich hält, weil ein mythologischer Hintergrund nicht angenommen werden könne, ohne diesen die Begebenheit jedoch zu inhaltslos sei, so ist darauf zu erwidern, daß — abgesehen von der Richtigkeit oder Falschheit der von Meyer und anderen versuchten mythologischen Deutungen — es doch gar nicht notwendig ist, daß die Erzählung so besonders inhaltsreich sei. Es handelt sich doch nur um die Schaffung eines möglichen Präzedenzfalles mit respektgebietenden Namen. (Vgl. den epischen Eingang der meisten modernen Zauberformeln, die in vielen Fällen keine bestimmten historischen oder legendären Ereignisse zum Vorbild haben, z. B. Christus und Maria [St. Petrus] gehen durch den Wald, über die Heide usw.)

Die von Krohn und Christiansen vorgebrachten Theorien verlieren aber noch weit mehr an Probabilität, wenn wir als Volksforscher die beiden Sprüche in der oben skizzierten Art als Denkmäler unpersönlichen Volksglaubens auffassen. Unter diesem Gesichtspunkt verliert die äußere Einkleidung an Bedeutung. Aber, so müssen wir außerdem noch fragen, worin besteht denn überhaupt die angeblich unleugbare Übereinstimmung? (Vgl. Christiansen, S. 17 und 205.) Ich setze die beiden in Frage kommenden Zeilen hierher:

„Phol ende Uuodan uuorun zi holza.
du uuart demo Balderes uolon sin uuoz birenkit."
(2. M. Z.)

„Quam Krist endi sancte Stephan zi ther burg zi Saloniun: thar uuarth sancte Stephanes hros entphangan."
(Trierer Segen.)

Zu den beiden ersten Zeilen haben wir bereits Stellung genommen; es bleibt also noch die schlichte und einfache Zeile zwei übrig. Man muß in gewissen Kreisen den alten Deutschen schon sehr wenig zutrauen, wenn man es für möglich hält, sie hätten, zwecks Schaffung eines Präzedenzfalles, aus derselben Geistesverfassung nicht einmal den einfachen Satz: „da ward des X. X. Roß überfressen bezw. fußverrenkt", an zwei Orten unabhängig voneinander bilden können!

Viel zu wenig wurde bisher die bedeutende Entdeckung Kuhns („Indische und germanische Segenssprüche", Z. S. für vergleichende Sprachforschung, XIII, 1864, S. 49 ff.) gewürdigt. Dieser legt uns zum weit wichtigeren zweiten Teil unseres Spruches, der Beschwörungsformel, eine gute Entsprechung aus dem Atharvaveda (IV, 12) vor, die uns um 1500 bis 2000 Jahre zurückführt. Ich führe sie ihrer Wichtigkeit wegen an:

„Zusammen werde Mark mit Mark, und auch zusammen Glied an Glied,
Was Dir an Fleisch vergangen ist, und auch der Knochen wachse dir.
Mark mit Marke sei vereinigt, Haut mit Haut erhebe sich,
Blut erheb sich dir am Knochen, Fleisch erhebe sich am Fleisch"

(zit. nach Kuhn, S. 58, Übersetzung). Mit Recht äußert Kuhn, die eigentliche hier zitierte Segensformel, stimme zum 2. M. Z. in der paarenden,

Digitized by Google

reimenden Form der Aneinanderreihung der einzelnen Körperteile (S. 59). Die Ähnlichkeit erstreckt sich also über die geistige Gemeinsamkeit hinaus sogar noch ins Formale. Was verschieden ist, ist wiederum nur die oberschichtliche Einkleidung (vgl. Kuhn, S. 59 ff.).

Ich meine, dieses Zeugnis ist der beste Beweis dafür, daß der beschwörende Teil Gemeingut des indogermanischen unpersönlichen Volksglaubens ist (vgl. hierzu auch Meyers Ausführungen auf S. 394, a. a. O.). Niemand wird aber auch im Ernst behaupten wollen, der Aufzeichner des 2. M. Z. habe den Atharvaveda als Vorlage benutzt. Hiermit ist dargetan, daß der 2. M. Z. weder christlicher noch überhaupt oberschichtlicher Natur ist.

Die mir in diesem Rahmen gesteckten Grenzen verbieten es mir, auf weitere Einzelheiten einzugehen. Folgendes ist kurz zusammengefaßt das Ergebnis meiner volkskundlichen Betrachtung: der zweite M. Z. stellt ein Zeugnis unpersönlichen Volksglaubens dar, wobei nach Kuhn der zweite Teil wahrscheinlich indogermanisches Gemeingut, der erste Teil eine spätere Sonderentwicklung darstellt. Die äußere Einkleidung ist oberschichtlich beeinflußt und geschieht in den Formen der germanischen Hochreligion, während die übrigen in seinen Kreis gehörigen Verrenkungssegen bereits christliche Fassung aufweisen. Das innere Wesen dieser Segen wird davon jedoch nur wenig berührt.

Zum Bauopfer.

Von einem Zweibrücker Fund eingemauerter Tierreste habe ich an dieser Stelle (2, 1928, 81) berichtet. In Ergänzung dazu sei auf den Fund einer eingemauerten Katze hingewiesen, den man jüngst beim Abbruch eines alten Hauses in Straßburg gemacht hat. R. Forrer hat die Nachricht hierüber in den „Straßburger Neuesten Nachrichten" vom 13. Mai 1932 mit einigen erläuternden Bemerkungen begleitet, die von weiteren ähnlichen Funden aus dem Elsaß wußten. Ergänzende Mitteilungen von anderer Seite veranlaßten Forrer an gleicher Stelle (2. 6. 32) zu Nachträgen, die die Verbreitung der Sitte am Oberrhein erkennen lassen. Ich halte es für angebracht darauf hinzuweisen, da sich unsere Zweibrücker Funde mit diesen elsässischen leicht zu einem Ganzen zusammenschließen.

Zweibrücken. Albert Becker.

Digitized by Google

Zur Tierſage.

Von Prof. Dr. **Friedrich Panzer**, Heidelberg.

Beim Studium illuſtrierter altdeutſcher Handſchriften ſah ich im Herbſt 1928 auf der Staatsbibliothek in München auch den Cod. lat. 3900 durch, der einen lateiniſchen Pſalter enthält. Die Handſchrift iſt zu Anfang des 13. Jahrhunderts entſtanden und aus der Augsburger Dombibliothek nach München gekommen. Sie muß aber einmal in Würzburg oder mindeſtens in der Würzburger Diözeſe ſich befunden haben, da in dem Kalender, der dem Pſalter vorangeht, im Oktober der Tag des heiligen Burkard als großer Feſttag eingetragen iſt. Eine Notiz Wilhelm Meyers auf dem Deckel der Handſchrift macht mit Recht darauf aufmerkſam, daß der Eintrag für den Entſtehungsort der Handſchrift nicht ſtreng beweiſend iſt, da er auf Raſur ſteht. Der Kalender iſt im übrigen in der üblichen Weiſe mit den Tierkreiszeichen und Monatsbildern in Medaillons geſchmückt, zeigt aber zugleich die Legende der heiligen Katharina in 12 prächtigen Bildern, die in eine rein romaniſche Architektur hineingeſtellt ſind. Das „Verzeichnis der wichtigſten Miniaturen-Handſchriften der Staatsbibliothek", München, 1912, S. 13 bezeichnet die Malerei als „fränkiſche Arbeit unter franzöſiſchem Einfluß".

Im Pſalmentexte dieſer Handſchrift ſtieß ich auf Bl. 105r auf einen Zierbuchſtaben, der die Aufmerkſamkeit des Philologen herausfordert; die

Digitized by Google

nebenstehende Abbildung gibt ihn wieder. In dem Oval des großen verzierten D, das die Eingangszeile des 82. Psalms „Deus quis similis erit tibi?" eröffnet, sieht man ein Pult mit aufgeschlagenem Buch, in dem das Wort Credo zu lesen steht, zwischen zwei Figuren. Links sitzt ein Kleriker mit der großen Mönchstonsur, der Corona; seine Linke streckt sich gegen das Buch mit dem Zeigefinger auf das Credo weisend, in der Rechten hält er ein verschnürtes Rutenbündel, das übliche Amtsrequisit des mittelalterlichen Schulmeisters. Rechts vom Pulte aber sitzt ein Tier, das wir für einen Wolf erklären dürfen; er zeigt die mönchische Cuculla über Kopf und Schultern gezogen. Seine beiden Vorderpfoten rühren an Pult und Buch, Kopf und Augen aber wenden sich nach oben, wo man ein Lamm stehen sieht.

Das Bild gehört klärlich in den bekannten Überlieferungskreis vom „Wolf in der Schule", dessen uns vertrauteste bildliche Darstellung der Fries am südlichen Choreingang des Freiburger Münsters vom Querschiff her bietet; sie hat ihrerseits einen sehr nahen Verwandten in einem Kapitelle am Südportal der dem Münster auch sonst verpflichteten Stiftskirche von Ursitz im Schweizer Jura. Ein deutsches Gedicht des 13. Jahrhunderts, das Jacob Grimm in seinem Reinhart Fuchs, Berlin, 1834, Seite 333 ff. abgedruckt hat, gibt den Text dazu. Der junge Isengrin, heißt es hier, Sohn des Wolfes Isenbart und seiner Frau Herrat, soll nach dem Wunsche der Eltern zur Buße ihrer Sünden geistlich werden und wird zu dem großen Meister Ilias nach Paris auf die Schule geschickt. Sein Sinn aber steht nur nach Schafen und Ziegen, während er das ABC lernen soll, und er entflieht schließlich dem Schulzwange als der Meister ihn mit Schlägen bedroht. Die Geschichte ist in deutscher, französischer, englischer, lateinischer Literatur des Mittelalters ebensooft behandelt, wie sie in Plastik und Malerei Deutschlands, Frankreichs und Italiens vielfach dargestellt ist; eine — im Denkmälerverzeichnis ergänzungsbedürftige — Übersicht der Überlieferung habe ich 1906 im 2. Jahrgang der Freiburger Münsterblätter gegeben. Die Darstellung des Münchener Psalters trifft genauer als mit dem Freiburger Friese mit einem der Friese von S. Urban im Kanton Luzern zusammen, wo (siehe die Münsterblätter, S. 18, Fig. 29) ebenso das Pult mit dem aufgeschlagenen Buch zwischen Lehrer und Schüler steht und das „Lamp", das den Blick des unaufmerksamen Schülers auf sich zieht, über den Beiden schwebt; auch die Darstellung in einem Zwickel des Kreuzganges von S. Paolo fuori le mura (Abbildung bei d'Agincourt, Hist. de l'art par les monumens, t. IV, Paris, 1823, pl. XXXIII) zeigt die gleiche Anordnung, entbehrt aber des Lammes. Als zu erlernender Text erscheint sonst in literarischer und bildlicher Darstellung das ABC oder Paternoster oder Dominus vobiscum oder ita-non u. ä., in unserem Bilde das Credo.

Die geistliche Pflege, in der die fragliche Erzählung wie unsere gesamte sogenannte „Tiersage" sich befand, wird durch unser Bild aufs Neue bestätigt. Warum es gerade zum 82. Psalm gestellt ist? Wenn meine — seiner Zeit in bedrängter Zeit gemachten — Notizen, wie ich annehmen möchte, vollständig sind, so enthält das Psalterium nur noch e i n e Bildinitiale auf Blatt 82r zum 68. Psalm: in der Doppelwindung des Zier-

Digitized by Google

buchſtabens S erblickt man oben Gottvater, unten ſchaut Jonas aus dem Maule des Walfiſchs heraus. Hier iſt die Beziehung zum Eingangstexte des Pſalmes vollkommen deutlich: „Salvum me fac, Deus, quoniam intraverunt aquae usque ad animam meam. Infixus sum in limo profundi et non est substantia. Veni in altitudinem maris et tempestas demersit me" und nochmals V. 15 „Eripe me de luto ut non infingar: libera me ab iis, qui oderunt me et de profundis aquarum". Hier liegt alſo eine jener in der Pſalterauslegung, in der Liturgie und in der Pſalterilluſtration ſo wohlbekannten, über Morgen- und Abendland verbreiteten „typologiſchen" Deutungen des Pſalmtextes vor, über die man etwa A. Springer, Die Pſalterilluſtrationen im frühen Mittelalter, Leipzig, 1880, S. 212 ff. und beſonders J. J. Tikkanen, Die Pſalterilluſtration im Mittelalter, Helſingfors, 1895—1900, S. 47 ff., 153 ff., 275 ff. vergleichen möge; über Jonas im Pſalter ſiehe ebenda S. 121. Bei dem Wolfsbilde iſt die Beziehung auf den Pſalmtext weniger handgreiflich. Man muß hier den Wolf wohl als Typus jener Feinde Gottes nehmen, von welchen es im Eingange des Pſalmes heißt: „ecce inimici tui sonuerunt, et qui oderunt te, extulerunt caput. Super populum tuum malignaverunt consilium et cogitaverunt adversus sanctos tuos und Vers 17 „imple facies eorum ignominia et quaerent nomen tuum Domine". Wird doch in der Pſalterilluſtration neben altem und neuem Teſtament auch der Phyſiologus angezogen mit der Einhorngeſchichte, aber etwa auch die Fabel aus Barlaam und Joſaphat von dem Menſchen, den ein Einhorn in den Brunnen gejagt hat, wo er über dem Rachen eines lauernden Drachens von den Früchten eines Baumes naſcht, deſſen Wurzeln Mäuſe benagen, vgl. Tikkanen, a. a. O., S. 42 ff.

Den Wolf in den Pſalter hineinzuſtellen mochte ſchließlich auch deswegen naheliegen, weil es Faſſungen von der Geſchichte ſeines heuchleriſchen Mönchtums gegeben haben muß, nach denen er ausdrücklich in die Schule geſchickt wurde, um den Pſalter zu lernen, deſſen Kenntnis ja für jeden Mönch um der Horen willen erſtes Erfordernis war. Daraus muß das Sprichwort erwachſen ſein, das Müllenhoff und Scherers Denkmäler deutſcher Poeſie und Proſa, 3. Auflage, Berlin, 1892, I, 60 unter XXVII, 2, 35 aus einer Wiener Handſchrift des 12. Jahrhunderts mitteilen: „Cum lupus addiscit psalmos desiderat agnos" (K. Simrock, Die deutſchen Sprichwörter, 4. Aufl., Berlin, 1881, S. 642: „Wenn der Wolf pſalmodiert, gelüſtet ihn der Schafe" iſt offenbar daraus überſetzt) und das auch von Odo von Sherrington in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts bezeugt wird, wenn er am Schluſſe ſeiner Wolfsfabel (L. Hervieux, Les Fabulistes latins, IV, 195) ſagt: „Unde solet dici: thai thu Wolf hore hodi te preste tho thu hym sette Salmes to lere evere beth his geres to the groue-ward" (oder nach dem Ms. Harl. 219: „If al that the Wolf vn to a preest worthe and be set vn to book psalmes to leere, yit his eye evere to the wodeward"). Dieſe Wendung unſerer Geſchichte vom Wolfe, der den Pſalter lernen ſoll, mag auch Wolfram im Sinne gelegen haben, als er es im Titurel (87. 4) als typiſch unmöglichen Erziehungsfall hinſtellte, einem Bären den Pſalter beizubringen. Die Ver-

Digitized by Google

tauschung von Wolf und Bär begegnet auch in einem anderen Falle: Spervogel kennzeichnet den Gipfel der Unbelehrbarkeit MSF. 25, 3 mit den Worten: „sô mohte man ein wilden b e r n noch sanfter harfen lêren", während an lombardischen Kirchen sich der Wolf als Harfner dargestellt findet, vgl. P. Toesca, Storia dell' Arte Italiana, II, Torino, 1927, S. 764, Fig. 488 (S. Zeno in Verona) und S. 848 n. 11, 878 n. 15.

Die Wanderheuschrecke im deutschen Aberglauben.

Von Dr. Alfons Perlick, Beuthen O. S.

Die Heuschrecke im Aberglauben ist bereits durch Fehrle[1] und Bächtold-Stäubli[2] ausführlich behandelt worden. Während Fehrle das Material der antiken Zeit zusammengestellt hat, gibt Bächtold eine Übersicht über die Stellung der Heuschrecke im deutschen Volksglaubenskreise. Die folgende Ergänzung schöpft ihren Stoff zumeist aus der zahlreich erschienenen zeitgenössischen Literatur[3] und bezieht sich auf die ganze Gattung, wenngleich die wandernden Heuschrecken im Vordergrunde stehen.

H e r k u n f t d e r H e u s c h r e c k e n. Die Frage nach der Herkunft der Schwärme stand immer im Mittelpunkt der Volksmeinung. Daniel Sinapius schreibt im Anschluß an den Schlesischen Einfall von 1727: „Etliche wollten sagen, der große Regen hätte sie mitgebracht, weil sie da zuerst verspühret worden, und es hätten vielleicht die effluvia von denen vielen Raupen in diesen Wäldern etwas darzu contribuiret. Allein das gewisseste ist wohl, daß sie von der sehr großen Hitze derselben Zeit, auf eben demselben Acker, wo sie sich zuerst gezeiget, generiret worden, als welcher Acker mehr, als ein anderer, dazu disponirt gewesen[4]." Rathlef stellt diese Art der Erwägungen natürlich in den theologischen Rahmen hinein. „Endlich erwege man auch das Ende des Lebens bey diesen Thieren, da wir abermahl den Verstand Gottes erblikken. Denn heißt das nicht Verstand, daß, da sonst die Heuschrekken mit der Zeit die ganze Erde überschwemmen würden, wenn sie lange lebten, oder alle ihre Eyer Junge brächten, Gott ein kurzes Leben für diese Thiere bestimmt hat, und große Heere in solche Länder führet, wo die Eyer verderben und sie selbst sterben müssen[5]."

H e u s c h r e c k e n a l s O r a k e l t i e r e. Kundmann wendet sich schon gegen die Anschauung der damaligen Zeit, die Heuschrecke als ein signum decreti cujusdam divini anzusehen, durch deren Kommen die Pest oder die Hungersnot angezeigt würde. „Besser wird es seyn, wenn wir den

[1] Fehrle, Die Heuschrecke im Aberglauben: Hess. Bl. f. Volksk. 11, 1912, 207—215. [2] Handw. d. deutsch. Abergl. 3, 1931, 1823—1827.

[3] Vgl. Krünitz, Enzyklopädie 1781, 498—503 und Gerstäcker, Die Wanderheuschrecke, 1876, 59—60.

[4] Miscellanea, 1731 (1727), 368 und 1732 (1728), 1130.

[5] Rathlef, Akridotheologie. Hannover, 1748, 130; Rösel, Insekten-Belustig. 1749, 2. Tl. 154.

Digitized by Google

Prophet Joel von denen Heuschrecken reden hören, welcher eine lange Predigt von ihnen halten müssen; da stehet aber nirgends was, daß Gott sie zu einem Wahrzeichen dieser oder jener zukünftigen Dinge jemalhen gebrauchet habe. Es ist auch kein Mensch jemahlen weder in Egypten noch in Israel gemeldet worden, der an solches gedacht hätte[6]." Dem Material von Bächtold wäre noch hinzuzufügen, daß auch die Heuschrecke als Mittel für die Weinprobe Verwendung gefunden hat. Ist der Wein unverfälscht, so schwimmt die Heuschrecke oben; ist er aber mit Wasser vermischt, so fällt sie zu Boden[7].

Zeichen auf den Deckflügeln. Das Geäder, die dunklen Flecken auf den Deckflügeln gaben von jeher Veranlassung, in ihnen besondere Zeichen zu sehen und sie zukunftsdeutend auszulegen. Schon Mohamed soll Heuschrecken in die Hand bekommen haben, auf deren Flügel zu lesen war: „Nos sumus exercitus Dei maximi[8]." Frantzius meldet in der Histor. Animalium vom Jahre 1542, daß auch die Worte: „Ira Dei" zu finden waren; und zwar soll diese Schrift in Apulien griechisch, in Deutschland hebräisch, arabisch und äthiopisch zu lesen gewesen sein[9]. Rathlef, der diese Deutung aus England wiedergibt, äußert sich ironisch zu dieser Auslegung: „Aber dazu werden wol in Unordnung gerathene Augen gehören, wenn man aus den Adern der Heuschrekkenflügel solche sechs Buchstaben zusammenbringen will[10]." Dieser Aberglaube hat nun gerade zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Schlesien seinen Höhepunkt erreicht. Großes Aufsehen erregte die Deutung jener Zeichen während des Einfalls von 1693 seitens M. Andreas Acoluthus, Archidiakon zu St. Bernardin und Professor der morgenländischen Sprachen am Gymnasium zu St. Elisabeth zu Breslau; er fand die Worte: Annona moriemini. Diese Feststellung veranlaßte den damaligen Ratspräsidenten von Haunold, von vielen tausend Heuschrecken die Deckflügel auf denen die in Frage kommenden Linien, Punkte und Streifen zu finden waren, ganze Schachteln voll, in sein Haus bringen zu lassen; aber auf keinem einzigen konnte er einen lateinischen Buchstaben entdecken. Da trotz aller dieser Untersuchungen das Volk an die Deutung Acoluthus glaubte, vor allen Dingen, weil er Geistlicher war, hielt am Freitag, dem 6. November 1693, Caspar Neumann, Pastor von St. Maria Magdalena in Breslau, in seiner Pfarrkirche eine öffentliche Bußpredigt, worin er das Vorgehen seines Amtsbruders öffentlich verwarf: „Weil wir ietzt, was Heuschrecken sind / gehöret haben / so soll auch hinfort niemand unserer Gemeine schuld geben / und sie vielleicht anderwerts lächerlich damit vorstellen / als ob man bey uns göttliche Prophezeyungen auch der Heuschrecken ihren scheckichten Flügeln suche. Es ist kein Mensch in unserer Gemeine / der dieses lehret ... Gott hat es auch niemahlen im Brauch gehabt mit seiner eigenen Hand / ohne Zuthuung eines Menschen auf gemeinen ordentlichen Creaturen Briefe an die Menschen zu schrei-

[6] Kundmann, Heimsuchg. 230.
[7] Sammlg. merckw. Nachr., 1750, 18.
[8] C. Neumann, Donner-Wetter und Heuschrecken, 1694, 32.
[9] Kundmann, Anmkg. 34; Sammlg. merckw. Nachr. § 17; Krünitz 392.
[10] Rathlef, Akridotheologie 71; Gerstäcker 62.

Digitized by Google

Die älteſte Heuſchreckendarſtellung aus Schleſien. Um 1450.

(Barbara-Altar im Breslauer Kunſtgewerbemuſeum.)

Digitized by Google

ben ...[11]" und sie zu Bußpredigten zu gebrauchen, oder durch sie Hungersnot ankünden zu lassen, zumal nach rechtem lateinischen Verstande die Worte Annona moriemini nicht heißen: Ihr werdet Hungers sterben, sondern ihr werdet euch an dem jährigen Zuwachs des Getreides zu Tode fressen; weil es ein anderes ist, Annona, das Getreide oder die jährlichen Früchte und ein anderes Annonae caritas, difficultas, welches letztere teuere Zeit bedeutet[12]. Auch bei dem Einfall von 1712 in Schlesien soll man auf den Flügeln der Heuschrecken die drei Buchstaben B. E. S. vorgefunden haben, die Paul Jetze, Professor der griechischen Sprache und Dichtkunst an dem Gymnasium in Stettin ernstlich untersuchte und daraufhin eine Menge von in Frage kommenden Texten zusammenstellte[13]. Unter anderm fand er folgende Auflösungen der drei genannten Buchstaben: Bedeutet erschreckliche Schlachten; bedeutet erfreuliche Siege; boßhaftig verstorbene Sünder; Bereuet euren Stolz; Beseufzet eure Schinderei; Beschauet eure Strafe; Bella erunt saeva; Babylon est scortum[14]. Im Glogauischen wollte man 1728 „an der Brust der Heuschrecken ein Creutz observiret haben, welches ich aber mir hier nicht imprimiren können[15]." Auf alle die überlieferten Gerüchte hin untersuchte Kundmann noch 1748 Heuschrecken vergeblich nach diesem Zeichen[16]: „Bey den itziegen Heuschrecken habe dergleichen nachgethan, und viel hundert Flügel über weiß Papier geleget, ich kan aber darauf weder lateinische, griechische noch hebräische Buchstaben erblicken, sondern die Helffte der Vorder-Flügel formieren zwischen denen harten Fibris hohle kleine braune Quadrate, welche hinten mehr schwartz und vollgefüllt sind[17]."

Heerführer. Das Herumziehen gewaltiger Haufen in der Welt, die Geschlossenheit des Schwarmes, die Gleichzeitigkeit im Aufbruch und Landen führte schon frühzeitig zu der Meinung, daß die Heuschreckenschwärme unter Leitung eines Königs, Heerführers oder Wegweisers ständen. Dazu kam noch, daß in den verschiedenen alttestamentlichen Berichten immer von einem Heer Gottes gesprochen wurde[18]. Der Text aus den Sprüchen Salomons, den auch Neumann seiner Breslauer Heuschreckenpredigt vorangestellt hat: „Heuschrecken haben keinen König, und dennoch zieht der

[11] Neumann, ebd. 47—48.

[12] Kundmann, Heimsuchg., 1748, 228—29; Kundmann, Anmkg. 34—35; Krünitz 392; Gerstäcker 62—63.

[13] Mutmaßungen von den wundersamen Heuschrecken, zum Neujahrsgeschenk in hebr., griech., lateinisch und deutscher Sprache, an das Licht gestellt. Stettin, 1712.

[14] Sammlg. merckw. Nachr. § 17; Krünitz 391; Gerstäcker 62.

[15] Sinapius, Beschluß derer Nachricht von Heuschrecken (Miscellan. Erfrt. 1732, 1330).

[16] Kundmann, Anmkg. 34—35.

[17] Vgl. noch Dorn, Was bedeuten die Heuschrecken? Echo: Schröcken; d. i. Moralische Kirchweyh Predigt eingerichtet auf dermahlig-gefährliche Welt- und Zeits-Umstände. Altdorf, 1750. 4°. — Jo. Ign. Muschel, Obs. de ala locustae literis hebraicis decorata (Miscell. Nat. Cur. Dec. II. A. IX, Obs. 120).

[18] Am anschaulichsten bei Joel 3, 2—11.

Digitized by Google

ganze Schwarm geordnet aus“[19] ist nicht als Widerlegung eines vorhandenen Aberglaubens anzusehen, sondern betont eben die natürliche Organisation einer Masse, die ohne Führer ihre Wege ziehen. Im Mittelalter und darüber hinaus wollte man diesen Heerführer vielfach in der Größe einer Taube oder Lerche gesichtet haben. So schreibt Lehmann in seinem Historischen Schauplatz des Meißnisch-Erzgebürgischen Crayses, daß die Bevölkerung 1542 in Ungarn einen Heerführer so groß als eine Taube gesehen hätte. Das Gleiche wird auch 1693 aus Ungarn gemeldet[20]. Zu Frankfurt an der Oder sollte 1556 ein solches Tier gefangen worden sein; 1693 schoß in Ungarn sogar ein Bauer einen Heerführer vom Baume, wurde aber von den übrigen Heuschrecken kräftig angefallen und verfolgt: „Darauf aber die Stelle des gedachten Königs bald durch einen andern ersetzt worden[21].“

Bei den großen Einfällen von 1747—1748 wurde dieser Glaube wieder lebendig. Von den 1747 in Siebenbürgen einfallenden Heuschrecken heißt es, daß sie ihren „Wegweiser“ gehabt hätten[22]. 1748 wollten einige bemerkt haben, daß vor dem Zuge eine Heuschrecke in der Größe einer Lerche vorangezogen sei, der die anderen Tiere folgten[23]. Die Verbreitung dieses Glaubens an einen Heerführer bei den Schwärmen in Schlesien während dieser Zeit wurde besonders einem nicht näher genannten Dorfpfarrer von S... zugeschrieben, der das Gericht ausprengte, „daß er unterwegs von einem Heere Heuschrecken wäre überfallen worden, welche mit ihrem Heerführer, der so groß wie eine Taube gewesen, starck an ihn gesetzte, so daß er sich derer kaum erwehre könne“[24].

Im Allgemeinen wird aber schon im 17. Jahrhundert das Dasein eines Heerführers durchweg für eine Fabel gehalten. Der Breslauer Pastor Neumann stellt sie in seiner Widerlegung des Heuschreckenaberglaubens an die erste Stelle: „Anfangs gedencket doch, von was für wunderliche Heerführern und Wegweisern der Heuschrecken hat unsere leichtgläubige Welt eine Zeitlang geredet! Aber diese falsch gemachten Zeitungen alle / leschet heute der H. Geist selber auf einmahl auß / und spricht: Die Heuschrecken haben keinen König[25].“ Kundmann bekam einen solchen angeblichen Heerführer nebst andern Heuschrecken aus Laskowitz zu Gesicht und bildete ihn in seinen Anmerkungen ab. Aber er[26] und Rösel[27] erkannte diese Exemplare schon als einzelne Individuen einer fremden Art, die den Zug mitmachten und wegen ihrer geringen Anzahl und ihrer Größe besonders auffielen. Krünitz schreibt in diesem Rahmen: „Zuweilen finden sich unter diesen einzelne mit eingestreuet, die mit jenen gefangen, den Insectenlieb-

[19] Sprüche 30, 27.
[20] Sammlg. merckw. Nachr., 1750, 29.
[21] Kundmann, Anmerkg. 35 (n. Stief, Schles. histor. Labyrinth 561).
[22] Rösel, Insektenbelustigung, 1749, 2. Tl., 135.
[23] Sammlg. merckw. Nachr., 1750, 77.
[24] Kundmann, Anmerkg. 35.
[25] Donner-Wetter und Heuschrecken-Heer, 1694, 45.
[26] Kundmann, Anmkg., 1748, 35—36.
[27] Rösel, Insektenbelustigung, 1749, 2. Tl., 152.

Digitized by Google

habern in ihre Sammlungen überschickt, und mit ihnen verwechselt werden. Der Aberglaube hat sie sogar zu ordentlichen Heerführern der ersteren, d. h. der Zugheuschrecken gemacht[28]." Andrerseits mögen auch Vögel in die Schwärme geraten sein und von diesen vorweg gejagt, den Glauben an einen Heerführer gefestigt haben[28a].

Marschordnung. Im Zusammenhange mit dem Glauben an einen Heerführer hat sich natürlich auch die Ansicht entwickeln müssen, daß von den Schwärmen die einzelnen Märsche vorbereitet und eine bewußte Marschordnung innegehalten werde. Ausgangspunkte dieser Anschauung sind die Stellen bei Joel II, 7 (Keines irret das andere; sonderlich ein jegliches fahre daher in seiner Ordnung) und bei Hieronymus (Gott läßt sie so nebeneinander fliegen, wie in einem gepflasterten Fußboden die kleinen viereckigen Steine oder Fliesen unverrückt nebeneinander liegen, daß keines weiche und so zu reden, nicht einen Punkt oder Finger breit dem andern zu nahe komme)[29], die natürlich auch zu Übertreibungen Veranlassung gegeben haben. Als die Heuschrecken 874 Frankreich und 1335 Polen, Böhmen und Österreich durchzogen, haben diese „alle Tage ihre Regimentsquartiermeister und Fouriers voraus geschicket, denen der Flug des folgenden Tages, zu eben der Stunde, da jene angelangt gewesen, nachgefolget[30]." Bei Daniel Sinapius scheinen diese Vorstellungen noch nachgewirkt zu haben, wenngleich er nur seinen Eindruck wiedergibt, den er aus eigenen Beobachtungen gewonnen hat. „Sie marchieren in ordinair Truppen-weis und es ist gleich, als wenn sie einen Führer hätten[31]." Deutlicher zog er schon 1728 den Vergleich mit einer marschierenden Armee. „Der March gehet gegen Mittag von Norden her, und ist ordentlich anzusehen wie eine Armee, denn da gehet die Infanterie, oder die Ungeflügelten voran, recht Regimenterweise, und folget die Cavallerie, das ist, die Geflügelten hernach, oder zur Seiten, spicket auch zuweilen sich mit unter, und ein einzig Regiment bestehet aus etlichen Millionen. Wenn nun ein Regiment marchiret, so gemeiniglich um den Mittag und Nachmittag, wenn die Sonne recht warm scheinet, geschiehet, so ist es recht anzusehen wie ein Soldaten-March; Erstlich kommet eine voran, bald wieder eine oder ein paar, als gleichsam Officier, hernach der gantze Troup theils in hüpfen, theils in sachten Schritten, so dick und gedränge, als wenn der Hirt die Schaafe austreibet[32]."

Heuschreckenbann. Auch den Heuschrecken gegenüber bestand im Mittelalter die Gewohnheit, sie mit dem Bann zu belegen[33]. So war im 16. Jahrhundert dieser Heuschreckenbann in Frankreich so gemein geworden, daß der Oberpräsident des Parlaments in der Provence, Barthol.

[28] Krünitz, Enzyklop., 1781, 386.
[28a] a) Sammlg. merckw. Nachricht., 1750, 29—30.
[29] Neumann C., Donner-Wetter und Heuschrecken, 1694, 40.
[30] Sammlg. merckw. Nachr., 1750, 29—30.
[31] Miscellanea, 1729, 443.
[32] Ebd., 1728, 1206.
[33] Gebhart, Österr. Sagenb., 1863, 182.

Digitized by Google

Chassanäus ein eigenes weitläufiges Bedenken aufsetzte und darin untersuchte, wie und auf welche Art dergleichen Tiere wirklich vor Gericht geladen werden könnten; ob sie in eigener Person oder durch einen Anwalt erscheinen müßten; ob sie eigentlich vor das geistliche oder weltliche Gericht gehörten; und ob sie schließlich überhaupt mit der Strafe des Bannes belegt werden könnten. Andere Schriftsteller nahmen dazu wieder ihrerseits Stellung. Leonhard Vairus hielt diesen Bann nicht nur für abergläubisch, sondern auch für gotteslästerlich, und es deucht ihm ebenso ungereimt zu sein, unvernünftige Tiere in den Bann zu tun, als wenn man einen Hund oder Stein taufen oder den Fischen und Vögeln predigen wollte[34]. Ausführlich zu diesen Fragen hat dann Joh. Paul Hebenstreit in seiner Dissertation „De remediis adversus locustas, inprimis Pontificiorum quorundam methodo expellendi eas per excommunicationem, aquam lustralem et exorcismum"[35] ganz aus den Anschauungen seiner Zeit heraus Stellung genommen. Noch im Juni 1725 soll Papst Benedikt XIII. diesen Bann gegen die in Italien einfallenden Heuschrecken ausgesprochen und ihnen geboten haben, sich plötzlich in das Meer zu stürzen[36]. Eine Variante aus dem 19. Jahrhundert teilt Wuttke aus Westpreußen mit[37]; auch in einer Kirchenmatrikel von Kamin findet sich eine Notiz vom 31. August 1749 vor, wonach der Pfarrer von Kamin einem Heuschreckenschwarm cum divina benedictione entgegen ging[38].

Die Heuschrecken im Leben der Heiligen. Schon verhältnismäßig früh hat sich in der Biographie einzelner Heiligen das Wandermotiv von dem wunderbaren Vertreiben der Heuschrecken lokalisiert. Der hl. Theodosius von Jerusalem (4. Jahrhundert) befahl den Heuschrecken, sich mit Dornen zu begnügen; die Heuschrecken verschonten auch die Ernte und wurden fast ein Segen für die Felder, indem sie diese vom Unkraut vollständig befreiten. Auch der hl. Severin, Noricorum apostolus (5. Jahrhundert), verjagte die die Felder verwüstenden Heuschrecken; das gleiche gilt vom hl. Theodorus (6. Jahrhundert)[39]. Als Attribut aber hat nur Prophet Nahum Heuschrecken auf seinen Darstellungen aufzuweisen[40]; doch treten in der Barbaralegende auch Heuschrecken auf; so zeigt eine Szene des im Breslauer Kunstgewerbe-Museum befindlichen Barbara-Altares — Dioskuros schleift die hl. Barbara aus ihrem Versteck — die in Heuschrecken verwandelten Schafe des verräterischen Hirten[41].

Heuschreckensagen. Zur reicheren Sagenbildung kam es nur dort, wo die Heuschrecken in ihrer Häufigkeit und Stetigkeit bodenständig

[34] Krünitz, Enzyklopädie, 470.

[35] Jena, 1693, 4°; vgl. Kundmann, Anmkg., 1748, 33—34.

[36] Krünitz, ebd. 469.

[37] Wuttke, Der dtsch. Volksabgl. d. Gegenwart, 4. Aufl., 148—149.

[38] Knoffalla, Heuschrecken in Beuthen (Mittlg. d. Beuth. Gesch. u. Mus. Vereins, 1929, H. 11—12, 198).

[39] Toldo, Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter (Stud. z. vgl. Literaturgesch. 8, 1908, 20, 21 und 22).

[40] Pfleiderer, Die Attribute d. Heiligen, 1920, 71.

[41] Grisebach, Die Kunst in Schlesien, 1927, 235 (Abb. 162).

Digitized by Google

Zur Tierſage.

Von Prof. Dr. **Friedrich Panzer**, Heidelberg.

Beim Studium illuſtrierter altdeutſcher Handſchriften ſah ich im Herbſt 1928 auf der Staatsbibliothek in München auch den Cod. lat. 3900 durch, der einen lateiniſchen Pſalter enthält. Die Handſchrift iſt zu Anfang des 13. Jahrhunderts entſtanden und aus der Augsburger Dombibliothek nach München gekommen. Sie muß aber einmal in Würzburg oder mindeſtens in der Würzburger Diözeſe ſich befunden haben, da in dem Kalender, der dem Pſalter vorangeht, im Oktober der Tag des heiligen Burkard als großer Feſttag eingetragen iſt. Eine Notiz Wilhelm Meyers auf dem Deckel der Handſchrift macht mit Recht darauf aufmerkſam, daß der Eintrag für den Entſtehungsort der Handſchrift nicht ſtreng beweiſend iſt, da er auf Raſur ſteht. Der Kalender iſt im übrigen in der üblichen Weiſe mit den Tierkreiszeichen und Monatsbildern in Medaillons geſchmückt, zeigt aber zugleich die Legende der heiligen Katharina in 12 prächtigen Bildern, die in eine rein romaniſche Architektur hineingeſtellt ſind. Das „Verzeichnis der wichtigſten Miniaturen-Handſchriften der Staatsbibliothek", München, 1912, S. 13 bezeichnet die Malerei als „fränkiſche Arbeit unter franzöſiſchem Einfluß".

Im Pſalmentexte dieſer Handſchrift ſtieß ich auf Bl. 105r auf einen Zierbuchſtaben, der die Aufmerkſamkeit des Philologen herausfordert; die

Digitized by Google

nebenstehende Abbildung gibt ihn wieder. In dem Oval des großen verzierten D, das die Eingangszeile des 82. Psalms „Deus quis similis erit tibi?" eröffnet, sieht man ein Pult mit aufgeschlagenem Buch, in dem das Wort Credo zu lesen steht, zwischen zwei Figuren. Links sitzt ein Kleriker mit der großen Mönchstonsur, der Corona; seine Linke streckt sich gegen das Buch mit dem Zeigefinger auf das Credo weisend, in der Rechten hält er ein verschnürtes Rutenbündel, das übliche Amtsrequisit des mittelalterlichen Schulmeisters. Rechts vom Pulte aber sitzt ein Tier, das wir für einen Wolf erklären dürfen; er zeigt die mönchische Cuculla über Kopf und Schultern gezogen. Seine beiden Vorderpfoten rühren an Pult und Buch, Kopf und Augen aber wenden sich nach oben, wo man ein Lamm stehen sieht.

Das Bild gehört klärlich in den bekannten Überlieferungskreis vom „Wolf in der Schule", dessen uns vertrauteste bildliche Darstellung der Fries am südlichen Choreingang des Freiburger Münsters vom Querschiff her bietet; sie hat ihrerseits einen sehr nahen Verwandten in einem Kapitelle am Südportal der dem Münster auch sonst verpflichteten Stiftskirche von Ursitz im Schweizer Jura. Ein deutsches Gedicht des 13. Jahrhunderts, das Jacob Grimm in seinem Reinhart Fuchs, Berlin, 1834, Seite 333 ff. abgedruckt hat, gibt den Text dazu. Der junge Isengrin, heißt es hier, Sohn des Wolfes Isenbart und seiner Frau Herrat, soll nach dem Wunsche der Eltern zur Buße ihrer Sünden geistlich werden und wird zu dem großen Meister Ilias nach Paris auf die Schule geschickt. Sein Sinn aber steht nur nach Schafen und Ziegen, während er das ABC lernen soll, und er entflieht schließlich dem Schulzwange als der Meister ihn mit Schlägen bedroht. Die Geschichte ist in deutscher, französischer, englischer, lateinischer Literatur des Mittelalters ebensooft behandelt, wie sie in Plastik und Malerei Deutschlands, Frankreichs und Italiens vielfach dargestellt ist; eine — im Denkmälerverzeichnis ergänzungsbedürftige — Übersicht der Überlieferung habe ich 1906 im 2. Jahrgang der Freiburger Münsterblätter gegeben. Die Darstellung des Münchener Psalters trifft genauer als mit dem Freiburger Friese mit einem der Friese von S. Urban im Kanton Luzern zusammen, wo (siehe die Münsterblätter, S. 18, Fig. 29) ebenso das Pult mit dem aufgeschlagenen Buch zwischen Lehrer und Schüler steht und das „Lamp", das den Blick des unaufmerksamen Schülers auf sich zieht, über den Beiden schwebt; auch die Darstellung in einem Zwickel des Kreuzganges von S. Paolo fuori le mura (Abbildung bei d'Agincourt, Hist. de l'art par les monumens, t. IV, Paris, 1823, pl. XXXIII) zeigt die gleiche Anordnung, entbehrt aber des Lammes. Als zu erlernender Text erscheint sonst in literarischer und bildlicher Darstellung das ABC oder Paternoster oder Dominus vobiscum oder ita-non u. ä., in unserem Bilde das Credo.

Die geistliche Pflege, in der die fragliche Erzählung wie unsere gesamte sogenannte „Tiersage" sich befand, wird durch unser Bild aufs Neue bestätigt. Warum es gerade zum 82. Psalm gestellt ist? Wenn meine — seiner Zeit in bedrängter Zeit gemachten — Notizen, wie ich annehmen möchte, vollständig sind, so enthält das Psalterium nur noch eine Bildinitiale auf Blatt 82r zum 68. Psalm: in der Doppelwindung des Zier-

Digitized by Google

buchstabens S erblickt man oben Gottvater, unten schaut Jonas aus dem Maule des Walfischs heraus. Hier ist die Beziehung zum Eingangstexte des Psalmes vollkommen deutlich: „Salvum me fac, Deus, quoniam intraverunt aquae usque ad animam meam. Infixus sum in limo profundi et non est substantia. Veni in altitudinem maris et tempestas demersit me" und nochmals V. 15 „Eripe me de luto ut non infingar: libera me ab iis, qui oderunt me et de profundis aquarum". Hier liegt also eine jener in der Psalterauslegung, in der Liturgie und in der Psalterillustration so wohlbekannten, über Morgen- und Abendland verbreiteten „typologischen" Deutungen des Psalmtextes vor, über die man etwa A. Springer, Die Psalterillustrationen im frühen Mittelalter, Leipzig, 1880, S. 212 ff. und besonders J. J. Tikkanen, Die Psalterillustration im Mittelalter, Helsingfors, 1895—1900, S. 47 ff., 153 ff., 275 ff. vergleichen möge; über Jonas im Psalter siehe ebenda S. 121. Bei dem Wolfsbilde ist die Beziehung auf den Psalmtext weniger handgreiflich. Man muß hier den Wolf wohl als Typus jener Feinde Gottes nehmen, von welchen es im Eingange des Psalmes heißt: „ecce inimici tui sonuerunt, et qui oderunt te, extulerunt caput. Super populum tuum malignaverunt consilium et cogitaverunt adversus sanctos tuos und Vers 17 „imple facies eorum ignominia et quaerent nomen tuum Domine". Wird doch in der Psalterillustration neben altem und neuem Testament auch der Physiologus angezogen mit der Einhorngeschichte, aber etwa auch die Fabel aus Barlaam und Josaphat von dem Menschen, den ein Einhorn in den Brunnen gejagt hat, wo er über dem Rachen eines lauernden Drachens von den Früchten eines Baumes nascht, dessen Wurzeln Mäuse benagen, vgl. Tikkanen, a. a. O., S. 42 ff.

Den Wolf in den Psalter hineinzustellen mochte schließlich auch deswegen naheliegen, weil es Fassungen von der Geschichte seines heuchlerischen Mönchtums gegeben haben muß, nach denen er ausdrücklich in die Schule geschickt wurde, um den Psalter zu lernen, dessen Kenntnis ja für jeden Mönch um der Horen willen erstes Erfordernis war. Daraus muß das Sprichwort erwachsen sein, das Müllenhoff und Scherers Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, 3. Auflage, Berlin, 1892, I, 60 unter XXVII, 2, 35 aus einer Wiener Handschrift des 12. Jahrhunderts mitteilen: „Cum lupus addiscit psalmos desiderat agnos" (K. Simrock, Die deutschen Sprichwörter, 4. Aufl., Berlin, 1881, S. 642: „Wenn der Wolf psalmodiert, gelüstet ihn der Schafe" ist offenbar daraus übersetzt) und das auch von Odo von Sherrington in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bezeugt wird, wenn er am Schlusse seiner Wolfsfabel (L. Hervieux, Les Fabulistes latins, IV, 195) sagt: „Unde solet dici: thai thu Wolf hore hodi te preste tho thu hym sette Salmes to lere evere beth his geres to the groue-ward" (oder nach dem Ms. Harl. 219: „If al that the Wolf vn to a preest worthe and be set vn to book psalmes to leere, yit his eye evere to the wodeward"). Diese Wendung unserer Geschichte vom Wolfe, der den Psalter lernen soll, mag auch Wolfram im Sinne gelegen haben, als er es im Titurel (87. 4) als typisch unmöglichen Erziehungsfall hinstellte, einem Bären den Psalter beizubringen. Die Ver-

Digitized by Google

tauschung von Wolf und Bär begegnet auch in einem anderen Falle: Spervogel kennzeichnet den Gipfel der Unbelehrbarkeit MSF. 25, 3 mit den Worten: „sô mohte man ein wilden b e r n noch sanfter harfen lêren", während an lombardischen Kirchen sich der Wolf als Harfner dargestellt findet, vgl. P. Toesca, Storia dell' Arte Italiana, II, Torino, 1927, S. 764, Fig. 488 (S. Zeno in Verona) und S. 848 n. 11, 878 n. 15.

Die Wanderheuschrecke im deutschen Aberglauben.

Von Dr. Alfons Perlick, Beuthen O. S.

Die Heuschrecke im Aberglauben ist bereits durch Fehrle[1] und Bächtold-Stäubli[2] ausführlich behandelt worden. Während Fehrle das Material der antiken Zeit zusammengestellt hat, gibt Bächtold eine Übersicht über die Stellung der Heuschrecke im deutschen Volksglaubenskreise. Die folgende Ergänzung schöpft ihren Stoff zumeist aus der zahlreich erschienenen zeitgenössischen Literatur[3] und bezieht sich auf die ganze Gattung, wenngleich die wandernden Heuschrecken im Vordergrunde stehen.

H e r k u n f t d e r H e u s c h r e c k e n. Die Frage nach der Herkunft der Schwärme stand immer im Mittelpunkt der Volksmeinung. Daniel Sinapius schreibt im Anschluß an den Schlesischen Einfall von 1727: „Etliche wollten sagen, der große Regen hätte sie mitgebracht, weil sie da zuerst verspühret worden, und es hätten vielleicht die effluvia von denen vielen Raupen in diesen Wäldern etwas darzu contribuiret. Allein das gewisseste ist wohl, daß sie von der sehr großen Hitze derselben Zeit, auf eben demselben Acker, wo sie sich zuerst gezeiget, generiret worden, als welcher Acker mehr, als ein anderer, dazu disponirt gewesen[4]." Rathlef stellt diese Art der Erwägungen natürlich in den theologischen Rahmen hinein. „Endlich erwege man auch das Ende des Lebens bey diesen Thieren, da wir abermahl den Verstand Gottes erblikken. Denn heißt das nicht Verstand, daß, da sonst die Heuschrekken mit der Zeit die ganze Erde überschwemmen würden, wenn sie lange lebten, oder alle ihre Eyer Junge brächten, Gott ein kurzes Leben für diese Thiere bestimmt hat, und große Heere in solche Länder führet, wo die Eyer verderben und sie selbst sterben müssen[5]."

H e u s c h r e c k e n a l s O r a k e l t i e r e. Kundmann wendet sich schon gegen die Anschauung der damaligen Zeit, die Heuschrecke als ein signum decreti cujusdam divini anzusehen, durch deren Kommen die Pest oder die Hungersnot angezeigt würde. „Besser wird es seyn, wenn wir den

[1] Fehrle, Die Heuschrecke im Aberglauben: Hess. Bl. f. Volksk. 11, 1912, 207—215. [2] Handw. d. deutsch. Abergl. 3, 1931, 1823—1827.

[3] Vgl. Krünitz, Enzyklopädie 1781, 498—503 und Gerstäcker, Die Wanderheuschrecke, 1876, 59—60.

[4] Miscellanea, 1731 (1727), 368 und 1732 (1728), 1130.

[5] Rathlef, Akridotheologie. Hannover, 1748, 130; Rösel, Insekten-Belustig. 1749, 2. Tl. 154.

Digitized by Google

Prophet Joel von denen Heuschrecken reden hören, welcher eine lange Predigt von ihnen halten müssen; da stehet aber nirgends was, daß Gott sie zu einem Wahrzeichen dieser oder jener zukünftigen Dinge jemalhen gebrauchet habe. Es ist auch kein Mensch jemahlen weder in Egypten noch in Israel gemeldet worden, der an solches gedacht hätte[6]." Dem Material von Bächtold wäre noch hinzuzufügen, daß auch die Heuschrecke als Mittel für die Weinprobe Verwendung gefunden hat. Ist der Wein unverfälscht, so schwimmt die Heuschrecke oben; ist er aber mit Wasser vermischt, so fällt sie zu Boden[7].

Zeichen auf den Deckflügeln. Das Geäder, die dunklen Flecken auf den Deckflügeln gaben von jeher Veranlassung, in ihnen besondere Zeichen zu sehen und sie zukunftsdeutend auszulegen. Schon Mohamed soll Heuschrecken in die Hand bekommen haben, auf deren Flügel zu lesen war: „Nos sumus exercitus Dei maximi[8]." Frantzius meldet in der Histor. Animalium vom Jahre 1542, daß auch die Worte: „Ira Dei" zu finden waren; und zwar soll diese Schrift in Apulien griechisch, in Deutschland hebräisch, arabisch und äthiopisch zu lesen gewesen sein[9]. Rathlef, der diese Deutung aus England wiedergibt, äußert sich ironisch zu dieser Auslegung: „Aber dazu werden wol in Unordnung gerathene Augen gehören, wenn man aus den Adern der Heuschrekkenflügel solche sechs Buchstaben zusammenbringen will[10]." Dieser Aberglaube hat nun gerade zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Schlesien seinen Höhepunkt erreicht. Großes Aufsehen erregte die Deutung jener Zeichen während des Einfalls von 1693 seitens M. Andreas Acoluthus, Archidiakon zu St. Bernardin und Professor der morgenländischen Sprachen am Gymnasium zu St. Elisabeth zu Breslau; er fand die Worte: Annona moriemini. Diese Feststellung veranlaßte den damaligen Ratspräsidenten von Haunold, von vielen tausend Heuschrecken die Deckflügel auf denen die in Frage kommenden Linien, Punkte und Streifen zu finden waren, ganze Schachteln voll, in sein Haus bringen zu lassen; aber auf keinem einzigen konnte er einen lateinischen Buchstaben entdecken. Da trotz aller dieser Untersuchungen das Volk an die Deutung Acoluthus glaubte, vor allen Dingen, weil er Geistlicher war, hielt am Freitag, dem 6. November 1693, Caspar Neumann, Pastor von St. Maria Magdalena in Breslau, in seiner Pfarrkirche eine öffentliche Bußpredigt, worin er das Vorgehen seines Amtsbruders öffentlich verwarf: „Weil wir ietzt, was Heuschrecken sind / gehöret haben / so soll auch hinfort niemand unserer Gemeine schuld geben / und sie vielleicht anderwerts lächerlich damit vorstellen / als ob man bey uns göttliche Prophezeyungen auch der Heuschrecken ihren scheckichten Flügeln suche. Es ist kein Mensch in unserer Gemeine / der dieses lehret ... Gott hat es auch niemahlen im Brauch gehabt mit seiner eigenen Hand / ohne Zuthuung eines Menschen auf gemeinen ordentlichen Creaturen Briefe an die Menschen zu schrei-

[6] Kundmann, Heimsuchg. 230.
[7] Sammlg. merckw. Nachr., 1750, 18.
[8] C. Neumann, Donner-Wetter und Heuschrecken, 1694, 32.
[9] Kundmann, Anmkg. 34; Sammlg. merckw. Nachr. § 17; Krünitz 392.
[10] Rathlef, Akridotheologie 71; Gerstäcker 62.

Digitized by Google

Die älteſte Heuſchreckendarſtellung aus Schleſien. Um 1450.

(Barbara-Altar im Breslauer Kunſtgewerbemuſeum.)

Digitized by Google

ben ...[11]" und sie zu Bußpredigten zu gebrauchen, oder durch sie Hungersnot ankünden zu lassen, zumal nach rechtem lateinischen Verstande die Worte Annona moriemini nicht heißen: Ihr werdet Hungers sterben, sondern ihr werdet euch an dem jährigen Zuwachs des Getreides zu Tode fressen; weil es ein anderes ist, Annona, das Getreide oder die jährlichen Früchte und ein anderes Annonae caritas, difficultas, welches letztere teuere Zeit bedeutet[12]. Auch bei dem Einfall von 1712 in Schlesien soll man auf den Flügeln der Heuschrecken die drei Buchstaben B. E. S. vorgefunden haben, die Paul Jetze, Professor der griechischen Sprache und Dichtkunst an dem Gymnasium in Stettin ernstlich untersuchte und daraufhin eine Menge von in Frage kommenden Texten zusammenstellte[13]. Unter anderm fand er folgende Auflösungen der drei genannten Buchstaben: Bedeutet erschreckliche Schlachten; bedeutet erfreuliche Siege; boßhaftig verstorbene Sünder; Bereuet euren Stolz; Beseufzet eure Schinderei; Beschauet eure Strafe; Bella erunt saeva; Babylon est scortum[14]. Im Glogauischen wollte man 1728 „an der Brust der Heuschrecken ein Creutz observiret haben, welches ich aber mir hier nicht imprimiren können[15]." Auf alle die überlieferten Gerüchte hin untersuchte Kundmann noch 1748 Heuschrecken vergeblich nach diesem Zeichen[16]: „Bey den itziegen Heuschrecken habe dergleichen nachgethan, und viel hundert Flügel über weiß Papier geleget, ich kan aber darauf weder lateinische, griechische noch hebräische Buchstaben erblicken, sondern die Helffte der Vorder-Flügel formieren zwischen denen harten Fibris hohle kleine braune Quadrate, welche hinten mehr schwartz und vollgefüllt sind[17]."

Heerführer. Das Herumziehen gewaltiger Haufen in der Welt, die Geschlossenheit des Schwarmes, die Gleichzeitigkeit im Aufbruch und Landen führte schon frühzeitig zu der Meinung, daß die Heuschreckenschwärme unter Leitung eines Königs, Heerführers oder Wegweisers ständen. Dazu kam noch, daß in den verschiedenen alttestamentlichen Berichten immer von einem Heer Gottes gesprochen wurde[18]. Der Text aus den Sprüchen Salomons, den auch Neumann seiner Breslauer Heuschreckenpredigt vorangestellt hat: „Heuschrecken haben keinen König, und dennoch zieht der

[11] Neumann, ebd. 47—48.

[12] Kundmann, Heimsuchg., 1748, 228—29; Kundmann, Anmkg. 34—35; Krünitz 392; Gerstäcker 62—63.

[13] Mutmaßungen von den wundersamen Heuschrecken, zum Neujahrsgeschenk in hebr., griech., lateinisch und deutscher Sprache, an das Licht gestellt. Stettin, 1712.

[14] Sammlg. merckw. Nachr. § 17; Krünitz 391; Gerstäcker 62.

[15] Sinapius, Beschluß derer Nachricht von Heuschrecken (Miscellan. Erfrt. 1732, 1330).

[16] Kundmann, Anmkg. 34—35.

[17] Vgl. noch Dorn, Was bedeuten die Heuschrecken? Echo: Schröcken; d. i. Moralische Kirchweyh Predigt eingerichtet auf dermahlig-gefährliche Welt- und Zeits-Umstände. Altdorf, 1750. 4°. — Jo. Ign. Muschel, Obs. de ala locustae literis hebraicis decorata (Miscell. Nat. Cur. Dec. II. A. IX, Obs. 120).

[18] Am anschaulichsten bei Joel 3, 2—11.

Digitized by Google

ganze Schwarm geordnet aus"[19] ist nicht als Widerlegung eines vorhandenen Aberglaubens anzusehen, sondern betont eben die natürliche Organisation einer Masse, die ohne Führer ihre Wege ziehen. Im Mittelalter und darüber hinaus wollte man diesen Heerführer vielfach in der Größe einer Taube oder Lerche gesichtet haben. So schreibt Lehmann in seinem Historischen Schauplatz des Meißnisch-Ertzgebürgischen Crayses, daß die Bevölkerung 1542 in Ungarn einen Heerführer so groß als eine Taube gesehen hätte. Das Gleiche wird auch 1693 aus Ungarn gemeldet[20]. Zu Frankfurt an der Oder sollte 1556 ein solches Tier gefangen worden sein; 1693 schoß in Ungarn sogar ein Bauer einen Heerführer vom Baume, wurde aber von den übrigen Heuschrecken kräftig angefallen und verfolgt: „Darauf aber die Stelle des gedachten Königs bald durch einen andern ersetzt worden[21]."

Bei den großen Einfällen von 1747—1748 wurde dieser Glaube wieder lebendig. Von den 1747 in Siebenbürgen einfallenden Heuschrecken heißt es, daß sie ihren „Wegweiser" gehabt hätten[22]. 1748 wollten einige bemerkt haben, daß vor dem Zuge eine Heuschrecke in der Größe einer Lerche vorangezogen sei, der die anderen Tiere folgten[23]. Die Verbreitung dieses Glaubens an einen Heerführer bei den Schwärmen in Schlesien während dieser Zeit wurde besonders einem nicht näher genannten Dorfpfarrer von S... zugeschrieben, der das Gericht ausſprengte, „daß er unterwegs von einem Heere Heuschrecken wäre überfallen worden, welche mit ihrem Heerführer, der so groß wie eine Taube gewesen, starck an ihn gesetzte, so daß er sich derer kaum erwehre könne"[24].

Im Allgemeinen wird aber schon im 17. Jahrhundert das Dasein eines Heerführers durchweg für eine Fabel gehalten. Der Breslauer Pastor Neumann stellt sie in seiner Widerlegung des Heuschreckenaberglaubens an die erste Stelle: „Anfangs gedencket doch, von was für wunderliche Heerführern und Wegweisern der Heuschrecken hat unsere leichtgläubige Welt eine Zeitlang geredet! Aber diese falsch gemachten Zeitungen alle / leschet heute der H. Geist selber auf einmahl auß / und spricht: Die Heuschrecken haben keinen König[25]." Kundmann bekam einen solchen angeblichen Heerführer nebst andern Heuschrecken aus Laskowitz zu Gesicht und bildete ihn in seinen Anmerkungen ab. Aber er[26] und Rösel[27] erkannte diese Exemplare schon als einzelne Individuen einer fremden Art, die den Zug mitmachten und wegen ihrer geringen Anzahl und ihrer Größe besonders auffielen. Krünitz schreibt in diesem Rahmen: „Zuweilen finden sich unter diesen einzelne mit eingestreuet, die mit jenen gefangen, den Insectenlieb-

[19] Sprüche 30, 27.
[20] Sammlg. merckw. Nachr., 1750, 29.
[21] Kundmann, Anmerkg. 35 (n. Stief, Schles. histor. Labyrinth 561).
[22] Rösel, Insektenbeluſtigung, 1749, 2. Tl., 135.
[23] Sammlg. merckw. Nachr., 1750, 77.
[24] Kundmann, Anmerkg. 35.
[25] Donner-Wetter und Heuschrecken-Heer, 1694, 45.
[26] Kundmann, Anmkg., 1748, 35—36.
[27] Rösel, Insektenbeluſtigung, 1749, 2. Tl., 152.

Digitized by Google

habern in ihre Sammlungen überschickt, und mit ihnen verwechselt werden. Der Aberglaube hat sie sogar zu ordentlichen Heerführern der ersteren, d. h. der Zugheuschrecken gemacht[28]." Andrerseits mögen auch Vögel in die Schwärme geraten sein und von diesen vorweg gejagt, den Glauben an einen Heerführer gefestigt haben[28a].

Marschordnung. Im Zusammenhange mit dem Glauben an einen Heerführer hat sich natürlich auch die Ansicht entwickeln müssen, daß von den Schwärmen die einzelnen Märsche vorbereitet und eine bewußte Marschordnung innegehalten werde. Ausgangspunkte dieser Anschauung sind die Stellen bei Joel II, 7 (Keines irret das andere; sonderlich ein jegliches fahre daher in seiner Ordnung) und bei Hieronymus (Gott läßt sie so nebeneinander fliegen, wie in einem gepflasterten Fußboden die kleinen viereckigen Steine oder Fliesen unverrückt nebeneinander liegen, daß keines weiche und so zu reden, nicht einen Punkt oder Finger breit dem andern zu nahe komme)[29], die natürlich auch zu Übertreibungen Veranlassung gegeben haben. Als die Heuschrecken 874 Frankreich und 1335 Polen, Böhmen und Österreich durchzogen, haben diese „alle Tage ihre Regimentsquartiermeister und Fouriers voraus geschicket, denen der Flug des folgenden Tages, zu eben der Stunde, da jene angelangt gewesen, nachgefolget[30]." Bei Daniel Sinapius scheinen diese Vorstellungen noch nachgewirkt zu haben, wenngleich er nur seinen Eindruck wiedergibt, den er aus eigenen Beobachtungen gewonnen hat. „Sie marchieren in ordinair Truppen-weis und es ist gleich, als wenn sie einen Führer hätten[31]." Deutlicher zog er schon 1728 den Vergleich mit einer marschierenden Armee. „Der March gehet gegen Mittag von Norden her, und ist ordentlich anzusehen wie eine Armee, denn da gehet die Infanterie, oder die Ungeflügelten voran, recht Regimenterweise, und folget die Cavallerie, das ist, die Geflügelten hernach, oder zur Seiten, spicket auch zuweilen sich mit unter, und ein einzig Regiment bestehet aus etlichen Millionen. Wenn nun ein Regiment marchiret, so gemeiniglich um den Mittag und Nachmittag, wenn die Sonne recht warm scheinet, geschiehet, so ist es recht anzusehen wie ein Soldaten-March; Erstlich kommet eine voran, bald wieder eine oder ein paar, als gleichsam Officier, hernach der gantze Troup theils in hüpfen, theils in sachten Schritten, so dick und gedränge, als wenn der Hirt die Schaafe austreibet[32]."

Heuschreckenbann. Auch den Heuschrecken gegenüber bestand im Mittelalter die Gewohnheit, sie mit dem Bann zu belegen[33]. So war im 16. Jahrhundert dieser Heuschreckenbann in Frankreich so gemein geworden, daß der Oberpräsident des Parlaments in der Provence, Barthol.

[28] Krünitz, Enzyklop., 1781, 386.
[28] a) Sammlg. merckw. Nachricht., 1750, 29—30.
[29] Neumann C., Donner-Wetter und Heuschrecken, 1694, 40.
[30] Sammlg. merckw. Nachr., 1750, 29—30.
[31] Miscellanea, 1729, 443.
[32] Ebd., 1728, 1206.
[33] Gebhart, Österr. Sagenb., 1863, 182.

Digitized by Google

Chassanäus ein eigenes weitläufiges Bedenken aufsetzte und darin untersuchte, wie und auf welche Art dergleichen Tiere wirklich vor Gericht geladen werden könnten; ob sie in eigener Person oder durch einen Anwalt erscheinen müßten; ob sie eigentlich vor das geistliche oder weltliche Gericht gehörten; und ob sie schließlich überhaupt mit der Strafe des Bannes belegt werden könnten. Andere Schriftsteller nahmen dazu wieder ihrerseits Stellung. Leonhard Vairus hielt diesen Bann nicht nur für abergläubisch, sondern auch für gotteslästerlich, und es deucht ihm ebenso ungereimt zu sein, unvernünftige Tiere in den Bann zu tun, als wenn man einen Hund oder Stein taufen oder den Fischen und Vögeln predigen wollte[34]. Ausführlich zu diesen Fragen hat dann Joh. Paul Hebenstreit in seiner Dissertation „De remediis adversus locustas, inprimis Pontificiorum quorundam methodo expellendi eas per excommunicationem, aquam lustralem et exorcismum"[35] ganz aus den Anschauungen seiner Zeit heraus Stellung genommen. Noch im Juni 1725 soll Papst Benedikt XIII. diesen Bann gegen die in Italien einfallenden Heuschrecken ausgesprochen und ihnen geboten haben, sich plötzlich in das Meer zu stürzen[36]. Eine Variante aus dem 19. Jahrhundert teilt Wuttke aus Westpreußen mit[37]; auch in einer Kirchenmatrikel von Kamin findet sich eine Notiz vom 31. August 1749 vor, wonach der Pfarrer von Kamin einem Heuschreckenschwarm cum divina benedictione entgegen ging[38].

Die Heuschrecken im Leben der Heiligen. Schon verhältnismäßig früh hat sich in der Biographie einzelner Heiligen das Wandermotiv von dem wunderbaren Vertreiben der Heuschrecken lokalisiert. Der hl. Theodosius von Jerusalem (4. Jahrhundert) befahl den Heuschrecken, sich mit Dornen zu begnügen; die Heuschrecken verschonten auch die Ernte und wurden fast ein Segen für die Felder, indem sie diese vom Unkraut vollständig befreiten. Auch der hl. Severin, Noricorum apostolus (5. Jahrhundert), verjagte die die Felder verwüstenden Heuschrecken; das gleiche gilt vom hl. Theodorus (6. Jahrhundert)[39]. Als Attribut aber hat nur Prophet Nahum Heuschrecken auf seinen Darstellungen aufzuweisen[40]; doch treten in der Barbaralegende auch Heuschrecken auf; so zeigt eine Szene des im Breslauer Kunstgewerbe-Museum befindlichen Barbara-Altares — Dioskuros schleift die hl. Barbara aus ihrem Versteck — die in Heuschrecken verwandelten Schafe des verräterischen Hirten[41].

Heuschreckensagen. Zur reicheren Sagenbildung kam es nur dort, wo die Heuschrecken in ihrer Häufigkeit und Stetigkeit bodenständig

[34] Krünitz, Enzyklopädie, 470.

[35] Jena, 1693, 4°; vgl. Kundmann, Anmkg., 1748, 33—34.

[36] Krünitz, ebd. 469.

[37] Wuttke, Der dtsch. Volksabgl. d. Gegenwart, 4. Aufl., 148—149.

[38] Knossalla, Heuschrecken in Beuthen (Mittlg. d. Beuth. Gesch. u. Mus. Vereins, 1929, H. 11—12, 198).

[39] Toldo, Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter (Stud. z. vgl Literaturgesch. 8, 1908, 20, 21 und 22).

[40] Pfleiderer, Die Attribute d. Heiligen, 1920, 71.

[41] Grisebach, Die Kunst in Schlesien, 1927, 235 (Abb. 162).

Digitized by Google

geworden sind. Da dieser Aufenthalt von der Landschaft abhängig ist, kommen für die Überlieferungen nur Gebiete von Naturvölkern in Frage. Auf Grund des Dähnhardtschen Materials[42] muß man feststellen, daß Rumänien in seinem Umfange einen besonderen Überlieferungskreis bildet; die Erzählungen sind auch alle infolge ihrer religiösen Bezüge in die Legende einzureihen: Gott verflucht die Heuschrecken und erklärt, daß sie niemals satt werden dürfen, so viel sie auch äßen. Christus verwandelt einen Mäher, der das Gras, welches den Heiland vor seinen Verfolgern schützen sollte, abmähte, in ein Heupferd. Er solle, solange die Erde steht, unaufhörlich mähen, ohne Erfolg zu haben, und vor den Sensen der Mäher fliehen. Eine andere Variante dieser Verwandlungssagen läßt Maria aus ähnlichen Gründen einen Herbergswirt in ein Heupferd verwandeln[43]. Im rumänischen Volksmund heißt es auch, daß die Heuschrecken nur dann erscheinen, wenn die Menschen Gott vergessen[44]. Anders geartet sind die beiden nordafrikanischen Erzählungen mit ihrem ätiologischen Charakter. Einmal bildet der Teufel die Heuschrecke, ein andermal entstehen sie wieder aus Würmern[45]. Die amerikanischen Belege stellen die biologische Eigenart des Häutens und den Präriewolf als Gegenspieler in den Mittelpunkt der Handlung[46]. Die Feindschaft zwischen Heuschrecken und Staren erklärt eine indische Sage[47]. In den anderen Gebieten scheint die Aufnahme dieses Tieres in die Sage sehr spärlich zu sein; Martin Pumphut, eine Sagenfigur der Lausitzer- und Voigtländer-Gegend benutzt die Heuschrecke als Reitpferd[48]. Gerade dieses Gelände hatte wiederholt unter Heuschreckeneinfällen sehr zu leiden.

Volksmedizin. Die Heuschrecke hatte in der antiken Zeit in der Volksheilkunde eine viel größere Verwendung als heute[49]. Krünitz führt Dioskorides (nach Plinius) an, der versichert, daß die Insekten, wenn sie als Räuchermittel gebraucht werden, das Verhalten des Urins, namentlich bei kranken Frauenpersonen, ermöglichen; in dieser Form dienen die Heuschrecken auch als Linderung bei Mutterbeschwerden. Man trocknet sie für diese Zwecke und quetscht sie zu Pulver, das man, zu 12 bis 20 Gramm mit Bruchkraut- oder Nachtkraut-Decoct eingab[50]. Ebenso nennt sie Aldrovandus als ein gutes Mittel wider Stein, Ausschlag und Wassersucht[51]. Die gleiche Verwendung erwähnt Kundmann: „Auch geben sie, in Stein-Schmerzen ein sicheres Diureticum oder Urintreibendes Mittel ab." Es hilft auch „das schmierichte Wesen von Heuschrecken so sie in ihrem Leibe

[42] Dähnhardt, Natursagen I—III, 1907—1910.
[43] Ebd. II, 20—21, 65 und 82.
[44] Ebd. III, 250.
[45] Ebd. I 146, 168—69. (Algerien) III, 171 (Berberei).
[46] Ebd. III, 32—34 (Zinu-Indianer i. Neu-Mexiko) und 1426 (Walla-Walla v. Nordamerika).
[47] Ebd. III, 349.
[48] Kühnau, Schles. Sagen III, 161.
[49] Fehrle, Die Heuschrecke im Aberglauben (Hess. Bl. f. Vkd. II, 1912, 208).
[50] Krünitz, Enzyklop., 1781, 496.
[51] Sammlg. merckw. Nachr. Frankf., 1750, 720; Krünitz, 495.

Digitized by Google

haben, in Augengebrechen, und die Felle hinweg zu beißen". Aufgebunden gelten sie als Heilmittel gegen Skorpion- und Wespenstiche[52]. Das Warzenabbeißen durch die einheimischen Heuschrecken kennt auch Linné aus Schweden; die Heuschrecke sondert beim Einbeißen aus dem Maule eine Flüssigkeit ab, davon die Warze vertrocknet[53]. Auch gegen Fieber werden Heuschrecken aufgelegt[54].

Tabu.

Ein Beitrag zu „Wörter und Sachen".

Von Prof. Dr. Friedrich Pfister, Würzburg.

„Wörter und Sachen" heißt die Zeitschrift, deren Mitbegründer und -herausgeber Rudolf Much unsere volkskundliche Festgabe entgegennimmt. Diese Zeitschrift ist zu einer Führerin auch auf volkskundlichem Gebiet geworden und ihre Überschrift zum Leitstern zahlreicher volkskundlicher Arbeiten[1]. „Mit der Veränderung der Kultur verändern die Wörter ihren Sinn", sagen die Herausgeber des ersten Bandes im Vorwort. So kommt es im Verlauf der Entwicklung häufig dazu, daß der Zusammenhang zwischen den „Sachen" und den sie ursprünglich bezeichnenden „Wörtern" außerordentlich gelockert erscheint. So gibt es Wörter, bei denen die Sachen, die sie ursprünglich bezeichneten, verschwunden sind; die Wörter werden in anderm Sinn gebraucht. Und andererseits sind noch Sachen am Leben, deren ursprünglich dazugehörigen Wörter nicht mehr vorhanden sind oder andere Bedeutung angenommen haben.

Wir wollen heute einen Einzelfall aus dem Bereich der religiösen Vorstellungen betrachten, der auch im Gebiet der deutschen Volkskunde eine bedeutsame Stellung einnimmt, und bei dem sich eine solche Verschiebung zwischen Wörtern und Sachen feststellen läßt: die Tabuvorstellungen.

Ausgangspunkt für alle künftigen Untersuchungen über Tabu muß jetzt das Buch von F. Rudolf Lehmann[2] sein, in welchem aus allen älteren Forschungsberichten die Nachrichten über die polynesischen Tabusitten zusammengestellt, kritisch besprochen und kulturgeschichtlich eingereiht sind. Auch die folgenden Ausführungen stützen sich, was die dem polynesischen Kreis entnommenen Beispiele betrifft, auf dies Buch. Aber in der Beurteilung des Wesens und Ursprungs der Tabuvorstellungen und

[52] Kundmann, Anmerkg. 32.

[53] Krünitz ebd. 383—496.

[54] Hovorka-Kronfeld, vgl. Volksmedizin, 1908, I, 141.

[1] Vgl. etwa den programmatischen Aufsatz von W. Havers, Sprachwissenschaft und Volkskunde (Bl. zur bayer. Volksk. 10, 1925, S. 5 ff.).

[2] Die polynesischen Tabusitten. Eine ethno-soziologische und religionswissenschaftliche Untersuchung. (Veröffentlichungen des sächs. Forschungsinstituts für Völkerkunde in Leipzig, 1930.)

Digitized by Google

insbesondere in der Beurteilung des Verhältnisses von religiösen und profanen Tabubräuchen, weiche ich von Lehmann ab. Die Wichtigkeit dieses Buches und die Wichtigkeit des Gegenstandes scheinen mir eine erneute Erörterung dieses auch für die Volkskunde bedeutsamen Themas notwendig zu machen, zumal Untersuchungen über die Rolle, die das Tabu im Bereich des deutschen Volksglaubens und -brauchs spielt, noch wenig vorhanden sind.

Seitdem James Cook auf seiner dritten Reise im Jahre 1777 auf den Tonga-Inseln zum erstenmal die Tabusitten des Südseegebiets kennen lernte und darüber berichtete, ist dies Wort in die wissenschaftliche Literatur eingeführt. Cook gibt das Wort tabu wieder mit „any thing not to be touched" (ein Ding, das nicht berührt werden darf), oder „as beeing forbidden" (verboten) oder „consecrated" (geweiht, geheiligt). Wenn also Lehmann glaubt zeigen zu können, daß die Bedeutungswiedergabe von tabu durch „heilig" sich erst allmählich in unsern Quellen, vor allem auch durch den Einfluß der missionarischen Autoren (vgl. Lehmann, S. 62) eingestellt habe, so ist dies ein Irrtum. Schon bei unserm ersten Berichterstatter, Cook, finden sich die beiden hauptsächlich für tabu angegebenen Bedeutungen „verboten" und „heilig", von denen Lehmann die erstere als die Grundbedeutung annimmt; auch dies nicht mit Recht, wie wir sehen werden. Die Etymologie des Wortes (siehe aber auch unten) scheint leider nicht sicher festgestellt werden zu können.

Unter dem Einfluß der vergleichenden Religionswissenschaft, in der die Tabusitten insbesondere in ihrem Verhältnis zur Religion beachtet wurden, hat sich mehr und mehr, vor allem unter der Wirkung von Frazers Werken, die Gleichsetzung tabu = heilig durchgesetzt. So wird auch in den polynesischen Bibelübersetzungen das Wort „heilig" durch tabu, die christlichen „Heiligen" durch te faoa (Volk) tapu wiedergegeben (Lehmann, S. 62, 3; 318).

Nun ist es ganz gewiß, daß der christliche Begriff des Heiligen und die polynesischen Anschauungen vom Tabu sich durchaus nicht decken. In unzähligen Fällen, die Lehmann anführt, wird man für tabu gar nicht das deutsche Wort „heilig" einsetzen können. Aber auch im Französischen, Englischen und Italienischen — und so steht es wohl überhaupt mit der Sprache eines jeden der modernen Kulturvölker — findet sich kein Wort, das man in allen Fällen, wo der Polynesier tabu sagt, anwenden kann. Ähnlich steht es mit den vorchristlichen Sprachen, etwa dem Griechischen und Lateinischen. So kann man wohl die Wörter heilig, ἅγιος, sanctus, sacer, religiosus fast immer durch tabu wiedergeben, soweit überhaupt die entsprechenden Wörter zweier Sprachen, die ganz verschiedenen Kulturen angehören, sich decken. Aber umgekehrt kann tabu nicht immer durch heilig, ἅγιος, sanctus, sacer oder religiosus wiedergegeben werden, sogar in außerordentlich vielen Fällen nicht. Der Begriff tabu ist sehr viel weiter als der durch heilig, ἅγιος, sanctus, sacer oder religiosus bezeichnete. Und da ist die Frage aufzuwerfen, ob die Weite des Begriffs Tabu bei den Polynesiern nicht erst eine Folge der langen Entwicklung ist, von der wir nur etwa die letzten anderthalb Jahrhunderte kennen, und ob nicht etwa gerade d e r Bereich des Tabu, der durch „heilig" usw. nicht gedeckt wird, überhaupt erst sekundär ist. Diese Frage kann natürlich, da wir die

Digitized by Google

lange Vorgeschichte[3] des Tabubegriffes bei den Polynesiern nicht kennen, nur durch eine vergleichende völker- und volkskundliche Untersuchung gelöst werden, die außerhalb der Forschung Lehmanns lag. Zunächst müssen wir einmal die historische Tatsache feststellen, daß die Entwicklung der Wörter ἅγιος, sanctus, sacer und religiosus durch das Christentum unterbrochen und in neue Bahnen gelenkt wurde. Wie es mit dem Wort „heilig" steht, werden wir gleich sehen. Für den polynesischen Begriff Tabu können wir allein auf Grund des polynesischen Materials keine Entwicklungsgeschichte geben, da wir hier nur die Zeit der allmählichen Auflösung dieses Begriffs übersehen.

Denn wenn wir die polynesischen Tabusitten betrachten, so sehen wir, daß ihr Bereich und zugleich der Bereich des Wortes tabu außerordentlich weit ist. Er umfaßt religiöses und profanes Gebiet. Und gerade auf letzterem tritt uns das Tabu allenthalben entgegen, auf dem Gebiet der Wirtschaft und Technik, des Zeremoniells, des Rechts und des Kriegs und in alltäglichen Sitten und Gebräuchen, alles Fälle, in denen wir das Wort tabu unmöglich mit „heilig" wiedergeben können. Der Gebrauch des Wortes tabu geht so weit, daß wir auf einer modernen Warnungstafel, auf der „Trinken und Rauchen verboten" wird, das letzte Wort durch tabu wiedergegeben sehen (Lehmann, 199).

Betrachten wir zunächst ein paar Beispiele[4], um den Bereich und das Wesen des Tabu kennen zu lernen!

Vor allem der Häuptling besitzt eine besondere Kraft, die ihn tabu macht. Übernachtet er in einem Haus, so wird dieses tabuiert d. h. für den bisherigen Eigentümer unbenützbar (S. 104, vgl. 115); es muß verbrannt oder niedergerissen werden (S. 112). Da das Haus des Häuptlings selbst tabuiert ist, so macht sogar der Regen, der von dem Dach dieses Hauses in ein Gefäß niederfließt, dieses tabu (S. 118). Überhaupt alles, was dem Häuptling gehört, ist tabu und ebenso der Boden, den er betritt (S. 111). Wer einen solchen König trägt, wird ebenso tabu wie einer, der ein Götterbild trägt (S. 102), und der König muß deshalb getragen werden, wenigstens außerhalb seiner Besitzungen, weil der Boden, den er betritt, tabu würde (Seite 111 f.).

Diese Tabuiergewalt des Königs ist so stark, daß sich aus ihr ein Gebots- und Verbotsrecht ergibt, das sich auf alles erstrecken kann und das auch in die Ferne, auch ohne unmittelbare Berührung wirkt. Er kann durch seinen Befehl eine Hütte tabuieren d. h. ihr Betreten verbieten (S. 76), wie er dies ja auch durch Betreten der Hütte vermag. Er kann ein Tabu auf Menschenfleisch legen, wenn er kanibalische Mahlzeiten verhindern will (S. 76). Er kann Bäume, Nahrungsmittel, Schiffe, Quellen, Berge,

[3] Bereits im Atharva-Veda kommt das Wort tabu vor, worauf Hauer, Die Anfänge der Yogapraxis im alten Indien, 1921, S. 63, aufmerksam macht. Vgl. dazu und über den Zusammenhang des altindischen Wortes manas mit dem polynesischen Wort Mana, womit die besonders starke Kraft bezeichnet wird, die in dem steckt, was tabu ist, Pfister, Religion der Griechen und Römer (Bursians Jahresber. 229, 1930), S. 111.

[4] Die im folgenden angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf Lehmanns Werk.

Digitized by Google

das Meer u. a. m. tabuieren, wenn er sie dem Gebrauch, dem Betreten usw. entziehen will (S. 68 ff.).

Nun scheint es mir auf der Hand zu liegen, daß dies mehr durch Befehl wirkende Vetorecht des Königs, das sich besonders auf wirtschaftlichem Gebiet betätigt, sich erst allmählich aus der gewissermaßen sinnlich (durch Berührung oder ähnlich) wirkenden Tabuierkraft entwickelt hat und keineswegs ursprünglich ist.

Natürlich entspricht dieser Kraft auch eine Enttabuiergewalt des Königs. Im allgemeinen gilt die Regel, daß wenn jemand durch die Berührung mit einem „Ranghöheren" d. h. Stärkeren tabuiert worden war, er nur durch diesen oder durch einen von gleicher Stärke bzw. Rang enttabuiert werden kann (S. 105). Dies ist ja auch die Vorstellung, die dem bekannten Märchenmotiv zu Grunde liegt: Der, der verwundet hat, wird auch heilen (ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται). Durch eigene Zeremonien werden solche Enttabuierungen vorgenommen (S. 104 f., 108 f.). Dem entspricht es, daß ein Tabu durch eine stärkere Kraft (Mana) gebrochen werden kann[5].

So hat der Schwächere und Rangniedere eine Scheu vor der Tabumacht, so daß etwa der Schwächere in Gegenwart des Stärkeren nicht essen darf (S. 103), daß er diesem überhaupt Achtung zu erweisen hat (S. 105 f.). Und diese Tabumacht d. h. dieses Mana ist erblich, so daß der Sohn dem Vater sofort nach der Geburt in der Königswürde nachfolgt (S. 112). Und so ist auf Viti auch der Beruf des Priesters wie alle Geschicklichkeitsberufe erblich (S. 154). Und so gilt auch bei den Maori auf Neuseeland die persönliche Tüchtigkeit (Mana) als vererblich „und nur andauernde oder schwere Mißerfolge konnten den Glauben erwecken, daß das Mana verloren gegangen sei" (S. 166).

So ist also alles tabu, was über besondere Kraft verfügt. Aus dem Besitz des Mana ergibt sich das Tabuierrecht. Daher braucht der Häuptling nicht besonders sich der Tätowierung zu unterwerfen: Denn diese hat die Bedeutung der Kraftzufuhr, und der König verfügt auch ohne solche über die nötige Macht (S. 107 f., 181).

Dies sind ein paar Erscheinungsformen des Tabu-glaubens, die den ursprünglichen Vorstellungen noch verhältnismäßig nahe zu stehen scheinen. Überblickt man aber die Gesamtheit, wie sie das Buch von Lehmann vorführt, so wird es bei der übergroßen Mannigfaltigkeit schwer fallen, eine Begriffsbestimmung von Tabu zu geben. Dennoch muß es versucht werden. Wir sagen etwa: Tabu ist die Eigenschaft eines Objektes, das über besonders starke Kräfte[6] verfügt, vermöge deren es auf andere Objekte, die ohne solche Kräfte sind, wirken kann und das im Verkehr ein besonderes Verhalten dieser Objekte verlangt. Im einzelnen sind noch folgende Erklärungen zu geben:

1. Die Kraft, die dem Tabu-objekt zukommt, ist an sich neutral, sie kann gut oder böse wirken; eine Tabuierung durch sie kann ein Nutzen

[5] Vgl. Lehmann S. 91; dazu Bl. z. bayer. Volksk. 11 (1927), S. 27.

[6] Den Glauben an eine solche unpersönliche besonders wirkende Kraft (Mana) bezeichne ich nach dem irokesischen Wort Orenda als Orendismus. Die Tabusitten sind also ein Ausfluß dieses Orendismus. Vgl. m. Rel. d. Gr. u. R. 108 ff.

Digitized by Google

oder ein Schaden für den Tabuierten bedeuten, kann ihn rein oder unrein machen, ihn weihen oder entweihen.

2. Die Kraft ist übertragbar, etwa durch Berühren[7]. In abgeblaßter Bedeutung ergibt sich daraus das Befehlsrecht, das nur durch das Wort des mit Tabukraft Ausgestatteten wirkt.

3. Diese Kraft ist auch erblich[8] und wird vom Vater auf den Sohn weitergegeben.

4. Die Tabukraft kann durch eine stärkere Kraft gebrochen werden; sie wirkt also nicht gegenüber einer stärkeren Macht.

5. Die Tabumacht erfordert von denen, die nicht darüber verfügen, ein besonderes Verhalten, erregt also etwa Scheu, Furcht, Ehrfurcht[9]. Man darf ein Tabu-objekt nicht sehen, nicht berühren, nicht essen usw.

Nun wollen wir ein paar Beispiele aus der deutschen Volkskunde betrachten, die ein Tabu erkennen lassen und bei denen der Polynesier zweifellos dies Wort anwenden würde.

Fehrle[10] berichtet aus der Waldshuter Gegend von folgendem Brauch, der bei der Aufrichtung eines Hauses, wenn das Dachgebälk fertiggestellt ist, ausgeübt wird, und den wir ähnlich auch sonst[11] finden: Ein lediger Zimmergeselle spricht einen Segensspruch und trinkt ein Glas Wein. Und diesem Weintrunk muß er „dadurch eine besondere Weihe geben, daß er den halben Liter in drei Zügen trinkt, der erste Schluck gilt der Hausfrau, der zweite der Familie, der dritte den Jungfrauen der Gemeinde. Nach dem Trinken wird das Glas auf den Erdboden geworfen, damit es zerspringe. Denn ein Gegenstand, der zu einer geweihten Handlung gebraucht worden ist, soll nicht mehr im alltäglichen Leben benutzt werden." Diese Erklärung ist vollkommen richtig. Fehrle spricht von einer Weihe und von einer geweihten Handlung; der Polynesier würde sagen, daß das Glas tabu geworden sei. Denn ebenso erzählt uns Lehmann, S. 112, daß die Gefäße, aus denen der König getrunken oder gegessen habe, gleich nach dem Gebrauch vernichtet würden, und er belegt dies noch durch eine Geschichte, die sich im Jahre 1792 ereignet hatte. In beiden Fällen kann man zur Not noch das Wort „heilig" anwenden, wie ja auch Fehrle von „geweiht" spricht. Aber in folgendem, im Grunde ähnlichen Fall kann man das Wort tabu auf keinen Fall durch „heilig", eher noch mit „unheilig" wiedergeben. Lehmann berichtet S. 235 von einem aus dem Dorf Ausgestoßenen, der tabuiert war und mit dem niemand verkehren durfte. Wenn das Tabu von ihm genommen und das Verkehrsverbot aufgehoben war, wurden alle Schüsseln, die er während der Isolierzeit benützt hatte, sofort zerbrochen und alle Kleidungsstücke, die er in dieser Zeit getragen hatte, sorgfältig weggeworfen, damit sie nicht die Pest der Befleckung unter andern Menschen ausbreiten konnten.

[7] Vgl. Perkmann, Art. Berühren im Hdwbch. d. d. Aberglaubens.
[8] Vgl. Art. Erblichkeit ebenda.
[9] Vgl. Fehrle, Kultische Keuschheit, S. 44 f.
[10] Badische Volkskunde 1, S. 127.
[11] Vgl. Hdwbch. d. d. Ab. III 854.

Digitized by Google

Wir sehen zugleich hier, daß das Wort tabu eine neutrale Bedeutung hat, etwas Heiliges und Reines und etwas Unheiliges und Unreines bezeichnen kann. Das Wesentliche ist, daß das, was als tabu bezeichnet wird, von einer besonderen Kraft erfüllt ist, die entweder gut oder böse wirken kann. So ist auch der Abort nach polynesischem wie deutschem Glauben tabu d. h. ganz gewiß nicht „heilig", aber mit heilender Kraft versehen. Geramb stellt im Handwörterbuch des d. Ab. I, S. 94 einiges darüber zusammen und berichtet u. a. von dem norwegischen Brauch, kranke Kinder durch das Loch des Aborts zu ziehen, und ebenda III, 1665, habe ich auf den Brauch der Maori verwiesen, wonach kranke Personen veranlaßt werden, in den Balken der Latrine zu beißen, in dem ganz besonders starke Kraft wohne, der also tabu ist.

Bleiben wir noch etwas bei den Bräuchen, die bei Neubauten üblich sind, so sehen wir, daß bei den Maori ein Neubau als mit Tabus behaftet gilt, die vor der Beziehung des Hauses entfernt werden müssen: Der Neubau muß entfabuiert oder geweiht, eingeweiht werden, wie wir sagen. Dies geschieht dort etwa durch ein junges unverheiratetes Mädchen, das als erster nichttabuierter Mensch die Schwelle überschreitet. Dabei werden Sprüche gesagt, und so das Tabu weggenommen (S. 168; vgl. S. 179). So berichtet auch Fehrle a. a. O., 126, von kirchlichen Gebräuchen[12] bei Neubauten: „In manchen katholischen Gegenden geht der Besitzer mit seiner ganzen Familie und den Bauleuten vor dem Aufrichten in die Ufrichtmeß, oder die Leute knieen auf die unteren Balken und beten um Segen, oder der Pfarrer wird in katholischen und evangelischen Gemeinden beigezogen, um das Haus einzuweihen, und Kinder singen fromme Lieder." Ein Überrest dieses Glaubens, daß neue Häuser tabuiert d. h. mit einer bösen Kraft erfüllt sind, die erst weggenommen werden muß, ist auch in den Sagen[13] zu erkennen, wonach derjenige, der zuerst ein Haus oder eine Brücke betritt, dem Teufel verfallen ist: Hier ist die unpersönliche Kraft, die als Tabu Böses wirkt, zu einem persönlichen Geist geworden, wie wir das vielfach sehen.

Einweihen von Häusern ist also Beseitigung von Tabus und positiv ein Erfüllen mit guter Kraft, also ein Entfabuieren und wiederum ein Tabuieren. Das letztere erkennen wir auch bei dem Bauopfer, wie es bei den Maori geübt wurde. Das Menschenopfer wurde innerhalb des Hauses an der Basis einer der vier Grundplatten begraben, auf denen die Pfeiler ruhten. „Die Platten waren infolgedessen tabu" (Lehmann, 176). Von den verschiedenen Zwecken[14], den das Bauopfer verfolgen kann, ist hier also der „heiligende" gemeint, d. h. das Haus soll mit guter Kraft (oder persönlich: mit einem guten Geist) versehen, soll tabu in gutem Sinn werden.

Noch ein Beispiel sei hier mitgeteilt, das Lehmann S. 152 im Zusammenhang mit der Erzählung von der Entfabuierung eines Hauses wiedergibt. Ein Maori-priester sollte durch seine Zaubersprüche ein Haus entfabuieren, war aber vor Vollendung des Werkes gestorben. Diesen Tod

[12] Vgl. Hdwbch. III 1564 f.

[13] Vgl. Hdwbch. III 1566; 1575.

[14] Vgl. Die Religion in Geschichte und Gegenwart I² 816 f.

Digitized by Google

führten die Eingeborenen darauf zurück, daß er sich eine Tabu-verletzung dadurch zu schulden habe kommen lassen, daß er einen Teil der Sprüche einem andern, einem Fremden (dem europäischen Besitzer des Hauses), mitgeteilt habe. Dadurch galt das Tabu des Priesters als verletzt und er verlor seine Kräfte (Mana). Solche Geheimhaltung[15] magischer Kenntnisse und Sprüche finden wir ja auch bei uns im deutschen Volksbrauch; sie sind häufig in der Familie erblich und werden vom Vater dem Sohn überliefert. Denn da solche Kenntnisse Macht verleihen, ist ihre Mitteilung an andere ein Machtverlust, eine Verletzung des Tabu. Die Kraft der Sprüche wird durch die Überlieferung an andere dem ursprünglichen Besitzer entzogen und so dessen Orenda (Mana) geschwächt.

Wir sehen aus solchen und ähnlichen Beispielen, daß wir im deutschen Kulturkreis zwar noch Tabuvorstellungen finden, aber kein Wort mehr besitzen, mit dem wir in allen Fällen dies Tabu bezeichnen können: Die „Sache" ist geblieben, aber das „Wort" ist geschwunden. Dagegen im polynesischen Kulturkreis decken sich noch „Wort" und „Sache", obwohl die Sache d. h. die Tabuvorstellungen sich sehr geändert haben, der Begriff „Tabu" sich sehr erweitert hat: mit der Ausdehnung der „Sache" hat sich auch das „Wort" ausgedehnt, d. h. das Wort ist geblieben und die Sache hat sich geändert. Und nun beginnt bei den Polynesiern auch eine Christianisierung des Wortes tabu: es wird in der Bibelübersetzung und von christlichen Missionaren ebenso wie von Forschungsreisenden seit Cook im Sinne des christlichen Begriffs „Heilig" verwendet.

Es ist nun unwahrscheinlich, daß es im deutschen Kulturkreis von jeher nur die Sache ohne das Wort gegeben haben sollte. Vielmehr wird aller Voraussicht nach ein Suchen nach dem ursprünglichen Wort von Erfolg begleitet sein müssen. Wenn wir die oben gegebene Begriffsbestimmung betrachten, wonach die „Kraft" das wesentliche im Begriff des Tabu ist, und wenn wir aus andern vorchristlichen Sprachen Wörter, die etwa dem Tabu entsprechen, zum Vergleich hinzunehmen, so kommen von gemeingermanischen Wörtern vor allem zwei in Betracht, mit denen wir tabu in seiner ursprünglichen Bedeutung wiedergeben können, die Wörter, die im Gotischen uns als weihs und heilag entgegentreten. Von diesen beiden Wörtern gebraucht Ulfilas in seiner Bibelübersetzung nur das erstere, und zwar gibt er damit die griechischen Wörter ἅγιος, ἁγνός, ἱερός, ὅσιος wieder, so etwa weihon baurg (Matth. 27, 53: τὴν ἁγίαν πόλιν), weiha (Röm. 11, 16: ἁγία), weiha (Joh. 17, 19: ἁγιάζω), auhumists weiha (Joh. 18, 13: ἀρχιερεύς) u. ö. Das Wort heilag begegnet bei Ulfilas nicht; doch gebraucht er das dazugehörige Wort hails in der Bedeutung „heil, gesund" zur Wiedergabe der griechischen Wörter ὑγιής (Joh.7, 23), ἰσχύων (Matth. 9, 12), ferner hails für χαῖρε (Joh. 19, 3) und hailjan für

[15] Ein Art. Geheimhalten fehlt im Hdwbch. und der Art. Geheimnis, der in Bd. III, S. 448 ff. alphabetisch nicht richtig eingeordnet steht, bietet keinen vollen Ersatz. Zu den Sagen bei Grimm, Deutsche Sagen Nr. 3 (Der Bergmönch im Harz) und Nr. 7 (Frau Holla und der treue Eckart) s. auch Koch-Grünberg, Indianermärchen aus Südamerika (1920), S. 18 f. S. auch m. Schwäb. Volksbräuche S. 31.

Digitized by Google

θεραπεύειν (Matth. 9, 35) und ἰᾶσθαι (Luk. 5, 17) usw. Das gotische Wort hailag scheint lediglich auf dem Goldring von Pietroassa vorzukommen, dessen Inschrift gutaniowihailag freilich noch nicht genau erklärt ist[16].

Betrachten wir die Grundbedeutung und Etymologie der beiden gemeingermanischen Wörter, so wollen wir zunächst vorausschicken, daß wenn wir solche bei Wörtern aus andern Sprachen untersuchen[17], die dem Begriff „heilig" entsprechen, wir immer auf den Begriff des „außerordentlich Wirkungsvollen" in letzter Linie geführt werden, also auf die Vorstellung des „Orendismus". So bezeichnet das eine griechische Wort für heilig, ἱερός, ursprünglich das mit besonderer Kraft (Orenda) Erfüllte und heißt ursprünglich „stark". Ein zweites griechisches Wort, ἅγιος, bedeutet ursprünglich „zu scheuen", weil in dem, was zu scheuen d. h. was ἅγιος ist, eine besondere Kraft wirkt. Und da dies zu scheuende, das besonders Starke, abzusondern, abzugrenzen, das Heilige vom Profanen zu trennen ist, so wird dies in dem lateinischen Wort für heilig, sanctus, ausgedrückt, das seiner Etymologie nach „begrenzt, eingehegt" bedeutet. So möchte ich auch das Wort tabu oder tapu zum polynesischen tapa (benennen, bezeichnen) stellen, so daß tabu das bezeichnet, was „besonders benannt, bezeichnet, vorgeschrieben, ausgenommen" ist. Und auf diese Vorstellungen verweisen auch die Etymologien von weihs und heilag. Das erstere Wort gehört zum Sanskritwort vinakti (sondert, sichtet) und bedeutet wie sanctus das zu gottesdienstlichen Zwecken abgesonderte, das vom Profanen getrennte[18]; und heilag gehört zu heill (Kraft, Tüchtigkeit) und bedeutet also ursprünglich das Starke, das mit Orenda Erfüllte[19].

Von diesen beiden Wörtern ist weihs auch von Ulfilas gebraucht und dadurch christianisiert worden. Das zweite germanische Wort hailag wurde im Angelsächsischen christianisiert und durch die Missionare nach Deutschland übertragen, wie W. Braune[20] nachgewiesen hat. So haben sich allmählich durch die Christianisierung beide Wörter von der ursprünglich heidnisch-magisch-religiösen Bedeutung losgelöst und haben die christlich bestimmte Bedeutung angenommen. Die heidnischen Tabuvorstellungen aber blieben bestehen, bestehen, wie wir sahen, teilweise bis zum heutigen Tag; aber die „Sache" hat ihr „Wort" verloren und es an eine andere Vorstellungswelt abgegeben.

So können wir also auch hier die Wirkung einer zentrifugalen und einer zentripetalen Bewegung[21] erkennen, die in der geistigen und zumal der religiösen Vorstellungswelt lebendig ist. Die erstere sehen wir bei den polynesischen Tabuvorstellungen am Werk: Sie griffen allmählich auf pro-

[16] Vgl. etwa R. Meißner, Zeitschr. f. d. Alt. 66 (1929) 54ff., worauf mich mein Kollege Fr. R. Schröder aufmerksam machte. Hier weitere Nachweise.

[17] Vgl. m. Art. Heilig im Hdwbch. d. d. Ab.

[18] Vgl. Pauly-Wissowa XI 2139.

[19] Vgl. Güntert, Der arische Weltkönig S. 105; E. Ochs, Beitr. z. Gesch. d. d. Spr. u. Lit. 45 (1921) 109 f.

[20] Beitr. z. Gesch. d. d. Spr. u. Lit. 43 (1918) 398 ff.

[21] Vgl. den Art. Kult § 9 im Hdwbch. d. d. Ab.

Digitized by Google

sanes Gebiet über und wurden zum Teil säkularisiert, so daß der Zusammenhang vieler polynesischer Tabusitten mit ursprünglich magischen und religiösen Vorstellungen nicht oder kaum mehr erkennbar ist. Diese Bewegung ist bei ἅγιος und sanctus, bei heilag und weihs in der vorchristlichen Zeit nur wenig wirksam gewesen und wurde dann durch die Christianisierung völlig gehemmt, und die Entwicklung vielmehr in die zentripetale Bewegung hineingezogen, so daß bis heute „Heilig" ein durchaus religiöser Begriff geblieben ist. Dieser verschiedenen Entwicklung ist es zuzuschreiben, daß wir heute in vielen Fällen tabu nicht mehr mit „heilig" wiedergeben können, obwohl die ursprüngliche Bedeutung von heilig, ἅγιος, sanctus, religiosus sich mit der ursprünglichen Bedeutung von tabu ungefähr deckte: Und diese Tabuvorstellungen oder die Vorstellungen vom Heiligen — dies jetzt in seiner ursprünglichen Bedeutung genommen — d. h. wie wir auch, den Begriff weiter fassend, sagen können, die Vorstellungen, die man als Orendismus bezeichnet, gehören zu den religiösen Grundanschauungen der Menschheit.

Sprachforschung als Volkskunde.

Von Prof. **Herm. Rösch**, Heidelberg.

Das Wissen muß aus seiner abgelösten Selbstgenügsamkeit heraus. Ernst Krieck.
Volk ist Sprachvolk. Georg Schmidt-Rohr.

Volkskunde und Sprachwissenschaft sind heute in gleicher Gefahr. Es muß gefragt werden, ob sie sich nicht teilweise selbstgenügsam der Volksgemeinschaft entfremdet haben, der sie wirtschaftlich verpflichtet sind. Wir besinnen uns hier auf einen volkheitlichen Sinn und Wert beider Forschungsgebiete.

Der Gegenstand der deutschen Sprachwissenschaft scheint ja zunächst leicht zu benennen: die deutsche Sprache! Aber es kommt sehr viel darauf an, was man unter diesem Worte versteht, in welcher Absicht man sich ihrer Erforschung widmet. Wenn es sich aber um Dienst an der deutschen Volkheit handelt, so gibt es nur einen wesenhaften Begriff der deutschen Sprache: Sie ist im innersten Sinne die Darstellung der deutschen Volkheit in die raum-zeitliche, diesseitige Werdewelt.

Das folgende ruht auf einer Gesamtanschauung deutschen Sprechens, wie sie dem Verfasser zuletzt vor allem bei einem Gang durch das Grimmsche Wörterbuch (D. W. B.) und dem Vergleich mit Kluge sich ergeben hat. Unter dem umfassenden Obergriff einer vollen Wirklichkeit des Sprechens lassen sich, für eine möglichst schnelle Verständigung über diese Gesamtanschauung, am besten die zwei Unterbegriffe freies, schöpferisches Sprechen und Sprachgebundenheit einander gegenüberstellen. Freies Sprechen: das von den verschiedensten, sehr oft sich widersprechenden Bedingungen bestimmte, auf Sinneseindrücke antwortende, Willens-Gefühle unbedacht aus-

Digitized by Google

drückende, jeweilige So und Sosprechen. Sprache: die von bewußtem Wollen und Denken geformte, geordnete, reihenbildende, ausgesiebte, die ererbte und gelernte Rede. Diese Zweiteilung ist aber nur der grobe Niederschlag lebendigster Mischung von Bewußtem, von Halb- und Unterbewußtem des Sprechvorganges. Ihn ganz in Begriff und Wort oder Zeichnung nachzubilden, ist schlechterdings unmöglich. Denn wohl stellen wir Sprechen und Sprache in Gedanken gegenüber, aber das Rätsel liegt darin, daß beide im wirklichen Ablauf des Sprechens aufs lebendigste und widerspruchvollste zur Einheit verbunden sind. Kaum hat man gesagt: das Sprechen umschließt die Sprache, so muß man sofort zugestehen: die Sprache umschließt in mehr als einem Sinne sehr oft auch das Sprechen. Für unsern Zweck aber muß das Eine hier schon deutlich genug sein: Die Grammatik-Sprachwissenschaft, die wieder eine Abengung, eine Verholzung der Sprache ist, darf sich nicht selbstgenügsam in einem eigenen Reich abgrenzen. Das aber hat sie oft getan und tut es in Forschung und Lehre noch. Sie ist oft eine Wissenschaft von dem gespenstischen Hin- und Herwirken von Laut auf Laut, oder gar von Buchstaben auf Buchstaben geworden, hat fälschlich rein naturgesetzliches Begründen zur Erklärung von Erscheinungen gebraucht, an denen vorwiegend menschliches mehr oder weniger bewußtes Wollen beteiligt ist. Sie hat oft den Sprechenden über dem Gesprochenen vergessen. Zwei sehr oft unvereinbare Mittel, die Worte zu erklären, kreuzen sich in unsern Wörterbüchern, das eine bestimmt sprachlich-lautgesetzlich, das andere lebendig-freiheitlich. Schulbeispiel für die Grenzverletzung durch die Lautgesetze ist deren vergebliche Bemühung um Worte wie Armbrust-arcubalista. Damit die Wörterbücher wirkliche Volks- und Volkskundebücher werden, müssen sie in ihren Neuauflagen diese beiden Verfahren klar gegeneinander abgrenzen. Dazu will auch diese Arbeit beitragen, indem sie zu erweisen sucht, daß die Wortbildung im Anlaut nicht lautgesetzlich, sondern in der Hauptsache freiheitlich zu verstehen ist.

Rudolf Hildebrand hat sich immer wieder den Blick auf das wirkliche Sprechen offen gehalten, auch durch das dichte Gewirr der Stoffzettel fürs Grimmsche Wörterbuch. Er gibt uns das rechte Vorbild für das, was wir hier suchen, für die Verbindung von Sprech-, Sach- und Volkforschung.

Hiermit ist auch das Verhältnis der Sprach- zur Volkforschung ausgesprochen: Es ist gewiß etwas Schönes, z. B. zu wissen, welchen Schmuck deutsche Bräute irgendwo und wann getragen haben, und es kann sich gewiß manches froh und lebendig auch in der Gegenwart auswirken, wirkliche Erkenntnis, d. h. Schau in die Innenwelt, aus der heraus solcher Schmuck nach außen gestaltet ist, d. i. Erfassen von irgend einer innern Kraft unserer Volkheit, gibt uns schließlich zuletzt immer die Sprache, wenn wir ihr bis vor den Rätselschleier folgen können, hinter dem sich das Wunder des Übergangs von innen nach außen, vom Geistigen zum Körperlichen und umgekehrt vollzieht. Der Forscher, der gelernt hat, dies Sprechen, das Wort als Aus-druck eines lebendig Innern zu vernehmen, wird eben diese „Dinge" auch ohne Worte sprechen, aus ihrer Innenwelt heraus sprechen hören. Doch gemeinschaftbildende Erkenntnis erwirkt schließlich nur die Sprache. Alle Künste sind eins in ihrem Wesen: sie drücken durch

Digitized by Google

äußere, sinnliche Zeichen Inneres aus. Die Urkunst aber ist die Bewegung des Leibes. Der bewegte Leib ist das Wunder der Einung von innen und außen, in ihm sind uns beide Welten gegeben, nein, wir *sind* sie selbst. Doch zeitlich kaum von der Leibesbewegung zu trennen, sie begleitend und vielleicht nur fälschlich unserm Begründungstrieb als ihre Wirkung, als ihre Folge erscheinend, *bricht* der Schrei, der Ton aus dem „Innern" heraus. In unendlichen Zeiträumen gestaltet sich dieser Ur-Schrei zum Sprechen, und in wiederum langen Zeiten zum gebundenen Sprechen, zur Sprache, zur Gemeinschaft — zur Hoch-, zur Schriftsprache aus. Doch dieses Werden ist nichts Vergangenes. Das „Sprechen" lebt immer neu *in* der „Sprache", *neben* ihr und sehr oft im Widerspruch *mit* ihr weiter. Wir erleben dieses Sprachwerden immer noch mit unsern Kindern, vernehmen noch heute im Sprechen der Leidenschaft, der Dichtung, in dem wunderbaren Reichtum der „freien" Wörter (Schall-, Pflanzen-, Tiernamen), der Mundarten alle Stufen dieses Werdens von der wilden Gebärde des Leibes, vom Schrei (der Taubstummen) bis zur gesetzlich, ja buchstäblich geordneten Hochsprache. Lebendig ist Sprachforschung also, wenn sie die Vergangenheit des Sprechens in der Gegenwart wirkend schaut. Die Führer unseres Volkes zum mindesten müssen ein bewußtes Bild von der Zukunft in sich tragen, in die sie uns führen wollen. Dies Bild aber muß ihnen aus der Vergangenheit und der Gegenwart unseres Volkes, aus der wahren Wirklichkeit seines Schicksals, *aus* seinem Sprechen, *durch* seine Sprache zu tätigem Wirken „ein- und ausgebildet" werden. Einen wichtigen Teil aber dieser Spracherziehung leistet die deutsche Schule, wenn und so weit sie nach dem Gesamtleben des Volkes hin offen steht, mit ihrem Deutschforschen und Unterrichten an Volks- — höheren — und Hochschulen.

Je mehr man sich mit der Sprache beschäftigt, umso mehr erstaunt man über die Rätsel, die uralte Wörter uns aufgeben. Es ist, als ob ein hell- und zukunftsichtiger bewußter Wille in Urzeiten Sinn und Keime in sie hineingestaltet hätte, die heute erst aus ihnen sich entfalten. Wir lesen bei Kluge: denken verhält sich zu dünken wie senken zu sinken; dünken aber bedeutet scheinen, denken also scheinen machen, erhellen, (er)klären! Jede Sprachbesinnung muß deshalb ausgehen vom Wort, muß dessen „Keim" zu erfassen suchen, und den Schülern durch die Sprache ihre tiefste und stärkste Verbindung mit der deutschen Volkheit ins Bewußte erheben. So tun wir jetzt mit dem Worte sprechen, Sprache! Der Forscher sagt uns darüber dies: das s ist das bekannte bewegliche s; also s-prechen, s-brechen. Eine ganze Sippe gesellt sich, wenn das tarnende vor-s gefallen ist, unserm bisher fast sippelosen sprechen bei: (ver)recken, wrack, trekken (ziehen), strecken und schrecken (= aufspringen). Und irgendwie ist im „Innern" eine Verbindung dieses rek — zu reg. Wir nennen es nicht Wurzel oder Stamm wie die Sprachlehre, weil das unbedachte freie Sprechen keine solchen festen Gebilde kennt. Nicht nur An- und Auslaut sind da „frei" d. h. schöpferischer Umbildung offen, sondern auch Innenlaute: wackeln, wanken, sinken, sickern, versiegen. So kommt eine weitere Sippschaft dazu: regen (fragen, gafregin?), tragen, auskragen, Kragen, Schragen. — Und wenn wir in ringen das n als eingefügt nehmen, so gehören ringen, renken

Digitized by Google

(rinken) auch dazu, weiter bringen, springen, lat. truncus, deutsch strunk. — Wir behaupten hier zunächst keine lautgesetzlichen „Gleichheiten". Wir glauben nur, daß zwischen den verschiedenen „innern Sprechfeldern" irgendwie Bindung besteht. Solche Wörter nennt die Sprechforschung verwandt. Keiner begrifflich-wissenschaftlichen Bemühung kann es gelingen, den unendlichen Reichtum der Möglichkeiten solcher Bindungen nach Art und Zahl zu erfassen. Es sollte am Beispiel der Sippe „sprechen" veranschaulicht werden, wie tief lebendige Sprech- und Wortforschung in die Vergangenheit der Sprache hinunterführen kann, nämlich so tief, daß sich auch Ahnungen, ja vielleicht Schlüsse ergeben auf die ursprüngliche seelische Innenwelt, aus der diese Wörter aufgebrochen sind. So öffnet sich aus der Worterklärung der Weg zur tieferen Bestimmung der Begriffe Sprache und Sprachwissenschaft. So gefaßt aber ist Sprache erste, tiefste Äußerung dessen, was wir heute Volk nennen, und darum ist Kunde von der Sprache auch erste, wichtigste Kunde vom Volke.

Das Rätsel und Geheimnis aber menschlicher Rede ist dies: Wie ist es möglich geworden, eine nach der Zahl an sich und nach ihren Beziehungen unendliche und gleichzeitig ewig fließende, sich wandelnde Wirklichkeit, die ins „Innere" der Menschen durch die engen Tore der Sinne eindringen und drinnen sich zu einer gleich unendlichen Welt sich wieder ausbreiten soll, — wie ist es möglich geworden, diese beiden Unendlichkeiten mit einer Zahl von höchstens etwa 60 Lauten und einer immerhin noch im Verhältnis zur Aufgabe kleinen Zahl von Lautverbindungen sprachlich zu bewältigen. Wir wissen, daß die Sprache noch niemals mit dieser Aufgabe fertig geworden ist, weil doch auch diese beiden unendlichen Wirklichkeiten immer nicht fertig gegeben, sondern aufgegeben sind. Damit ist gleichzeitig gesagt, daß auch die Wirklichkeiten „Deutsch" und „Volk" und damit die Wörter dafür nicht fertig gegeben, sondern aufgegeben sind[1]. Daß aber diese Aufgabe des Sprechens überhaupt von uns gesehen, gedacht, erkannt, erlebt werden kann, daß wir vor dem Schleier des Sprachgeheimnisses stehen können, das kann lebendige Sprachvolkskunde erreichen. Wir wurzeln um so stärker in der Tiefe unsrer Volkheit, je mehr wir dies Geheimnis ehrfürchtig erkennen. Im Anfang war das Wort! Wir „haben" ein Ding, eine Beziehung nicht, wenn wir das Wort nicht haben. Unsere Märchen, unser Volkslied kündet das aus der „magischen" Erlebensart unsrer Volkskindheit. Wort ist nicht Schall, Wort ist Leben gestaltende und Leben meisternde Kraft. Im Worte leben wir noch immer bei den „Müttern". In den wunderbaren Zeilen des Griechenlandpreises (Faust II, 3., 9542/5) redet Goethe nicht von einer Eiche und einem Ahorn, die etwa in äußerer Entfernung von ihm und uns ständen, nein er gestaltet schöpferisch Lebendiges in unserer Innenwelt, das dauernder, wirklicher ist als die „Wirklichkeit". Eiche und Ahorn können wir nun mit ihm erst erleben. Er läßt uns wieder teilhaben an seiner Naturtüchtigkeit, an seiner „reinen, tiefen, an-

[1] Das Buch von Georg Schmid-Rohr, Diederichs, Jena, „Die Sprache als Bildnerin der Völker", das Wege der Antwort auf solche Fragen zeigt, ist dem Verfasser erst nach Abschluß seiner Arbeiten bekannt geworden. Es sei dringend auch hier empfohlen.

Digitized by Google

geborenen und geübten Anschauungsweise, die ihn Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte" (Annalen)[2].

Versuchen wir, uns die Sprachwissenschaft, wie sie etwa in Pauls vierbändiger deutscher Grammatik oder in einer Schulsprachlehre usw. sich darbietet, diesem Ziele einer lebendigen Sprechforschung gegenüberzustellen. Zunächst scheint keine Brücke von einem zum andern zu führen. Aber wer die Ergebnisse dieser Sprachwissenschaft für lebendige Zwecke, für seinen Deutsch-Unterricht oder eigenes Forschen kennen lernt, wird staunen über die gewaltige Arbeit, die hier niedergelegt ist. Doch leider bleibt diese Arbeit, gerade auch wegen ihrer Überfülle, meist nur Vorarbeit, Stoffsammlung, Mittel für jenen Zweck lebendiger Sprachvolkskunde. Der Strom hat seinem Weiterfluten selbst einen Wall entgegengestaut. Statt aber zu klagen, wollen wir lieber an Beispielen zeigen, wie das entsagungsvolle Forschen und Sammeln der Begründer, Mitarbeiter und Fortsetzer des Deutschen Wörterbuches und all der andern Sprachforscher in unsrer heutigen Schicksalswende gerade erst recht fruchtbar gemacht werden kann durch ein lebendiges Verfahren, das nicht über Gebühr durch starre Lautgesetze gehemmt, mit unsrer Sprache die Tiefe unsrer Volkheit zu deuten versucht. Dafür unterscheiden wir zwischen innerer und äußerer Sprache, suchen möglichst vollständig alle heute noch wirkenden Sprechneigungen, -anstöße, -richtungen, kurz alle das Sprechen gestaltenden Kräfte in Rechnung zu stellen, um mit ihnen vergangenes Sprechen zu erschließen.

Beispiele sollen die Einheit von Sprach- und Volkforschung erweisen helfen. Darum sei erst das Wort „Braut" gewählt, das für die Volkskunde so wichtig ist. S. 331, 2, sagt J. Grimm unter Braut: „Wie ist nun Braut zu verstehen? Höchst verkehrt wäre, diesem reinen edlen Wort, wie man gesucht hat (s. hernach brauten, brüten) unzüchtige Bedeutung unterzulegen." Er kommt dann zur Deutung Braut, ind. praudhâ = die Fortgeführte, trotzdem er als staunenswert sicherer Kenner selbst zugeben muß, daß die Lautgesetze dem entgegen stehen. Man muß aber den ganzen Abschnitt nachlesen, um den Widerstreit zwischen deutschtümlichem Wollen und Fühlen und strenger Sprachlautforschung in seinem Verfahren zu sehen. Wer heute die Grenzverletzungen der starren Lautgesetzler bekämpft, freut sich der Kühnheit dessen, der diese Lautgesetze mit entdeckt und in ihre Rechte eingesetzt hat, zu einer Zeit, wo sie segensreich wirkten gegen uferlose alopex-Fuchs Wortdeutung. Allerdings der Gefahr, sie naturgesetzlich zu nehmen, sich vom lebendigen Sprechen in eine künstliche Sprachwelt abdrängen zu lassen, sind auch schon die Brüder Grimm und ist sogar R. Hildebrand nicht immer entgangen. Alles spricht heute gegen diese praudhâ-Deutung Grimms. Vor allem das, was er selbst unter Braut gegen seine Neigung, die „Reinheit" zu beweisen, aufgenommen hat, „werden brautgeil, überaus begierig zum Kützel", „da gibt es dann blinde braut-

[2] Hier ist der Ort, auf Albert Daurs Werk „Der Weg zur Dichtung" (Langen, München) mit allem Nachdruck hinzuweisen. Er zeigt uns, was wir als Leser dem Worte des Dichters zu antworten schuldig sind, was wir ihm Schönstes und Tiefstes verdanken, wenn wir sein Wort tätig, handelnd in uns zu unverlierbarem Besitze wieder erbauen.

Digitized by Google

griff", „die brûtegen lit" = Geschlechtsteile. Bräutigam bedeutet nicht Mann der Braut, sondern der brûter (s. Kluge); noch heute heißt es in Mundarten der brût. Niemand wird heute es wie Grimm „unrein" nennen, wenn er der Forschung zugeben muß, daß Braut zu den Wörtern Knabe, Knecht, mage, Magd (auch bube?) gehört, die ursprünglich ganz derb und volkhaft körperlich Geschlechtliches bedeuten. Man muß eben den Mut haben, sich in den ganzen Zusammenhang des früheren Sprechens hineinzufühlen, und dazu hilft uns wieder die Sprechart heutiger einfacher, von der Hochsprache wenig beeinflußter Menschen. Im mhd. z. B. oft im Nibelungenlied heißt brûten schlichtweg coire, völlig zu den obigen Wörtern stimmend, und nun ist es kein Sprung mehr, sondern ein ebener Schritt zu trûten (traut), das dieselbe Bedeutung hat; und wer diesen Schritt getan hat, kann nicht anders als b und t als Anlaute, r + Hellaut + t als Kern dieser Wörter zu nehmen. Das führt auf unser heutiges rütteln (D. W. B. VIII 1571 a, rütteln in diesem Sinne und unter brühen! brüden und geheien), und damit scheint unser Wort so weit erklärt, als es möglich ist, d. h. wir erkennen, daß dieses r + Hll + t ursprünglich die Leibesbewegung bezeichnet hat, die den Sinnen beim Vorgang vor allem aufgefallen ist. Und wir können uns nur freuen, ganz im „reinen Sinne" Grimms, daß das Wort Braut mit der Veredelung und Verinnerlichung unseres Gemeinschaftslebens in solche reine Höhe gehoben worden ist. Wir freuen uns aber auch darüber, daß jene Bedeutungen der heutigen Mundarten das Vergangene im Gegenwärtigen festhalten. Wenn also der Kern von „Braut" r + Hellaut + Zahnverschlußlaut ist (z. B. also rut), so ist ein Verfahren streng wissenschaftlich, das in Wörtern dieser Lautgruppe, wenn auch ihr Sinn gleich oder ähnlich ist, „Verwandtschaft" mit Braut zu erweisen sucht. Und welche Wörter derart bieten sich? Nun eine ganze Anzahl außer den genannten. 1. Bruder (auch bei Schwester stellen die Wortforscher leiblich Geschlechtliches als Ausgangsbedeutung auf), 2. Rüde (Rudel), 3. Rute = Glied, 4. die seltsame Nebenform von Stute „strute". Noch einmal sei betont, daß hiermit nichts Lautgesetzliches endgültig behauptet, sondern zur genauen Erforschung dieser möglichen Zusammenhänge aufgefordert wird. Darum brauchen hier weder alle Belege für, noch alle Bedenken gegen diesen Ansatz erörtert zu werden[3]. Welcher Gewinn an lebendiger sprachvolkkundlicher Erkenntnis ergäbe sich weiter, wenn diese Deutung von Braut unwiderlegt bliebe? Nun etwa die Möglichkeit, noch näher an die „Grundbedeutung" dieser Lautverbindung r—t heranzukommen, zu finden, daß r + Hellaut im allgemeinen Bewegungseindruck bedeutet hat, daß der Wechsel des schließenden Lautes je eine Abwandlung, Besonderheit dieses Eindrucks ausspricht. Zu solchem Vermuten berechtigen wiederum heutige Wörter: neben Rhein, Rhin, Rhone, Reuß, griechisch rheo (fließe) steht reg im Zeitwort regen in Regen (pluvius und bayr. Fluß?, Kluge), Brigach, Breg, Präg, Pregel (slav.?), Regnitz, so daß sich wieder zu unserem „sprechen" Bindung eröffnet; Lippenlaut: reb in Rebe, streben usw. Genug, diese „Ahnungen" sollen hier nur be-

[3] Falk-Torps „die Zugesagte" (Dän. Wb.) überzeugt auch nicht.

Digitized by Google

weisen, daß die Erforschung des freien Anlautes sich ernstlich lohnt. Aus der reichen Sammlung des Verfassers (nur aus D. W. B. u. Kluge) seien hierfür nur ganz wenige Beispiele angeführt: zuerst das heiter muntere ampeln, rempeln, trampeln, strampeln, gamble und bemble, und hampeln, gabeln, alem. zäble, zappeln u. a., dann das Nebeneinander von reißen und schreißen, schlinks und links, schwucht und wucht, rüllen, brüllen, reihen und alem. draije, drehen usw., von den unzähligen auch in der Schriftsprache noch lebendigen Doppelformen wie schwanken, schwellen, schlottern, schlecken, Natter, Otter (Adder) hier ganz zu schweigen. Wer diese Anschauung von der Freiheit des Anlautes über das Beispiel braut hinaus nachprüfen will, schlage z. B. im D. W. B. das unerklärte medem-Abgabe auf. Grimms Vermutung, es gehöre zu alts. mêdom, ags. mâdm, got. maiþms, wird verworfen, weil diese Worte nur „Kostbarkeiten, Schmuck" bedeuten. Also Ge-schmeide! Kluge wiederum zieht dies zu schmieden, aber nicht zu meißen = zerkleinernd bearbeiten, schneiden (meiß-einschlag, schnitt), weil er das Anlaut-s nicht beseitigt. Er bezieht auf erschlossene Stämme, wir machen das Fremdwort geschmeide lebendig, indem wir es zu seiner Sippe gesellen und das Benennungsmerkmal erkennen. Neben pochen steht puchen, neben Spuk das oberd. Spuch. Wir hören Klopfgeister, denken an Puck. Kluge aber nennt als mögliche Beziehung nur indisch pājas = Lichtschein. Auf das Schulbeispiel „sch-lagen", ob es zu liegen gehört, kann ich nur abbrechend hinweisen. Drängend erhebt sich hier die Frage an die Wissenschaft: Wie können solche Ansätze bewiesen, wie widerlegt werden, und was ist bis dahin lebendiger zu glauben und zu lehren?[4]

Die Beispiele wollten also deutlich machen, daß die lebendige Einheit des Sprechens vor uns stehen soll, wollen wir durch die Sprache Volkforschung betreiben, nicht unfruchtbares Wissen aufhäufen. Dies fordert aber, daß vor allem die Leibesbewegungen, die Gebärden mitgedacht und gefühlt werden, weil sie der Mutterboden für die Lautsprache sind. Es wird — bildlich gesagt — der Sprechvorgang in den Vorgang des Aufnehmens durch die Sinne und den Vorgang der Verarbeitung durch das „denken" geschieden. Unsere Beispiele zeigen auch, wie viel ungehobenes Gut für lebendige Volkforschung das Riesenwerk des Grimmschen Wörterbuches noch birgt. Für die Unterscheidung der äußeren und inneren Sprache und manche andere wesentliche Forderung lebendigen Sprachunterrichts möge man ein „Schulbeispiel" nicht für unwichtig halten: Die Schüler sollen selbst suchen, wie viel verschiedene „Sinne" der einfache Satz „Fritz geht in die Schule" etwa hat. Sie finden: 1. Fritz bleibt nicht (weil krank) zu Hause. 2. Er fährt nicht Rad. 3. Er ist auf dem Wege zur Schule. 4. Er betritt eben das Schulgebäude. 5. Er ist schon schulpflichtig usw. Die Schüler bemerken auch, wie mit dem veränderten Sinn des Satzganzen auch die Bedeutung einzelner Worte sich wandelt. Sie lernen daraus — aus der Quelle alles innern Lebens, dem Sprechen — einen Grundsatz, eine Weisheit kennen, die heute auf allen Lebensgebieten und deren Wissenschaften umwälzend wirken soll, weil sie uns vom falschen Li-

[4] Die Fragen dieser Wortbildung im Anlaut hat der Verfasser in mehreren noch ungedruckten Arbeiten behandelt.

Digitized by Google

beralismus, Intellektualismus, Rationalismus befreien soll, den schlichten, so nahen und doch so viel verkannten Satz: das lebendig Ganze lebt vor den Gliedern, den Teilen. Nicht die Teile setzen das Ganze zusammen, Teile sind erst, wenn ein Ganzes ist. Keine zählende, messende, beschreibende, mit Versuchen arbeitende Sprachforschung wird je diesem lebendigsten Lebensganzen, dem Sprechen Genüge leisten können. Hier gilt nur „erleben", so erleben, wie Goethe uns Eiche und Ahorn erleben läßt.

Wer von dieser lebendigen Freiheit schnell und gründlich erfaßt sein will, lese in Hildebrands K-Band (D.W.B.) unter kaschеln (auf dem Eise gleiten), kein, Kirsche, Klafter nach. Er wird nicht nur das Ziel dieser Arbeit daraus als berechtigt erkennen. Er wird auch erkennen, daß dem Deutschen mit seiner Sprache eine unendliche Aufgabe gestellt ist. Die Deutung der Eigen-Gelände-, Flur-, Orts-, Personen-, Stammes-, Völkernamen kann sicher durch die Anlautforschung, die ja einer Sprechneigung aller Sprachen nachgeht, gefördert werden. Jetzt stockt bis auf Einzelwortdeutungen hier alles.

Zur Volksliedforschung.

Von **Dr. Artur Schloßberg**, Mannheim.

Das Volkslied nimmt als Gegenstand historisch-wissenschaftlicher Forschung eine eigentümliche Stellung ein: eine heute bereits ausgedehnte Literatur befaßt sich da mit einem Gebilde, dessen wesentliche Merkmale sie immer wieder erst aufsuchen und dessen Existenz überhaupt sogar sie gelegentlich gegen skeptische Gleichgültigkeit und alle möglichen Angriffe rechtfertigen und verteidigen muß. Man hat verschiedentlich schon erkannt, daß diese Ungewißheit und Flüchtigkeit des Volkslieds als eindeutig definierbaren Forschungsgegenstands in den unzulänglichen Methoden der Volksliedkunde zu suchen sind, die das Volkslied einseitig entweder als poetisches oder als musikalisches Gebilde zu deuten versuchten und zwar mit Methoden versuchten, die aus der kritischen Betrachtung zweier Künste gewonnen waren, Dichtung und Musik, die in ihrer ganzen Situation mit dem Volkslied überhaupt keine Ähnlichkeit besitzen. Die Mißstände, die sich aus einer solchen Sachlage ergaben, liegen auf der Hand: das Volkslied wurde zu einem musikalisch-poetischen Gebilde mit zwar gleichem Wesen, aber von „primitiven", geringeren Qualitäten als das „Kunstlied". — Merkwürdigerweise wurde dabei in Parenthese die „Vollkommenheit" des Volkslieds doch oft zugegeben.

Es ist an der Zeit, das Volkslied als eine Äußerung dichterisch-musikalischen Gestaltens völlig anderer Art zu begreifen. Künstlerische Maßstäbe, die nur im Bereich des Ästhetischen funktionieren, können das Volkslied höchstens an der Oberfläche treffen. Es ist möglich, ein musikalisches oder dichterisches Kunstwerk für sich, losgelöst von aller zufälligen Bestimmung und Entstehung, zu erfassen und als selbständigen Wert auf-

Digitized by Google

zunehmen. Ja nur unter dieser Voraussetzung wird ihm der aufnehmende Hörer oder Leser überhaupt erst gerecht. Das Kunstwerk ist für sich ästhetisch sinnvoll, seine Form ist Träger für „ewige Werte". Wir vermögen uns, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, ästhetisch in die fernsten und fremdesten Schöpfungen zu versetzen und ihre Gehalte zu erfassen; um nur ein paar Namen zu nennen: Homer, Dante oder Palestrina, Monteverdi, Bach. Auf dieser künstlerisch-historischen Einfühlungsfähigkeit beruht eigentlich jede Renaissance einer Einzelerscheinung oder einer Stilepoche.

Etwas ähnliches ist beim Volkslied unmöglich; ein Lied, das einmal tot ist, erfährt keine Renaissance mehr. Das Volkslied trägt unverkennbaren Gebrauchscharakter, es gehört zu denen, die es singen, wie ihre Arbeit, wie ihr Werkzeug und ihre Geräte, die ihnen vertraut sind und mit denen sie täglich umgehen. Sie singen das Lied in einem nur ihnen gehörigen Lebensraum. Die künstliche Wiederbelebung eines aus älterer Zeit überkommenen Volkslieds oder einer Liedgruppe hat daher immer notwendig den Charakter des Nebelhaften, romantisch Unwahren, Unorganischen an sich: das Lied wird aus seiner ursprünglichen umgangsmäßigen Lebenssphäre — etwa die „Landsknechtslieder" — in die der bewußt darstellenden herübergezogen und so (oft auch textlich und musikalisch) verzerrt. Es hat keine Lebensdauer und nicht die breite Wirkungsfläche, die wesentlich zum Volkslied gehört: wir arbeiten ja heute auch nicht mehr mit den Mitteln und im Rhythmus des 16. Jahrhunderts, und wenn man Krieg führt, tut man das nicht mehr mit Lanze und Schwert. Solche Umstände des werktäglichen Lebens sind aber ausschlaggebend für die Entstehung und den Charakter des Volksliedes[1].

Aus der umgangsmäßigen Gebrauchshaltung des Volkslieds[2] erklärt sich auch die spontane Selbstverständlichkeit, mit der es über seine musikalischen und textlichen Mittel verfügt. Das verantwortungsvolle, kritische Arbeiten des schaffenden Künstlers ist dem Volksliedsänger ganz fern, die Ausdrucksmittel seines Liedes stehen ihm stets unmittelbar fertig zur Verfügung, er hat sie immer vorrätig greifbar. Ästhetische Vollkommenheit und einmalige unwiederholbare Schönheit seines Werks liegen gar nicht in seiner Absicht. Es gibt kaum eine andere Erscheinung, die ähnlich stark wie das Volkslied den Charakter des wirklich Gegenwärtigen trägt und ebenso kräftig Ausdruck eines Unmittelbaren ist. Ein reales oder als real vorgestelltes Ereignis, nicht irgend eine allgemeine „Stimmung", steht für das Bewußtsein des Sängers hinter seinem Lied, obschon dies in den selteneren Fällen in der Form des einzelnen Lieds selbst zum Ausdruck kommt. Gerade deshalb wirkt auch die kleinste Unwahrheit beim Volks-

[1] Diese Tatsachen schließen natürlich ein Wiederaufgreifen und die Beschäftigung mit älteren Liedern, die einmal Volkslieder gewesen sein können, nicht aus. Ihre Wirkung kann auch heute sehr gut sein. Aber sie sind keine Volkslieder mehr.

[2] Es sei auch an dieser Stelle auf die grundlegenden Ausführungen von Prof. Dr. H. Besseler, Grundfragen des musikalischen Hörens: Jahrbuch der Musikbibliothek Peters 1925, verwiesen.

Digitized by Google

liedsingen im Munde Unberufener, die Transposition aus der ihm angemessenen konkreten Lebenswirklichkeit in eine unwirkliche Stimmungshaftigkeit, so peinlich und gemacht.

Wanderstrophen, sehr häufig wiederkehrende inhaltliche Motive (Das verlassene Mädchen, Die Sehnsucht nach der Heimat u. a.), sprachliche Symbole (die Lilie, die drei Rosen, überhaupt Rundzahlen[3]), alle diese oft beobachteten Eigentümlichkeiten des Volkslieds, die auf der musikalischen Seite ihre genaue Entsprechung haben (stereotype metrische Anlage, Identität melodischer Floskeln in größtem Ausmaß) erklären sich zwangsläufig aus der dem rein Künstlerischen so entgegengesetzten Haltung des Volkslieds. Der Sänger kennt und verwertet das Material seines Lieds ebenso wie sein Werkzeug, sein Haus und seine Saatfrucht. Das Fremde beachtet er nicht oder nimmt es nur schwer und ungern an. Da haben wir die bekannte Formelhaftigkeit und Typik des Volkslieds, das merkwürdige Zurücktreten des „Individuellen" und, wo es notkut, das Zurechtsingen, Umsingen eines aufgegriffenen komponierten Lieds zu eben dieser scheinbaren Starrheit — eine Tatsache, die dem Volkslied so viele abschätzige Urteile eingetragen hat. Aber das ist ja kein Mangel, keine Phantasielosigkeit oder Unfreiheit — wir kennen Beispiele genug, wie Schaffende auf allen Gebieten der Dichtung, Musik und bildenden Kunst sich gerade auf dem Boden ihres „primitiven" Erbguts zu ganz Großen erhoben. Auch für den einfachen Volksliedsänger, der in der Regel sein Lied nie allein singt, sondern stets im Kreis der Menschen, mit denen zusammen er lebt, bedeutet das Lied nichts Starres, Unpersönliches. Es ist außerordentlich wichtig festzuhalten, daß für den Sänger hinter der scheinbar ärmlichen Ausstattung und hinter dem unverändert gleichen Personen- und Motivschatz seines Lieds reiches, mannigfach wechselndes Leben blüht. Die Formel wird ihm durch das Singen lebendig, mit dem Akt des gemeinsamen Singens entsteht das Volkslied erst eigentlich und überliefert sich so lebendig weiter.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich mancherlei für eine Darstellung der *Entwicklung* des Volkslieds. Denn das Volkslied ist nicht geschichtslos. Von wenigen wirklich primitiven Tonfolgen abgesehen, die auf rein akustischen Erscheinungen beruhen (Obertonreihen irgendwelcher Blasinstrumente wie z. B. bei Signalmotiven, Kuhreihen usw.), und natürlich im Lauf der Jahrhunderte unverändert gleich geblieben sind, kennt das Volkslied in seinen ausgeprägteren Formen eine geschichtliche Entwicklung, die in klarem Zusammenhang mit Dichtung und Musik der Jahrhunderte steht. Die typenartige Struktur, die das Volkslied so stark von dem seinem Wesen nach ganz anders gearteten „Stillied" abhebt, kennzeichnet auch seine Geschichte, soweit sie sich an den wenigen erhaltenen Liedern älterer Zeiten verfolgen läßt. Während es daher dem Musik- und Literarhistoriker möglich ist, eine Komposition oder Dichtung durch vergleichende stilkritische Methoden mit ziemlicher Sicherheit festzulegen, oft bis zur genauen Bestimmung des Autors und Entstehungsjahres, ist solche Exaktheit dem Volks-

[3] Vgl. Eugen Fehrle, Badische Volkskunde I, 1924, S. 23 ff.

Digitized by Google

liedforscher versagt. Nicht allein die Schwierigkeit der Entscheidung erhebt sich, was von dem aus vergangenen Zeiten überlieferten Liedgut, überhaupt als Volkslied anzusprechen sei. Es kommt hinzu, daß dem Volkslied auf Grund seiner eigenartigen Struktur eine so nuancenreiche, detaillierte Entwicklung wie den Kunstwerken aus Musik und Poesie gar nicht eigen ist, ja daß es eigentlich gar keine selbständig treibende Entwicklung kennt, die eine genaue Chronologie zuließe. Man muß sich vergegenwärtigen, woher dem Volksliedsänger das Material, die Bausteine seines Lieds zufallen. — Eine in dieser Zeitschrift schon verschiedentlich angegriffene einseitige Betrachtungsweise hat sich in der Volkskunde die Redewendung vom „gesunkenen Kulturgut" angewöhnt. Auf unser Gebiet übertragen hieße das, das Volkslied in einer Beleuchtung sehen, die nur einzelne Konturen zu Ungunsten aller übrigen über Gebühr beleuchtet; es hieße vor allem auch die zahlreichen belebenden Anregungen übersehen, welche unverbrauchte Volkskunst immer wieder einer am Ende stehenden Kultur vermittelte, nicht zuletzt auf den Gebieten von Dichtung und Musik.

Man sollte doch versuchen, die Lehre von der Zweikulturenschicht mitsamt ihrer problematischen Wertbeurteilung einmal aufzugeben und sollte über hoher und niedriger Kultur doch nicht die Einheit des Ganzen vergessen, die durch so viele Faktoren gewährleistet wird. Dann teilt sich auch die Musik nicht in zwei Bereiche, hoch und niedrig, kultiviert und primitiv, sondern wird zu einer einzigen, allen verständlichen Sprache, von der der „einfache Mann" seinen einfachen Dialekt spricht — das Volkslied. Erst damit fügen sich die auseinander gerissenen Teile einer „hohen" Kultur und einer von deren Brosamen lebenden „primitiven" wieder zum organischen Ganzen. Das Volkslied macht so die Stilentwicklungen der „hohen Kunst" mit, seinem ganzen Zuschnitt entsprechend zwar in weniger nuancenreichem Wechsel, aber doch eindeutig verfolgbar. Es stellt zu jeder Zeit den reinen Kern dar, den von allem Zufälligen und Einmaligen gereinigten Grundstoff der einheitlichen Sprache; und zwar zeigt sich das nicht nur in dem charakteristischen Reduzieren („Umsingen") eines aufgegriffenen „Stillieds" auf seinen einfachsten Melodiegehalt — man beruft sich viel zu oft auf diese weniger selbstschöpferische Arbeit des Volkslieds — sondern vor allem in den originalen Volksliedern selbst. Es wäre an Hand von Notenbeispielen ein Leichtes nachzuweisen, wie gewisse Volkslieder der verschiedensten Zeiten geradezu als Melodietypen für ihre Epoche gelten können, Melodietypen, die in immer neuer Kombination im Volkslied selbst Verwendung finden, sich aber auch leicht als Kern soundsovieler Kompositionen der „hohen Kunst" herausschälen lassen.

Die Geschichte des Volkslieds ist somit in weitem Maß eine Geschichte von Typen (in Melodie, Inhalt, Dichtung), die Jahrhunderte beherrschen können, um erst langsam einer neuen „Sprache" zu weichen, die eine neue Zeit mit sich bringt. Die Entwicklung des Volkslieds, so betrachtet, ist eine Geschichte, die blockartig Epochen nebeneinander setzt und in großen Zügen überschaut werden will, eine Geschichte, deren Erkenntnis die Augen öffnet für sonst wenig oder gar nicht beachtete Entwicklungslinien unserer ganzen Kultur.

Digitized by Google

Walther von der Vogelweide, Wolfger von Ellenbrechtskirchen und der Martinstag 1203.

Von Dr. Hans Teske, Heidelberg.

Im Jahre 1213 schleudert Walther von der Vogelweide Sprüche voll lodernden Zornes gegen den Papst, der den Kaiser gebannt und eine Kreuzzugssteuer ausgeschrieben hat. Er findet Anklang, aber auch Widerspruch. Der Friauler Thomasin von Zerclaere, ein Domherr Wolfgers von Ellenbrechtskirchen, des Patriarchen von Aquileja, weist ihn in seinem „Welschen Gast" scharf zurück und wirft ihm vor, er habe

tûsent man betoeret
daz si habent überhoeret
gotes und des bâbstes gebot.
(Welscher Gast 11 223 ff.)

Thomasin verteidigt den Papst und seine Kreuzzugspläne, er tadelt den Sänger und sein verwegenes Wort. Er tadelt auch andere, die sich dem Haupt der Christenheit widersetzen und spricht dabei vor allem von einem, der schon 10 Jahre mit ihm am Patriarchenhof lebe (11111 ff.). Auch diese Stelle des großen Gedichtes will Schönbach[1] auf Walther beziehen und schließt daraus, der Dichter habe mindestens 10 Jahre in Wolfgers Dienst gestanden. Dazu würde es passen, daß Walther einmal (Lachm., 34, 34) den Hof des Patriarchen lobt; dort sei er wohl aufgehoben:

sô ist mîn wîn gelesen unde sûset wol mîn pfanne.

Außerdem zeigt die einzige Urkunde, die uns den Namen des Sängers bewahrt, ihn in enger Beziehung zu diesem klugen und freigebigen Kirchenfürsten. Des Patriarchen Reiserechnungen[2] verzeichnen am Tage nach St. Martin 1203 bei Zeiselmauer unweit Wien eine Ausgabe: Walthero cantori de Vogelweide pro pellicio . V. sol. longos. Am Martinstage 1203 also ist Walther sicher im Gefolge Wolfgers, der damals noch Bischof von Passau ist und im folgenden Jahre zum Patriarchen aufsteigt.

Einen Pelzmantel schenkt der Bischof am Tage nach St. Martin dem Sänger. Burdach[3] möchte in dieser Gabe mehr sehen als eine „zufällige gelegentliche Spende", die „einer plötzlichen Eingebung entsprungen" sei.

[1] Die Anfänge des deutschen Minnesanges. Graz, 1898, 63 ff.

[2] Reiserechnungen Wolfger's von Ellenbrechtskirchen, Bischofs von Passau, Patriarchen von Aquileja. Hg. v. Ignaz V. Zingerle. Heilbronn, 1877, 9; 14.

[3] Vorspiel. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte des deutschen Geistes I, 1. Halle, 1925, 352 ff.; Burdach, Walther von der Vogelweide, I. Leipzig, 1900, 39 f.

Digitized by Google

Er vermutet darin „nicht das Zeichen eines soeben zum erstenmal geknüpften Dienstverhältnisses, sondern eines erneuten" (Vorspiel I, 1, 355). Wilmanns[4] lehnt das entschieden ab und meint, man müsse sonst öfter, als es geschieht, den Namen Wolfgers in Walthers Liedern treffen.

Schon die Synode von Tours (567) bestimmt eine Ordnung für das Fest des hl. Martin[5], wenige Jahrzehnte später scheint es bereits nötig gewesen zu sein, gegen Schwelgereien an diesem Tage einzuschreiten[6], und rasch breitet sich auch die weltliche Feier des Martinsfestes mit reichlicher Speise und reichlichem Trunke aus[7]. Martini schließt die Erntezeit, an Martini ißt man die Gans und trinkt man den ersten Wein. St. Martin ist der Wohltäter der Armen, ihrer gedenkt man an seinem Fest. Im Namen Martins hat einst der Archipoet von seinem Gönner Reinald von Dassel mantellam et tunicam gefordert, an seinem Tage kleidet Bischof Wolfger den bedürftigen Sänger.

Und doch ist der Pelzmantel ein auffälliges Geschenk. Das Weißenburger Dienstmannenrecht aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts[8] bestimmt, daß die Söhne der Ministerialen, nachdem sie das dienstfähige Alter erreicht haben, ein Jahr am Hofe des Kaisers auf eigene Kosten dienen. Ein Pelzkleid mit Pelzmantel zu Weihnachten (in prima anni festivitate) sei ihr einziger Lohn. Dann sollen sie ihr Lehen erhalten oder fortziehen können, sich ein anderes zu suchen. Zu Weihnachten, Ostern und am Peterstag (1. August) soll der Erzbischof von Köln nach dem Kölner Dienstrecht 30 Ministerialen neu einkleiden, an Weihnachten quia frigus est gebe er einen warmen Pelzmantel, an den beiden anderen Tagen quia tunc calor est ein Sommergewand[9]. Einen Pelzmantel oder ein Pelzkleid oder 3½ Mark soll ferner der Abt von Corvey[10] jährlich zwischen Martini und Thomae (21. Dezember) dem Sigibert spenden, der ihm sein Allod aufgetragen hat. In allen diesen Fällen ist der Pelzmantel deutlicher Ausdruck eines Dienstverhältnisses.

In Corvey und Köln handelt es sich dabei um belehnte Ministeriale, die außer dem Lehen für die Zeit ihres Hofdienstes Anspruch auf Unterhalt und Kleidung haben[11]. Anders ist es bei dem Weißenburger Dienstmannenrecht. Hier sind die Dienenden noch nicht belehnt, sie stehen ge-

[4] Walther von der Vogelweide, I. Halle, 1916, 437; Anm. 333.

[5] Hefele, Conciliengeschichte, III². Freiburg i. B., 1877, 25.

[6] Ebd. 43; dazu Clemen, Der Ursprung des Martinsfestes: Z. d. V. f. Volkskd. 28 (1918), 3.

[7] Clemen, a. a. O., 1 ff.; ferner Pfannenschmid, Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Cultus. Hannover, 1878, 193 ff.; O. Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. Leipzig, 1863, 340 ff.; Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche. Leipzig und Berlin, 1927, 7 ff.

[8] Keutgen, Die Entstehung der deutschen Ministerialität: Vjschr. f. Soc. und Wirtschaftsgesch. 8 (1910), 495 f.

[9] Frensdorff, Das Recht der Dienstmannen des Erzbischofs von Köln: Mitt. a. d. Stadtarchiv von Köln, I, 2. Köln, 1883, 9 Art. XI und Anm. S. 34.

[10] Keutgen, a. a. O., 496, Anm. 1.

[11] Vgl. Fürth, Die Ministerialen. Köln, 1836, § 166; ferner das spätere hd. Kölner Dienstrecht. Frensdorff, a. a. O., 42, Abs. 5.

Digitized by Google

wissermaßen in einem vorläufigen Dienst auf Kündigung. Bei Antritt erhalten sie als einziges Geschenk das winterliche Gewand. Ein dritter Fall nun liegt, so will mir scheinen, bei Walther von der Vogelweide vor. Er hat kein dauerndes Lehen inne. Ein solches erhält er erst wesentlich später, erst von dem Staufer Friedrich II. Vorher muß er noch an manche Tür klopfen. Am Martinstag 1203 kommt er mit Wolfger von der Hochzeit Leopolds von Österreich, wo er vergeblich versucht hat, bei Hofe anzukommen. Vorher ist er in Thüringen gewesen, später begibt er sich wieder dorthin, kann er sich gar eine Zeitlang des milten lantgrâven ingesinde nennen (Lachm., 35, 7). Nirgends aber glückt es ihm, wirklich Fuß zu fassen und ein Lehen zu erlangen. Auch nicht bei Wolfger. Ebenso wenig dient er dem Patriarchen in der Art der im Weißenburger Recht genannten Dienstmannensöhne.

Der erste Jahrestag, an dem das Geschenk fällig wäre, ist wie in der kaiserlichen Kanzlei so auch im Salzburger Erzbistum das Weihnachtsfest. Martini ist zwar ein hoher Festtag, aber keiner zu Jahresbeginn. Martini schließt vielmehr das landwirtschaftliche Jahr[12]. Die Ernte ist eingebracht, der Wein gekeltert. Damit hängt eng zusammen, daß an diesem Tage vielerorts das Gesinde wechselt. Vor allem gilt das von großen Teilen Norddeutschlands (z. B. Westfalen, Hannover, Ost- und Westpreußen, Mecklenburg); aber auch sonst begegnet derselbe Termin für den Lohn- und Ziehtag[13]. Im Bereiche des bayerisch-österreichischen Stammes kommt Martini zwar gelegentlich vor, doch überwiegen andere Zeiten. So kann etwa Weißenhofer[14] für Niederösterreich feststellen, daß hier Maria Lichtmeß (2. Februar) unter den üblichen Wandertagen (neben Georgi, Jakobi und Martini) weitaus die erste Stelle einnimmt. Buschan verzeichnet für die Alpenländer Maria Lichtmeß, Schöpf und Hörmann für Tirol Maria Lichtmeß, Michaelis und Martini[15]. Nach einem von Höfer[16] veröffentlichten Cult-Calendarium Oberbayerns ist am Pfinztag nach Lichtmeß der Schlänkelmarkt der stellenlosen Dienstboten; am Tage der hl. Agathe halten sie Einstand. Wie mir vom Institut für geschichtliche Volks- und Landeskunde an der Universität Innsbruck freundlichst mitgeteilt wird, kommt in den bisher aus Niederösterreich eingegangenen 20 Fragebogen des Atlas der Deutschen Volkskunde Martini überhaupt nicht vor, „sondern in erster Linie der Stephanstag (26. Dezember) für den Austritt, der 1. oder 6. Januar für den Eintritt; in zweiter Linie erscheint der Lichtmeßtag". Wo der Martinstag doch noch begegnet[17], scheint es sich

[12] Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises. Hamburg, 1925, 181.

[13] Ebd. 431, außerdem nach frdl. Auskunft der Zentralstelle des Atlas der deutschen Volkskunde, wofür ich auch an dieser Stelle gern meinen Dank abstatte.

[14] Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Niederösterreich. Wien, 1888, 191.

[15] Nach Heckscher, a. a. O., 431.

[16] Zeitschr. d. dtsch. u. österr. Alpenvereins, 24 (1893), 181.

[17] Ohne Ortsangabe Dachler. Z. f. öst. Vkd., 16 (1910), 43; v. Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich. Graz, 1926, 91.

Digitized by Google

vor allem um die Ablohnung der Hirten, jedenfalls um einen Tag zu handeln, an dem man den Dienst verläßt, nicht aber um ein hohes Fest zu Beginn eines Dienstjahres.

Auch Walther wird durch die Spende Wolfgers am Martinstage 1203 nicht in einen neuen oder erneuten selbst vorläufigen Dienst genommen worden sein. Das hätte um Weihnachten oder zu Lichtmeß erfolgen müssen. Auch für ihn ist Martini ein Abschluß, kein neuer Anfang. Wolfgers Gabe ist ein Geschenk aus besonderem Anlaß, auf der Rückkehr von der Reise nach Wien, bevor er sich nach den böhmischen und mährischen Grenzorten begibt, wo er mit den Premysliden zu verhandeln hat[18]. Vielleicht ist Walther von Thüringen aus[19] in seinem Gefolge mitgezogen in der Hoffnung, in Wien einen Dienst zu finden. Das ist gescheitert. Walther verläßt den ihm nicht wohlgesinnten Hof mit dem Patriarchen wieder, und erhält in Zeiselmauer an dem Endpunkt der Reise als Dank für Lied und Sangeskunst ein Abschiedsgeschenk, einen Pelzmantel für den kalten Winter. Das wäre dann eine Gabe, wie sie oftmals Fürstenhand nach einem Feste, einem Kriegszug, einer Reise spendet[20]. Und könnte sie an einem besseren Tage gegeben werden als an dem des hl. Martin, des Wohltäters der Armen, des Mannes, dem auch die Reisenden[21] empfohlen sind?

Gesichtspunkte für eine Bildgeschichte des figürlichen Gebäckes.*

Von Dr. O. A. Erich, Potsdam.

Es geht nicht an, über Gebildbrote zu schreiben, ohne den Namen des 1914 gestorbenen Forschers an die Spitze zu stellen, der in dem ungeheuren und verworrenen Gebiete der Gebildbrote die ersten Richtwege gebahnt hat. Der Arzt, Hofrat Max Höfler in Tölz begnügte sich nicht damit, eine reiche Sammlung von Gebäcken zusammenzubringen[1], sondern er ging mit einem großen Rüstzeug von Scharfsinn und Wissen daran, diese Gebilde nach ihrem Auftreten im Kreislauf des Jahres und des Kultus zu gruppieren und zu deuten. Die Frage, die er sich dabei stellte, formulierte er in dem Satze: „Was veranlaßte überhaupt den Menschen Gebildbrote herzustellen?" In seinen zahlreichen Schriften[2] findet er immer wieder (in der

[18] Kalkoff, Wolfger von Passau. Weimar, 1882, 75.

[19] Ebd. 69.

[20] Belege bei Fürth, a. a. O.

[21] Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm, 1905, 292.

* Aus technischen Gründen mußte dieser Aufsatz außerhalb der sonst eingehaltenen alphabetischen Reihenfolge an den Schluß gestellt werden. Der Herausgeber.

[1] Sie bestand übrigens in — leider verschollenen — Fotos.

[2] Zeitschrift für Volkskunde, 1901, 02, 03, 04, 05, 07, 14; Zeitschrift für österr. Volkskunde, 1903, 07, 09, 10, 12, 14; ebenda: Supplementhefte, 1905, 06, 08, 11; Archiv für Anthropologie, 1904, 05, 06, 07; Egerland, 1910; Schweiz. Archiv f. V., 1922, u. a.

Digitized by Google

Hauptsache) die Antwort: Sakrale Opferpflicht, Seelen- und Totenkult. Er hält die große Mehrzahl unserer Gebildbrote für Ablösungen, bei denen die Hinterbliebenen die wirkliche, wertvolle Spende durch Scheingaben ersetzten, wie das Haaropfer durch den gebackenen „Seelenzopf", den ins Grab gelegten Schmuck des Toten durch Kringel und Brezel, oder etwa das Tieropfer durch Pferdchen aus Teig, „Hirschhörndli"[3] u. dgl.

Seine Ableitungen und Schlüsse sind nicht immer unwidersprochen geblieben[4], wie denn die Volkskunde mit wachsender Klarheit ihrer Methodik, in der Synthese vorsichtiger geworden ist. Deutungen, wie Höfler sie gibt, zählt sie zu jenen Überblicken letzter und höchster Sicht, die nur in enger Zusammenarbeit mit den verwandten Disziplinen der Vor- und Frühgeschichte, der Völkerkunde, der Religionsforschung, der Sprachforschung u. a. unternommen werden kann. Daß Höfler dennoch gewagt hat, von der genauen und vielseitigen Kenntnis der Realien als einzelner Gelehrter zu kulturgeschichtlich-volkskundlicher Unterbauung und Erkenntnis vorzudringen, bleibt eine bedeutsame wissenschaftliche Tat, die auch der Kritiker (Eckstein, a. a. O.) willig anerkennt. Höfler hat übrigens in seinem letzten, nachgelassenen Werke, einer großangelegten Geschichte des Brotes, die bisweilen allzu kühnen Schlüsse früherer Schriften zu vermeiden und seinen ungeheuren Stoff noch vollkommener zu meistern gewußt. — Im Augenblick wäre es kaum ratsam, den Spuren des Meisters folgend neues Material zu sammeln und zu bearbeiten: man wird zweckmäßig erst die Ergebnisse des Atlas der Deutschen Volkskunde auf diesem Gebiete abwarten. Inzwischen kann aber die Gebildbrotforschung an einer anderen Stelle ansetzen. Höfler hat die rein ikonographisch aufgefaßte Typengeschichte der Gebäcke nur wenig beachtet, und doch verspricht diese Betrachtungsweise des Stoffes geistesgeschichtliche Erkenntnisse, die auf keinem anderen Wege zu erreichen sind: das Material muß allerdings ikonographisch durchgesiebt und ergänzt werden. Im Folgenden ist der Versuch gemacht, für diese Aufgabe einige grundsätzliche Gesichtspunkte zu gewinnen. Eine *Bildgeschichte* des figürlichen Gebäckes zeigt neue Zusammenhänge auf; als ein durch die Eigenart des Bäckerteiges bedingter, durchaus nicht zu vernachlässigender Teil der volkstümlichen Ikonographie überhaupt ist sie berufen, mitzuarbeiten an der für die Volkskunde so wichtigen Frage: Was will jedes Volk jeweils *sehen*, und was produziert es selbst in seinem bildlichen Gestalten?

Weit schwerer als der zünftige Künstler kommt der „Laie" zu bildmäßiger Formgebung. Eine gewisse Fähigkeit, optisch Erfaßtes wiederzugeben, hat zwar jeder normale Mensch[5], den räumlichen Ablauf eines Vorganges vermag auch der Primitive schlecht und recht darzustellen. Die zeitliche Folge des Geschehens aber, das sogenannte transitorische Moment, weiß er nicht in feste Form zu bannen. Auch das seelisch feinere Unterscheiden ist nicht seine Sache, er setzt alle Klänge als gleichwertig unvermittelt und hart nebeneinander.

[3] Höfler, Zeitschrift für österr. Volkskunde, Supplementhefte V, S. 56.

[4] Eckstein im Handwörterbuch des Abergl. Bln., 1931. Gebildbrote, 374, 397.

[5] In der älteren Steinzeit scheint z. B. starkes zeichnerisches Talent etwas ganz Selbstverständliches gewesen zu sein.

Digitized by Google

Ist ihm aber eine Aufgabe gestellt wie ein Altarbild, ein Votivbild, ein Bildstock, eine Leidensstation, deren Bewältigung über das Können des durchschnittlich Begabten hinausgeht, so greift er nach den Vorbildern der hohen Kunst.

Der günstigere Fall für volkstümlich-darstellendes Schaffen ist also die angewandte Kunst wie Schmiede- und Ritzarbeit, Nadelwerk und Weberei, Sgraffito oder Modelschnitzerei u. a. Hier ordnet sich die Darstellung den Gegebenheiten des Materials unter und wird bisweilen ganz zur Formel gleich dem „neutralen" Ornament. Das persönlich-Innerliche, was der Verfertiger in seine Arbeit hineinlegt, wird vom „Verbraucher" nicht auf seinen seelischen Gehalt geprüft, denn er ist ebenso augenfällig wie landläufig, spricht also unmittelbar verständlich zu seinem Publikum. Beurteilt wird höchstens die handwerkliche Leistung. Ist der Verbraucher mit dem Hersteller identisch, so wird sich volksmäßige Darstellung am unbefangensten geben: je weiter das einfache „Hauswerk" von Kunst entfernt ist, um so unmittelbarer können allgemeine Spiel-, Nachahmungs- und Schaffenstriebe sich aussprechen, wie etwa im selbstgeschnitzten Kinderspielzeug oder in den vergänglichen Formen des gekneteten Butter-Lämmchens.

Der geschmeidig-zähe Bäckerteig stellt wohl ein Optimum an solchen Voraussetzungen für echt volkstümliches Schaffen dar. — Zum Backen und nicht zum Bilden von Figuren ist er angesetzt, und, wenn er beim Kneten durch die Finger des Bäckers oder der Hausfrau quillt: welche Verführung, welch' unerhörte Gelegenheit, mit ihm leicht und spielend, unverbindlich und anonym (denn wer fragt nach dem „Schöpfer" eines Gebäckes?) zu gestalten.

Noch überboten an Unverbindlichkeit der Formulierung werden die spielerischen Erzeugnisse der Bäckerlaune durch solche Teigfiguren, die zunächst ganz ohne eine formale Absicht entstehen, in deren Zufallsgestalt man aber nachträglich etwas Bestimmtes (Organisches) hineinsieht, das dann durch oft sehr geringe Merkmale unterstützt und festgelegt wird[6]. Die Gabe, phantasiemäßig in eine gegebene Form etwas schon Bekanntes hineinzulegen, ist überall auf der Erde heimisch. So erblickt volksmäßige Einbildungskraft in den Umrissen der Berge gern die Gesichtslinien berühmter Männer, in merkwürdigen Steinen Ritter und Dämonen. Wolken nehmen die Gestalt von Riesen, Ungeheuern, hingelagerten Frauen, Städten und Burgen an, Wurzeln werden zu Alraunen, und selbst in die Landkarte sieht ein „unaufmerksamer" Schüler allerlei Tiere und Fratzen hinein[7]. Auch die

[6] Bisweilen genügt statt des hinzugefügten Merkmales schon der Name, um den Zufall als Organismus festzulegen. Hierher gehören m. E. die meisten der zahlreichen Spaltgebäcke (Scheidewecken, Mutzen, Brautstuten usw.) sowie die Bubenschenkel, Totenbeinli, Darrbenerkens usw. Ihr Name allein kann nicht als Beweis für die ursprüngliche bedeutungsvolle Absichtlichkeit der Formgebung gelten.

[7] Ch. Morgenstern läßt seinen Palmström aus Federbetten „sozusagen Marmorimpressionen" schaffen.

„Aus dem Stegreif faßt er in die Daunen
Des Plumeaus und springt zurück zu prüfen
Leuchterschwingend, seine Schöpferlaunen."

Digitized by Google

von Menschen geschaffenen Formen, wie die technisch bedingten Muster und die Zufallsformen des Werkstoffes fordern zu derartigen Improvisationen heraus. Selbst den Bäcker heutiger Großstädte verleitet das Hineinsehen manchmal zu „groben Unsachlichkeiten". Ist z. B. dem Konditor ein Buttertörtchen rund und gedrungen geraten, so schneidet er etwa ein Kugelsegment als Maul heraus, setzt ein paar Schokoladenpunkte als Augen hinzu, und der Frosch ist fertig[8].

Wenn derart beim figürlichen Gebäck mit unvergleichlicher Leichtigkeit und Selbständigkeit manche echt volkstümliche Vorstellung spielend Gestalt gewinnen kann, die sonst vielleicht niemals ans Licht käme, so gehen doch die bildnerischen Möglichkeiten nicht ins Uferlose und Unbestimmte. Eine Tiroler Bauersfrau etwa, die aus zusammengekratzten Teigresten „den Gott" backt[9], wird ihre Figur beim besten und freiesten Willen völlig anders gestalten, als es eine Chinesin tun würde.

Jedes Volk verfügt jeweils über einen bestimmten Vorrat an optischen Vorstellungen, von denen diejenigen am leichtesten sichtbare Gestalt gewinnen, welche den tiefsten Eindruck im Bildbewußtsein hinterlassen haben. Die Ikonographie der Gebildbrote hat also zunächst zu fragen, welche Gedächtnisbilder jeweils wieder lebendig zu werden trachteten, wo nicht in Wirklichkeit, so doch im Nach-Bilde. Sie wird die Bäckerlaunen und den Kitsch nicht außer acht lassen, sondern gerade aus solchen scheinbar willkürlich an den Tag gebrachten Typen Belehrung suchen.

Ein historisch-ikonographischer Überblick über das figürliche Gebäck kann für die Vorgeschichte Europas nur formale Parallelen aufsuchen, denn das Material selbst, wo immer es ein solches gab, ist seit Jahrtausenden aufgegessen. Noch heute erweisen die höchst einfachen Spielzeugkühe und Ziegen entlegener Alpentäler und jakutischer Stämme Nordost-Sibiriens oder die eisernen Opfertiere Bayerns, wie man sich praehistorische Gebildbrote in der Formgebung etwa vorzustellen hat. Diese Figuren, unter volkskundlich ähnlich günstigen Bedingungen entstanden, wie freigeformtes Gebäck, zeigen nämlich eine verblüffende Übereinstimmung mit steinzeitlichen Gestalten der Felsritzung und der Kleinplastik, worauf Rütimeyer zuerst aufmerksam gemacht hat[10]. Menschlicher Einbildungskraft ist es offenbar zu allen Zeiten ein Leichtes gewesen, aus geringen Merkmalen den vorgestellten Gegenstand zu ergänzen und ihm damit jedesmal aufs Neue lebendigen Odem einzublasen. An dem Beispiel jener unbefangen gestalteten Spielzeuge und Opfergaben läßt sich ermessen, daß auch die freie Kleinplastik aus Teig allem Auf und Ab der Kulturen zum Trotz sich in der Formgebung nicht wesentlich geändert haben kann.

Bei den noch nicht in feineren Abstufungen empfindenden Urbevölkerungen Europas dürften die großen lebenswichtigen Triebe und die am

[8] Auf ähnliche Weise entstehen die Schornsteinfeger, Schneemänner usw. sowie die geflügelten Windbeutel, die als Schwäne charakterisiert sind.

[9] Felix Liebrecht. Der aufgegessene Gott. Zeitschr. d. Dt. morgenländischen Gesellschaft XXX, 359.

[10] „instrument à deux pointes". Brassempuy, caverne du pape. Felsritzung am Col di Tenda. Rütimeyer im Schweiz. Archiv für Vkde. XX, 283 ff.

Digitized by Google

stärksten gefühlsbetonten Gegenstände der Umwelt auch die Mehrzahl der optischen Vorstellungen geliefert haben. Nichts hemmte die Primitiven, ihren triebhaften Wünschen mit rücksichtsloser Deutlichkeit Ausdruck zu verschaffen: an die Wände ihrer Höhlen malen sie das erhoffte Beutetier und seine Erlegung durch den Maler selbst. Sie schnitzen in Bein und kneten in Ton — vielleicht auch in eßbaren Teig — jene fetischhaften Figuren, welche die Zeichen des Geschlechtes so stark betonen, und die sowohl als Wunschbilder, wie als „lyrischer Ausruf"[11] erreichten Besitzerglückes gelten können. Neben Hunger und Liebe steht der Trieb der Furcht vor dem Unfaßbaren. Zu jenen finsteren Gewalten, die unheimlich im Verborgenen walten, gilt es Stellung zu nehmen[12]. Karl Beth hat überzeugend nachgewiesen[13], daß sich Religion und Magie durch ihre seelische Haltung gegenüber dem „Unsinnlichen"[14] scheiden (und nicht als zeitliche Stufen anzusehen sind).

Auch die ikonographischen Typen erhalten von eben diesem Gegensatze her ihre durchaus verschiedenen Grundformen. Der religiöse Mensch, der sich unterordnet, sucht den Dämon günstig zu stimmen, in der Hauptsache durch Opfer jeder Art oder wenigstens durch Opferablösungen, Nachbilder, die er in Eisen, Wachs, Ton oder Mehlteig[15] darbietet.

Der sich nicht beugende Mensch dagegen greift zum Amulett, einem mit magischen Kräften ausgestatteten Gegenstande[16], mit dessen Hilfe er sich des Dämons erwehren will. Auch die Zeichen der Abwehr sind höchst triebkräftiges optisches Gut, das in den Köpfen „locker" sitzt und bereit ist, Gestalt anzunehmen, in welchem Stoff es immer sei und so auch im Gebäck.

Die vertrauten Formen der Umwelt endlich verlangen ebenfalls nach bildlicher Wiedergeburt. Schon das Kind weiß die Figuren seines kleinen Gesichtskreises immer neu zu erzeugen, so oft es mag. Durch geringe Merkmale, die es einem Stück Holz oder einem Bündel Lappen hinzufügt, entzündet es seine Phantasie hinreichend, um den vorgestellten Gegenstand zur „Wirklichkeit" werden zu lassen. Ebenso vergnügen einfache Menschen sich spielerisch gestaltend — vielleicht gelegentlich mit dem feuchten Teige ihres groben Mehles — mit dem Nachbilden gefühlsbetonter Gestalten aus ihrer Umwelt.

In sozial einschichtigen Kulturen ist der gleiche Vorrat an bildmäßigen Vorstellungen Allgemeinbesitz des Stammes oder Volkes. Erst mit der

[11] M. Hoernes — O. Menghin, Urgeschichte der bild. Kunst, 1925, S. 124.

[12] Wie weit das Bild des Dämons sich nach dem Leichnam formt, ist hier gleichgültig.

[13] Karl Beth. Religion und Magie (1927) sagt S. 399: „Die Magie reagiert (auf das Unsinnliche), indem der Mensch die ihm zuteil gewordene Erfahrung von seiner Ohnmacht zur Lügnerin stempelt und sich in der Sphäre seines eigenen Könnens eine nicht vorhandene Kraft vortäuscht. Die Religion reagiert, indem der Mensch die Wahrheit und Echtheit der Empfindung seiner endlichen Ohnmacht bejaht ..."

[14] Ebenda.

[15] „in sacris simulata pro veris".

[16] So Seligmann, Die magischen Heil- und Schutzmittel (1927), S. 41. Genauer wäre zu sagen: magischer Gegenstand; erst durch Umhängen wird er zum Amulett.

Digitized by Google

Trennung der Schichten in Gebildete und Ungebildete tritt die Volkskunst in einen Gegensatz zu der hohen Kunst der „Reichen". Von nun an gibt es in dem gleichen Volke mehrere Stufen auch im Besitz an Darstellungs-Möglichkeiten.

Die griechische Kunst bietet in ihrer primitiven Keramik eine Fülle lehrreicher Beispiele für das Vorhandensein einer volkstümlichen Unterschicht. Nur zu leicht ist der Archäologe geneigt, diese formal grobe Töpferware als archaisch zu bezeichnen. Der Volkskundeforscher muß solcher Datierung mit Mißtrauen begegnen, weiß er doch, daß unter gewissen günstigen Bedingungen die Schöpfungen der einfachen Leute formal konstant bleiben, so daß auch genaue Kennerschaft nicht zu zeitlicher Einordnung helfen kann. — Die Form ist konservativer als der Inhalt. Wenn die Formen auch bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen werden, oder wenn sie der Mode folgen, so ist doch das eigentlich zeitlose an ihnen, der Typus, wie es scheint, unausrottbar. Selbst die große christliche Umwertung alles Heidnischen konnte die vorhandenen Typen eher ganz zerschlagen, als sie neu prägen. Die einsichtige Staatskunst des großen Gregor erlaubte ausdrücklich — nach voraufgegangenem schärferem Verfahren — den neuen Wein der Heilslehre in die alten Schläuche des Heidentums zu gießen.

Mit dem „natürlichen Menschen", der nach der Meinung des Paulus nichts vom Worte Gottes vernimmt, ist dann am wenigsten zu spaßen, wenn seine „Bauchheiligtümer" angetastet werden[17]. So wurden denn die Opferschmausereien allerdings aus den Kirchen verwiesen, es wurde aber angeordnet, „statt dem Dämon und dem Teufel Ochsen zu schlachten, solle man solche in den Lauben um die Kirchen beim frommen Mahle zum Lobe Gottes verzehren"[18]. Auch die zu diesen Festtagen üblichen Gebäcke dürften trotz eindringlichen Bedeutungswandels ihren Typus nicht geändert haben.

Die leidenschaftliche Sucht des hohen Mittelalters, Ordnung in das Weltbild zu bringen, führte zur Entstehung der umfangreichen Sammelwerke alles Wissenswerten der bekannten und unbekannten Erde, wobei Aristoteles als der große Alleswisser Pate stand. Sie schenkte uns auch jenen ungeheuren Zuwachs an Bild-Typen, die wir in den tausend Wundern Himmels und der Erde bestaunen, welche die ältesten Dombauten Europas schmücken.

Die geistige Gleichmachung der Menschen auf mittlerer Linie, die heute in den Kulturstaaten fast durchgeführt ist, hebt an mit der Erfindung des Buchdruckes. Im Reiche des Bildes hat die festgelegte Type nicht minder umstürzend gewirkt, als in dem des Wortes. Druckstöcke schneiden heißt sich für eine Form der Darstellung entscheiden und sie einem großen Publikum als Vorbild hinstellen.

Für das figürliche Gebäck war die neue, vom Druckstock angeregte Möglichkeit, die alten Typen in Modeln festzulegen, eine Abkehr vom volkstümlich freien Schaffen zu fabrikmäßiger Herstellung, diesmal also eine formale Wandlung der hergebrachten Bilder. Sie setzt sich zu-

[17] Höfler, Gebäcke in der Zeit der sog. Rauchnächte, Zeitschr. für österreichische Volkskunde, 1903, S. 16.

[18] Rich. Andree, Votive und Weihegaben, 1904, S. 5.

Digitized by Google

gleich mit der üppigeren Lebenshaltung des späteren Mittelalters in den Städten mehr und mehr durch. Das Publikum des „Lebzelters" verlangt feinere Ware, und die Model bringen neben starker Bereicherung der Motive auch eine hohe formale Vollendung der Darstellung. Reisende Bäckergesellen mit fachgemäßer Schulung stechen die Holzformen[19], und nur selten wird der Pfefferküchler geschickt genug gewesen sein, seine Model selbst zu schnitzen. Waren doch die Ansprüche eines reichen und verwöhnten Publikums nicht gering: da sollten religiöse Szenen, komplizierte Familien- und Städte-Wappen, lustige Genrebilder und witzige Schildereien in eßbarer Form geboten werden. Außerdem wünschte man nach wie vor auch die althergebrachten Typen, die Reiter, Kutschen, fleißigen Spinnerinnen, Nikoläuse, Wickelkinder, Herzen u. dgl. auf der festlichen Tafel zu sehen, aber auf städtische Manier fein gekleidet und reich in den Einzelheiten. Der letzte nach Handwerksbrauch freigesprochene und unterwiesene Lebzelterlehrling in Bayern war Matthias Ebenböck, anno 1837[20].

Neben der Lebzelterei läuft, vornehmlich auf dem Lande, die naive, leichte, spielerische Kleinplastik der Bäckermeister weiter bis auf den heutigen Tag. Das Landläufige hat freilich, soweit es augenblicksbedingte und nicht ererbte Gestalten bringt, seinen Inhalt zeitgemäß geändert. Alles was heute die Menge anspricht, der Fußball- und Boxsport, Fliegerei und Automobilismus, Bonzohund und Mickymaus, erscheint auch in eßbarer Form, wobei namentlich in der süßen Ware die Wünsche der Kinder in Rechnung gestellt werden. Marktbeherrschend ist allerdings die Fabrikware geworden: mit ihrer Einstellung auf die Nachfrage des Publikums erzeugt sie im allgemeinen die gleichen Typen, wie der kleine Bäcker auf dem Lande.

Andrerseits hatte sich die feinere Zuckerbäckerei und Konditorei im 19. Jahrhundert so vervollkommnet, daß ihre Erzeugnisse an „Kunst" gewiß nicht hinter den zierlichen Modeln des 17. und 18. Jahrhunderts zurückstehen, die sie an handwerklicher Unmittelbarkeit übertreffen. Dieses Können stammt, wie die höhere Backkunst überhaupt, aus Italien. Im frühen Mittelalter durch die Klöster in Deutschland verbreitet (wie wiederum durch Höflers Forschungen deutlich wird), wurde die Konditorkunst später durch Generationen von wandernden Bäckergesellen über die Alpen gebracht. Sie fand im süd-östlichen Mitteleuropa hervorragende Stätten, und es galt noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts für einen rechten Zuckerbäcker als ausgemacht, daß er in Graubünden, Prag oder Wien gearbeitet haben mußte. Der „akademische Konditor", der zeichnen und modellieren lernte, gehört der Biedermeierzeit; sie brachte auch eine ungewöhnliche Höhe handwerklichen Könnens, wie denn das Schnörkelhafte der Gußtüten-Verzierungen aufs beste zu ihr paßt. Auch in dem härteren Stoffe des Tragantes wurde damals Vorzügliches geleistet[21]. Nur selten sieht man in deutschen Städten heute noch in den Schaufenstern der Bäckereien jene „monumentalen"

[19] M. Ebenböck, Das Lebzeltergewerbe. Zeitschrift des Münchner Altertumsvereins. N. F. VIII, S. 22 ff.

[20] M. Ebenböck, a. a. O.

[21] Beispiele im Märkischen Museum in Berlin.

Digitized by Google

Werke der Zuckerplastik, wie den heiligen Georg als Drachentöter, die Ritterburg mit den unzähligen Zinnen und Türmchen oder Schneewittchen mit den sieben Zwergen. Entsprechend dem zähflüssigen Material haben diese Kunstwerke etwas Spitziges, Gotisch-Barockes, und mit Recht hat man auf gewisse Bauwerke des 19. Jahrhunderts das Wort Zuckerbäckerstil angewandt. Das kleine Format aber steht dem süßen Stoffe sehr wohl an. In Wien, wo die italienische Überlieferung noch nicht völlig ausgestorben ist, findet man bisweilen kleine Zuckerfiguren von überraschendem Reiz in Form und Farbe, dabei von bester Handfertigkeit und feinster Ausnützung des zähen Materials[22]. Doch das sind Ausnahmen. Im übrigen betätigt sich die Spritzarbeit mit der Tüte jetzt fast nur noch als Zusatz an der Fabrikware. Die Massenware selbst muß in gewissem Sinne als Erbin der mittelalterlichen Model-Ware angesehen werden, insofern sie ebenfalls in Formen gedrückt wird. Durch die Verwendung von Oblaten, z. B. für die Köpfe der Figuren, werden bisweilen höchst unfreiwillig-komische Wirkungen erzielt.

Ein Allerschlimmstes aber ist der figürlichen Backware wegen der mangelnden „Hoffähigkeit" ihres Materials und der vorher nicht genau abzuschätzenden Formveränderungen des aufgehenden oder klebrigen Teiges erspart geblieben: das Kunstgewerbe, das mit seinem Individualismus alles Volkstümliche vergewaltigt, während die Fabrik doch nur banalisiert, hat seine Finger davon gelassen[23]. Dadurch ist auch der „Gegenwartsware" die Möglichkeit erhalten geblieben, von Zeit zu Zeit uralte Vorstellungen noch heute an den Tag zu bringen.

Bei dem Mitteleuropäer unserer Tage zeigt der Bestand an „optischer Bildung" in den verschiedenen Klassen des Volkes nicht mehr so tiefgehende Unterschiede, wie etwa vor hundert Jahren. Die unteren Schichten sind in einem oberflächlichen Sinne gebildeter geworden, die oberen haben an Bildung eingebüßt: auf halbem Wege hat man einander getroffen, so daß, wenigstens in Bezug auf den Besitz an bildmäßigen Vorstellungen, heute ein ähnlicher Zustand der Gleichförmigkeit erreicht scheint, wie zur Zeit der Höhlenbewohner bei allerdings wesentlichen Unterschieden in der Menge. Noch unterscheidet sich der „Gebildete" vom einfachen Manne durch sein Wissen um die Stile, die das krause Gemisch seines Bildvorrates zusammensetzen, noch vermag er die Herkunft uralt-ererbter, magisch bedingter Bilder von den kühleren, strengeren Formen der Antike und der Renaissance, die romantisch-gefühlvollen Seufzer von den modernen Spielereien und Spötteleien zu trennen.

Die von Höfler unter anderen Gesichtspunkten aufgestellten Typen des Opfer- und Totenkultes u. a. müssen von der Bildgeschichte für ihre Zwecke neu formuliert werden, doch verbietet Mangel an Raum vorerst diese wichtige Arbeit. Noch notwendiger erscheint es zunächst, die Typen festzuhalten,

[22] Sammlung des Verfassers.

[23] Als Ausnahme sei das „Künstlerische Gebäck" Münchens vom Anfang des 20. Jahrhunderts erwähnt. Es ist heute in den einschlägigen Geschäften durch die Abgüsse in Wachs oder Bäckerteig nach alten Modeln verdrängt worden.

Digitized by Google

die bisher überhaupt nicht in das Blickfeld der Volkskunde gerückt worden sind, nämlich die Typen der Abwehr und die zeitgeschichtlich-moderne Gegenwartsware.

Eckstein[24], E. Fehrle[25], M. Höfler[26], O. A. Müller[27] u. a. erwähnen die magische Geltung gewisser Gebildbrote, die Müller für eine „Verkörperung dämonischer Wesen" halten möchte. Ich sehe in ihnen Amulett-Typen, wofür schon ihre Zauberwirkung[28] zu sprechen scheint, auch wenn sie schließlich rein spielerischer Schaffensfreude gewichen ist. Für eine Bildgeschichte kann es dahingestellt bleiben, wie weit bereits ursprünglich nur spielende Wiedergabe bekannter Bildvorstellungen vorliegt: wichtiger ist ihr die Feststellung, daß die Typen ikonographisch vom Amulett angeregt sind. Sie wird die verschiedenen Arten der Amulette selbst zu untersuchen haben, die als Vorbilder auf das optische Bewußtsein des Volkes so starke Wirkung haben konnten, daß sie sogar in den alltäglichen Formenschatz der Bäcker eingingen.

Die ungeheuerliche Verbreitung der Schutzmaßnahmen gegen das unbekannte Böse bei den Primitiven können wir noch an vielen Stellen der bewohnten Erde feststellen. Aber nachempfinden können wir kaum noch, was es für die gesamte Lebensführung bedeutet haben muß, unter dem Drucke ständiger Angst vor dem Unbegreiflichen zu stehen, das man Ursache genug zu haben glaubt, als prinzipiell feindselig anzusehen. Gewichtig wie Hunger und Liebe muß die Furcht vor den Dämonen und ihrem „bösen Blick" in das Tun des Primitiven eingreifen, seine Einbildungskraft erfüllen, seine Worte beeinflussen und seine Gesten regeln. Jedes Ding wird er daraufhin beobachten und durchprobieren, ob es etwa zur Abwehr taugt. Da sind die Steine und Metalle, die man zum Schutze bei sich trägt (Münzen, Messer, Schlüssel usw.), die Kräuter, die man sich umhängt oder einverleibt, die Teile von Mensch und Tier, besonders die Schädel, die man auf Pfähle steckt oder an die Tore nagelt: alles zur Abwehr! Auch fertigt man selbst magische Zeichen und Inschriften, vor allem aber Abbilder von Göttern und Heiligen oder deren Attributen, von Tieren und Ungeheuren, von Pflanzen und Gestirnen. Zusammenfassend kann man unterscheiden

[24] Handwörterbuch des dt. Aberglaubens, Berlin, 1931, Gebildbrote, 376.

[25] E. Fehrle, Heimatkunde in der Schule. 2. Aufl. Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main", Nr. 8, 18.

[26] M. Höfler, Zeitschr. f. österr. Vkde., 9, 202 ff. „Magische Typen" werden von Höfler nicht aufgestellt.

[27] O. A. Müller in Oberdt. Zeitschr. f. Vkde., 3, 1929, 16 ff.

[28] Nur schwer kann sich der mit bildlichen Darstellungen überfütterte Städter des 20. Jahrhunderts einen Begriff von der Zauberkraft eines Bildes machen. Einen blassen Abglanz davon verrät im altgewordenen Europa noch heute bisweilen der Opferkult. Wenn etwa der Bauer im bayerischen Walde die kleinen eisernen Kühe, Pferde usw. für die Gesundheit seines Viehs daheim in der Kapelle „opfert", so steht das Bild wirklich für die Sache. Beim Gebäck könnte die Wirkung durch das sich Einverleiben besonders kräftig gedacht werden. cf. die aufs Butterbrot geschriebene Satorformel. E. Fehrle. Dt. Feste und Volksbräuche, 1916, S. 85. — Über die „körperliche" Auffassung des Abendmahles, cf. A. Dieterich, Eine Mithrasliturgie, 1903, S. 106.

Digitized by Google

zwischen den eigentlichen passiven Schutz-Amuletten, die den Feind ablenken oder irreführen und den mehr aktiven, die „durch häßliche oder lächerliche Dinge" oder gar durch einen Angriff die „Faszination"[29] zu hindern suchen[30]. Es konnte nicht fehlen, daß auch der bildmäßigen Anschauung der Völker diese lebenswichtigen Zeichen sich zutiefst einprägen mußten.

In Deutschland ist gar nicht wenig von den Zeichen der Abwehr noch lebendig[31], unendlich viel mehr hat sich im italienischen Volke erhalten, so daß hier die geistige Einstellung des Menschen zum Amulette besser beobachtet werden kann. Besonders im Süden der Apenninenhalbinsel gehört die ständige Abwehr der „Jettatura" zum Leben wie Essen und Trinken. So groß der Kreis dessen ist, was als Schutzmittel dienen kann, so ist immerhin zu übersehen, was davon als sicher wirkend allgemeine Gültigkeit hat[32], und es ist nicht verwunderlich, daß auch die Bäcker sich dieser „nach Reproduktion drängenden"[33] Formen bemächtigt haben.

Es scheint der Einwurf berechtigt, daß ein Krebs, ein Löwe, ein Elefant, ein Wickelkind, ein Fisch und ein Taschenmesser einfach als ergötzliche Dinge[34] für Kinder aus Zuckerteig gebacken werden. Dem ist entgegenzuhalten, daß es in Wirklichkeit durchaus nicht beliebige Dinge sind, die hier in Serien auftreten. Der Augenschein zeigt, daß der Bäcker bemüht ist, diese Figuren formal einander anzupassen, also als gleichartig zu kennzeichnen. Das läßt auf eine innere Zusammengehörigkeit schließen, welche die Typen sinngemäß verbindet. In der Tat sind die Gegenstände wie die oben angeführten, oder wie z. B. die Serie: Maske (Gorgo), Abwehr-Geste (ein Arm auf der Brust, der andere seitlich ausgestreckt), Kind, Schaf, Schuh, die scheinbar gar nichts miteinander zu tun haben, sämtlich völlig zwanglos als sehr bekannte Blickableiter zu erklären. Verstärkt wird diese Annahme dadurch, daß die betreffenden Typen gewöhnlich den gesamten Bildvorrat eines Bäckers oder Bonbonfabrikanten ausmachen. Wenn die Herkunft der genannten Gebäcktypen vom Amulett für Italien[35] doch wohl einwandfrei feststeht, so fällt m. E. von hier aus Licht auch auf manche bisher nicht im Zusammenhang gesehenen Gebäckfiguren Deutschlands.

Andrerseits stellen die Forscher, welche über die sonderbaren kleinen Teigfiguren wie die Badener „Howölfle", die Scherzheimer „Hahnwächtel"

[29] S. Seligmann. Der böse Blick. II, 135 ff.

[30] Beispiele folgen.

[31] Z. B. Hufeisen. Tierschädel oder C. M. B. an den Türen. Hornornament auf Trudenmessern. cf. Kriß, Volkskundl. aus altbayer. Gnadenstätten, 1931, S. 18.

[32] cf. G. Großmann, Oberdt. Zeitschr. f. Volkskde., 5, 50 ff. Hier auch Einzelheiten über die geographische Verbreitung einiger Amulette.

[33] Goethe über die doppelte Aktivität des Auges in Vorarbeiten zu einer Physiologie der Pflanzen.

[34] Eckstein, a. a. O., 375, sagt: „Es ist eine ebenso wichtige wie schwierige Aufgabe der Volkskunde zu ergründen, welche von den Tausenden von Gebildbroten nur einer ehrgeizigen Bäckerlaune oder dem Zufall entsprungen sind und welche tief im Volkstum wurzeln."

[35] M. Andree-Eysn, Volkskundliches, Braunschweig, 1910, erwähnt die wahrscheinliche Herkunft bayerischer Amulette aus Italien. S. auch G. Großmann, a. a. O.

Digitized by Google

und ähnliche Gebilde im Steigerwald, in der Wendei und in Ostpreußen[36] berichten, einen bisweilen deutlichen Einschlag slavischen Volkstums fest. Auch diese Zusammenhänge mit dem Osten und Südosten sind durch das mir erreichbare Material aus der Ukraine, Polen und Petersburg ikonographisch durchaus bestätigt.

Während sich somit die Wurzeln der Amulett-Typen zu verflechten scheinen, und die Frage nach der Priorität und der stärkeren Triebkraft der Vorbilder vorerst ungelöst bleiben muß, so zeigt doch das greifbare Material, was als „Anschauung" in die Köpfe unseres Volkes tatsächlich einging: die Typengeschichte kann an die Stelle von Vermutungen über Kulturzusammen-

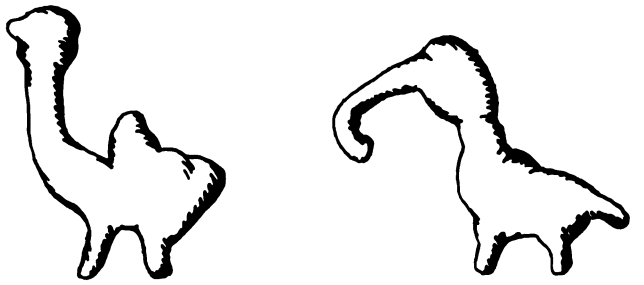


Abb. 1. „Teigaffen", ostpreußische Glücksfiguren für das Vieh.
Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin (etwa 1/2 der natürlichen Größe).

hänge die Formen selbst setzen und in diesem Falle eine nicht geringe Zahl von bildmäßigen Übereinstimmungen feststellen[37].

Zieht man gar zum Vergleiche auch die Typen mit heran, die in Italien zwar bisher nicht im Gebäck, wohl aber sonst als Blickableiter bekannt sind, so ergeben sich noch weit mehr Übereinstimmungen der Bildform. In seinem grundlegenden Werke über den bösen Blick zeigt Seligmann ein Mosaikpflaster und mehrere Gemmen der römischen Antike, auf denen das böse Auge von allerlei Tieren angegriffen wird[38]. Es sind die wilden (Löwe, Tiger), die gewaltigen (Elefant, Krokodil) und besonders die gehörnten Tiere (Stier, Hirsch usw.), zu denen sich der Krebs wegen seiner Scheren und der Skorpion wegen seines Stachels gesellt. — Neun „gehörnte Tierfiguren" gibt man nach Höfler[39] dem Vieh in Ostpreußen zu Neujahr zu fressen, weil diese „Teigaffen" (Abb. 1) Glück, Gesundheit und Fruchtbar-

[36] O. A. Müller, a. a. O. Ad. Wuttke, der dt. Volksaberglaube, 1869, § 430; M. Höfler, Z. f. österr. Vkde., 1903, S. 202; W. v. Schulenburg. Verh. d. Berl. anthropolog. Ges., 16, 7, 1898.

[37] Der Vogel im Horn sitzend: Petersburg (Staatl. Sammlung Berlin), Salzburg (K. Fiala, Salzbg. Hörnerbrote, Z. f. österr. Vkde, 1926, 92). Krokodil: Petersburg, Baden (beide Staatl. Sammlung Berlin), Polen (Sammlung des Verf.). Schuh oder Stiefel: Ostpreußen, Polen, Ukraine, Italien (sämtlich Sammlung des Verf.). Kamel: Scherzheim (Müller), Wendei (Schulenburg), Ostpreußen (Staatl. Sammlung Berlin). Elefant: Ostpreußen. „Glück fürs Vieh" (Staatl. Sammlung Berlin), Rhein. Spekulatius (Sammlung des Verf.) und viele andere.

[38] Seligmann, a. a. O. Abb. 117, 119, 120, 121, 122, 124. / [39] cf. Anmerkung 26.

Digitized by Google

keit verleihen. Unter solchen Teigaffen der Berliner Staatlichen Sammlung für Volkskunde sind Steinbock, Ziege, Kuh, Elefant (Stoßzähne) und Hahn (Sporen) vertreten, neben Kamel, Katze, Hund und Fuchs (?) und der brütenden Ente. Bei den Bühler Howölfle und den Scherzheimer

Abb. 2. Gehörnter Mann, gehörnte Frau, Buckliger. Pfefferkuchen aus Frascati. Sammlung des Verfassers (ewa 1/5 der natürlichen Größe).

Hahnwächtel werden außer den exotischen wiederum die gehörnten Tiere erwähnt[40], darunter das Eichhörnchen (Nagezähne), das eine Parallele im mährischen Gebäck hat[41]. Auch die „lettka" (Jährchen) der Wendei haben ähnliche Typen[42]. Es sind sämtlich Tiere, die den bösen Blick angreifen und in Italien noch heute als Amulette getragen werden[43]. Hiermit sind nur die auffallendsten und eindeutigsten Tiere erwähnt, daß sich ihnen später, wenn man ihre amulettartige Bedeutung nicht mehr recht versteht, leicht die Bilder der geläufigen Haustiere anreihen, ist selbstverständlich. Noch einige andere Figuren und Symbole der Abwehr sind hinzuzufügen, deren Auftreten am gleichen Orte wie die „aggressiven" Tiere geeignet scheint, die Aufstellung des Amulett-Typus für die Gebildbrote zu rechtfertigen.

Das Horn ist wohl das verbreitetste Schutzmittel gegen Zauber jeder Art, vielleicht, weil es seiner Form nach zugleich angreift und ablenkt[44]. Die Hornamulette mit dem Mondgesicht leiten über zu den Figuren gehörnter Männer und Frauen, die Höfler für mehrere Orte Deutschlands an-

[40] O. A. Müller, a. a. O. und Staatl. Sammlung Berlin, aus Baden.
[41] Sammlung des Verfassers.
[42] Schulenburg, a. a. O.
[43] Seligmann, Abbildung 48.
[44] cf. Deutschkundliches, F. Panzer, Festschrift, 1930. E. Fehrle, S. 161 ff.

Digitized by Google

führt[45]. Im italienischen Gebäck fand ich diese Typen, bei denen die Frau durch den Rock und die aufgesetzten Brüste gekennzeichnet ist, in Serie mit dem Buckligen (Abb. 2) und der komischen Figur (Arlecchino), während die anderen Gestalten der italienischen Komödie (Dottore, Pantalone, Colombine usw.) fehlten. Da noch Raute (obszön-abschreckendes Symbol), Katze, Hahn und Ziegenbock zum gleichen Bildvorrat des Bäckers gehörten, so ist wiederum eine Gesellschaft von Abwehr-Typen beisammen. Der Bucklige (il gobbo) und der Harlekin werden in Italien als Amulette getragen und der Gobbo im Schaufenster römischer Trattorien dient gewiß nicht als Lockmittel für Kunden. Auch in Deutschland ist der Bucklige als magische Kraftzelle bekannt, und man sucht unvermerkt seinen Buckel zu berühren.

Die bisher erwähnten deutschen Gebäcke des Abwehrtypus waren sämtlich frei-geformte Handarbeiten. Es läßt sich zeigen, daß die eindring-

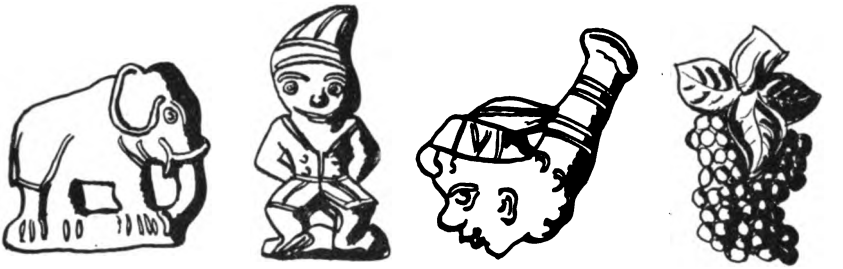


Abb. 3. Spekulatiusfiguren, 1931 in Berlin gekauft. Sammlung des Verfassers, (etwa 2/5 der natürlichen Größe).

lichen alten Bildtypen — ob nun damals noch als magisch verstanden oder nicht — auch in den Gebäckmodeln des späteren Mittelalters festgelegt wurden. Sie leben noch heute, wie denn neben gesinnungstüchtigem Konservativismus überall Bequemlichkeit, Denkfaulheit und gewöhnlichster Nachahmungstrieb bei dem zähen Festhalten am Hergebrachten mithelfen, besonders auch in profanis. Unter einer Reihe 1931 in Berlin gekaufter Spekulatiusfiguren fand ich eine ganze Auswahl von Abwehrtypen beisammen, die wiederum durch ihr gemeinsames Auftreten auf ihre gleichwertige ikonographische Herkunft hinweisen. Da ist Elefant, Hahn, Hund, Blitz des Zeus und Gnom, sowie die Phallus-Maske (Seligmann, a. a. O., Abb. 308), zur Tabakspfeife umgestaltet, aber noch unverkennbar, und endlich die Weintraube (Abb. 3), die auf elsässischen und schwarzwälder Brautkronen so häufig in Gesellschaft anderer Apotropäen vorkommt[46]. — Die

[45] Z. B. Nikolaus-Gebäck. Zeitschr. f. Vkde., 1902, S. 88.

[46] Überhaupt sind diese Kronen eine ergiebige Quelle für die Bildgeschichte. Die kleinen Metallplättchen, mit denen sie behängt sind, ahmen offenbar Motive gallo-römischer Sigillatagefäße nach, deren Scherben man gerade hier häufig in der Erde fand. Wegen dieser „geheimnisvollen" Herkunft waren sie brauchbare Amulette.

Digitized by Google

Abwehrbilder auf den mittelalterlichen Holzmodeln möchte ich nur dann heranziehen, wenn auf ein und demselben Holze mehrere derartige Typen beisammen sind[47].

Die merkwürdige Zusammenstellung der neun Glücksfiguren, die man in Ostpreußen zu Neujahr „greift", läßt ebenfalls Schlüsse auf einstige Abwehrbedeutung zu. Münze, Leiter, Schlüssel, Brot, Kranz, Ring, Kreuz, Stern und Totenkopf (Abb. 4) werden z. T. noch in Süddeutschland, sämtliche in Italien als Schutz gegen Krankheit und bösen Blick um den Hals gehängt.

Eine Herausschälung der Abwehrtypen schien für die Ikonographie aufschlußreich, in der Praxis wandelt sich ihre Bedeutung in Ländern, wo jene Furcht nicht mehr vorherrscht, gern in positive Glückbringer oder Orakel, wofür das ostpreußische Glückgreifen ein gesichertes Beispiel ist.

Abb. 4. Ostpreußische Figuren zum Glück-Greifen. Zucker. Sammlung des Verfassers (etwa 1/2 der natürlichen Größe).

Wie die zahlreichen angeführten Gebildbrote, welche sich ikonographisch auf die Amulette zurückführen lassen, sich mit der Zeit anderen Bildtypen angliedern, und zwar um so leichter, je weniger die frühere Bedeutung sich noch behauptet, so geht es auch allen anderen Gebäcktypen neueren, älteren und uralten Ursprungs. Von den Bäckerlaunen bleibt keine noch so ehrwürdige Tradition unangefochten, aber die alten Typen bleiben doch der Stamm, dessen teils fruchtbare, teils geile Triebe nur bisweilen überwuchern. Solche urbanen, zeitgeschichtlichen Typen für das sinkende Mittelalter nach den zahlreich erhaltenen Modeln aufzustellen, bleibt eine lohnende Aufgabe[48]. Aber auch die Gegenwart darf durchaus nicht unbeachtet bleiben. Um die modernen Inhalte als Material der Volkskunde zu verwerten, bedarf es freilich heute noch einer ausdrücklichen Erweiterung des Begriffes Volkskunde. Statt volksmäßiges Denken und Schaffen in den Tagen der Großväter einschlafen zu lassen, muß man vielmehr unromantisch und rein tatsächlich das zu erfassen suchen, was das „Unterschichtige" in allen Ständen angeht, so gestern wie heute[49].

Bei der traditionslosen Eintagsware ist Lokales und Zeitgeschichtliches in Rechnung zu setzen. Es entstehen Typen wie die amerikanisch-unwider-

[47] So: Potsdam, städt. Museum: 2 Krebse, Schuh, Rückseite: 2 Hände, Maske.

[48] Über die hauptsächlichsten Typen vgl. Anmerkung 19.

[49] cf. Ad. Spamer, Um die Prinzipien der Volkskunde, Hess. Bl. f. Volkskunde, 23 (1924), 93.

Digitized by Google

stehlichen verschmitzten Figuren: Bi-Ba-Bo, Bonzohund, Teddybär und Micky-Maus, eine moderne Travestie des alten Harlekintypus, nämlich des „Schwachen", der schlauer ist als die „Mächtigen" und am Ende Sieger bleibt. Alter ist z. B. die Ratte von Hameln, die von Fremden mit Vorliebe gekauft und verzehrt wird. Auch Allzumenschliches gewinnt Gestalt im Gebäck. Sentimentale Einstellung zu „unseren Lieblingen" gebiert Dackel, „süße Affen" und Papageien aus Zucker und Tragant. Nicht zu vergessen der Sport! Ihm verdanken wir den Boxer, den Flieger, den Fußballspieler, den Speerwerfer und den Diskusschleuderer aus Gummizucker (Abb. 5). Selbst die „Literatur" ist noch vertreten durch die unsterblichen Typen „Max und Moritz".

Abb. 5. Flieger und Diskuswerfer. Gummizucker.
Sammlung des Verfassers (etwa 3/5 der natürlichen Größe).

Erscheint dieses Kulturgut auch recht dürftig neben dem Reichtum der Phantasie und der Fülle der Formen mittelalterlicher Modelgebäcke, so ist doch die Gegenwartsware für die Volkskunde nicht weniger aufschlußreich. — Gesunkenes Kulturgut! — Es kommt eben nichts anderes mehr von „oben", und es ist Sache des Ästheten darüber zu klagen, die Volkskunst-Forschung hat nur festzustellen, was tatsächlich vorhanden ist.

Die ikonographische Betrachtungsweise vermag das ungeheure Material der Gebäckkunde an neue, bisher nicht in Angriff genommene Aufgaben heranzuführen. Scheint es doch als ein nicht unwesentlicher Teil der bisher so stark vernachlässigten „optischen Volkskunde"[50] berufen, einen Beitrag zur Erkenntnis unseres und fremden Volkstums zu liefern.

Hauptzweck dieser Zeilen ist es, das Sammeln figürlicher Gebäcke anzuregen. Für Mitteilungen über museale und private Sammlungen, sowie über geeignete Organisationen, die man zu systematischem Sammeln der deutschen Gebildbrote veranlassen könnte, wäre die staatliche Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin (Klosterstraße 36), auf deren Material sich die vorliegende Arbeit in der Hauptsache stützt, dankbar.

[50] O. Erich. Der Anteil der Kunstgeschichte an der Erforschung unseres Volkstums. Z. f. Volkskunde, 1931, S. 1.

Digitized by Google

Mitteilungen.

Rudolf Much 70 Jahre alt.

Der Wiener Germanist Rudolf Much ist am 7. Oktober d. J. 70 Jahre alt geworden. Wir haben ihm einen Sonderdruck aus diesem Heft als Festgabe gewidmet[1]. Denn Much hat durch seine Arbeiten über das germanische Altertum Grundlagen für die Erforschung deutschen Wesens gelegt, auf denen auch unsere Volkskunde in wichtigen Teilen aufbauen muß. Und bei aller Sachlichkeit erwecken Muchs Werke den Eindruck, daß er mit dem Herzen beim Arbeiten ist und ein warmes Empfinden und, was davon abhängt, die richtige Einstellung zum Fragen hat. Das ist für die Wissenschaft wesentlich.

Die Reichhaltigkeit der Arbeiten Muchs ist jetzt gut zu übersehen aus einem „Verzeichnis der Schriften von Rudolf Much als Festgabe zu seinem 70. Geburtstag dargebracht von Freunden, Kollegen und Schülern", herausgegeben von Prof. Anton Pfalz (Wien, Verlag Adolf Holzhausens Nachfolger, 1932, 16 Seiten).

Die Wissenschaft wird Pfalz und seinen Helfern und Helferinnen dankbar sein für das übersichtliche, nach Jahren geordnete Schriftenverzeichnis. Denn Muchs Arbeiten sind in sehr verschiedenen Zeitschriften erschienen und können deshalb von Forschern des einen oder anderen Faches leicht übersehen werden. Auch wer bisher Muchs Arbeiten verfolgt hat, merkt aus diesem Heft, daß ihm manches entgangen ist. Wo man sich mit deutscher Altertumskunde beschäftigt, sollte dieses Verzeichnis vorliegen.

Das Heft weckt in den Mitforschern den Wunsch, daß die stattliche Reihe der Arbeiten viele Jahre weiter wachse und daß wir noch zahlreiche solcher Beiträge zu unserer Wissenschaft bekommen. Deshalb wünschen wir dem uns vorbildlichen Forscher auf lange Zeit hinaus Gesundheit, Frische und Glück.

Eugen Fehrle.

Rudolf Hindringer †.

Der Generalvikar des Erzbistums München, Prälat Dr. Rudolf Hindringer, konnte vor kurzem seinen 50. Geburtstag feiern. Bald nachher erkrankte er. Am 3. September dieses Jahres hat man seinen irdischen Leib auf dem Münchener Waldfriedhof in die heimatliche Erde gebettet.

Rudolf Hindringer ist den Lesern unserer Zeitschrift wohl bekannt. Noch im ersten Heft dieses Jahrganges, S. 1 ff. hat er einen Aufsatz, der für seine Forschungen bezeichnend ist. Er widmete sich neben vielen anderen theologischen und volkskundlichen Arbeiten vielfach der Frage, wie Glaubensgut unseres Volkes, das nicht aus der christlichen Lehre erwachsen ist, sondern sich aus vorchristlichen Vorstellungen erhalten hat, von der Kirche umgewandelt worden ist. Während ängstliche Theologen schon früher wie noch heute es für besser halten, solche Fragen unberührt zu lassen oder während andere meinen erweisen zu können, daß der Volksglaube kaum noch Spuren heidnischer Vorstellungen enthalte, schaute Hindringer immer mit freiem Blick auf die geschichtliche Entwicklung dieser Bräuche und hatte mit Recht das Bewußtsein, daß der christlichen Lehre nichts an ihrer

[1] Ernte aus dem Gebiete der Volkskunde als Festgabe dem verehrten Meister Rudolf Much zum 70. Geburtstag am 7. Oktober 1932 dargebracht von reichsdeutschen Mitforschern, herausgegeben von Eugen Fehrle.

Digitized by Google

Erhabenheit genommen werde, wenn man zeige, wie manche Äußerungen unseres Volksbrauchs in ihrer Form und in ihrem naturhaften Anfang auf vorchristliche Zeiten zurückgehen.

In dem vom Verlag Herder in Freiburg herausgegebenen „Lexikon für Theologie und Kirche" (s. o. S. 57 f.) bearbeitete und leitete Hindringer die Artikel über religiöse Volkskunde. Auch dort zeigt sich sein feines Verständnis für Fragen unserer Wissenschaft.

Manche Studien Hindringers werden zusammengefaßt in einem Buche „Weiheroße und Roßeweihe", das im Verlag der Lentnerschen Buchhandlung in München erscheinen wird.

Innige Verbundenheit mit der Heimat und seinem bayerischen Volke hat Hindringer zur Volkskunde geführt. Deshalb zeigt er auch tiefes Verständnis für den Brauch und Glauben des Volkes. Theologie und Volkskunde waren in seiner Person schön verbunden. Möge er darin in den Kreisen der Theologen viele Nachfolger finden!

Eugen Fehrle.

Fragen.

Wer kennt die alem. Wörter:

1. dale = dumm und lang daherreden;
2. meichle = falsch, dumm reden;
3. du Dalmeichel! = du dummer Schwätzer?

Wer kennt das im Alemannischen z. B. in Gailingen übliche Wort: Immegüg? In welchem Sinne wird es verwendet? Können Sätze mitgeteilt werden, in denen es vorkommt?

Auskunft an die Schriftleitung erbeten.

Vom „Blecker".

Zu meinem Aufsatz über einen italienischen Rechtsbrauch am Rhein (diese Zeitschrift 5, 1931, 88) erhielt ich eine Reihe von Zuschriften, die ihrer Bedeutsamkeit wegen hier in Kürze wiedergegeben werden dürfen. Es handelt sich zumeist um Darstellungen ähnlich der des Bleckers von Buchen. So macht Karl Wehrhan auf ein Gebilde aufmerksam, das an dem schönen Fachwerkhaus beim sogenannten Samstagberg vor dem Römer zu Frankfurt a. M. sich findet und zu folgender Deutung in einer Sage Anlaß gab. Der Mann, der dort ganz zusammengekrümmt sich zum Teil seiner Beinkleider entledigt hat und die entblößte Kehrseite zeigt, soll der Baumeister des Hauses sein; das Bild daneben stelle den Besitzer des Hauses dar, für den der Erbauer arbeitete. Es soll über den Preis zu Meinungsverschiedenheiten gekommen sein; der Baumeister mußte sich schließlich Abzüge gefallen lassen. Aber er führte den Bau so aus, daß der eigentlich Betrogene doch der Besitzer war. So wird die Darstellung denn gedeutet: Ich besch ... dich doch. Gerade die Örtlichkeit am Römer läßt mich an den Rechtsbrauch denken.

Auf ähnliche Darstellungen in Hannover am Rathaus ist nach einer weiteren freundlichen Mitteilung Wehrhans hingewiesen bei J. G. Th. Graesse, Aus dem preußischen Sagenbuche: Die Sagen der Rheinprovinz ... Hannover ... (1871), Nr. 1067. Unserem Blecker näher steht der „Lecksfidle" vom Schloß Komburg über Steinbach bei Schwäbisch-Hall, worauf mich St.-Rat Ankelen in Stuttgart, Schriftleiter des Württembergischen Schwarzwaldvereins, aufmerksam macht. Schließlich kann ich selber noch auf eine ähnliche Gestalt hinweisen,

Digitized by Google

die R. Sillib in seinem Buch über Schloß und Garten in Schwetzingen (1907), S. 17 abgebildet hat. Ob es sich in allen diesen Fällen um den von uns vermuteten Rechtsbrauch handelt, bleibe, wie R. Hünnerkopf in Heidelberg meint, dahingestellt. Jedenfalls sei auch hier dem Wunsche Wehrhans Ausdruck gegeben, alle solche Darstellungen wie eben die genannten aus den verschiedensten Gegenden einmal zusammenzustellen, um so zu erwünschter Aufklärung zu kommen.

Zweibrücken. Albert Becker.

Seit Einführung der Dreschmaschinen drohen die Redensarten, welche früher beim Dreschen mit dem Flegel unterlegt wurden, um den Takt (Rhythmus) herauszubringen und die vielfach von scharfem Gehör, guter Auffassung und Humor zeugen, verloren zu gehen.

Der Unterzeichnete beschäftigt sich seit Jahren damit, für das ganze deutsche Sprachgebiet diese Redensarten zu sammeln.

In seiner Heimat (Württembergisch-Hohenlohe) waren folgende Redensarten im Gebrauch:

a) Drosch einer allein, rief man ihm zu: „Gib acht, daß Du nicht draus (aus dem Takt) kommst!"
b) Wenn zwei droschen, wurde unterlegt: „Tipp, Tapp!"
c) „ drei „ „ „ : „Hau du zu!"
d) „ vier „ „ „ : „Katz hat Zipfel."
e) „ fünf „ „ „ : „Katz hat kein Zipfel."
oder: „Juckt dich der Buckel."
f) „ sechs „ „ unterlegt: „Drei Schimmel, drei Rappen."

Der Unterzeichnete bittet, ihm entsprechende Redensarten mitzuteilen.

K. Eßlinger, Postdirektor a. D., Nürnberg-Ebensee, Kapferstr. 6.

Sammlung bäuerlicher Sprichwörter, Wortbilder, Redensarten und Worte.

Aus mangelnder Erkenntnis bäuerlicher Mundarten hat man vielfach ein ganz unzureichendes oder falsches Urteil über den dörflichen Sprachschatz. Immer und immer wieder beklagen sich Geistliche und Erzieher über die Wortarmut der Dorfkinder und über die Unfähigkeit der Erwachsenen, etwas anderes als nur Dingliches in ihrer Sprache zum Ausdruck zu bringen. Beide Ansichten sind ebenso falsch als oberflächlich. Das Gefährliche dabei aber ist, daß man es nicht unterläßt, auf Grund der irrigen Meinung dem Bauern seine Mundart verächtlich oder unwert zu machen. Damit kann ohne böse Absicht ein nie wieder gutzumachender Schaden angerichtet werden. Die Volkskunde, die sich nicht nur mit dem rein philologischen Studium dörflicher Mundarten begnügt, sondern auch das Wesenhafte und den Wortschatz bäuerlicher Mundarten erforscht, erkennt immer mehr, daß die bäuerliche Sprache mit ihren bodenständigen, randvoll mit Leben erfüllten Worten, Sprichwörtern, Redensarten und Wortbildern, mit ihren von keines Gedankens Bläße angekränkelten „konkreten" Abstrakta ein Kulturgut ersten Ranges ist, in dem viele Äußerungen bäuerlichen Wesens am längsten Heimatrecht besitzen, während sie dieses in anderen Ausdrucksformen bäuerlicher Art, z. B. in Brauch und Sitte, schon teils verloren haben.

Zur Sammlung mundartlicher Ausdrücke seien folgende Ratschläge und Richtlinien gegeben.

Digitized by Google

1. Eine nach Wortform und Stellung unverletzte Wiedergabe der Wortbilder und Redensarten ist dringend erwünscht.

2. Man kennzeichne die Sprichwörter, Wortbilder und Redensarten danach, ob sie kurzlebig sind oder Dauerwert besitzen.

3. Ihrem Urheber (Person oder Dorf) ist nachzugehen; unmittelbare Quellen sind am zuverlässigsten, deshalb ist der Umweg des Fragebogens tunlichst zu vermeiden.

4. Besonderer Wert wird auf Sammlung von Sprichwörtern, Wortbildern, Redensarten und auch Wörtern gelegt, die, wenn auch in sinnlicher Form, Abstraktes wie innere Erlebnisse, Zustände, Eigenschaften, Schicksalhaftes und Religiös-sittliches ausdrücken.

5. Ferner nehme man die Gelegenheit wahr, alle seltenen (auch ausgestorbenen) mundartlichen Ausdrücke des jeweiligen Dorfes oder der Landschaft aufzuzeichnen.

6. Sind die Überlieferungsformen verschieden, so sind alle aufzuzeichnen.

7. Ratsam ist es, die Sammlung der Sprichwörter, Wortbilder, Redensarten und der seltenen mundartlichen Wörter getrennt und nach dem Abc anzulegen.

8. Beim Sammeln gehe man zu geistig regsamen, alteingesessenen Bauern, die noch stark überlieferungsgebunden sind. Man erkläre ihnen ohne Umschweife seine Absicht und spreche zu ihnen von der Bedeutung der Mundart und deren Wertschätzung durch die Wissenschaft; sie nehmen dann regen Anteil an der Sammlung.

9. Man sammle auf doppelte Art: einmal durch systematisches Befragen; hierbei sind die Frauen geduldiger und brauchbarer. Dann halte man die Sprichwörter, Redensarten und Wortbilder in freiem Spiel der Unterhaltung fest; hier ist das Gespräch zwischen Männern ein ergiebiger Gegenstand der Forschung.

10. Wertvolle Anregung für solche Sammlungen enthält das Büchlein von August Lämmle „Der Volksmund in Schwaben", Stuttgart, Verlag Silberburg. 1924.

Die Anregung zu solchen Sammlungen geht aus von einer volkskundlichen Arbeitsgemeinschaft, die sich an der Universität Heidelberg im Anschluß an volkskundliche Übungen gebildet hat. Ein Mitglied dieser Gemeinschaft, Herr Pfarrer Krieger in Reihen, hat auf Grund seiner Erfahrung im Kraichgau diesen Aufruf verfaßt. Antworten aus allen Teilen deutscher Länder sind erbeten an den Vorsitzer der Arbeitsgemeinschaft, Professor Dr. Eugen Fehrle in Heidelberg, Alte Universität, Volkskundezimmer.

Heimatmuseum in Amorbach.

Einer Anregung S. D. des Fürsten zu Leiningen entsprechend, werden zur Zeit die Fürstlich-Leiningischen Sammlungen durch den Unterzeichneten im ehemaligen Kellereigebäude zu Amorbach neu aufgestellt mit dem Ziel, sie zu einem Spiegel von Kultur und Kunst des hinteren Odenwaldes auszubauen, wobei künftighin besonders Volkskunst und Volkskunde zu Wort kommen sollen. Die Einteilung der in neun Räumen untergebrachten Sammlungen ist zunächst folgende: 1. Landschaft, Wald und Wild des hinteren Odenwaldes / 2. Römische Funde in und am hinteren Odenwald / 3. Zur Geschichte Amorbachs und seiner Umgebung, besonders der Wildenburg / 4. Geschichte des Fürstenhauses Leiningen, sowohl aus Pfälzer, als auch aus Amorbacher Zeit / 5. Volkskunde und Volkskunst / 6. Sammlung von Ofenplatten / 7. Das Handwerk, auch dieses besonders zusammengestellt unter Berücksichtigung der Volkskunst / 8. Häusliches Wirken.

Es gilt nicht „noch ein Heimatmuseum" zu gründen, sondern unter Beschränkung auf einen bestimmten Aufgabenkreis und eine bestimmte Landschaft mit der Zeit ein wissenschaftlich einwandfreies Bild der Kultur des hinteren Odenwaldes zu gewinnen.

Amorbach. Bruno Walter.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Die Märchen deutscher Dichter, herausgegeben von Paul Zaunert, Jena, Eugen Diederichs, o. J. Die Sammlung umfaßt fünf Bände:

Die Märchen von Clemens Brentano (Gockel und Hinkel; Das Myrtenfräulein; Witzenspitzel; Von dem Rosenblättchen; Fanferlieschen; Baron von Hüpfenstich; Dilldapp; Von dem Schulmeister Klopfstock).

Die Märchen von E. Th. A. Hoffmann, 1. Band: Der goldene Topf; Klein Zaches; Nußknacker und Mausekönig; Das fremde Kind. 2. Band: Die Königsbraut; Prinzessin Brambilla; Meister Floh.

Die Märchen von Goethe, Tieck, Fouqué und Chamisso (Goethe: Das Märchen; Der neue Paris; Die neue Melusine. Tieck: Die Freunde; Der blonde Eckbert; Der Runenberg; Die Elfen; Der Pokal. Fouqué: Undine. Chamisso: Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Keller: Spiegel, das Kätzchen. Mörike: Der Bauer und sein Sohn; Die Hand der Jezerte; Das Stuttgarter Hutzelmännlein).

Der Verlag Eugen Diederichs hat Hunderten von Menschen in den letzten Jahren frohe Stunden gemacht durch die Herausgabe der Märchen aus allen Ländern. Jetzt läßt er in fünf schmucken Bänden diese Märchen deutscher Dichter folgen. Es macht besondere Freude zu verfolgen, wie die Kunstwerke, die wir als Volksmärchen bezeichnen, von Dichtern der Eigenart ihrer Persönlichkeit und der Zeit nach aufgegriffen, umgestaltet oder wenigstens für eigene Erzählungen verwendet werden oder wie solche Dichter entsprechende Stoffe märchenartig gestalten.

Die Texte dieser Dichtermärchen sind sorgfältig herausgegeben, so daß sie der Forschung als Unterlage dienen können, andererseits sind sie ganz unbeschwert von gelehrtem Beiwerk, und so kann jeder Leser seine Freude daran haben. Da sie auch in der äußeren Form sehr hübsch sind, eignen sie sich gut zu Geschenken. Ich möchte sie auch als Preise für Schüler empfehlen. Jeder Band ist einzeln käuflich schön in Leinen gebunden für 2,80 Mk.

Edmund Fischer, **Der religiöse Komplex im Kindertraum.** Ein Beitrag zur Religionspsychologie des Kindes. Stuttgart, Julius Püttmann, 1929, 73 S.

Der Verfasser dieses lehrreichen Buches hat 4500 Träume von Kindern untersucht und kommt zu dem Ergebnis, daß sich im kindlichen Traum vor allem das offenbart, was „als gefühlsbetontes oder affektbesetztes Erlebnis in der Kinderseele haftet" und daß das Traumleben die Entwicklung des Kindes beeinflußt. Und nun werden die Beziehungen zwischen dem Traumleben des Kindes und den religiösen und magischen Vorstellungen untersucht, wie sie sich auf einfacher Stufe religiöser Entwicklung, also vielfach auch im Volksglauben finden. Gleichlaufendes und die Unterschiede werden sorgfältig untersucht. Für Forschungen auf diesem Gebiete wie für alle Erzieher kann diese Untersuchung sehr empfohlen werden.

Das kommende Geschlecht. Zeitschrift für Eugenik, Ergebnisse der Forschung, herausgeg. von Eugen Fischer, Herm. Muckermann, Ottmar Freiherr v. Verschuer. Berlin und Bonn, Ferd. Dümmler.

Diese Zeitschrift erscheint in freier Folge. 6 Hefte bilden einen Band. Die Hefte bringen selbständige Untersuchungen und sind auch einzeln käuflich. Ich nenne einige Arbeiten, aus dem 5. Band: Muckermann, Wesen der Eugenik und Aufgaben der Gegenwart, Heft 1—2, 1929; Ernst Rüdin, Psychiatrische Indikation

Digitized by Google

zur Sterilisierung, Heft 3, 1929, aus dem 6. Band: Eugenische Eheberatung von Muckermann und O. v. Verschuer, Heft 1—2, 1931; F. Burgdörfer, Bevölkerungsfrage und Steuerreform, Heft 4—5, 1930; H. Luxenburger, Psychiatrische Heilkunde und Eugenik, Heft 6, 1932.

Die Angabe dieser Buchtitel zeigt, daß diese Hefte nicht volkskundlich sind. Aber sie wollen zu einem Ziel führen, das auch der Volkskunde vorschwebt: zur Gesundung unseres Volkstums. Drum werden sie einen großen Teil unserer Leser angehen und sollen ihm hiermit als gute Unterlagen nahegebracht werden.

Deutsche Rundschau, herausgegeben von Rudolf Pechel. Verlag: Deutsche Rundschau, Berlin SW 68, Ritterstraße 51.

Diese hervorragende Zeitschrift hat mir wertvolle Anregungen gegeben, die auch für die Volkskunde fruchtbringend sind. Deshalb möchte ich die Volkskundeforscher auf sie hinweisen. Viele Fragen unserer Wissenschaft sind nur zu lösen, wenn der Forscher einen Blick hat auf das Volksganze, auf die treibenden Kräfte in der Nation und das Verhältnis zwischen Führenden und Volk, zwischen Landschaft und Mensch. Für viele dieser Fragen gibt Pechels Zeitschrift Anregungen, die oft richtungweisend werden können, auch wenn der Leser die Einstellung der Aufsätze nicht billigt. Mancher volkskundlichen Arbeit möchte man wünschen, daß sie durch Forschungen wie sie hier geboten werden, auf eine weitere Ebene gestellt werde. (Politische Aufsätze sind hier nicht zu besprechen.)

Aber auch für diejenigen, die nicht Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde sein wollen, sondern ihre Aufgabe darin sehen, die Ergebnisse der Forschung nutzbar zu machen für die Gestaltung unseres Volkstums, sei die Deutsche Rundschau warm empfohlen. Sie erscheint monatlich in Heften von über 70 Seiten. Das Heft kostet 1,75 Mk. Im Vierteljahr ermäßigt sich der Preis auf 4,80 Mk.

Rudolf Kriß, **Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten,** Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrtsbrauchtums. Das Volkswerk, Beiträge zur Volkskunstforschung und Volkskunde, herausgegeben im Auftrage der deutschen Volkskunstkommission von J. M. Ritz und A. Spamer. Augsburg, Benno Filser Verlag, 1930, 380 S. und 69 Tafeln. Geh. 28 Mk., geb. 30 Mk.

Die deutsche Wissenschaft hat sich im Verband mit anderen Völkern seit Jahrzehnten erfolgreich bemüht, in den verschiedensten Ländern Gegenstände schwindender Kultur zu sammeln und zu bearbeiten. Zusammenfassende Werke aller Art liegen jetzt vor. Beim eigenen Volke fängt man zuletzt an, diese Forscherpflicht zu erfüllen. Man bedenke, daß wir wohl ein Corpus der griechischen und lateinischen Inschriften, aber keines der deutschen, z. B. des Mittelalters haben. Die Anregung, die Zauber- und Segensformeln in Deutschland zu sammeln, die besonders Albrecht Dieterich immer wieder als eine dringende Pflicht deutscher Wissenschaft forderte und die der Verband deutscher Vereine für Volkskunde aufnahm, ist über die ersten Anfänge nicht hinausgekommen. Wenn die Geschichte der Deutschkunde einmal geschrieben wird, und man übersieht, was gemacht worden und was unterlassen ist, wird das kommende Geschlecht staunen über die Einstellung unserer Wissenschaft, deren Vertreter und Institute oft die nächsten Aufgaben übersehen oder mindestens ungebührlich hinter anderen, fernerliegenden zurückgestellt haben.

Am meisten von allen war bisher die deutsche Volkskunde als Stiefkind behandelt worden. Glücklicherweise ist hierin seit kurzem eine erfreuliche Wendung festzustellen. Da ist in erster Reihe der Atlas der deutschen Volkskunde zu betonen, der auf Veranlassung der Forschungsgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und ihres weitschauenden Leiters Schmidt-Ott zurzeit bearbeitet wird.

Digitized by Google

K. arbeitet in dem vorliegenden Buch nach derselben Richtung. Er bezeichnet es als eine Vorarbeit für den Volkskundeatlas. Aber sein Buch enthält viel mehr als nur „Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrtsbrauchtums", wie er bescheiden im Untertitel sagt.

Wir bekommen einen Einblick in die Wallfahrtsorte des altbayerischen Landes, in die dort vorhandenen Votivgegenstände, in Legenden und Sagen, in die Heiligengeschichten, in kirchlichen Volksglauben, Amulette, Volksmedizin, kurz die verschiedensten Gebiete des Volksglaubens und religiösen Brauches. Jeder Forscher wird bei genauerem Durcharbeiten des Buches eine Menge anderer wichtiger Volksvorstellungen angeführt finden neben den Hauptproblemen, deren Vielseitigkeit aus guten Übersichten leicht zu erkennen ist.

Der Stoff ist auf Wanderungen gesammelt. Gelegentlich können frühere Berichte, wie die Arbeiten von R. Andree und Marie Andree-Eysn ergänzt oder berichtigt werden. Das Buch ist ein wertvolles Urkundenwerk und wird die Volkskunde viel beschäftigen.

Zum „Beschluß" faßt Kriß S. 367 ff. seine Forschungen mit allgemeinen Betrachtungen zusammen und stellt fest, daß es sich hier „um Formen eines absterbenden Brauchtums" handelt. Denn heute werden vielfach keine Gegenstände mehr geopfert wie früher. Oder wo sie dargebracht werden, sind es billige Dinge, die wenig persönliche Färbung mehr haben. K. vermißt S. 369 heute das individuelle Verhalten der Leute einer früheren Zeit. Heute beobachtet man mehr „stereotype Allgemeinerscheinungen", die „Massenbetrieb ohne persönliches Kolorit" sind.

Das sind Beobachtungen, wie ich sie auch anderwärts z. B. im Schwarzwald gemacht habe. K. kennzeichnet sie wohl richtig. Doch zur Bewertung dieser Erscheinungen möchte ich mich etwas anders stellen. K. fürchtet, wie man zwischen den Zeilen lesen kann, aus dem Verfall dieses Brauchtums auf einen Verfall der Volksfrömmigkeit schließen zu müssen. Da bin ich anderer Ansicht. Ich bin nicht engherzig, wie manche Theologen, die in dem Verfall dieses Brauchtums ein „Schwinden von Mißbräuchen" begrüßen. Aber es gibt z. B. im Schwarzwald weite Gebiete, in denen katholische Bauern diesem Brauchtum vollständig fernstehen, ja es als Aberglauben verspotten und verachten, und doch fromme Christen sind.

Dieses Brauchtum war weder dem ersten Christentum noch etwa der vorchristlichen deutschen Bevölkerung eigen, sondern ist größtenteils aus dem griechisch-römischen Altertum übernommen und nach christlichen Anschauungen umgestaltet oder auf christliche Heilige übertragen, öfters auch nach Analogie des übernommenen Brauchtums neu gestaltet. Oft ist es fraglos Äußerung frommer Gesinnung geworden, die sich anschaulich und sinnfällig äußern soll, öfters hat es aber auch zur Veräußerlichung religiöser Vorstellung geführt. Im Ganzen wird die Volksfrömmigkeit nicht leiden, wenn diese Überfremdung des Christen und des deutschen Menschen schwindet. Das Volk wird sich andere Mittel zur Veranschaulichung suchen.

Damit will ich keineswegs einer „Reinigung" des Christentums von sinnfälligen Vorstellungen das Wort reden, aber mit K. vor jeder künstlichen Neubelebung warnen.

Wenn bedauerlicherweise mit dem Brauchtum auch da und dort schöne religiöse Veranschaulichungen rein christlicher Vorstellungen schwinden, so sind die Theologen nicht ganz schuldlos. So hat mancher Pfarrer, der, ohne es zu wissen, ein Nachfahre der Nüchternheit der Aufklärung ist, die schönen Weihnachtskrippen in der Kirche ersetzt durch ein Bild, das seiner Gemeinde nichts zu erzählen hat, und damit hat er den Gläubigen und besonders den Kindern viel genommen von dem Glanze und der Heiligkeit, die früher das Weihnachtsgeheimnis umgab und lebendig machte.

Digitized by Google

Auch für diesen ganzen Fragenkreis ist K.s Buch wichtig. Für die Geschichte des kirchlichen Volksglaubens ist es eines der bedeutendsten Quellenbücher.

Badische Flurnamen, im Auftrag des Badischen Flurnamenausschusses herausgegeben von Eugen Fehrle, Heidelberg, C. Winter, 1931 ff.:

K. S. Bader, **Die Flurnamen von Gutmadingen** (Amt Donaueschingen), 34 S. und eine Karte, 2,50 Mk., 1931, 1. Band, 1. Heft.

E. Huber, **Die Flurnamen von Hildmannsfeld** (A. Bühl), 22 S. und eine Karte, 1,50 Mk., 1932, 1. Band, 2. Heft.

Im Jahre 1913 erschienen die Flurnamen von Aasen, bearbeitet von Ernst Fehrle. Das Heft enthielt Anweisungen zur Bearbeitung der Flurnamen in Baden. Diese Anweisungen wurden in einigen Punkten geändert. Das ist vor allem darauf zurückzuführen, daß im Reich ein deutscher Flurnamenausschuß ins Leben gerufen wurde, der für alle Länder deutscher Sprache Richtlinien für die Veröffentlichung von Flurnamen festlegte. Wir Badener sind diesem Ausschuß angeschlossen. In Einzelheiten hat man den Bearbeitern der Flurnamen ihre Tätigkeit erleichtert. Vor allem sollen mundartliche Namen nicht mehr in besonderer Lautschrift gegeben werden. Auch sonst sind Kleinigkeiten geändert. Die nun vorliegenden zwei Sammlungen sind nach diesen neuen Grundsätzen bearbeitet.

Eine geschichtliche Einleitung unterrichtet über das Werden des Dorfes und die Bedeutung der Flurnamen für die Geschichte. Dann werden die Namen nach dem Abc aufgezählt, die amtlichen, die geschichtlichen mit Quellenangaben und schließlich die mundartlichen Namen. Erklärungen sind beigefügt.

Beide Arbeiten beruhen auf gewissenhafter Forschung und sind zuverlässig. Es liegt nun an der Geschichte, Kulturgeschichte, Sprachforschung, Wirtschaftsgeschichte und Volkskunde diese bisher unbekannten Urkunden zu verwerten.

Karl Aigner, **Die Namen im Berchtesgadnerland.** Ansichten eines Einheimischen. Sonderdruck aus „Heimat und Volkstum", 10. Jahrgang, München, Gebrüder Giehrl, 56 S.

Eine nützliche Zusammenstellung und teilweise Deutung von Flur- und Ortsnamen, die nach dem Abc geordnet sind.

Papyri Graecae magicae, Die griechischen Zauberpapyri, herausgegeben und übersetzt von Karl Preisendanz, unter Mitarbeit von A. Abt, S. Eitrem, L. Fahz, A. Jacoby, G. Möller, R. Wünsch, 1. Bd., 1928, 200 S., 3 Tafeln; 2 Bd., 1931, 216 S., 3 Tafeln. Leipzig, Teubner.

Diese Sammlung antiker Urkunden ist auch für die Erforschung des deutschen Volksglaubens von Bedeutung. Man nimmt mehrfach an, unser Volksglaube gehe im allgemeinen auf vorchristliche, germanische Vorstellungen zurück. Diese Annahme ist größtenteils richtig für unsere Volksbräuche, vor allem für diejenigen, die sich an den Jahreslauf anschließen. Aber ein gut Teil dessen, was man gemeinhin zum Aberglauben rechnet, beruht auf orientalisch-antiken Einflüssen einer späteren Zeit. Diese Überfremdung des deutschen Volksglaubens wurde im Mittelalter und nachher durch lateinische und griechische Schriften bewirkt. Auf einem kleinen Sondergebiet habe ich das zu zeigen versucht in meinem Artikel „Keuschheit" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

Die Veröffentlichungen von Preisendanz geben wichtige Urkunden zu diesen Feststellungen. Sehr begrüßt wird die Beigabe der Übersetzung. Denn das Verständnis solcher Zaubervorschriften ist nicht leicht. Wenn sie in der Volkskunde

Digitized by Google

bisher so wenig beigezogen worden sind, so lag es teilweise an dem Mangel einer genügenden Übersetzung. Preisendanz hat auch hierin Vortreffliches geleistet.

Ich werde in einer eingehenden Arbeit auf diese Papyri zurückkommen.

Eugen Fehrle.

Paul Freiling, **Studien zur Dialektgeographie des hessischen Odenwaldes.** Heft XII der von Ferdinand Wrede herausgegebenen Deutschen Dialektgeographie. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1929, 272 S., 1 Karte.

Immer noch glauben viele Volkskundler, die von einer Kulturlandschaft zur anderen auftretenden Verschiedenheiten in den Lebensäußerungen unseres Volkes von vornherein stammeskundlich erklären zu müssen, und es wird eine der Hauptaufgaben des werdenden Volkskundeatlas sein, das Blickfeld der volkskundlichen Wissenschaft zu weiten. Es kann nicht bestritten werden, daß Stammesgrenzen auch Volkstumsgrenzen sind, ebenso stark aber wie die Stammeszugehörigkeit haben politische, kulturelle, kirchliche und wirtschaftliche Verhältnisse am Wesen des Volkes geformt. Die Sprachwissenschaft hat der Volkskunde längst einen Weg gezeigt, der in dieser Hinsicht zu wertvollen Erkenntnissen führt. Die Sprachgeographie hat in mühseliger Kleinarbeit nachgewiesen, daß mundartliche Grenzlinien weder unmittelbar auf natürliche Grenzen noch auf solche stammeskundlicher Art zurückgehen, sondern in weitem Ausmaße abhängig sind von alten Verkehrsgrenzen, die frühere politische, kirchliche und kulturelle Einheiten umschließen. Sprachgeographie und Volkstumsgeographie werden in Zukunft mehr noch als bisher Hand in Hand gehen müssen. Nachdrücklich sei daher der Volkskundler auf die Untersuchungen Freilings hingewiesen. Sie beschäftigen sich mit der Dialektgeographie des östlichen hessischen Odenwaldes, jenem Teil des Berglandes, der im Norden von der Mainebene und im Osten von dem badischen und bayerischen Odenwald begrenzt wird und im Süden, am Krähberg, im Westen an der Gersprenz abschließt. Sein Kernstück ist die ehemalige Grafschaft Erbach, ein lange Zeit hindurch politisch, kirchlich und wirtschaftlich in sich geschlossenes Gebiet. Wichtig für die Volkskunde gemeinhin sind die Ergebnisse der überaus gewissenhaften Arbeit Freilings: das Netz der gefundenen festen Mundartgrenzen deckt sich nicht überall mit vorhandenen politischen und kirchlichen Grenzen, die Dialektgrenzen fallen vielmehr fast überall mit Wirtschaftsgrenzen zusammen. Besonders aufschlußreich ist dabei die Betrachtung der Mundart von Rimhorn. Hier entspricht die verschiedene Stärke der Grenzlinien (1—3) ganz genau dem verschieden starken Verkehr Rimhorns mit den Nachbarorten (§ 465). Eine dem Werke Freilings beigegebene Karte verwertet die Ergebnisse der vorangegangenen Untersuchung. Wiedergegeben sind auf ihr die politischen und kirchlichen Grenzen sowie die Dialektgrenzen. Vielleicht hätte der Verfasser gerade mit Rücksicht auf die gefundenen Zusammenhänge auch die verschiedenen Wirtschaftsräume erkennbar machen sollen. Zu bedauern ist auch, daß der Verfasser das von ihm zu behandelnde Gebiet nicht weiter nach Osten zu erfaßt hat. Die Ostgrenze von Erbach stellt eine der allerschärfsten Sprachschranken des Odenwaldes dar. Sie läuft als ein Bündel von Sprachgrenzen vom Neckar herüber an den Main in die Gegend zwischen Miltenberg und Klingenberg und wirkt sich nicht nur in sprachlicher, sondern weit darüber hinaus in volkskundlicher Hinsicht aus. Hier stieß das „Groofeland" auf das alte „Määnzerland", eine Grenze, die heute noch zwischen Hessen und Baden bzw. Bayern wirksam ist. Alles in Allem aber: das Freilingsche Buch gehört nicht nur in die Hand des Sprachwissenschaftlers, es sei darüber hinaus jedem wärmstens empfohlen, der sich mit der Volkskunde des Odenwaldes befaßt.

Amorbach. Max Walter.

Digitized by Google

Grundzüge der Deutschkunde, erster Band, herausgegeben von W. Hofstaetter und F. Panzer, 1925, 259 S.; zweiter Band, herausgegeben von E. Hofstaetter und F. Schnabel, 1929, 304 S. Leipzig, Teubner.

Im ersten Band behandelt K. Bojunga die Sprache, K. Brandt die Schrift, E. A. Boucke den Prosastil, A. Heusler die Verskunst, H. Albert die Musik, C. Neumann die bildende Kunst; im zweiten Band F. Gräntz das Land, F. Schnabel die politische Entwicklung, Freiherr von Freytag-Loringhoven das Kriegswesen, F. Giese Staat und Recht, R. Michels die Wirtschaft, A. Bigelmaier die katholische Religion, H. W. Bayer die evangelische Religion, G. Neckel die Mythologie, A. Spamer die Volkskunde. Dem Volkskundler ist die ganze Übersicht über die deutsche Kultur willkommen. In erster Linie gehen ihn die beiden letzten Abschnitte des zweiten Bandes an. Germanische oder noch mehr deutsche Mythologie ist immer noch ein schwieriger Abschnitt unserer Wissenschaft. Deshalb ist man dankbar, von einem so ausgezeichneten Kenner wie Neckel einen Überblick über die Probleme und ihren Inhalt zu bekommen. Neckel spricht nach einer klärenden Einleitung über Quellen und Methode, Zauber und Weissagung, Totenglauben, niedere Mythologie, Götter.

A. Spamer umspannt das Gesamtgebiet der Volkskunde mit meisterhafter Klarheit und Vielseitigkeit. Hier auf einzelne Fragen einzugehen hätte wenig Sinn. Um die Reichhaltigkeit der Probleme, die hier behandelt oder gestreift werden, zu zeigen, gebe ich einen Überblick: Riehls Begründung der Volkskunde als Wissenschaft, Volksgeist, Rousseau und Herder, Möser, die Romantik und die Grimms, Soziologie, Völkerpsychologie und Völkerkunde, die Volkskunde im 20. Jahrhundert, Weg und Umfang der volkskundlichen Arbeit, das „primitive" Denken, die Dämonenwelt, Zauberspruch und Beschwörung, Zauberhandlung, Volkssitte und Brauch, Gebildbrote und Tracht, Volkssage, Märchen, Volksrätsel, Witz, Sprichwort, Prophezeiungen, Volksschauspiel, Volkslied, Volkskunst, Volkssprache, Bedeutung der volkskundlichen Arbeit.

Studenten werden diese beiden Bände mit großem Nutzen zur Einführung und zum Überblick über ihre Wissenschaft heranziehen. Aber auch dem erfahrenen Forscher geben sie Vieles. Denn Kenner der verschiedensten Fächer nehmen hier Stellung zu den wichtigsten Aufgaben unserer Kultur.

Brockmann-Jerosch, **Schweizer Volksleben**, Sitten, Bräuche, Wohnstätten, mit 268 Abbildungen, 8 Tafeln, Textilillustrationen. Mitarbeiter des 2. Bandes: Prof. Alfons Aeby, J. Ammann, Helene de Diesbach, Dr. Oskar Eberle, Maurice Gabbud, Simon Gfeller, Dr. Karl Gisler, Prof. Dr. Otto von Greyerz, Prof. Dr. Albert Heim, Prof. Dr. W. Henzen, Prof. Dr. Hoffmann-Krayer, Meinrad Inglin, F. Isabel, Dr. Meinrad Lienert, Robert Marti-Wehren, Prof. Dr. Henri Mercier, Dr. Edmund Müller-Dolder, Jean Nicollier, Max Oechslin, Franz Odermatt, Prof. Dr. Edgar Piquet, H. Ravussin, Hans Schaad, Prior Johann Siegen, Dr. Rudolf von Tavel, Karl Thommen, R. Thomann, Dr. Hermann Weilenmann. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch Verlag, 1931, 144 S.

Der 1. Band dieses schönen Werkes, den ich in dieser Zeitschrift, 3, 1929, 67 f. anzeigen konnte, umfaßt St. Gallen, Appenzell, Glarus, Graubünden, die italienische Schweiz, den Thurgau, Schaffhausen, Zürich; der 2. Band die Innerschweiz, Wallis, Genfersee und westliches Alpengebiet, Schweizer Mittelland, Jura, Basel. In jedem Abschnitt wird zunächst die Landschaft gekennzeichnet, dann die Siedlungsart, wobei ein schöner Überblick über das bodenständige schweizerische Haus gegeben ist, dann allerlei andere Bauten, Bräuche, Sprache, Kleidung, die verschiedensten Feste, die sich an den Jahreslauf und an das Menschenleben anschließen, der Volksglaube, die Sprache, das Jodeln, zum Schluß die eidgenössischen Schützen,

Digitized by Google

Turner- und Sängerfeste. Die Darstellungen sind gut, über die Deutung mag man da und dort verschiedener Meinung sein, im allgemeinen ist sie klar und einleuchtend. Besonders wertvoll sind die vielen Bildbeigaben nach guten Lichtbildern. Gerade die Verbindung von Bild und Beschreibung macht das Werk für die Wissenschaft sehr wertvoll. In den meisten volkskundlichen Büchern tritt die bildliche Darstellung (zum Teil aus wirtschaftlichen Gründen, denn die Wiedergabe der Bilder ist sehr teuer) dem Text gegenüber stark zurück; hier überwiegt sie und ist ganz vorzüglich. So können wir den zweiten abschließenden Band dieses ausgezeichneten Werkes ebenso warm empfehlen wie seiner Zeit den ersten.

Hans Grimm, **Volk ohne Raum**, München, Albert Langen, 1931, 1353 S., 8,50 Mark.

Auf dies Buch, das oben Seite 66 f. kurz angezeigt war, soll noch einmal hingewiesen werden. Grimms Buch ist beides: Anklage und Mahnung. Daß unsere Feinde auf Grund von „Blaubüchern", Verleumdungen und Erpressungen uns das moralische Recht absprachen, Kolonien zu besitzen, daß es dadurch soweit kam, daß auf 1000 qm Raum, auf dem in England 15 Menschen sitzen, in Frankreich 8, in Rußland 7, auf denselben 1000 qm sich in Deutschland 132 Menschen drängen, das ist seine Anklage. Und diese Anklage ist unerbittlich, leidenschaftlich, als von einem, der all die kleinen und die großen Ungerechtigkeiten dort erlebt hat, wo sie am deutlichsten spürbar waren: in den Kolonien.

Das andere, die Mahnung, geht an seine Volksgenossen, die für das deutsche Kolonialproblem eine erschreckende Verständnislosigkeit zeigen, ja oft in hetzerischen oder auch ahnungslos dummen Reden und Schriften dem Feinde die Waffen lieferten zu dem großen Lügenfeldzug.

All die Kampfrufe, die in Deutschland, in dem um Brot und Wahrheit so heiß ringenden Deutschland, erklingen, faßt Hans Grimm zusammen in den Ruf: „Gebt uns Raum!"

Der Weg des Cornelius Friebolt ist, ins Große übertragen, der deutsche Leidensweg: Der Weg von der Scholle zur Fabrik, in die Lohnknechtschaft, und wir kennen ihn heute noch weiter: in die graue Arbeitslosigkeit. Warum das Alles? Weil auf 1000 qm Boden nicht 132 Menschen leben können, und wenn die Acker noch so oft geteilt werden, wenn noch so viele Schlote rauchen, nein, auch dann nicht!

„Ja, wenn diese Bauernenkel Briten wären und die Weiten Kanadas und Australiens und Neuseelands und Südafrikas hinter sich wüßten und also eine andere Wahl hätten als den Marsch zu Fabrik und Großstadt ..."

Haben sie eine andere Wahl? Ja, noch eine: Auswandern. Und das heißt: Ihre Söhne und Enkel werden dem deutschen Volkstum für immer verloren sein. Und: ist es recht, daß auf der Erde 100 Mill. Deutsche leben, von denen über 30 Mill. ihr Können, ihren Fleiß, ihr Blut in fremde Dienste stellen? Oder wäre es nicht vielmehr so recht, daß diese 30 Millionen deutschen Boden unter den Füßen hätten, daß auch 15 Deutsche oder 8 oder 7 auf 1000 qm lebten, so wie Engländer, Franzosen, Russen?

Heidelberg. Hans Fehrle.

Dienst am Deutschtum, Jahrweiser für das deutsche Haus, 1933. J. F. Lehmanns Verlag, München 2 SW.

Hier wird ein Abreißkalender mit schönen Bildern und Hinweisen auf Werke des Lehmannschen Verlages vorgelegt, der jedem deutschen Hause Anregung und Freude bringen wird.

Digitized by Google

Kalender der deutschen Jugend 1933, bearbeitet von Prof. H. Eismann, Nürnberg, Verlag E. Sebald.

Wie früher enthält dieser Kalender auch diesmal wieder willkommene Mitteilungen, Hinweise und Belehrungen und sei deswegen der Jugend warm empfohlen.

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrage des Deutschen Volkslied-Archivs mit Unterstützung von H. Mersmann, H. Schewe und E. Seemann. Herausgegeben von John Meier. Dritter Jahrgang. Groß-Oktav, IV, 185 Seiten, 1932. Berlin und Leipzig, W. de Gruyter & Co. 14,04 Mk., geb. 15,48 Mk.

Der 3. Band des Jahrbuchs für Volksliedforschung bringt in der Hauptsache Aufsätze von Mitgliedern des Deutschen Volkslied-Archivs, die nach verschiedenen Richtungen hin Vorarbeiten für das große Deutsche Volksliedwerk leisten. Sie machen deutlich, welch weitgreifende und tiefgehende Untersuchungen notwendig sind, um die spätere Wiedergabe der Lieder und die Zeichnung der Entwicklung im Volksliedwerk einwandfrei zu gestalten, und wie zu diesem Zweck literarische und musikalische Forschungen ineinandergreifen müssen. Die Reichhaltigkeit dieses Jahrbuches zeigt eine Inhaltsangabe:

J. Meier, Die Ballade von der Frau von Weißenburg; W. Heiske, Königskinder und Elsleinstrophe; G. A. Megas, Die Ballade von der Losgekauften; F. Quellmalz, Die Melodien zur Ballade von der Losgekauften; E. Seemann, Newe Zeitung und Volkslied; H. Schewe, Neue Wege zu den Quellen des Wunderhorns; J. Bolte, Die Liederhandschrift des Grafen Hans Gerhard von Manderscheid; Derselbe, Alte Jenaer Studentenlieder; L. Lambrechts, Flämische Volkslieder; Kunstlieder im Volksmunde. Nachweise von E. Seemann und O. Stückrath. Bibliographie. Besprechungen.

Die Volksliedforschung ist das einzige Sondergebiet der Volkskunde, das eine eigene Zeitschrift hat, die nicht auch andere Gebiete mitbehandelt. Und diese Zeitschrift ist führend für das Sondergebiet, anregend aber nicht nur dafür, sondern für unsere volkskundliche Wissenschaft überhaupt und darüber hinaus auch für den Germanisten und den Musikforscher. Sie darf nirgends fehlen, wo man ernstlich an der Erkenntnis des Volksliedes arbeitet.

Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, herausgegeben von Eugen Fehrle. Konkordia A.-G., Bühl (Baden).

Die beiden ersten Hefte sind an dieser Stelle bereits besprochen. Heft 1 (L. Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde) vereinigt Volkskunde und Religionswissenschaft in sich, Heft 2 (W. Wolf, Der Mond im deutschen Volksglauben) ist eine rein volkskundliche Arbeit. Daß aber der Sammlung durchaus keine engen Grenzen gezogen sind, zeigen die folgenden Hefte. Sie umfaßt alles, was wahrem (besonders deutschem) Volkstum entströmt oder dazu dient, das Volkstum zu beleuchten, sei es Sprache, Kultur, Geistesleben, Glaube oder Brauch.

Heft 3: Friedrich Schlager, **Die Mundarten im fränkisch-alemannischen Grenzgürtel Badens.** 82 S., 1 Hauptkarte, 6 Einzellautkarten, 1 wortgeographische und 1 Karte der historischen Verhältnisse, 1931, 3 Mk.

Das Übergangsgebiet von der fränkischen zur alemannischen Mundart in Mittelbaden bedurfte einer eingehenden Untersuchung, die nun in Schlagers Buch vorliegt. Der Wert der Arbeit liegt vor allem darin, daß der Stoff nicht durch Fragebogen gewonnen wurde, sondern durch persönlichen Verkehr mit Leuten von über 200 Ortschaften. So ergaben sich wichtige Beobachtungen über das Leben und die Wandlung der Mundarten. Hüterin der Mundart ist die Frau, weniger

Digitized by Google

der Mann, der im Verkehr mit der Stadt und im Beruf sich der Schriftsprache nähert. Andere Kräfte, die zum Mundartabbau führen, sind neben der Schule der Gesangverein, wo die Leute auf ihre Spracheigentümlichkeiten aufmerksam werden, und die Kirche, da man sich dem meist von auswärts gekommenen Geistlichen verständlich machen muß. Außerdem setzt sich die junge Generation der älteren in manchen Lautformen scharf entgegen. Die Mundart jeden Dorfes unterscheidet sich von der des Nachbardorfes, wenn nicht lautlich, so doch in der Wortbildung und im Wortschatz. Orte von gleicher Pfarrzugehörigkeit zeigen keine wesentlichen mundartlichen Unterschiede, da sie auf mehreren Gebieten Lebensgemeinschaft miteinander haben. Die Landeshauptstadt Karlsruhe ist auf mundartlichem Gebiet die bindende Brücke zwischen gar verschiedenen Landesteilen, da dort die Hauptabweichungen des Fränkischen, Alemannischen und Schwäbischen von der Schriftsprache fehlen; dessen unbeschadet hat die Karlsruher Mundart noch genug Merkmale, die den Abstand zur Schriftsprache festhalten. Den Verlauf der verschiedenen „Linienbündel", die sich auf der Mundartenkarte ergeben, sucht der Verfasser geschichtlich zu begründen: die alte Grenze zwischen Baden-Baden und Baden-Durlach spielt mit herein, andere Orte heben sich von der Besiedlungszeit her ab. Die zweite Hälfte des Buches enthält eine recht sorgfältige planmäßige Behandlung der sprachscheidenden Laute, und zwei Mundartproben aus Au am Rhein und aus Malsch schließen die Arbeit, die von der Universität Heidelberg preisgekrönt wurde, ab.

Heft 4: Hermann Güntert, **Deutscher Geist.** Drei Vorträge. 116 Seiten. 1932. 2,50 Mk.

Als „dreisätziges Vorspiel" zu einer größeren Arbeit „Der Ursprung der Germanen" sind diese Vorträge gedacht, die der Verfasser in einer erweiterten, allgemein verständlichen Um- und Ausarbeitung hiermit weiteren Kreisen der Gebildeten bietet in der Hoffnung, „in unserer heillos verwirrten Zeit zur Anregung, Vertiefung des Denkens und Selbstbesinnung, zur Klärung mancher Streitfragen in Wissenschaft und Leben, zu tieferem Verständnis der gegenwärtigen Lage, zur Warnung und Mahnung vor gefährlichen Irrpfaden" etwas beitragen zu können.

1. Die Rache der Natur. Mit der Feuererzeugung war es dem Menschen gelungen, Herr einer Naturkraft zu werden. Immer weiter ist er auf diesem Wege geschritten, bis zur Erfindung von Eisenbahn, Dampfschiff, Telephon, Telegraph, elektrischem Licht, Radio, drahtloser Bildübertragung, Auto, Flugzeug, Unterseebot, Luftschiff. Aber diese Technisierung beginnt jetzt auch das geistige Leben des Menschen zu erfassen; er wird selbst zur Maschine, und die fabrikmäßige Schablonenarbeit unterdrückt die Menschenpersönlichkeit und ihre Sonderleistung; der schöpferische Geist, die Waffe, mit der sich der Mensch allein im Lebenskampf behaupten kann, wird verachtet, ein dünkelhaftes Massengefühl macht sich breit, das Ideal ist, nicht mehr arbeiten zu müssen, die Religion ist geschwunden, Literatur und Kunst werden nur in schamlosen Zerrbildern geschätzt, so wie der Mensch selbst ein Zerrbild geworden ist. Die Natur hat sich gerächt. Wir müssen die Ungleichheit der Menschen nach ihrer Fähigkeit und Veranlagung erkennen, denn das Allgesetz des Lebens, der Kampf verschieden starker Kräfte, der zur Entwicklung führt, gilt auf geistigem Gebiet wie in der Natur. Statt nach internationaler Gleichmacherei zu streben, muß das deutsche Volk sich auf seine erdhaften Kräfte besinnen, denn alle großen Werke sind im Laufe der Geschichte nur in den Grenzen blühenden Volkstums entstanden. Den germanischen Wurzeln des Deutschtums müssen wir nachgehen; Christentum und Humanismus, die die germanische Wesensart erst zur deutschen umgebildet haben, sind volksfremde Ein-

Digitized by Google

flüsse gewesen. Der hartnäckige Glaube vieler Humanisten an die Allgemeingültigkeit und ewige Geltung der antiken Kultur ist verhängnisvoll, denn solche Gebundenheit an eine längst verschwundene Vergangenheit lähmt die lebendige, eigenvölkische Entwicklung. Im Leben und in den Sitten der Bauern, denen die Maschine noch am wenigsten angetan hat, ist noch sehr viel echt deutsches Gut, und auf die Volkskraft der Bauern dürfen wir viel Hoffnungen setzen. Der Deutsche, der für sein Volk arbeitet, arbeitet zugleich für die Welt, und somit ist auch vom Standpunkt des Weltbürgers eine Erneuerung des deutschen Geistes zu wünschen.

2. Das Wesen des deutschen Geistes als Folge seiner Erbanlage. Die Tatsache, die der erste Vortrag ausführt, daß das Leben auf dem dauernden Spiel entgegengesetzter Kräfte beruht, tritt im Werden und Wesen des deutschen Volkes besonders klar in Erscheinung. In kühner und geistvoller Weise versucht G., von der Entstehung des germanischen Volkes an durch die ganze deutsche Geschichte hindurch dies zu zeigen. Nordindogermanische Stämme, Viehzüchter, die das Pferd als gezähmtes Haustier mit sich brachten, haben ein Bauernvolk besiegt, das von den Inseln und Halbinseln der Ostsee bis zum Harz saß. Die Bauern verehrten vorzugsweise die Erscheinungen der Vegetation in ihrem Wechsel und Gegensatz, Allmutter Erde und einen jugendlichen, sonnigen Frühlingsgott, die Indogermanen dagegen, die auf ihren Wanderungen immer den Himmel mit seiner Sonne als das Gleichbleibende sahen, hatten Lichtgötter, die im himmlischen Lichtland thronten. Aus der Verschmelzung der beiden gegensätzlichen Schichten erklärt sich der eigenartige Volkscharakter und die widerspruchsvolle faustische Seelenveranlagung der Germanen, wie sie bis zur Gegenwart nachwirken: Es sind seßhafte Bauern, die den Ackerbau verachten und unruhig stets auf neues Kolonisieren ausgehen; neben schwerfälligem Wesen, klarem Sinn für Wirklichkeit, zäher Arbeitswilligkeit und Beharrlichkeit findet sich Unendlichkeitsdrang, Verachten jeder einengenden Form, Kampfeslust, unbändiges Freiheitsgefühl, ein ewig unbefriedetes Sehnen nach Unbekanntem, Zielgebendem, Geahntem (so erklärt sich ihre Freude am Fremden), allerdings auch innere Zwietracht und Uneinigkeit, da der Kampf der einzelnen Seele zwischen blutsverwandten Stämmen und ganzen Gruppen tobt. Die Wandlung vom Germanentum zum Deutschtum entsteht aus den starken südländischen Einflüssen in der Einwirkung der Römerkultur am Rhein, in der Vermischung mit Kelten in Süddeutschland und in der Einführung des besonders römischen Christentums. Das Klassische mit seiner Ruhe und Ausgeglichenheit ist geradezu der Gegensatz zum germanischen Empfinden, das auf zielstrebiges Werden ausgeht und im Kunstwerk ein Gleichnis tiefwaltender Kräfte in ihrer Gegensätzlichkeit und in ihrem ringenden Kampfe sehen will. Diese germanische Wesensart bricht immer wieder durch: in Wolframs Parzival, im deutschen Humanismus, in der Mystik und in der Reformation, in den deutschen Geistesgrößen des 18. und 19. Jahrhunderts. „Der ungeheure Vorteil dieser eigenartigen Doppelseitigkeit des deutschen Geistes liegt in der eben durch die Gegensätzlichkeit bedingten, erhöhten Spannung und der Notwendigkeit, immer neu den Kräfteausgleich herzustellen." Da das deutsche Volk das in sich durchmacht, was einseitig veranlagte Völker erst im Ganzen der europäischen Kultur beitragen können, ist es unentbehrlich für die europäische Kultur und wirklich das „Herz der Völker". — Wohl mag man bei dieser Darstellung im einzelnen Bedenken haben; z. B.: Dürfen wir für die indogermanische Zeit bereits die Vorstellung von einer „Seele" annehmen, die nach Verbrennung des Leichnams zu den Göttern einging, und hatte die Wanderlust dieser „seßhaften" Bauern, die „Sehnsucht" nach dem Süden nicht recht reale Gründe? Dies und einiges andere wäre

Digitized by Google

noch einmal zu überprüfen, aber wir müssen G. dankbar sein für den kühnen Entwurf dieses großartigen Entwicklungsbildes, das in seinen Grundlinien wohl richtig ist und diese schwierigen Fragen von einer ganz neuen Seite sehen läßt.

3. Die deutsche Sprache als Ausdruck deutscher Art und Geschichte. Weite Kreise halten die Sprachwissenschaft, die in Wirklichkeit die Grundlage aller Wissenschaft überhaupt ist, für ein besonders theoretisches, formalistisches, lebensfremdes Fach, für das man kein tieferes Verständnis oder gar Anerkennung zu haben braucht. Und doch ist die Sprache viel mehr als etwas Formales. Da das menschliche Denken durchaus wortbezogen ist, ist die Sprache nicht nur Mittel, sondern eine Voraussetzung des menschlichen Denkens. Der Geist braucht Übersicht, er vergleicht, scheidet, faßt zusammen und umspannt ähnliche Vorstellungen in einem neuen, einheitlichen Gebilde, im „Begriff", aber nur die Sprache liefert ihm die Möglichkeit dazu. Lediglich dank den Wortzeichen entstehen rein geistige Allgemeinbegriffe, die sogenannten „Abstrakta". Der Begriffsumfang, wie er in einem Worte festgelegt ist, ist keine ein für allemal feststehende Größe; die Begriffe der Wortnamen sind bei den einzelnen Menschen nicht gleich und erst recht nicht in den verschiedenen Sprachen, also bei den einzelnen Völkern. Folglich muß unsere Sprache die Sonderart des deutschen Geistes und die Geschichte unserer Vorfahren wiederspiegeln. Das Ziel der deutschen Sprache ist nicht Wohlklang, noch weniger glatte, regelmäßige Form, sondern größte Ausdrucksfähigkeit: dies zeigt sich in der Menge von Reibelauten, im Ablaut, der in Wortbildung und Formenbeugung eine große Bedeutung hat; in der Wortbetonung siegt das Gedankliche auf Kosten des Schönen; der deutsche Vers verzichtet auf das ruhige, ebene Gleichmaß antiker oder romanischer Verse, er will Wechsel und Gegensatz und berücksichtigt weitgehend den Sinn, und in der Satzbetonung herrscht der Verstand über das Gefühl. Die deutsche Schriftsprache ist das Erzeugnis deutscher Geschichte. Im Süden des deutschen Sprachgebiets hatte sich in alter Zeit durch Vermischung mit Kelten und romanisierten Alpenvölkern eine neue Sprechart, eine Art Kolonialsprache gebildet. Die Dichter und Sänger der Ritterkultur, die in West- und Süddeutschland führend ist, wählen eine von allzureichen Mundartausdrücken freie Sprachform. Seit dem 13. Jahrhundert dringt das Hochdeutsche als Handelssprache auch nach Niederdeutschland, wo das Plattdeutsche allmählich nun zur Volksmundart wird, und die Reformation bestätigt das Hochdeutsche als Sprache der Gebildeten. In der Ostmark, wo sich Ansiedler und Kolonisten aus allen Gegenden Deutschlands zusammengefunden, kommt es von selbst zu einer ausgeglicheneren Sprechweise. Vom 18. Jahrhundert an gewinnt Süddeutschland wieder größeren Einfluß auf die Schriftsprache durch Goethe, Schiller und die schwäbischen Dichter. Aber das Norddeutsche mit seiner genaueren Lautartikulation wird Vorbild für die „richtige" Aussprache des Hochdeutschen, wie sie die Bühne fordert. So haben tatsächlich alle deutschen Stämme an der Gestaltung des Hochdeutschen mitgearbeitet. Neben der Allgemeinsprache schätzen wir die Mundarten, die die besonderen Eigenheiten der Einzelstämme in unmittelbarer sprachlicher Formung zutage bringen.

„Den Lehrern und Erziehern der deutschen Jugend als den berufenen Hütern deutscher Geisteswerte" ist das Buch zugeeignet. Es ist somit eine ernste Mahnung an die Deutschlehrer, das Sprachliche im Unterricht stärker zu berücksichtigen, als es vielerorts geschieht. Daß die Sprachwissenschaft tatsächlich die Grundlage aller Geisteswissenschaften ist, beweisen am besten Günterts sämtliche Werke, die, weit über das Formale hinausgehend, zur Geistes-, Kultur- und Religionsgeschichte wertvolle Beiträge liefern.

Digitized by Google

Heft 5: Wolfgang Treutlein, **Das Arbeitsverbot im deutschen Volksglauben.** 166 Seiten, 1932, 3,50 Mk.

In sieben Gruppen werden die Arbeitsverbote eingeteilt: Arbeitsverbote im Menschenleben, solche allgemeiner Art und an bestimmten Wochentagen, durch Tageszeiten, durch die Gestirne, durch Unglückszeit beeinflußte und Arbeitsverbote im Jahreskreislauf. Zusammenfassend führt der Verfasser vier Ursachen für die Arbeitsverbote an: Analogie im volkstümlichen Denken und Glauben (z. B. man soll keine rasch blühenden Pflanzen im Zeichen der Jungfrau setzen, weil sie sonst „jungfräulich" bleiben und keine Früchte bekommen), Geisterfurcht, Feiertagsheiligung (diese beiden lassen sich nicht immer scharf voneinander trennen), praktische und gesundheitliche Rücksichten (z. B. die meisten Arbeitsverbote für die Wöchnerin). Im Rahmen dieser Abhandlung war es nicht möglich, die angeführten Erscheinungen nach ihrem Ursprung zu trennen, ob deutsche Glaubensvorstellungen oder fremde Einflüsse vorliegen oder ob es sich um allgemeine Denkvorgänge handelt, die an keinen Ort und keine Zeit gebunden sind. Für solche Untersuchungen liegt nunmehr der Stoff in reichem Umfang vor. Ein Wortweiser erleichtert die Benützung des Buches. Aufgefallen ist mir eine Kleinigkeit auf Seite 33: der Freitag sei der Tag der „Freya". Der Freitag gehört zu Frija, nord. Frigg, und diese hat nichts zu tun mit der Freyja der Edda. Die Verwechslung kommt in unserem Schrifttum so häufig vor, daß man nicht oft genug darauf hinweisen kann.

Heidelberg. Richard Hünnerkopf.

Willy Andreas, **Deutschland vor der Reformation.** Eine Zeitenwende. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1932, 644 Seiten.

Wir untersuchen in der Volkskunde zunächst die Erscheinungen des Volkslebens am einzelnen Menschen und in einer Gemeinschaft von Menschen und suchen sie psychologisch zu ergründen. Dann beobachten wir die Unterschiede einzelner Erscheinungsformen, grenzen ihre Verbreitungsgebiete ab und verfolgen sie in ihrem geschichtlichen Verlauf. Dabei sind die Abwandlungen, Umbildungen, Kräfteverkreuzungen und Neubildungen von Bedeutung. Denn bei ihrer geschichtlichen Entwicklung zeigt sich erst Stärke und Schwäche, Echtheit und Oberflächlichkeit einer Erscheinung, Eigenständigkeit oder entlehntes fremdes Gut in seiner Wirkungsmöglichkeit innerhalb einer Gemeinschaft. Um hierin urteilen zu können, müssen wir die Geschichte einer Gemeinschaft im Ganzen kennen.

Für die deutsche Geschichte vor der Reformation haben wir für solche Studien in dem Buch von Andreas einen hervorragenden Führer. Es hat mit Recht den Untertitel: Eine Zeitenwende. Denn es stellt Entwicklungen dar, die, vor allem auf religiösem Gebiet, damals feste Formen angenommen hatten und im Volksglauben, wie auch sonst, bis heute weiterleben oder wenigstens nachwirken. Was Andreas über Laienfrömmigkeit und Volksreligiosität sagt, gilt auch für die folgende Zeit. Und gerne vernimmt es der Volkskundler, wie der Historiker Einzelvorstellungen, um die der Volksglaube sich rankt, wie Heiligenverehrung, Volksbücher, religiöse Feste, Wallfahrten, Wunderglauben, Weissagung, Aberglauben, Hexenwahn (S. 205 ff.), Volksmedizin, Magie, Astrologie (S. 199 ff., 554 ff.), Paracelsus (S. 565 ff.) u. a. in den großen Gang der Geschichte einreiht.

Wertvoll sind auch die Abschnitte über die Kultur des Bauern, sein Verhältnis zum Städter und die Wechselwirkungen zwischen dem städtischen Bürgertum und den Dörfern, dann die Darstellungen der Überfremdung unseres Volkstums durch Scholastik und Humanismus. Schön ist gezeigt, wie in der Brust manches Humanisten zwei Seelen wohnten: einerseits trieben sie deutsche Volkskunde, da

Digitized by Google

und dort fast in unserem Sinne, dann gaben sie aber z. B. die gesammelten Volksredensarten in lateinischer Übersetzung heraus. Mit dem Herzen waren sie deutsch, Überlieferung und Gefühlsduselei (Celtis bedauert, daß seine Geliebte die Liebesbriefe nicht lateinisch schreiben könne) fesselten sie ans Latein.

So könnte ich noch viele kleinere Beobachtungen und großzügige Darstellungen anführen, die für den Volkskundler ebenso wichtig sind wie für den Historiker, und möchte deshalb zum Schluß den Wunsch aussprechen, daß recht viele Volkskundler dieses bedeutende Buch benutzen.

Eugen Fehrle.

Deutsche Jugendbücherei. Der Dürerbund gibt für Schule und Haus eine Reihe schöner Schriften heraus, auf die ich deshalb hier empfehlend hinweise, weil ein Teil davon ins Gebiet der Volkskunde führt: mehrere Hefte bringen Märchen, Lügengeschichten, Fabeln, die Abenteuer der sieben Schwaben, Kinderreime aus des Knaben Wunderhorn, die Schildbürger usf. Das sind natürlich keine Werke für die Wissenschaft. Aber es ist wichtig, daß schon die Kinder Sinn bekommen für unser Volkstum. Mehrfach kann man beobachten, daß aus solcher Jugendlektüre später wertvolles Verständnis und Liebe zum Studium unseres Volkstums erwachsen ist.

Die Hefte sind sehr billig: die einfachen kosten 15 Pfg., andere mit farbigem Titelbild 20 Pfg., wieder andere in Halbleinen 35—85 Pfg. Zu beziehen sind die Hefte durch jede Buchhandlung oder den Herm. Hillger Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 125.

Rudolf Helm, **Deutsche Volkstrachten** aus der Sammlung des Germanischen Museums in Nürnberg, mit 115 Trachtenbildern auf 48 schwarzen und 8 farbigen Tafeln, München, J. F. Lehmann, 1932, 20 S., 4 Mk.

Helm spricht zunächst über Geschichte, Wesen und Bedeutung der deutschen Volkstrachten. Schön weist er dabei auf einen Unterschied zwischen Männer- und Frauentracht hin, den man überall wiederfindet (S. 10): „Männertracht bleibt immer etwas Unpersönliches, weil sie nicht vom Träger selbst hergestellt wird, sondern vom Schneider, und die eigene Zutat fehlt, und damit auch die Möglichkeit und Neigung zu persönlichen Abweichungen" ... „Dagegen kommt die Frauentracht niemals ganz zur Ruhe, obwohl sie im Grunde konservativer ist als die Männertracht ... aber das persönliche Schmuckbedürfnis findet doch Wege genug, die starre Grundform zu umkleiden. Die bäuerlichen Frauentrachten haben gewissermaßen ihre eigenen Moden, die sich in Kleinigkeiten äußern." Hier ist meines Erachtens noch ein anderer Gesichtspunkt wesentlich, den ich in meiner Badischen Volkskunde, I, 180 ff. betont habe. Die Bauern wollen durch die gleiche Tracht das Gemeinschaftsbewußtsein hervorheben. Deshalb war in alten Zeiten die Tracht vorgeschrieben, wenn es galt, sich zu sammeln, sei es auf dem Rathaus zu gemeinsamer Beratung für die Gemeinde oder im Gottesdienst zu gemeinsamem Gebet. Die Frau hat wohl auch dieses Gemeinschaftsgefühl und trägt zu seiner Betonung die Tracht des Dorfes; aber innerhalb des Dorfes steht sie doch Nachbarinnen, Freundinnen und Feindinnen gegenüber, die sie übertreffen oder von denen sie sich in dem oder jenem unterscheiden will. Und dann ist die Frau im Allgemeinen für Abwechslung leichter zu haben als der Mann. Auf diesen weiblichen Eigenschaften beruhen wohl in der Hauptsache die kleinen Änderungen in den Frauentrachten ... Sie gehen selten darauf zurück, daß die Kleidung von den Trägerinnen selbst hergestellt wird, im Gegensatz zur Männertracht. Denn das meiste stellt die Frau nicht selbst her, sondern die Näherin oder die Kappenmacherin; aber man bespricht mit diesen die Kleidung, die gemacht werden soll, aber auch die Kleidung anderer Frauen, von denen man sich irgendwie unter-

Digitized by Google

scheiden will. Das sind die tieferen Gründe der kleinen Unterschiede. Und jeder, der das Dorfleben genau kennt, wird allerlei Lustiges über solche weiblichen Gespräche erzählen können.

Nach der allgemeinen Einleitung gibt Helm eine kurze Übersicht über die Trachten, die nachher im Bilde gezeigt werden. Vertreten sind alle deutschen Gaue, außerdem die angrenzenden Länder deutscher Kultur. Die Bilder sind ausgezeichnet, besonders die farbigen. Denn gerade sie geben nicht nur einen Begriff von den Formen, sondern auch von der bunten Schönheit unserer Volkstrachten. Das Werk kann zum Studium und für Schulen aufs wärmste empfohlen werden.

Eben kann ich noch hinweisen auf ein anderes ausführlicheres Trachtenbuch desselben Verfassers:
Rud. Helm, **Die bäuerlichen Männertrachten** im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, mit 48 Tafeln und 13 Schnittzeichnungen, Heidelberg, C. Winter, 1932, 163 Seiten.

Für das wissenschaftliche Studium bildet dieses gründliche Buch eine wertvolle Handhabe. Eine Besprechung folgt.

Eugen Fehrle.

Alfred Wirth, **Anhaltische Volkskunde.** Dessau, C. Dünnhaupt, 1932, 376 S., 12 Tafeln, brosch. 14 Mk.

Eine „Quellenkunde für ein Material, das kaum wieder zugänglich sein wird", nennt der Verfasser sein Buch. Und eine solche ist es in der Tat. Nicht nur, daß mit wahrem Bienenfleiße in vieljährigem Sammeln alles zusammengetragen worden ist, was an Sitte, Brauch und Volksglauben im Anhaltischen zu finden war, auch hier ist wie allerorten in den letzten Jahrzehnten viel volkstümliches Gut endgültig dahingeschwunden und hat seinen letzten Niederschlag in vorliegendem Buche gefunden. So engbegrenzt räumlich das behandelte Gebiet auch ist, kann man doch inbezug auf das Volkstum nicht von einer geschlossenen Einheit sprechen. Nicht nur, daß sich in Anhalt ober- und niederdeutsche Einflüsse mischen, auch die geographische Lage, die Besiedlung und Kolonisation haben das ihre dazu beigetragen, das Volkstum überaus mannigfaltig zu gestalten. Ein kurzer Überblick über das Inhaltsverzeichnis möge ein Bild der Stoffauswahl vermitteln: Landschaft und Besiedlung, Haus und Hof, Geräte, Haustiere, die Menschen, ihre Tracht und ihre Kost, das Gemeinschaftsleben, vom Sagen und Singen, der Volksbrauch und -glaube im Ablauf des menschlichen Lebens, bei den Festen und bei der Arbeit, Volksheilkunde. Eine Unsumme von Einzelbeobachtungen reiht der Verfasser aneinander, wobei man manchmal eine zusammenfassende Betrachtung vermißt, wie sie etwa in vortrefflicher Weise dem Abschnitt über das Volkslied beigegeben ist. Leider ist der Verfasser auch trotz gelegentlicher Anläufe kaum auf das volkskünstlerische Schaffen seiner Heimat eingegangen. Wenn z. B. festgestellt wird, daß die Laden bunt bemalt sind (S. 9 und 36), so hätten einige, wenn auch knappe Hinweise auf die dabei gewählten Motive und Farben wertvolle Fingerzeige gegeben. Ähnliches gilt für die Haus-, Vieh- und Hofmarken (S. 57). Auch ein kurzer Abriß über die Haustypen in Anhalt hätte das Kapitel über Haus und Hof wertvoll bereichert. Die dem Buche beigegebenen Abbildungen verraten, daß auch die Volkskunst in Anhalt gepflegt wurde und in Eigenem ihren Ausdruck fand. Was aber hier beanstandet werden mußte, trifft keineswegs das vorliegende Buch allein, es gilt leider für noch fast alle volkskundlichen Sammelwerke, und es kann nicht oft genug gefordert werden, auch der Volkskunst den Raum zu schenken, der ihr gebührt. In der Volkskunst spiegelt sich mehr denn irgendwo tiefstes Erleben unseres Volkes wieder! Jenseits dieser mehr grundsätzlichen Auseinander-

Digitized by Google

setzung aber: Das Wirthsche Buch erhebt sich weit über die große Mehrzahl der „Volkskunden"!

Max Walter.

Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, neubearbeitet von J. Bolte und G. Polívka unter Mitwirkung von W. Anderson, M. Böhm, R. Th. Christiansen, R. Gragger, B. Heller, G. Horák, 5. Band, Zur Geschichte der Märchen. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, geh. 15 Mk.

Vom **Handwörterbuch des deutschen Märchens** (Berlin, Walter de Gruyter), herausgegeben von Lutz Mackensen, liegt jetzt die 6. Lieferung vor.

Bericht über diese zwei Werke folgt.

Eugen Fehrle.

Helene Barthel, **Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf.** (Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, 1. Reihe, herausgegeben von Jul. Schwietering, Heft 3.) Münster, Aschendorff, 1931 (VIII, 147 Seiten.) 5 Mk.

Gotthelf, ein Bauernpfarrer von seltener Eignung und besonderer Beobachtungsgabe, war seiner Aufgabe wie wenige vor und nach ihm gewachsen, weil er den größten Teil seines Lebens mit den Bauern zusammenlebte, als Seelsorger in manches Schicksal hineinsah, vor allem aber, weil nicht literarischer Ehrgeiz, sondern volkserzieherische Liebe seine Feder lenkte. Aus einer vergleichenden Zusammenschau aller Gotthelfschen Werke ein Bild des Emmentaler Einzelhofbauern nachzuzeichnen, war nun von vornherein eine dankbare und lohnende Aufgabe. Die Verfasserin hat sie, auf Anregung ihres Lehrers Schwietering hin und in dessen neuer, der Volkskunde mancherlei Gewinn versprechenden Schriftenreihe zu lösen unternommen und ist zum Glück nicht in einer Zusammenstellung stecken geblieben, sondern zu einer ansprechenden Zusammenschau gekommen. Als glücklicher Umstand kam ihr dabei das vortreffliche Buch von Em. Friedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, 1. Band: Lützelflüh, zu Hilfe, also die lebensvolle gesättigte Darstellung des gleichen Emmentaler Dorfes, in dem Gotthelf Pfarrer war und das neben den Landschaften des Oberaargaus und des unteren Emmentals den Hauptschauplatz seiner Erzählungen bildet. — In drei Hauptabschnitten: Umwelt und Lebenslauf — Bäuerliche Ethik — Die religiösen Grundlagen des bäuerlichen Lebensstils — stellt die Verfasserin aus Gotthelfs Werken das innere und äußere Leben des Emmentaler Hofbauern anschaulich dar und betont dabei besonders, wie die Hofidee sein ganzes Denken und Handeln bestimme. Die kalvinistische Praedestinationslehre erkläre die auffällige Strenge in der Arbeitsethik des Emmentalers, eine Deutung, gegen die von Kennerseite allerdings bereits Einwendungen gemacht werden. (Vgl. Schweizer Volkskunde, 21, S. 111.) Wenn so auch Einzelnes wohl noch genauerer Nachprüfung bedarf, haben wir doch Grund, Helene Barthel für dies „historisch-soziologisch" angelegte, fesselnde Gesamtbild eines Stückes echtesten Bauerntums zu danken.

Lahr.

Johannes Künzig.

Volkskunde. Antiquariatskatalog 55. Buchhandlung und Antiquariat M. Edelmann, Nürnberg, Hauptmarkt 3 (1932), 106 S.

Dieser Katalog, den wir unseren Lesern empfehlen, umfaßt: allgemeine Volkskunde (Aberglauben, Anthropologie, Ethnologie, Volksmedizin, Altertümer, Gebräuche, Volkstrachten), Fabeln und Tierepos, Humor, Satire, Legende, Lied, Märchen, Mundarten, Mythologie, Religionswissenschaft, Namenkunde, Rätsel, Sprichwort, Sage, Schwank, Volksbücher, Volksschauspiele.

Digitized by Google

Wortweiſer.

Von **Anne Boſſong**, Heidelberg.

Ameiſenhaufen 39
Amorbach 171
Amulett 22 f., 161 ff.
Andreas, W. 183 f.
Angang 2, 7
Anſchaulichkeit 75
Arbeitsverbot 183
Augenheilkunde 38 ff.

Bader, K. S. 52, 175
Bargheer, E. 67
Barthel, H. 186
Becker, A. 119, 169 f.
Beſchorner, H. 51 f.
Blecker 169 f.
Brautwagen 49
Brinkmann, H. 65
Brockmann-Jeroſch 177 f.
Buck, M. R. 69 f.
bucklig 165
Burſchenſchaft 28 ff.

Chattenkrieger 47 f.
Chriſtmann, E. 63

Dachsfell 10
Dalmeichel 169
Dienſtbotenwechſel 152 f.
Dreſchverſe 170

Eidechſe 13 ff.
Eimer, M. 62
Einweihung d. Hauſes 136 f.
Eiweiß 39
Erich, O. A. 153 ff.

Fabel 122
Fatſchen 104 ff.
Fehrle, Ernſt 71 f., 73 ff.
Fehrle, Eugen 56 ff., 68 ff., 85 ff., 168 ff., 172 ff.
Fehrle, Hans 178
Fenchel 39
Fiſcher, Edm. 172
Fiſcher, Eugen 90
Flurnamen 51 f., 175 f.
Freiling, P. 176
Fromm 45 f.
Froſch 49
Fußſpur 2

Gebildbrote 153 ff.
Geier, W. 62
Geiges, F. 61
Gentges, J. 54
Glücksfiguren 163, 166
Gottſchald, M. 56 f.
Grimm, H. 66 f., 178
Grunwald, M. 70
Günkert, H. 90 f., 102 ff., 180 ff.

Haartracht 48
Habergäulchen reiben 46 f.
Häberle, D. 63
Handwerk 93 ff.
Hauffen, A. 60
Heilig, O. 52
Heimberger, H. 38 ff., 93 ff.
Heizmann, L. 62
Helm, R. 184 f.
Herrmann, F. 61, 104 ff.
Heuſchrecke 123 ff.
Hindringer, R. 1 ff., 168 f.
Hirſch 102 f.
Hochzeit 49
Hofmann, H., 64
Hofſtaetter, W. 177
Hoppe, H. 49
Hornamulett 164
Huber, E. 175
Hufſchlag 2, 8
Hünnerkopf, R. 52, 67 f., 179 ff.

Jacoby, A. 13 ff.
Jungwirth, H. 28 ff.
Juß, L. 71 f.

Katze 49
Kinderſchreck 42 f.
Kleeberger, K. 42 ff., 46 f., 63
Klunglerin 43
Kornblume 40
Kranzmayer, E. 52 f.
Krieß, R. 114 ff., 173 ff.
v. Künnßberg, E. 52
Künzig, J. 54, 72, 186
Kurz, J. B. 72

Leffß, J. 69
v. Lettow-Vorbeck, A. 64
Lichter ſchwimmen laſſen 85 f.
Lilie 41
Löwenzahn 40

Mägdeſchreck 43
Märchen 172, 186
Martiniweibchen 42
Martinstag 150 ff.
Maske 48
Meerrettig 40
Meier, John 179
Mielke, R. 60 f.
Monegunde, hl. 22
Much, R. 168
Müller, O. A. 51 f., 129

Digitized by Google

Neckel, G. 65
Neujahr 163, 166
nieſen 49
Nilsſon, M. P. 71

Ochs, E. 55 f.
Oppenheim, H. 53
Orakel 123 f.
Ortsnamen 52

Panzer, F. 120 ff.
Perlick, A. 123 ff.
Pferd 1 ff.
Pfingſtquack 10
Pfiſter, F. 131 ff.
Pfleger, A. 69
Preiſendanz, K. 175 f.

Raabe, W. 73 ff.
Rad, brennendes 86
Raſſenkunde 90 f.
Raute 41
Regengott 87 f.
Reinfried, H. 54 f.
Reßlaff, E. 70
Richtfeſt 135 ff.
Röſch, H. 139 ff.
Roſenblätter 41
Rosmarin 49

Schattenſpiel 53 f.
v. Schauenburg, J. 54 f.
Scheibenwerfen 86
Schimmel 1 ff.
Schellkraut 41
ſchießen 49
Schlager, F. 179 f.
Schlange 13 ff.
Schloßberg, A. 146 ff.
Schmidt-Rohr 89 ff.
Schnabel, F. 177
Severin, hl. 129
Sommer, Lina 64
Sonnenkult, 86 ff.
Speichel 22
Sprache 52 f., 139 ff., 182
Spreu ſtreuen 49
Sprichwörter 170 f.
Steinmetz, S. R. 59
Stickereien 104 ff.

Tabu 131 ff.
Teigaffe 163 f.
Teske, H. 52 f., 150 ff.
Tier 102 ff.
Tierſage 120 ff., 129 f.
Totenbräuche 45 f., 49
Trachten 184 f.
Treutlein, W. 183

Übelabwehr 112
Umritt 5, 8
Urtel, H. 68

Veilchenblätter 39
Volkskunſt 93 ff.
Volkslied 146 ff.
Volksmedizin 83 ff., 130 ff.
Vorbildzauber 86 ff.

Waffeleiſen 93 ff.
Wagner, G. 59
Wallfahrtsbräuche 173 ff.
Walter, B. 171
Walter, Max 176, 185 f.
Wegwarte 41
Weinreich, O. 71
Weiſer-Aall, L. 47 f.
Weismantel, L. 53 f.
weiß 1
Wetterregeln 49 f.
Wieland, F. 65
Wilde, J. 62
Winkler, K. 72
Wirth, A. 185 f.
Wolber, K. 49 f.
Wolf 121 ff.
Wolf, W. 65 f.

Zauberſpruch 114 ff.
Zaunert, P. 172
Zauberpappri 175 f.
Zeche 28 ff.
Zink, Th. 64

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

PERIODI
THIS DOES NOT
3 0000 116 554 647

Digitized by Google

Digitized by Google

PERIODI
THIS DOES NOT
3 0000 116 554 647

Digitized by Google

Digitized by Google